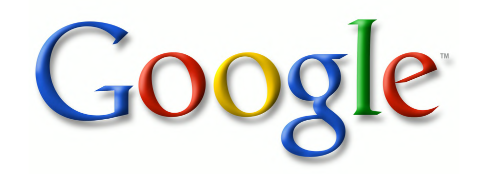
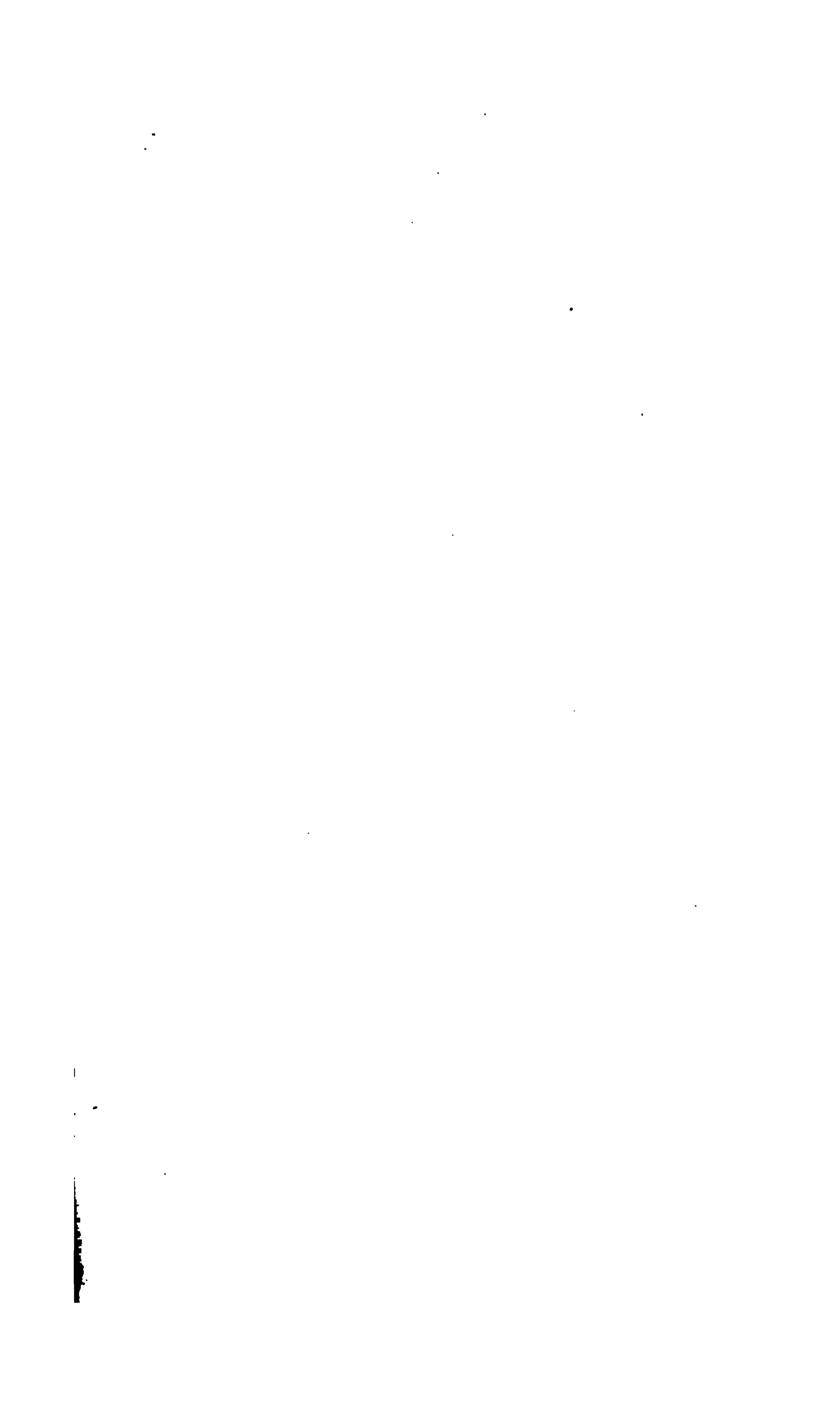
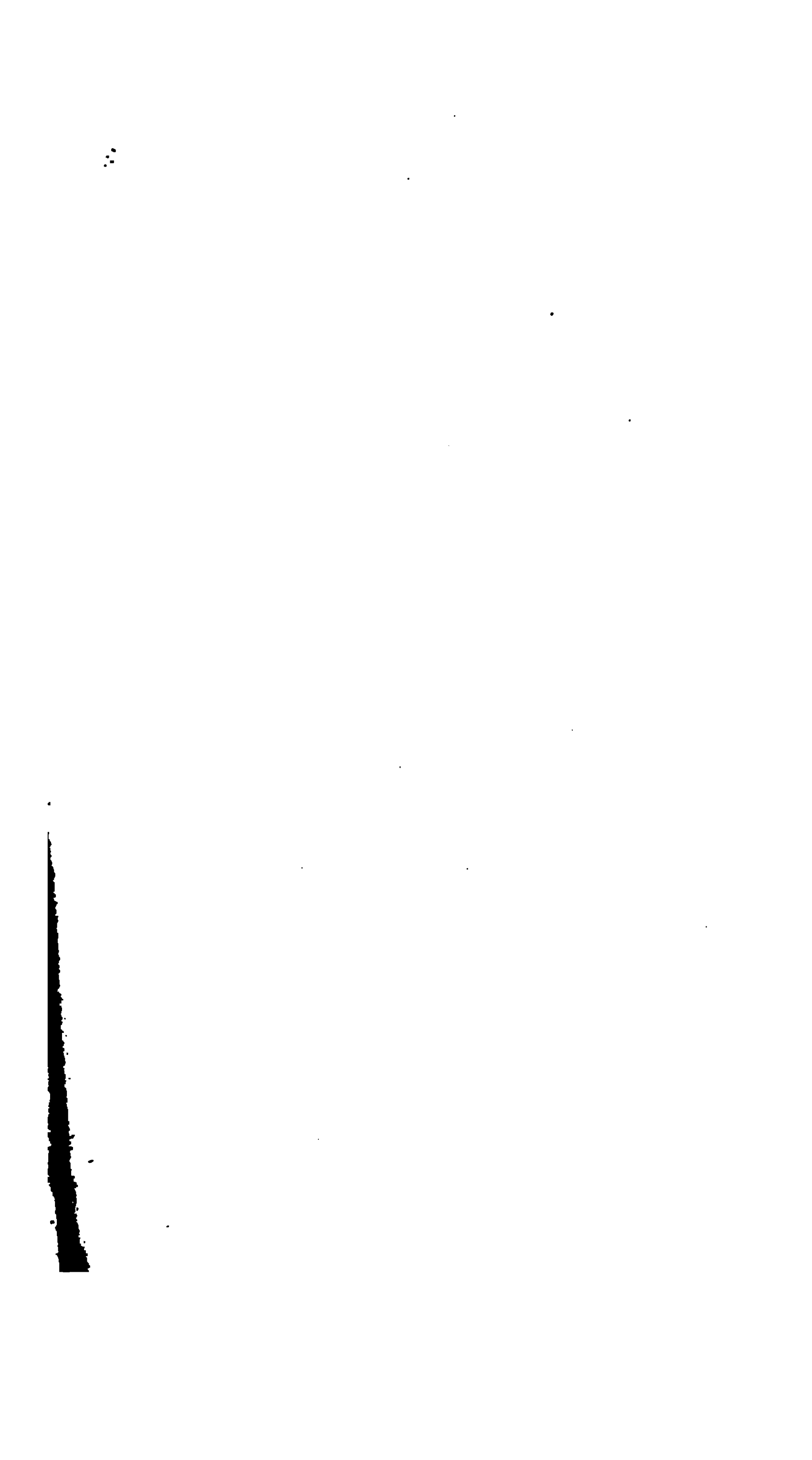



Sammlung
historischer Bildnisse.



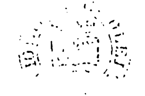




# Sammlung

# historischer Bildnisse.

Zweite Serie.



I

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.





Daniel O'Connell



Daniel O'Connell

# Daniel O'Connell.

Von

**Reinhold Baumstark,**
Kreisgerichtsrath in Constanz.

---

Mit dem Bildniß O'Connell's.



Zweite Auflage.

**Freiburg im Breisgau.**
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
**Strassburg:** Agentur von **B. Herder,** 15, Domplatz.



# Vorwort.

Die Geschichte zeigt, daß die Menschen zu allen Zeiten um ihre heiligsten Güter in harter Arbeit kämpfen mußten. Diese Betrachtung stählt den Muth der Jetztlebenden durch den Rückblick auf die Heimgegangenen, denen es auch nicht leichter gemacht wurde hienieden, als es uns geschieht.

Indem ich diese und einige andere Wahrheiten an der Lebensgeschichte und Wirksamkeit Daniel O'Connells nachzuweisen bestrebt war, wünschte ich eine Arbeit zu liefern, welche nach ihrer Form und Darstellungsart sich für möglichst weite Kreise eignen, gleichzeitig aber durch ihren Inhalt auch die ernste Prüfung der Kenner bestehen sollte.

Beifall für meine Gesinnung kann ich nur von Gesinnungsgenossen erwarten, und ich weiß, daß meine politische Gesinnung selbst von meinen religiösen Glaubensgenossen keineswegs immer getheilt

wird. Aber Allen gegenüber konnte ich darnach streben, auch nicht die mindeste thatsächliche Behauptung aufzustellen, die vor dem Auge der unparteiischen Forschung sich nicht als wahr rechtfertigen ließe.

Hinsichtlich des Stoffes war es meine Aufgabe, auszuscheiden, was nur für irische oder englische Leser von Interesse sein kann, und mich auf das zu beschränken, was einen dauernden und allgemein menschlichen Werth beanspruchen mag. Die Literatur, und zwar nicht nur die katholische, sondern auch jene der Gegner, habe ich so sorgfältig und umfassend benützt, als es meine Lebensverhältnisse möglich machten.

Möge der Segen Gottes meiner Arbeit nicht fehlen.

Constanz, im Februar 1873.

**Reinhold Baumstark.**

# Daniel O'Connell.

# Einleitung.

Daniel O'Connell wurde geboren am 6. August 1775, und starb am 15. Mai 1847. Während dieser langen Lebenszeit hat er sich bei seinem irländischen Volke den großen Namen des Befreiers und bei allen politischen und religiösen Parteien den unbestrittenen Ruhm eines einsichtsvollen Staatsmannes und eines wahrhaft edlen Charakters erworben. Der Befreiungskrieg Nordamerika's leuchtete über seiner Wiege, die französische Revolution sandte ihre grauenhaften Blitze in sein Jugendleben; die Thaten des ersten Napoleon erfüllten sein Mannesalter mit ihrem Ruhm; die Juli-Revolution mit ihren Folgen ging an Europa vorüber, und erst hart vor der Schwelle des Jahres 1848 neigte sich O'Connells müdes Haupt zur wohlverdienten Ruhe, nachdem er sein Volk aus der Tiefe des Elends und der Knechtung ruhmvoll emporgezogen und als gleichberechtigtes Mitglied in die Völkerfamilie Europa's eingeführt hatte.

Um das Leben eines solchen Mannes einigermaßen zu verstehen, ist es vor Allem nothwendig, die Geschichte seines Landes wenigstens in den allgemeinsten Zügen zu kennen. Diese Geschichte ist voll von endlosem Jammer. Wenn es ein Sterblicher versuchen wollte, die ganze Masse von blutigem und unblutigem Elend zu ergründen, welche seit

vollen sieben Jahrhunderten über Irland gewogt und gewüthet hat, er müßte erliegen vor unendlichem Schmerz; das Herz müßte ihm zerspringen vor Erbarmen mit der in den Staub getretenen, schamlos und schonungslos mißhandelten Menschheit. Es ist zwar richtig, daß das gegenwärtige Jahrhundert manche der bittersten Beschwerden dieses unglücklichen Landes verschwinden sah, daß manche seiner gerechtesten Wünsche in Erfüllung gingen. Aber die Folgen der in früheren Jahrhunderten verübten grausamen und furchtbaren Thaten ragen über unsere Zeit in die ferne, unbekannte Zukunft hinein, als ob sie dem stolzen England mit unheildrohender Stimme zurufen wollten: Irret euch nicht, Gott läßt Seiner nicht spotten, und was der Mensch säet, das wird er erndten.

Europa's westlichstes Land, die grüne Insel Erin, tritt aus dem Dunkel der Urzeit erst im fünften Jahrhundert nach der Geburt unseres Heilandes hervor, als der hl. Patrick das Christenthum über die Wogen des fernen Meeres trug. Er traf in Irland ein mildes, gutes, allem Edlen zugeneigtes Volk celtischen Stammes, mannhafte Krieger, gastfreie Bürger, keusche Frauen; aber schon er traf auch den Mangel an fester, staatlicher Organisation, welcher in der Folge so verhängnißvoll werden sollte für das damals schöne und glückliche Land. Nirgends auf Erden ist das Christenthum in gleicher Weise herrschend geworden, wie in Irland; ohne Kampf, ohne Martyrthum gab das ganze Volk sich der heilbringenden Lehre im Lauf eines einzigen Menschenlebens hin; und als der hl. Patrick dieses große Leben seinem Schöpfer zurückgab, war Irland christlich für immer. Und wir wissen, welche Lehren er den Iren gepredigt, welchen Gottesdienst er bei ihnen eingeführt, welche Geheimnisse er an den Altären Irlands gefeiert hat; es

waren, zur glänzenden Widerlegung der protestantischen Unwahrheit von der spätern Verfälschung des Evangeliums, die Lehren, der Gottesdienst, die Geheimnisse der römisch-katholischen Kirche. Ein reiches Kulturleben schloß sich an St. Patricks friedliche Eroberung an; irische Glaubensboten, wie St. Columban, St. Gallus und viele Andere gewannen die östliche Schweiz und das südwestliche Deutschland für das Evangelium. Irland verdiente und erwarb den glorreichen Namen — „Insel der Heiligen". — Seine sittlichen und gesellschaftlichen Zustände werden am besten veranschaulicht durch die alte irische Erzählung, daß die schönste Jungfrau, reich geschmückt mit Gold, Edelsteinen und Perlen, das Land von einem Ende zum andern mit dem Wanderstab durchziehen durfte, ohne auch nur einen Augenblick für Ehre oder Besitz zu zittern.

Aus diesem glücklichen Zustand wurde das friedliche Volk aufgeschreckt durch die Raubeinfälle der Normannen und Dänen, welche etwa vier Jahrhunderte nach der Einführung des Christenthums in Irland beginnen. Allein so leicht und gern sich das Land geistig hatte erobern lassen, ebenso zäh und unbeugsam wies es die Eindringlinge von seinem Boden zurück. Nach einem 300jährigen, blutigen und entsetzlichen Kampfe war dieser irische Boden von den Fremden befreit; aber Wissenschaft, Wohlstand, milde Sitte und bürgerliche Freiheit waren ertränkt in den Strömen des um die vaterländische Erde vergossenen Blutes. Nur Eines war dem unglücklichen, zerrissenen Volke geblieben, aber ein Großes: der alte, unverfälschte, unaustilgbar in den irischen Herzen wurzelnde katholische Glaube.

Da erschien in Irland die englische Macht, und Irlands Schutzengel verhüllte weinend sein Antlitz. Einheimische Streitigkeiten zwischen verschiedenen Häuptlingen, Irlands

uralter Fluch, gaben dem eroberungssüchtigen Heinrich II. von England den Vorwand, gewaltthätig in die Nachbar-Insel einzufallen, und eine erdichtete päpstliche Bulle sollte später das fehlende Recht ergänzen.

Die englische Eroberung dehnte sich zwar von Anfang an und während einiger Jahrhunderte nur über einen unbedeutenden Theil der Insel aus. Allein gleich von Anfang an zeigen sich die zwei Grundzüge, welche seither das Schicksal beider Länder bestimmt haben. Der Angelsachse schlägt wie ein reißendes Thier seine Klauen tief in das blutende Land; nicht frägt er nach Recht oder Unrecht, nicht nach dem Jammer und Elend, das in seinem Gefolge einherzieht; aber er ist überlegen durch den Staatsgedanken, welcher ihn ebenso mächtig beseelt, wie er dem heimischen Volke Erins gänzlich zu fehlen scheint. So lang die Eroberung nur langsame Fortschritte im Raume macht, haust die englische Colonie hinter einer, die wenigen Meilen ihres sichern Besitzes umschließenden Pfahlverschanzung, englisches Recht und Gesetz den „irischen Feinden", den „bloßen Iren" beharrlich verweigernd; jenseits dagegen tummeln sich in kraftvergeudender Zerstreuung und Zügellosigkeit die irischen Häuptlinge mit ihren Stämmen. Schon in jenen Zeiten stellten die Engländer die Grundsätze auf, daß der Irländer straflos gemordet werden dürfe, aber vor englischen Gerichten kein Recht suchen könne; und diese Sätze wurden nicht nur aufgestellt, sondern mit aller Grausamkeit ausgeübt. Die eingewanderten englischen Barone, ihre Krieger, ihr Gefolge, die Kronbeamten, die englischen Geistlichen und vereinzelte englische Bürger waren die einzigen Menschen, welche nach Englands Auffassung in Irland Menschenrechte beanspruchen konnten. Und dennoch waren irische Sitten, irische Charakterzüge, irische Landes-

eigenthümlichkeiten und irische Frauen anziehend genug, um im Laufe der Zeit eine Anzahl eingewanderter englischer Adelsfamilien so umzuwandeln, daß sie von den Engländern „irischer als die Irländer selbst“ genannt wurden.

England fühlte, daß auf diesem Wege die Beute seinen Händen entschlüpfe; es sandte, obwohl durch seine Kämpfe mit Frankreich und durch die Kriege der beiden Rosen erschöpft und zerfleischt, Verstärkung auf Verstärkung. Die „Engländer bei Blut“, wie man die entarteten Landsleute in Irland nannte, wurden abermals in einem fast 200-jährigen Kampfe durch die „Engländer von Geburt“ besiegt; wechselndes Glück begleitete die Kämpfer, stets wachsendes Elend Irlands war die unausbleibliche Folge.

Als unter König Heinrich VII. aus dem Hause Tudor England sich sammelte und auf sein Inselreich zurückzog, fand sich zwar seine Herrschaft in Irland auf den engen Raum von 20 Meilen beschränkt; aber innerhalb dieses Raumes war auch die englische Kolonie unverfälscht und unerschüttert; es war dem armen, zerrissenen, politisch gänzlich unmündigen Irland nicht gelungen, diesen Pfahl aus seinem wunden Fleische zu reißen.

Heinrichs VII. tiefdurchdachte Staatskunst wendete sich sofort den irischen Dingen zu; von jetzt an bis herab in unser Jahrhundert sehen wir alle Herrscher Englands erfüllt von dem klar und bestimmt aufgefaßten Gedanken, daß Englands Größe und seine Weltherrschaft zur See bedingt sei durch die unumschränkte Herrschaft über Irland, und daß beim Widerstreben der Schwesterinsel dieser Gedanke ausgeführt werden müsse durch blutige Gewalt, nöthigenfalls durch Ausrottung des ganzen irischen Volkes.

Heinrich VII. ließ durch seinen Statthalter Eduard

Poynings eine Reform der irischen Gesetzgebung vor Allem in der Richtung begründen, daß die englische Colonie mit den festesten Banden an das Mutterland angeschlossen, und dem irischen Parlament jede Selbstständigkeit aus der Hand gewunden werde; alle englischen Gesetze sollten auch für Irland gelten, kein irisches Parlament sollte ohne Befehl des Königs gehalten, keine Akte dem irischen Parlament ohne Zustimmung der englischen Regierung vorgelegt werden.

So standen die Dinge am Vorabende der Glaubenstrennung: England war sächsisch, Irland celtisch, England politisch selbstbewußt, Irland unmündig und ohnmächtig. England hatte sein Recht und Gesetz den „irischen Feinden" verweigert, und unauslöschlicher Haß war die irische Antwort.

Der Protestantismus trat in die Welt. Eine alte Sage des irischen Volkes behauptet, daß die grüne Insel von Spanien aus bevölkert worden sei. Und in der That: wie das spanische, so hatte auch das irische Volk nicht die allermindeste Empfänglichkeit für die neuen religiösen, politischen und socialen Lehren. Keine erheblichen Mißbräuche waren in Irlands Kirche eingerissen: der Priesterstand, in allen Kämpfen der verflossenen Jahrhunderte treu auf der Seite seines Volkes stehend, war von ihm geachtet und geliebt; die katholische Ueberzeugung wurzelte tief und unerschütterlich im Herzen dieser Nation, und um keinen Preis der Erde ließ sie sich rauben ihren Heiland im heiligsten Sakramente des Altars.

England wandte sich dem Protestantismus zu und suchte in ihm mit der ganzen Zähigkeit und furchtbaren Entschlossenheit der englischen Race die religiöse Weihe und die Verwirklichung seines Staatsgedankens. Irland blieb

katholisch. Und kein Volk der Erde, kein einziges während 18 Jahrhunderten hat für seine Religion gelitten, was Irland von Heinrich VIII. bis auf O'Connell für die katholische Kirche geduldet hat.

Nachdem Heinrich VIII. die englisch-irische Häuptlingsfamilie der Heraldinen entscheidend besiegt hatte, ließ er durch das Parlament der Kolonie seine kirchliche Suprematie anerkennen und führte seine „Reform“ in Irland durch, soweit seine Macht reichte. Die katholische Kirche wurde ihrer Güter und Einkünfte beraubt, ihre Kirchen geschändet und zerstört. Die Priester wurden arm, aber sie und ihr Volk blieben katholisch. Und so mild und gut war dieses Volk nach 400jährigen Leiden und Drangsalen geblieben, daß, als unter Königin Maria die Reihe des Verfolgtseins auch an die englischen Protestanten kam, diese sich unter den Schutz der mißhandelten irischen Katholiken flüchten konnten, ohne daß auch nur Einem ein Haar gekrümmt worden wäre.

Allein Maria hatte sich in Widerspruch gesetzt mit dem politischen Willen und Bewußtsein ihrer Nation: ihr Versuch einer katholischen Reaction mißlang gänzlich, und mit Königin Elisabeth bestiegen neuerdings die zwei Gedanken den englischen Thron: Protestantismus und Herrschaft in Irland. Wenn die Irländer bis zum Beginn der Reformation nicht über das halbwilde Stammesleben hinausgekommen waren, wenn es ihnen bis dahin nicht gelungen war, sich als ein Ganzes, als ein Volk zu begreifen: die Reformation hatte sie dieß gelehrt. Der Entschluß, celtisch zu bleiben, hatte nicht vermocht, sie politisch reif zu machen. Der Entschluß, katholisch zu bleiben, erhob Irland zu einer Nation und unter der Devise: „Für unsern Gott und unser armes Vaterland!“ kämpfte sich diese Nation, blutend

und zerschlagen, aber treu und katholisch, durch die kommenden Jahrhunderte hindurch.

Elisabeths Staatsmänner erkannten klar, um was es sich handle, und sie faßten den kalt und wohl überlegten Entschluß, Englands Macht in Irland zu gründen durch vollständige Ausrottung der Irländer bis auf den letzten Mann und auf das letzte Weib. Verwüstung des Landes, Zerstörung des Ackerbaues, Vernichtung der Heerden, Ermordung der Menschen, ohne allen Unterschied von Alter und Geschlecht; das waren die Mittel, durch welche Elisabeth ihren Zweck im Namen der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu erreichen suchte. Das unglückliche Volk, aller Lebensmittel beraubt, zum Hungertode in Massen getrieben, erhob sich zu verzweifelten Aufständen: aber England war mächtig, Irland schwach, Spaniens Hülfe vereitelte der Sturm, und das besiegte Land sank blutend zu den Füßen seiner Sieger. Das Volk war, wie die englischen Geschichtschreiber sagen, wie in einem Mörser zerstoßen von Schwert, Hunger und Pestilenz. Elisabeth war erst zufrieden, als man in Irland vom Fleische ausgegrabener Menschenleichen lebte.

Das war die zweite Eroberung: dann wurde das Land unter die englischen Eroberer und Abenteurer vertheilt: den Irländern blieb das Recht, zu verhungern. Nur scheinbar und vorübergehend war die Milderung der religiösen Verfolgung unter König Jakob I. Gerade unter ihm wurden die Confiscationen und Vertheilungen ganzer Grafschaften und Provinzen mit systematischer Schamlosigkeit betrieben; so wurden 500,000 Morgen Landes in der Provinz Ulster an Englands „jüngere Söhne" und an Elisabeths Soldaten vergeben; nur ein Drittel des Landes durfte von Irländern bebaut werden und den Englän-

dern wurde sogar verboten, den Irländern anders, als pachtweise, Land abzugeben. So sehen wir ein ganzes Volk des Besitzes seiner vaterländischen Erde systematisch und unter den nichtigsten Vorwänden beraubt.

Auch Karl I. setzte diese Politik durch seinen Statthalter Lord Strafford unermüdet fort; Raub und Bestechung waren die Kennzeichen seiner Regierung. Und als dann über Karl I. das große Blutgericht der englischen Revolution erging, da waren es gleichwohl die mißhandelten Irländer, welche der Sache des Königthums bis zuletzt in Treue ergeben blieben: die katholischen Iren vereinigten sich mit den Royalisten der Colonie gegen Puritanismus und Revolution.

Aber die Revolution siegte, und ihr Dictator Cromwell betrat Irlands Boden, um Land und Leute mit ehernem Fuß niederzutreten. Von Neuem wurde „mit der Gnade Gottes" unter unerhörten Gräuelthaten Irland erobert: alle Schrecken aus Elisabeths Zeit wurden erneuert und überboten, und schließlich dem Reste der ausgehungerten Bevölkerung der Befehl ertheilt, sich in die ärmste und unfruchtbarste Provinz des Landes, nach Connaught zurückzuziehen. „Nach Connaught oder zur Hölle!" Dieß war der Wahlspruch, mit welchem Cromwell Irland regierte; und wenn Schaaren irischer Kinder und Säuglinge gemordet wurden, so hieß die Antwort des Engländers: „Nits will be lice", „Aus Nissen werden Läuse." Die schönste Grafschaft Irlands, Tipperary, behielt Cromwell für sich; der Rest des Landes wurde abermals confiscirt und vertheilt, 80,000 Irländer wurden nach Westindien verpflanzt, und nach sechs Jahren fanden sich von ihnen noch 20, nicht 20 Tausend, sondern 20 Menschen übrig. Auch das Parlament der irländischen Colonie hob

Cromwell auf: Irland sollte von jetzt an 30 Mitglieder in's englische Parlament senden. Das war die erste Union, und die dritte Eroberung.

Die Restauration des Hauses Stuart brachte dem irischen Volke kein Recht und keine Erleichterung: auch wer als König gegen England Alles wagte, Gerechtigkeit für Irland wagte und wollte er nicht. Karl II. kannte keinen Dank gegen das Volk, das sich für seinen Vater geopfert hatte, und Jakob II. milderte zwar als Katholik die religiöse Verfolgung, aber die Beraubung des Volkes, die Vertheilung des Landes blieb. Auch unter diesen zwei Regierungen war Irlands Zustand so, daß einer von Englands Statthaltern in der „Schwesterinsel", ein Lord Essex, gelassen aussprach: „er könne die Leiden dieses Landes mit Nichts vergleichen, als mit denen eines abgehetzten Hirsches, der den Hunden zum Lohn hingeworfen wird und von dem Jeder sich ein Stück abreißt."

Als Wilhelm von Oranien seinen Schwiegervater Jakob II. vom Throne stieß, flüchtete sich der König nach Irland. Die kurze Zeit, während welcher das irische Volk für seinen König kämpfte und mit ihm regierte, ist abermals ausgezeichnet durch die Milde und Mäßigung, welche es gegen seine Feinde walten ließ. Aber Jakobs Sache war eine verlorene, und Irlands Heldenmuth war an ihm verschwendet. Nach einer glänzenden Vertheidigung, bei welcher auch irische Frauen und Mädchen Heldenthaten verrichteten, capitulirte die irische Armee am 3. October 1691 durch den von der englischen Regierung bestätigten Vertrag von Limerick. Dieser Vertrag verhieß den irischen Katholiken freie und ungehinderte Ausübung ihrer Religion, stellte die Eigenthumsverhältnisse wieder her, welche unter Karl II. bestanden hatten, gewährte allgemeine Amnestie

und anerkannte das Recht eines jeden Edelmanns und Bürgers, Waffen zu besitzen und zu tragen. Das war die vierte Eroberung.

Und wie hat England diesen Vertrag gehalten? Es hat die Strafgesetze eingeführt, welche von jetzt an bis zum Unabhängigkeitskrieg Nordamerika's mit eiserner Wucht auf Irland lasteten. Kein Katholik darf seine Tochter aussteuern oder einen letzten Willen errichten; der Ehemann muß seiner Frau, wenn sie protestantisch wird, die Erziehung aller Kinder überlassen; tritt ein Sohn zum Protestantismus über, so erlangt er das Eigenthum an dem gesammten Vermögen seines Vaters. Kaufte ein Katholik ein Grundstück, so war jeder Protestant gesetzlich ermächtigt, es ihm ohne Entschädigung wegzunehmen; ebenso, wenn ein Katholik durch Schenkung, Ehevertrag oder letzten Willen liegendes Eigenthum erwarb. Kein Katholik durfte Grundstücke auf länger als 31 Jahre pachten, und sobald es ihm gelang, den Ertrag so zu steigern, daß er ein Drittheil über den Pachtzins abwarf, durfte ihn jeder Protestant ohne Weiteres aus seinem Besitze treiben. Kein Katholik durfte ein Pferd besitzen, das mehr als fünf Pfund werth war; jedes werthvollere durfte ihm jeder Protestant gegen fünf Pfund Entschädigung wegnehmen. Kein Katholik durfte Unterricht ertheilen, bei Strafe des Hochverraths; wer seine Kinder von Katholiken unterrichten läßt, verliert alle Rechte auf sein gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen; ebenso das katholische Kind, welches im Ausland katholisch erzogen wird. Der Katholik ist ausgeschlossen von allen politischen Rechten, von allen Staatsämtern und Offiziersstellen. Der Protestant, welcher eine Katholikin heirathet oder seine Kinder katholisch erziehen läßt, ist fast in allen Beziehungen dem Katholiken gleich-

gestellt. Die Lehre, Verbreitung und Ausübung der katholischen Religion, das Mönchthum und das Priesterthum, sie werden mit Deportation, und im Falle der Rückkehr mit den grausamsten Todesstrafen bedroht. Neben all' dem haben die irischen Pächter durch Abgabe des Zehntens von ihrem jämmerlichen Pachtertrag die nach Millionen zählende Ausstattung der englischen Hochkirche in Irland aufzubringen, müssen von ihrem Hunger noch sorgen für den Ueberfluß englischer Erzbischöfe, Bischöfe und Prediger, die entweder als Müßiggänger ohne Gemeinden unter ihnen leben, oder den Schweiß des armen Landes — als Absentees — im Auslande verzehren. Das Gesetz erkannte mit einem Wort die Existenz eines „Papisten" nicht an; bloß als zufällig geduldetes Gewürm kroch er an der Erde. Selbst ein protestantischer Geschichtschreiber der neuesten Zeit — Gervinus — sieht sich Angesichts dieser Gesetzgebung zu dem bezeichnenden Ausrufe genöthigt: „Die Scheinheiligkeit der Hochkirche gefiel sich stolz, den Protestantismus die Mutter der Freiheit zu nennen. Die Freiheit Englands aber bewies sich seinen katholischen Kindern gegenüber als eine Amme, die mit Blut stillte."

So viel ist gewiß: auch unter diesen Gesetzen blieb Irland katholisch. Jedes Mißjahr führte Tausende seiner armen Bewohner dem bittern Hungertod in die kalten Arme. Gleichwohl fuhren die Uebrigbleibenden fort, neben der reichen englischen noch die arme katholische Kirche mit dem Scherflein ihrer Armuth zu erhalten; treu harrten sie aus bei ihren verfolgten Priestern in rettungsloser Noth, in aufgezwungener Unwissenheit, in erbarmungswürdigem, aber nicht mehr menschenwürdigem Elend.

Und als England nach 80 Jahren dieser unerhörten Tyrannei sich wieder umsah, da erblickte es durch Gottes

Fügung eine verdoppelte, und eine katholische Bevölkerung sich gegenüber.

England aber sah sich um, weil der im Jahre 1775 ausgebrochene Aufstand seiner amerikanischen Colonien die Macht und Größe des Mutterlandes auf's Schwerste bedrohte. Im Jahre 1778 erfolgte die erste Erleichterung der Strafgesetze; es wurde den Katholiken erlaubt, unter Beschränkungen Grundbesitz zu erwerben. Seitdem wurden die Strafgesetze stufenweise gemildert, aber nur dann, wenn England in Bedrängniß war. Englands Schwäche war Irlands einzige Hoffnung.

Seit dem Jahre 1778 bildeten sich in Irland mit Duldung und Genehmigung der englischen Regierung die „irländischen Freiwilligen“, eine Nationalmiliz zur Vertheidigung des Landes gegen feindliche Einfälle, welche nach und nach bis gegen 100,000 Mann anwuchs.

Allein diese freiwillige Armee hatte ursprünglich wenig oder nichts zu thun mit dem eigentlichen Volke Alt-Irlands. Sie wurde zunächst gebildet aus den schottischen Presbyterianern in Nord-Irland und aus den Anhängern der englischen Hochkirche; die Masse der katholischen Bevölkerung fand zwar wegen ihrer vorzüglichen kriegerischen Tüchtigkeit späterhin auch Eintritt in die Reihen der Freiwilligen, aber sie erlangte niemals Einfluß auf deren Leitung. Auch hatten die Führer dieser Freiwilligen nicht die entfernteste Absicht, zur Erleichterung des Schicksals ihrer katholischen Mitbürger etwas beizutragen.

Ihre politischen Bestrebungen, bei welchen sie sich an die Opposition im irischen Parlamente unter der Leitung des berühmten Grattan anschlossen, waren nur gerichtet auf Emancipation der englisch-irischen Colonie vom Mutterlande in Bezug auf Gesetzgebung und Handel.

Sie erreichten auch scheinbar ihr Ziel. Im Jahre 1782, als England wiederum in großer auswärtiger Gefahr schwebte, sprach das irische Parlament die legislative Unabhängigkeit Irlands von England aus, und die englische Krone stimmte zu. Jetzt endlich wurde auch den Katholiken unbedingt gestattet, Liegenschaften zu erwerben, Schulen zu eröffnen, und ihre Kinder in ihrer Religion unterrichten zu lassen. Allein nach wie vor blieb die Masse des katholischen Volkes von allen und jeden politischen Rechten ausgeschlossen: nicht Irland war befreit, sondern nur Englands Colonie in Irland war unabhängig geworden, und der verhältnißmäßige Aufschwung von Handel, Industrie und Wohlstand in dem Jahrzehnt seit 1782 war daher, vom Gesichtspunkt der großen Mehrzahl der Bevölkerung aus betrachtet, mehr trügerischer Schein als dauerhafte Wahrheit.

So war es denn natürlich, daß der Ausbruch der ersten französischen Revolution die Keime der furchtbarsten Gährung in dem unglücklichen Lande vorfand.

Im Jahre 1792 wurde die erste Petition der irischen Katholiken um Gestattung des Wahlrechtes noch rücksichtslos verworfen. Als aber noch im nämlichen Jahre die Armeen der französischen Republik siegreich in Europa vordrangen, erfolgte eine abermalige Milderung der Gesetze gegen die Katholiken, welcher im Jahre 1793 eine weitere Abschlagszahlung nachfolgte. Man suchte durch Gewährung des Rechtes zum Anwaltsberuf, zu einigen Aemtern, endlich durch Zulassung zum activen, nicht aber zum passiven Wahlrecht den drohenden Sturm zu beschwichtigen.

Die englische Regierung hatte die irländischen Freiwilligen wegen des politischen Druckes, den sie auf das Parlament in Dublin ausübten, aufgelöst. Da bildete sich

eine neue, gefährlichere politische Organisation unter dem Namen der „vereinigten Irländer". Auch diese Verbindung ging nicht von den irischen Katholiken aus, sondern von den Protestanten Nord-Irlands, die fast alle englischer Abstammung waren. Die Tendenz der „vereinigten Irländer" war wesentlich revolutionär und republikanisch. Allein sie sog Nahrung aus dem Elend des irischen Volkes. Die protestantische Geschichtschreibung bezeichnet es zwar als eine fluchwürdige Lüge des Parteihasses, daß die englische Regierung einen Vorwand zu neuer Vergewaltigung Irlands gesucht und gewünscht habe. In Irland ist man dagegen fest überzeugt, daß die mehrfach gewarnte, durch Spione und Verräther vortrefflich bediente Londoner Regierung Nichts sehnlicher gewünscht habe, als einen irischen Aufstand. Ich kann und will diese Frage nicht entscheiden. Allein man darf nicht vergessen, daß der große Kampf Englands mit der Republik und mit dem Kaiserthum Frankreich die Kräfte der englischen Monarchie auf's Höchste in Anspruch nahm, daß die Neigungen vieler Irländer entschieden auf der Seite Frankreichs waren, und daß in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Frankreich wiederholte, wiewohl unglückliche Landungsversuche in Irland machte. Unter diesen Umständen stieg freilich die Erbitterung der Leidenschaft auf beiden Seiten mit jedem Jahre. Sie wurde gestachelt durch Armuth und Hungersnoth der von den englischen Grundherrn und ihren Unteragenten mißhandelten und zur Verzweiflung getriebenen irischen Landbevölkerung. Sie wurde ferner gestachelt durch das Benehmen der seit 1795 errichteten und über das Land verbreiteten Orangelogen. Diese freimaurerartigen Verbindungen zur Aufrechterhaltung der protestantischen Knechtung Irlands traten jeder Aeußerung natio-

nalen Bewußtseins und katholischer Ueberzeugung mit ingrimmigem Haß und mit blutiger Feindschaft entgegen. Namentlich machten sie sich ein förmliches Geschäft daraus, die Jahrestage der von den Engländern über Irland erfochtenen Siege durch öffentliche Prozessionen unter Absingung der schmachvollsten Spottlieder zu feiern, was in der Regel und bis in unsere Tage herein Blutvergießen zur Folge hatte. Dazu kam noch das über allen menschlichen Begriff empörende Benehmen der nach und nach in großer Anzahl auf irischem Boden angesammelten und bei den halbverhungerten Iren einquartierten englischen Soldaten. Nicht Eigenthum, nicht Ehre und Keuschheit, nicht Freiheit und Leben war vor diesen Ungeheuern sicher, und einer ihrer eigenen Generale hat es zur Schande jener Armee bei Mitwelt und Nachwelt ausdrücklich bezeugt, daß sie ein Gegenstand des Abscheu's und Entsetzens für Jedermann, und einzig nur für den Feind nicht furchtbar gewesen sei. Das war denn wirklich eine Behandlung der irischen Nation, von der man fast ohne Uebertreibung sagen kann, sie habe geflissentlich die Herbeiführung eines neuen Aufstandes behufs größerer Knechtung bezweckt. Endlich im Jahre 1798 floß die Schaale des Zornes über und es brach, von dem katholischen Mittelstand im Wesentlichen nicht unterstützt, der grauenhafte Aufstand des ausgehungerten Elends und der Verzweiflung im Bunde mit revolutionärem Fanatismus aus.

Gräuelthaten jeder Art wurden abermals in Menge und auf beiden Seiten verübt; allein die Geschichte muß das Zeugniß ablegen, daß die bei weitem größere Masse der Unthaten den Anhängern und Wiederherstellern der englischen Herrschaft zur Last fällt. Binnen Jahresfrist war der Aufstand in dem Blute seiner Anhänger erstickt;

mindestens 70,000 Irländer starben auf den Schlachtfeldern, durch Henkershand, unter den furchtbarsten Mißhandlungen der Folterknechte, oder durch gemeinen Mord von den Händen der Orangisten. Das Land war jetzt innerlich zerrissener als jemals, die republikanische Partei vernichtet, die Katholiken politisch rechtlos, das Parlament der Colonie verachtet, käuflich, bestochen, ohne jeden Einfluß.

Unter diesen Umständen, während der Dauer und unter dem Schrecken des Belagerungszustandes, traten nunmehr die englischen Staatsmänner Pitt und Castlereagh im Jahre 1799 mit dem Gedanken auf, in welchem sie das endliche Heil Großbritanniens und Irlands gefunden zu haben nicht nur vorgaben, sondern ohne Zweifel wirklich glaubten. Dieser Gedanke war die Union, die Auflösung des irischen Parlaments in dem englischen.

Es läßt sich vom Standpunkte der englischen Großmachtspolitik aus unmöglich bestreiten, daß die staatsrechtliche Verschmelzung Irlands mit England ihre verlockenden Seiten hatte. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die legislative Selbstständigkeit der englisch-irischen Colonie seit dem Jahre 1782 im Allgemeinen und auch abgesehen von den gewaltigen Zeitereignissen keine besonders glänzenden Früchte getragen hatte. Man muß endlich zugeben, daß Englands gewaltiger Kampf gegen Frankreich die stramme Zusammenfassung aller Kräfte der Monarchie ganz besonders wünschenswerth und nothwendig erscheinen ließ. Allein die englischen Staatsmänner übersahen, daß eine bloß äußerliche Vereinigung bei heftigstem innern Widerstreben keinen wahren Werth haben kann. Sie vergaßen, daß Irland von England während Jahrhunderten auf's Entsetzlichste mißhandelt worden war, zuerst aus Stammeshaß, dann aus Parteihaß, zuletzt aus Religionshaß. Sie vergaßen

namentlich, daß zu dem Unterschied der Nationalität noch jener der Religion gekommen war, daß protestantischer Fanatismus das irische Volk bis zur Verzweiflung gebracht hatte, und daß der Druck der englischen Hochkirche schon für sich allein jede innerliche und wahre Union unmöglich machte. Sie vergaßen endlich, daß mindestens vier Fünftheile der irischen Gesammtbevölkerung bisher politisch rechtlos gewesen waren, weßhalb man ihnen das Mißlingen des Versuchs vom Jahre 1782 nicht zur Last legen konnte. Zwar behauptete Pitt, alsbald nach dem Vollzug der Union zur bürgerlichen Gleichstellung der Katholiken schreiten zu wollen; allein es war ihm wohl bekannt, daß die Zustimmung des Königs Georg III. zu einer solchen Maßregel unter keinen Umständen zu erlangen war. Kurz, nachdem England seit Jahrhunderten gegen Irland alle möglichen Mittel und Wege mit einziger Ausnahme von Recht und Gerechtigkeit versucht hatte, sollte jetzt auf dem Wege der Union die endliche Verwirklichung der großbritannischen Reichseinheit, die Verkörperung des angelsächsischen Staatsgedankens wie mit einem Zauberschlage herbeigeführt werden. Ohne zu bedenken, daß ein seit Jahrhunderten im Feuer der Trübsal als pures Gold bewährtes katholisches Volk, ein Volk von mehr als fünf Millionen Menschen, der künftigen Ordnung der Dinge ebenso unbeugsam feindselig gegenüberstehen werde, wie der bisherigen, verlegte man sich einfach auf die Mittel der List und der Gewalt. Castlereagh kaufte die noch fehlenden Stimmen im irischen Parlament, und im Jahr 1800 beging dann auch dieses Parlament der englisch-irischen Colonie seinen gesetzgeberischen Selbstmord. Die Union mit Großbritannien ward vollzogen; künftig sollte Irland 100 Mitglieder in das englische Unterhaus, 4 geistliche und 28 weltliche Herren

in's Oberhaus nach London senden, während nach Verhältniß der Bevölkerung schon die Zahl der irischen Unterhausmitglieder sich hätte auf 170 belaufen sollen. Schon dieser einzige Umstand beweist zur Genüge, daß die Union nicht eine Vereinigung auf Grundlage der Billigkeit oder Gerechtigkeit, sondern einfach die Verwandlung Irlands in eine höchst stiefmütterlich behandelte englische Provinz zu bedeuten hatte.

Mit diesem Akte der Gesetzgebung trat Irland in das 19. Jahrhundert ein.

Seine katholische Bevölkerung schmachtete in Folge der Nachwehen des Jahres 1798 in namenlosem Elend; das Uebermaß der Verzweiflung hatte einen nicht unbedeutenden Theil des Volkes dem Teufel des Branntweins in die Klauen getrieben. Die englischen Grundbesitzer Irlands verzehrten ihre Einkünfte meist in England oder im Ausland; ihre „Unternehmer" oder „Mittelleute" sogen die armen irischen Pächter aus, vertrieben die Halbverhungerten aus der ärmlichen Hütte, wenn der unerschwingliche Pachtzins nicht auf die Stunde des Verfalls bezahlt wurde, und steigerten den fleißigen und ausnahmsweise glücklichen Pächter so lange, bis auch er aus Verzweiflung zur Branntweinflasche und in manchen Fällen zum Mordgewehr griff. Daneben lebten die Geistlichen der englischen Hochkirche, fast ohne Pfarrkinder, in Hülle und Fülle, während die katholischen Priester mit ihrem Volke alle Armuth und alles Elend seines jammervollen Daseins in unermüdlicher Geduld und Treue theilten. Nur in einer beschränkten Anzahl von Städten hatte sich, namentlich im Kaufmanns- und Anwaltsstande, eine katholische Mittelklasse empor gerungen, die es bis zu einem gewissen Grade von Wohlstand und Bildung zu bringen verstand. Die Union war

als eine Lüge erkannt; die unverhältnißmäßige und ohnmächtige Scheinvertretung im englischen Parlament befriedigte Niemanden. Pitt hatte, als Georg III. zu keiner That für die Katholiken zu vermögen war, vorübergehend sein Amt niedergelegt. Bald trat er wieder in's Ministerium, und von Gleichstellung der Katholiken war nicht mehr die Rede.

Dieß war, in großen Zügen gezeichnet, der Zustand Irlands, als O'Connell im öffentlichen Leben auftrat, und ich glaube die bestimmteste Zuversicht aussprechen zu können, daß es keiner gegnerischen Darstellung oder Bemängelung gelingen wird, auch nur ein Wort meiner bisherigen Schilderung als unwahr oder auch nur als übertrieben nachzuweisen.

# I.

## 1775—1799.

Abstammung. Jugendjahre. Jesuitenerziehung. Französische Revolution. Das Jahr 1798. Berufswahl.

Die Familie der O'Connells war ein angesehenes, nicht unbegütertes, rein irisches, durch und durch katholisches Geschlecht, welches seinen Sitz im südwestlichen Theile Irlands, in der Grafschaft Kerry seit Jahrhunderten behauptete. Hohes Lebensalter und zahlreiche Nachkommenschaft zeichneten viele Mitglieder der Familie aus. O'Connells Großvater, der gleich ihm Daniel hieß und im Jahre 1774 starb, hinterließ den größern Theil seiner Besitzungen seinem ältesten Sohne Moritz, welcher jedoch ohne Familie blieb. Der jüngere Sohn Morgan wurde von seiner Gattin mit zehn Kindern, worunter vier Söhne, beschenkt. Der älteste Sprößling dieser Ehe war Daniel O'Connell, Irlands künftiger Befreier. Er und sein jüngerer Bruder Moritz, welcher im Jahre 1796 als britischer Seeoffizier starb, wurden von dem kinderlosen Oheim Moritz adoptirt, und brachten ihre Knabenjahre theils im elterlichen Hause zu Carhen bei Cahirciveen, in der Nähe von Valentia, wo jetzt der überseeische Telegraphendraht die Verbindung zweier Erdtheile begründet, theils im Hause des Oheims, in Darrynane, zu. Auch ihr Vater, obwohl ein jüngerer Sohn und Haupt einer zahlreichen Familie,

hatte ein nicht unbedeutendes Einkommen, so daß für die Versorgung der Kinder und namentlich für die Ausbildung der Söhne Alles geschehen konnte, was in den damaligen Verhältnissen die englische Tyrannei überhaupt als möglich erscheinen ließ. Der junge Daniel wurde schon frühzeitig als ein reichbegabtes Kind erkannt. Allein um jene Zeit war katholischer Unterricht noch ein Verbrechen. Es war Englands Politik, die ihrer Religion getreuen Iren mit Gewalt im Zustande der äußersten Unwissenheit zu erhalten, und sodann diese Unwissenheit als eine Folge der Trägheit hinzustellen. Der irische Nationalcharakter ist sicherlich und selbstverständlich von Fehlern nicht frei. Das Vorherrschen der Phantasie im Wesen des celtischen Volkes hat neben seinen glänzenden auch seine verderblichen Wirkungen. Allein die treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche hat manche dieser mißlichen Folgen beseitigt oder gemildert; trotz der natürlichen Neigung zur Genußsucht zeichnet sich die irische Bevölkerung im Allgemeinen durch Reinheit in geschlechtlichen Verhältnissen aus, und trotz der natürlichen Neigung zur Trägheit hat die Kirche, diese größte Lehrerin der Menschheit, in dem irischen Volke einen unauslöschlichen Wissensdurst angefacht und unter allen Verfolgungen lebendig erhalten.

So kam es denn, daß arme wandernde, flüchtige und gehetzte katholische Schulmeister auch während der schrecklichsten Zeiten in Irland nicht ausgestorben sind. Einer dieser armen Menschen kam eines Tages auf seiner Wanderschaft nach Carhen in O'Connells väterliches Haus, nahm den kleinen Daniel auf seine Kniee und kämmte ihm die langen, wilden Haare sanft und ohne ihm wehe zu thun, wie dieß die Mägde des Hauses wohl manchmal unachtsam verübten. Der Kleine schloß den Wandersmann

sofort in sein dankbares irisches Herz, und lernte aus Erkenntlichkeit im Alter von vier Jahren binnen einer und einer halben Stunde das ganze Alphabet vollständig und ohne es wieder zu vergessen. Die Geschichte ist verbürgt und auch der Name des Schulmeisters ist erhalten. Doch wir gehen über die Vorfälle der Kinderjahre mit raschen Schritten hinweg. Nur ein bezeichnender Zug sei noch mit wenigen Worten erwähnt. Als der Knabe Daniel neun Jahre alt war und eines Tages im Familienkreise lebhaft über die politischen Tagesereignisse gesprochen wurde, sah man das Kind in tiefem Schweigen und Sinnen in einem Armstuhl sitzen. Auf die Frage, was er denke, gab er zur Antwort: „Ich will noch einmal einen Rumor in der Welt anfangen.“ —

Mittlerweile rückten die Jahre heran, in welchen der Knabe erstmals die heiligen Sakramente empfing, und nicht lange nachher handelte es sich um die Wahl einer höhern Bildungsanstalt. Da in der Familie O'Connells von keinem andern, als von einem katholischen Unterricht die Rede sein konnte, so mußte man die Blicke nothwendig nach dem Ausland richten. Im Jahre 1791 sandte der Oheim Moritz den jungen Daniel mit seinem Bruder Moritz nach Flandern, um in das Jesuitencollegium zu Lüttich einzutreten.

Es zeigte sich aber, daß der schon im 16. Lebensjahre stehende Daniel das statutenmäßige Alter zur Aufnahme in die Anstalt zu Lüttich bereits überschritten hatte; die beiden Knaben mußten daher in Löwen auf neue Verhaltungsbefehle ihres Oheims warten, und diese lauteten dahin, daß das Jesuitencollegium in St. Omer zu beziehen sei. Dahin wendeten sich denn die jungen Leute und verblieben dort etwas über ein Jahr bis in die erste Hälfte

des Jahres 1792, von wo an sie noch einige Monate in dem Collegium zu Douay zubrachten.

So ist denn dieser große Mann in der wichtigsten Periode seiner Jugend recht eigentlich ein Zögling des vielverläumdeten und vielverfolgten Jesuitenordens gewesen. Es wird Niemanden einfallen, die abenteuerliche Behauptung aufzustellen, daß O'Connell ohne die Jesuiten nicht geworden wäre, was er geworden ist. Nichtsdestoweniger wollen wir dem Orden neben seinen übrigen Verdiensten auch von Herzen dankbar sein für alles das, was seine frommen Väter an Daniel O'Connell gethan und aus ihm gemacht haben.

O'Connell war in St. Omer bald einer der ausgezeichnetsten Schüler, der beste Beweis, daß schon die Vorbildung im elterlichen Haus eine ernsthafte und gediegene gewesen sein muß. Der Vorstand des Collegiums sprach sich im Januar 1792 über Daniel in einem Briefe an dessen Oheim folgendermaßen aus:

„Was den ältern der beiden Brüder betrifft, so habe ich über ihn nur Eines zu sagen, nämlich, daß ich mich niemals in meinem Leben so sehr getäuscht habe, wie ich mich täuschen würde, wenn er nicht berufen sein sollte, eine höchst bemerkenswerthe Rolle in der menschlichen Gesellschaft zu spielen."

Unterdessen steigerten sich jedoch die Schrecken der französischen Revolution: in der Nähe von Douay wurde ein Lager republikanischer Truppen zusammengezogen, der Aufenthalt der jungen katholischen Iren in Frankreich fing an unsicher zu werden, und noch im Laufe des Jahres 1793 wurde der Rückweg in die Heimath angetreten.

Der Aufenthalt in Frankreich war für O'Connell, abgesehen von den Fortschritten in seiner wissenschaftlichen

Ausbildung, in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit gewesen. Für's Erste hätten die kirchenfeindliche Literatur Frankreichs und der Umgang mit jugendlichen Umsturzgeistern den glücklicherweise vergeblichen Versuch gemacht, das Fundament des katholischen Glaubens in der Seele des Jünglings zu erschüttern; vorübergehend hatte er gewankt, rasch sich wieder gefaßt, und bis zum Ende seines Lebens blieb er ein gehorsamer, treuer, innigfrommer Sohn der katholischen Kirche.

Für's Zweite hatte der Anblick so mancher Schreckensscenen, der Eindruck so vieler wilder und empörter Menschen der französischen Revolution in O'Connells Denkweise für sein ganzes Leben jenen Abscheu vor Gewaltthat, und jene Liebe zu ruhiger, besonnener Mäßigung begründet, welche ihn während seiner ganzen politischen Laufbahn ausgezeichnet hat. Dieser heilsame Eindruck war um so nothwendiger, als die Seele des jungen, feurigen Iren mit heftigen Leidenschaften reich ausgestattet war, die nur im Lauf der Jahre allmälig eingedämmt werden konnten. Geboren in dem Jahre, welches das erste Blut für Nordamerika's Freiheit vergießen sah, erzogen unter allen Eindrücken des bittersten Hasses gegen die englische Knechtschaft, hätte O'Connell nur gar zu leicht zu maßlosem Freiheitsdrange sich hinneigen können, wenn nicht die Erlebnisse der französischen Revolution beschwichtigend auf sein Gemüth eingewirkt hätten.

Obwohl den Jesuiten anvertraut, war O'Connell doch niemals zum Priesterthum bestimmt gewesen, wie man wohl später aus politischen Gründen behauptet hat. Auch fühlte er selbst keinen Beruf für das priesterliche Amt, sondern er widmete sich nach der Rückkehr in die Heimath im Jahre 1794 dem Studium der Rechtswissenschaft, und zwar

in London. Um diese Zeit war der junge Mann seiner Gesinnung nach ein entschiedener Tory; merkwürdigerweise war es seine Anwesenheit bei den Verhandlungen eines damals Aufsehen erregenden politischen Prozesses, welche, ganz gegen seine Absicht, seine Umstimmung zu freisinnigen politischen Grundsätzen bewirkte. Diesen ächt freisinnigen Grundsätzen ist er denn auch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, als einer der glänzendsten Beweise, daß katholische Gläubigkeit mit religiösem und politischem Obscurantismus durchaus nicht in nothwendiger Verbindung steht.

Die einzige juristische Laufbahn, welche um jene Zeit einem jungen Irländer offen stand, war diejenige des Anwalts. Sie ist überhaupt verlockend für einen ehrgeizigen, sie war namentlich in England und Irland auch höchst gewinnversprechend für einen talentvollen und strebsamen jungen Mann. Sie hat aber auch ihre großen Gefahren für den Charakter, weil sie gar leicht an einseitige und leidenschaftliche Auffassung des Parteistandpunktes gewöhnt, worüber dann in manchem einzelnen Fall der offene Sinn für das wirkliche Recht verloren geht. O'Connell hat diese Mißstände seines Berufes durchzumachen gehabt, wie ein Anderer, und nur die Liebe zur Kirche und zu Irland hat ihn glücklich hinausgetragen über die Gefahr, ein talentvoller und gewinnsüchtiger Rabulist zu werden.

Nachdem er einen Theil des Jahres 1796 voll jugendlichen Frohsinns in der Heimath zugebracht hatte, begab er sich im Jahre 1797 nach Dublin, um seine Niederlassung als Anwalt vorzubereiten.

Wir haben schon in unserer Einleitung gesehen, wie um jene Zeit die irischen Verhältnisse sich in der furchtbarsten Spannung befanden. Der irische Anwalt Wolfe

Tone, ein Protestant, war in hochverrätherische Verhandlungen mit der französischen Regierung verwickelt; die Verbindung der vereinigten Irländer war durch das ganze Land verzweigt, und O'Connell hat es in spätern Jahren selbst von sich ausgesagt, daß auch er um jene Zeit dem Bund angehört habe; er war sogar in Folge dieses Umstandes in ernster persönlicher Gefahr, und mußte im Jahre 1798 Dublin auf einige Zeit verlassen. Die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1798 mit seinen Gräuelscenen und Mordthaten machten natürlich einen tiefen Eindruck auf die Seele des patriotischen jungen Mannes, und es dürfte vielleicht mehr dieser Gemüthserschütterung, als einer zufälligen Erkältung zuzuschreiben sein, daß O'Connell im August 1798 durch ein gefährliches Fieber an den Rand des Grabes gebracht wurde. Allein seine nicht nur gesunde, sondern gewaltige Körperbeschaffenheit überwand die Gefahr rasch, und noch im Herbst des nämlichen Jahres machte er als Anwalt seine erste Dienstreise zu verschiedenen Schwurgerichtssitzungen des Landes. O'Connells ganze Familie, und namentlich der Onkel Moritz, welchem er so großen Dank schuldig war, wünschten sehnlich, daß der junge Mann. sich streng auf die Ausübung seines Anwaltberufes beschränke und sich von dem so gefahrvollen Boden politischer Wirksamkeit fern halte. Sie wünschten dieß um so mehr, weil schon O'Connells erstes juristisches Auftreten von glänzendem Erfolge begleitet war und ihm eine ebenso ehrenvolle als sorgenfreie Stellung im Leben versprach. Allein O'Connell fühlte sich schon damals nicht nur von gewöhnlichem Ehrgeiz, sondern auch von der mächtigen Begierde getrieben, für sein armes, geliebtes Vaterland Großes zu leisten. Gerade um jene Zeit schwebten die Verhandlungen über die Union, und die Aufregung dieses für Ir-

land wichtigsten Tagesereignisses riß den jungen Mann in ihre Strudel hinein.

Das 18. Jahrhundert ging zu Grabe, und mit ihm hörte O'Connell auf, ein Privatmann zu sein. Noch 47 Jahre hat er in unserm 19. Jahrhundert erlebt, und dieser ganze lange Zeitraum seines irdischen Daseins ist ausgefüllt durch zwei große Bestrebungen: Gleichstellung der Katholiken und Widerruf der Union. Das erstere Ziel hat O'Connell erreicht, und darum wird die Geschichte ihn allezeit so nennen, wie sein dankbares, durch ihn aus materiellem und moralischem Elend erlöstes Volk ihn schon bei Lebzeiten genannt hat, den „Befreier Irlands". Die Auflösung der Union zu erreichen, blieb ihm versagt, weil der Kampf Irlands gegen den englischen Staatsgedanken noch zu ungleich war.

## II.

## 1800—1810.

**Die Union. Erstes politisches Auftreten. Freimaurerthum. Berufsleben. Ehe und Familie. Die Zeitlage. Zustand des Volkes. Begründung der politischen Führerschaft.**

Am Ende des vorigen Jahrhunderts zählte Irland eine Bevölkerung von gegen sechs Millionen Seelen. Unter diesen waren höchstens 500,000 Protestanten. Man muß sich dieses Zahlenverhältniß recht vergegenwärtigen, um den wahnsinnigen Zustand, in welchem Irland durch Englands Tyrannei darniedergehalten wurde, einzusehen. Denn diese 500,000 Protestanten waren die Eigenthümer beinahe des ganzen Landes, die ausschließlichen Inhaber aller öffentlichen Aemter, allein berechtigt zur Mitgliedschaft im

Parlament und zur Theilnahme an der Regierung. Die fünf Millionen Katholiken hatten im Wesentlichen das Recht, dem Grundherrn den Pachtzins, der protestantischen Kirche den Zehnten zu zahlen, und, wenn sie dieß nicht vermochten, auf der heimathlichen Erde mit Weib und Kind zu verhungern. Unter diesen Umständen war es sicherlich nicht zu verwundern, daß der Plan, der englischen Regierung, auch noch das Parlament von Dublin hinwegzunehmen und den letzten Rest von Selbstständigkeit des Landes zu vernichten, eine allgemeine und tiefe Aufregung hervorrief. Dieses Parlament hatte zwar wenig genug für das Wohl des Landes geleistet. Es hatte sich namentlich in den letzten Jahren durch seine Bestechlichkeit im höchsten Grade verächtlich gemacht. Es hatte nicht einmal den irischen Handel und die irische Industrie gegen Englands grausamen Neid und kleinlichen Krämergeist zu schützen vermocht. Allein gleichwohl brachte die Versammlung zu Dublin wenigstens Geld in's Land; sie war wenigstens ein Rest von heimischer Regierung und Verwaltung der heimischen Dinge; und sie schloß vor Allem, wenn sie fortbestand, die Hoffnung auf eine spätere Verbesserung nicht aus.

Unter den Gegnern der Union zeichneten sich in Dublin namentlich die Anwälte aus; die protestantischen Mitglieder des Anwaltstandes machten hierin keinen Unterschied von ihren katholischen Collegen. Schon zu Ende des Jahres 1798 war ein eigenes Blatt „Anti-Union" gegründet worden, und trotz aller Schrecken des Belagerungszustandes wurden in Dublin lebhafte Versammlungen gegen die beabsichtigte Union gehalten.

Es war am 13. Januar 1800, als O'Connell, noch nicht 25 Jahre alt und dennoch schon eine hervorragende Persönlichkeit der irischen Hauptstadt, auf einer Katholiken-

versammlung zu Dublin im Börsengebäude unter dem Klirren der englischen Bayonette seine erste öffentliche politische Rede hielt. Sie ist es werth, daß wenigstens ihr Hauptinhalt auch von uns mitgetheilt werde.

„Die Frage der Union ist unstreitig eine Frage von höchster Größe und Wichtigkeit. Wahrlich, in eine mehr als verbrecherische Apathie müßte der Irländer versunken sein, welcher diesem Gegenstand gegenüber Gleichgültigkeit empfinden könnte. Jegliche Einsicht des Verstandes, jedes Gefühl des Herzens fordert uns zur sorgfältigen Erwägung dieses Planes auf. Bevor ich jedoch irgend eine Resolution vorschlagen kann, muß ich um die Erlaubniß bitten, einige Bemerkungen zu machen über die Gründe, weßhalb wir uns hier als Katholiken als eine gesonderte und abgetrennte Körperschaft versammeln mußten. Die erleuchtete Einsicht der Katholiken hat denselben schon längst gezeigt, wie illiberal und ungerecht es wäre, sich von der übrigen Bevölkerung Irlands zu trennen. Sie haben deßhalb bei früheren Anlässen beschlossen, künftig in der Oeffentlichkeit nicht mehr als abgesonderte und getrennte Körperschaft aufzutreten. Allein bei diesem Beschlusse sahen sie nicht voraus und konnten sie nicht voraussehen die unglückseligen Umstände des gegenwärtigen Augenblicks, welcher ihnen die Nothwendigkeit auferlegt, entweder schimpflicherweise eine für das Land verderbliche Maßregel zu billigen, oder aber nochmals als besondere Körperschaft aufzutreten.

Niemand ist unter den Anwesenden, dem nicht bekannt wäre, mit welcher Beflissenheit das Gerücht verbreitet wurde, die Katholiken seien der Union günstig. Vergebens sprachen zahlreiche Katholiken in den verschiedensten Lebensstellungen ihre Mißbilligung der Maßregel in Gemeinschaft mit ihren Mitbürgern aus. Die Verläumdung wurde immer

wiederholt, eine Zeitung druckte sie der andern, ein Pamphlet schrieb sie dem andern nach; sie wurde thätig verbreitet in Privatgesellschaften, laut und kühn verkündet in öffentlichen Versammlungen. Wie dieses Gerücht entstand und aufrecht erhalten wurde, war offenbar; die Beweggründe lagen klar zu Tage. Vergebens hatten die Katholiken als Einzelne versucht, dem Strome zu widerstehen. Auch in Zukunft würden ihre Anstrengungen als Einzelne fruchtlos und vergeblich sein; darum müssen sie als Gesammtheit sich widersetzen.

Noch ein anderer Grund nöthigt die Katholiken, als eine besondere Klasse hervorzutreten; und ich bekenne, daß dieser Grund auf meine Gefühle den größten Eindruck hervorgebracht hat. Nicht zufrieden mit der falschen Behauptung, daß die Katholiken die Vernichtung Irlands begünstigen, hat man diese ihre angebliche Geneigtheit den niederträchtigsten Beweggründen zugeschrieben, welche ihrem Verstand ebenso ferne liegen, als sie ihrem Herzen fremd sind. Man hat gesagt, die Katholiken seien bereit, ihr Vaterland für einen Preis zu verkaufen, oder, was noch schlechter wäre, es gänzlich aufzugeben in Folge der unglücklichen Feindseligkeiten, welche das Elend der Zeiten hervorgebracht hat. Können die Katholiken schweigen unter einer so furchtbaren Verläumdung? Diese Verläumdung wurde geschleudert gegen die Katholiken als Gesammtheit; darum lag es auch der Gesammtheit ob, aufzutreten und zu widersprechen. Ja, wir wollen jedem Freunde Irlands zeigen, daß die Katholiken unfähig sind, ihr Vaterland zu verkaufen; wir wollen laut erklären, daß, wenn uns für unsere Zustimmung zur Union unsere Emancipation angeboten würde, wenn diese Emancipation nach der Union noch eine wirkliche Wohlthat sein könnte, wir dieselbe mit

raschem und entschlossenem Unwillen verwerfen würden. (Hier wurde der Redner von lautem Beifall unterbrochen.) Laßt uns Irland zeigen, daß wir Nichts im Auge haben als sein Wohl, Nichts in unseren Herzen als den Wunsch gegenseitigen Vergessens und Vergebens, gegenseitiger Duldung und wechselseitiger Liebe; und ein jeder Mann, der gleich uns empfindet, möge es laut aussprechen, daß, wenn ihm die Wahl geboten wird zwischen der Union oder der Wiedereinführung der Strafgesetze in all' ihrer früheren Entsetzlichkeit, er diese letzteren, als das geringere und erträglichere Uebel, ohne Zögern annehmen würde; daß er lieber vertrauen würde auf die Gerechtigkeit seiner protestantischen Brüder in Irland, als daß er sein Vaterland zu den Füßen des Fremdlings hinlegen möchte (großer und lebhafter Beifall). Es ist über die Union schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß es unmöglich ist, anzunehmen, es habe irgend Jemand sich nicht bereits eine Meinung hinsichtlich dieser Frage gebildet. Ich will daher nicht auf euere Aufmerksamkeit und Geduld sündigen, indem ich Gründe wiederhole, die ihr schon gehört, und Gegenstände wieder hervorziehe, die ihr schon erwogen habt. Sollte aber irgend Jemand sich hier befinden, der so sehr geistig entartet wäre, um einzuwilligen in die Vernichtung der Freiheit, der Verfassung, ja sogar des Namens von Irland, den Mann würde ich auffordern, wenigstens die Leitung und Handhabung seines Eigenthums und Verkehrs nicht Fremden zu überlassen, über welche er keinerlei Aufsicht und Controle ausüben kann."

Auf den Grund dieser Rede wurden sodann fünf, ebenfalls von O'Connell entworfene Resolutionen einstimmig angenommen, in welchen dem Widerstreben gegen die völlige Unterwerfung unter England und dem festen Entschlusse,

ein eigenes Land und Volk zu bleiben, der kräftigste Ausdruck gegeben wird.

Bei dem ziemlich engen Raume, welcher dieser Arbeit vorgezeichnet ist, kann ich natürlich in der Folge nicht bei einzelnen Reden O'Connells, nicht bei einzelnen der vielen Tausende von Volksversammlungen, die er gehalten hat, verweilen. Wohl aber kam es mir darauf an, bei Gelegenheit seines ersten öffentlichen Auftretens ein wenig ausführlicher zu zeigen, wie der junge Löwe seine Mähne schüttelte, und wie in der ersten Rede des klug und bescheiden auftretenden jungen Mannes das Programm seines ganzen Lebens enthalten war. Man muß sich ja nicht täuschen lassen durch den Widerwillen, welchen O'Connell gegen das Auftreten der irischen Katholiken als politische Gesammtheit auszusprechen scheint. Es ist den Katholiken niemals eine Freude, wenn sie genöthigt werden, als constitutionell-politische Partei aufzutreten, und es wird ihnen immer eine große Genugthuung sein, wenn sie bei Andersgläubigen so viel Gerechtigkeit und vorurtheilslose Unbefangenheit finden, um mit ihnen vereint im politischen Leben wirken zu können. Allein damals, wie jetzt, lag eben die unbedingte Nöthigung vor, und die vorurtheilslosen Andersgläubigen waren damals und sind jetzt — weiße Raben. Das Wesentliche in O'Connells Rede ist die feste und bestimmte Erklärung, daß Irlands Nationalität und politische Individualität nicht untergehen dürfe, und daß, diesem höchsten Zwecke gegenüber, selbst die Befreiung der irischen Katholiken von den bisherigen bürgerlichen und politischen Beschränkungen nur als ein untergeordnetes Ziel betrachtet werden könne. Genau nach diesen Grundsätzen hat O'Connell sein ganzes Leben hindurch gehandelt. Als er starb, da schien es, als ob er in politischer Beziehung sich

geirrt habe, als ob Pitts und Castlereaghs Unionswerk auf die Dauer befestigt sei; allein schon die Gegenwart gibt dem jungen Redner vom 13. Januar 1800 mehr und mehr Recht, und für die Zukunft wird der liebe Gott sorgen.

Jedoch aller Widerstand war vergebens; die Kraft des Volkes war durch den vorausgegangenen Aufstand und dessen entsetzliche Folgen gebrochen, die englische Regierung war auf's Aeußerste entschlossen und ließ es sich Millionen kosten. So ging die Union denn durch, obwohl mit knapper Majorität, und für die Katholiken wurde, wie wir gesehen haben, Nichts gethan.

Die düsteren und entsetzlichen Eindrücke aus jener Schreckenszeit hat O'Connell in seinem ganzen Leben nicht vergessen; die auf's Aeußerste getriebene Mißhandlung der niedergetretenen Bevölkerung durch englische Soldatenbrutalität und Polizeiwillkür schwebte noch in späten Lebensjahren wie ein furchtbarer Traum dem Auge seines Geistes vor, und auf die Wiederbeseitigung der für Irland verhängnißvollen Folgen jener Tage war die ganze Kraft seines Lebens und Wirkens gerichtet.

So sehr übrigens der junge O'Connell das politische Programm seiner ganzen Zukunft schon in diesen frühen Jahren scharf und bestimmt erfaßte und aussprach, so war er doch — und die Wahrheit soll uns in jeder Beziehung über O'Connell gehen — in mancher anderen Beziehung noch keineswegs zu voller Klarheit und Sicherheit gelangt. Wir haben früher schon gesehen, daß er dem Bunde der vereinigten Irländer beigetreten war. Obgleich er dort lernen konnte und nach seiner eigenen späteren Erklärung auch gelernt hat, daß es mit aller politischen Geheimbündelei nichts ist, so war er gleichwohl im Jahre 1797

auch in den Freimaurerorden getreten. Die Thatsache ist gewiß, denn O'Connell selbst hat sich darüber mit folgenden Worten ausgesprochen:

„Ich war Freimaurer, und zwar Logenmeister. Es war dieß in einer sehr frühen Periode meines Lebens, und zwar entweder bevor in der katholischen Kirche Irlands ein Verbot der Ablegung der Maurer-Eide verkündet war, oder wenigstens bevor ich von einem solchen kirchlichen Verbot etwas wußte. Man kann übrigens sagen, daß die Maurerei in Irland, abgesehen von ihren Eiden, gerade keine schlimmen Tendenzen gehabt hat, ausgenommen, insofern sie den Bemühungen der so löblichen und nützlichen Mäßigkeitsvereine entgegenwirkte. Die wichtigste Einwendung gegen die Maurerei ist der Mißbrauch des heiligsten Namens der Gottheit in ihren vielfältigen und muthwilligen Eiden ohne allen vernünftigen Zweck."

Es scheint aus diesen Worten O'Connells hervorzugehen, daß wenigstens die irische Freimaurerei jener Tage, so weit man ihn überhaupt hineinsehen ließ, ein ziemlich harmloses, aber genußsüchtiges Ding war; gewiß ist, daß O'Connell austrat, sobald er sich des Widerspruchs mit den Geboten seiner Kirche bewußt wurde.

Auf die Durchführung der Union folgte natürlich eine Zeit harten Druckes; Pitts mächtige Hand ruhte schwer auf dem Lande, welches er der englischen Krone gerettet zu haben überzeugt war, und jede Regung der widerstrebenden Elemente wurde schonungslos niedergehalten. O'Connell verlor den Muth nicht, wie er ihn bis gegen das Ende seines Lebens nie verlor: er widmete sich mit voller Kraft und mit glänzendem Erfolge seiner Berufsthätigkeit, sowohl im bürgerlichen als im Strafrecht. Bei dieser emsigen und unermüdlichen Thätigkeit erwarb er sich jene

ausgezeichnete Rechtskenntniß und nebenbei jenen feinen juristischen Takt, der ihn in den späteren Jahren seines Lebens die Pfade der maßvollen Besonnenheit nie um eines Haares Breite überschreiten und neben der jähen Tiefe des politischen Verbrechens schwindelfrei auf dem schmalen Wege der friedlichen Agitation vorwärts wandeln lehrte. Wie allgemein anerkannt O'Connells juristische Tüchtigkeit und wie groß seine Praxis war, kann man leicht aus der einzigen Thatsache entnehmen, daß seine Einnahmen von 58 Pfund Sterling im ersten Jahre sich binnen kurzer Zeit auf 9000 Pfund Sterling (über 100,000 fl. süddeutsch) jährlich steigerten. Aus dieser Zeit seines Lebens sind in seinem Vaterland eine Menge von Anecdoten erhalten, welche den jungen Anwalt als die letzte Hoffnung der Angeklagten, als eine gefährliche Controle der Richter, und namentlich als den Schrecken gewissenloser Zeugen im Kreuzverhör zeigen. Ich begnüge mich mit dieser allgemeinen Bemerkung, da die Einzelnheiten zu wenig höheres Interesse haben und zu genaue Kenntniß des englischen Rechtswesens voraussetzen, um für die größere Anzahl deutscher Leser geeignet zu erscheinen.

Im Sommer des Jahres 1802 verheirathete sich O'Connell mit einer entfernteren Verwandten, welche den gleichen Familiennamen führte, wie er. Das Mädchen war arm, und der alte, stets kluge und vorsichtige Onkel Moritz war deßhalb gegen die Verbindung. Allein der junge Mann ging in dieser, wie in jeder anderen Frage seinen eigenen Weg, und wenigstens diese Wahl scheint er nie bereut zu haben. Sprach er doch bis zum Ende seines Lebens mit der größten Zärtlichkeit von seiner ihm vorangegangenen Mary, und pflegte ihr nachzurühmen, daß sie ihm „35 Jahre des reichsten häuslichen Glückes gegeben habe,

das jemals ein Mann genossen hat.“ Am 23. Juni 1802 wurde die Ehe geschlossen, und nach wenigen Jahren umgab eine ansehnliche und wachsende Kinderschaar das noch jugendliche Elternpaar.

Allein weder die Noth und Trübsal der Zeiten, noch die unermüdliche Verfolgung der Berufsgeschäfte, noch der Genuß häuslichen Glückes vermochten O'Connell vollständig oder auf die Dauer abzuziehen von der großen Liebe seines Herzens, von seinem Volk und seinem Vaterland.

Schon im Jahr 1804 begegnet uns in Dublin wieder eine Katholikenversammlung zu dem Zwecke, die Mittel zur endlichen Erlangung der längst verheißenen und schmählich vorenthaltenen Emancipation zu berathen. Die Versammlung war in einem Privathause, und ihre Beschlüsse wurden nicht veröffentlicht, da der „Ausnahmszustand“ noch immer über Irland verhängt, die Habeas-Corpus-Acte immer noch suspendirt war. Die Katholiken waren längst daran gewöhnt, daß man entweder an der Form oder am Inhalt herummäkle, so oft sie ihre natürlichen Menschen- und Bürgerrechte in Anspruch nehmen wollten; sie waren eingeschüchtert, und die im Jahre 1804 beschlossene Petition ist mit der größten Vorsicht und Aengstlichkeit abgefaßt; die Furcht, Anstoß zu geben, blickt aus allen ihren Wendungen hervor. Erst O'Connells Kühnheit war es vorbehalten, die irischen Katholiken den Ruf nach Gerechtigkeit erheben zu lassen. Nicht Gnade, nur Gerechtigkeit, nicht mehr und nicht minder! das war der stets wiederkehrende Refrain seiner Reden, und je mehr seine Beredtsamkeit durch beständige Uebung sich entwickelte, je mehr die gewaltigen Eigenschaften seines Geistes und Charakters sich zur vollen Blüthe reifer, ruhiger Männlichkeit entfalten, desto unwiderstehlicher wurde dieser ununterbrochene Ruf

nach Gerechtigkeit, in welchen immer mehr das ganze Land und Volk einstimmte.

Allein die Anfänge zu dieser großartigen Vereinigung des irischen Volkes waren klein, winzig klein. Möge es ein wahrer, großer Trost sein und bleiben für die bedrängten Katholiken der Gegenwart und der Zukunft, zurückzublicken auf die äußerst unbedeutenden Mittel, mit welchen, auf die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse, unter welchen O'Connell sein Werk begonnen hat. Sie werden daraus die Ueberzeugung schöpfen oder auf's Neue bestärken können, daß keine Schwierigkeiten zu groß sind, wo neben treuer Anhänglichkeit an die Kirche Ausdauer, Beharrlichkeit und besonnene Mäßigung walten.

Erst seit dem Jahr 1808 finden wir in Dublin mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrende Katholikenversammlungen, in welchen O'Connell ein beständiger Hauptredner ist. Um diese Zeit schienen die allgemeinen Verhältnisse sich etwas günstiger gestalten zu wollen.

Die englische Krone ruhte, während einer fast beispiellos langen Regierung, seit dem Jahre 1760 noch immer auf dem Haupte Georgs III. Dieser im Allgemeinen rechtlich gesinnte, aber geistig beschränkte und in seinen späteren Lebensjahren in zunehmendem Grade von der Nacht des Wahnsinns umdunkelte Monarch lebte mit seinem ganzen Gedankenkreis in den beiden Vorstellungen des persönlichen Königthums trotz der englischen Verfassung, und der kirchlich-politischen Protestantenherrschaft über Irland trotz des 18. und 19. Jahrhunderts. Er war darum für seine Minister ein schwierig zu behandelnder Herr, und für seine katholischen Unterthanen in Irland kein mitleidiger und kein gnädiger König. Die schauerlichen Ereignisse, welche seine Regierungszeit über Irland brachte, reiften in ihm

keineswegs die Erkenntniß, welch' entsetzliches Unrecht an diesem Land und Volk verübt worden sei und noch verübt werde, sondern sie verstockten ihn noch mehr in dem festen Entschlusse, die angestrebte Befreiung der Katholiken von bürgerlicher und politischer Beschränkung und Zurücksetzung unter keinen Umständen zu gestatten. Diesem Entschlusse gegenüber zeigen sich die einzelnen Erleichterungen, welche wir kennen gelernt haben, nur als von der Noth der Zeiten und dem Drang auswärtiger Gefahren abgerungene Zugeständnisse, keineswegs als Thaten erleuchteter Vernunft und politischer Einsicht. Sie waren deßhalb auch nicht im Stande, in Irland irgend ein Dankesgefühl wachzurufen, sondern sie nährten und steigerten nur die Sehnsucht nach wiederholter und zunehmender Demüthigung Englands.

Die protestantische Geschichtschreibung Deutschlands über England ist nur eine manierirte Nachahmung der englischen Schriftsteller über diesen Gegenstand; sie leidet daher bezüglich Irlands an der nämlichen Unwissenheit und Einseitigkeit, wie diese letzteren. Der vornehm-bornirte verächtliche Haß des Engländers gegen den besiegten Celten ist so groß und leidenschaftlich, daß er noch bis zum heutigen Tage jedes vollkommen klare Verständniß der irischen Zustände bis in die höchstgebildeten Kreise der englischen Gesellschaft hinauf unmöglich macht. Noch in den letzten Monaten des Jahres 1872 ist ein bedeutender englischer Geschichtschreiber, Namens Froude, eigens zu dem Zwecke über den atlantischen Ocean gereist, um dem nordamerikanischen Volke die Ueberzeugung beizubringen, daß im Großen und Ganzen Irland von England erzogen und gerettet worden sei, und daß alle bei diesem Experiment mitunterlaufene schlechte Behandlung der widerstrebenden Celten von letzteren reichlich verdient und ihrer eigenen rohen Verkehrtheit

zuzuschreiben sei. Allerdings hat der berühmte irische Dominikaner Thomas Burke, der sich gleichzeitig in den Vereinigten Staaten aufhielt, durch seine Gegenvorträge Fronde's vermessenes Unternehmen in zerschmetternder Weise vernichtet; allein der gemachte Versuch beweist gleichwohl, daß die Auffassungen Georgs III. und seiner Zeit auch in der Gegenwart noch nicht überwunden sind.

Allerdings, die Partei der Whigs, deren Einfluß seit dem im Jahre 1806 erfolgten Tode des großen Ministers Pitt gestiegen war, gab sich den Anschein, als ob bei ihr eine tiefere Einsicht und eine höhere Gerechtigkeit für Irland zu finden sei; und es soll ja nicht geläugnet werden, daß gewiß bei manchen englischen Staatsmännern schon tief im vorigen Jahrhundert die Erkenntniß dämmerte, daß an der irischen Wunde, wenn sie nicht von sehr geschickter Hand geheilt wird, Großbritannien dereinst verbluten werde. Allein im Allgemeinen war die „irische Frage" mehr der Zankapfel des herzlosen Ehrgeizes der englischen Parteien, von welchen jede die andere anläßlich begangener Fehler gegen Irland aus dem Sattel und Amt zu heben suchte. Unter solchen Fehlern verstand man aber natürlich nicht das Unrecht um seiner sittlichen Verwerflichkeit willen, sondern nur solche Maßregeln, die nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatten und deßhalb gegen die jeweils regierende Partei als Grundlage geschickter Schachzüge zu verwerthen waren. Allein trotz dieses gefühllosen constitutionellen Spieles mit dem Wohl und Wehe von Millionen Menschen brachten die Zeitereignisse bald nach dem Schlusse des ersten Jahrzehnts des gegenwärtigen Jahrhunderts für die Sache der irischen Katholikenbefreiung einen fast ungeahnten Triumph, einen Triumph, bei dessen Erwägung man sich sagen mußte, die endliche Erreichung des Zieles

könne nicht mehr gar zu ferne sein. Als nämlich Kaiser Napoleon, anscheinend auf dem Gipfel seiner Macht, gegen Rußland zu rüsten anfing, England sich einsam und gefährdet sah, da erschien, wie gewöhnlich in solchen Fällen und Lagen, die „irische Frage" den englischen Gesetzgebern in einem milderen Lichte. Der englische Staatsmann Canning sprach folgende Worte aus: „Wenn ich den gegenwärtigen Zustand Irlands betrachte, mit einer großen und zunehmenden Bevölkerung — einer Bevölkerung, nicht nur an Zahl, sondern auch an Reichthum und Intelligenz zunehmend, und von dem, was sie bereits von Freiheit gekostet hat, auf umfassenderen und gleichen Genuß der Freiheit, von der sie noch ausgeschlossen ist, hoffend; — wenn ich bedenke, daß sie sich in diese Lage nach und nach aus einem Zustande, wie nie vorher eine Volksklasse durch Gesetze eines christlichen Staates in einen ähnlichen versetzt war, emporschwang, so kann ich es nicht für wahrscheinlich halten, daß sie in diesem Zustande noch lange bleiben wird; noch kann ich es für weise halten, selbst wenn es möglich wäre, sie aus den Wällen der Verfassung für immer ausschließen zu wollen." Und siehe da! die Emancipation der irischen Katholiken erhielt zum ersten Male die Majorität im englischen Unterhause; 255 Stimmen sprachen sich dafür aus, diese Maßregel in der nächsten Sitzung in Erwägung zu ziehen, 106 stimmten dagegen. Allerdings fiel der Vorschlag im Oberhause, aber nur mit einer Majorität von 126 gegen 125. An dieser einzigen Stimme hing unendlich viel Noth und Unrecht; an ihr hing ein noch 18 Jahre dauernder gewaltiger Kampf. Es geschah dieß am 22. Juni 1812, in dem Augenblicke, als Napoleon den Niemen überschritt.

Dieses großartige und hoffnungsreiche Ergebniß aber,

daß Irlands himmelschreiend gerechte Ansprüche zum ersten Male eine feierliche Anerkennung wenigstens im Hause der Gemeinen zu London gefunden hatten, verdankte man außer den Einwirkungen der auswärtigen Politik nicht zum geringsten Theil der von 1800 bis 1810 entwickelten, unermüdlichen und wachsenden Thätigkeit des jungen Anwalts Daniel O'Connell.

Schon um die Zeit von 1760 und 1790 war der Versuch gemacht worden, eine dauernde Vereinigung der irischen Katholiken unter dem Namen „katholisches Comité" oder ähnlichen Benennungen in's Leben zu rufen; allein unter der harten Ungunst der Zeiten waren diese Versuche jedesmal wieder zusammengebrochen. O'Connell nahm sie wieder auf, und suchte mit unermüdlicher Beharrlichkeit aus der Schale der flüchtig zerrinnenden Versammlungen den festen und werthvollen Kern einer wohlorganisirten, bleibenden Verbindung zu entwickeln.

Uebrigens beschränkte sich die Bewegung der Geister in Irland schon um diese Zeit nicht ausschließlich auf die Emancipationsfrage. Das irische Volk und O'Connell beruhigten sich niemals bei der Union; ungünstige Verhältnisse erstickten vorübergehend den Schrei nach nationaler Selbstständigkeit, aber in den Herzen der Bevölkerung lebte die Sehnsucht nach diesem letzten Ziele ungemindert fort, und sie zieht sich wie ein rother Faden auch durch O'Connells ganze Lebensgeschichte hindurch. Schon im Jahre 1810, als das erste Jahrzehnt seit der Union zu Grabe ging, sehen wir in Dublin eine lebhafte und verhältnißmäßig kühne Bewegung für Wiederauflösung dieser Union. Die Folgen dieser letztern für den Wohlstand des Landes wurden bereits tief und schwer empfunden; die vornehmen Familien lebten und verzehrten ihre Einkünfte mehr und

mehr in England; Handel und Verkehr stockten, Geschäftslokale wurden in großer Zahl geschlossen, die Straßen der Hauptstadt waren verödet. So kam es, daß zunächst die Gemeindebehörden von Dublin und die eigentlichen Geschäftsleute dieser Hauptstadt Versammlungen hielten und Petitionen an das Parlament richteten, welche zwar die Gleichstellung der Katholiken in erster Reihe verlangten, jedoch gleichzeitig darüber hinaus auch Wiederherstellung des irischen Parlamentes begehrten.

Um die nämliche Zeit wurde Irland auch bewegt durch die Frage des Veto.

Seit England protestantisch geworden war, hatte es sich während zwei Jahrhunderten in der seltsamen Idee gefallen, den Katholicismus und die katholische Kirche in Irland einfach als nicht vorhanden zu betrachten. Da aber Irland, mit verschwindend kleinen Ausnahmen, gleichwohl fest und bis zum Tode entschlossen war, römisch-katholisch zu bleiben, so hatte sich im Laufe der Zeit eine vollständig organisirte, ausschließlich auf die freiwilligen Beiträge der Bevölkerung angewiesene, deßhalb arme, aber tief in den Herzen der Iren wurzelnde, katholische Hierarchie ausgebildet. Diese geistige Macht konnte nicht länger übersehen werden; an ihre Vernichtung war auch nicht zu denken, da es nicht mehr wohl anging, die Priester von den Altären wegzureißen, um sie zu hängen oder zu viertheilen. So entschloß sich denn die englische Regierung zu dem Versuch, den Klerus unter den Einfluß der Staatsgewalt zu beugen. Sie stellte, nachdem schon im Jahre 1794 das Priesterseminar zu Maynooth gegründet worden war, die offizielle Anerkennung der katholischen Kirche und ihrer Organisation in Irland, ja sogar die Besoldung der katholischen Geistlichkeit aus Staatsmitteln unter der Bedingung in Aussicht, daß der

heilige Stuhl keine Bischöfe ernenne ohne Genehmigung der englischen Regierung. Ein Theil der Bevölkerung wankte bei diesem Anerbieten; es wankten selbst einige der irischen Bischöfe, und einige Jahre später gewann es sogar vorübergehend den Anschein, als ob der heilige Stuhl selbst auf die Wünsche der Regierung einzugehen geneigt wäre. Allein Verfolgung und Bedrängniß jeder Art enthält für die Kirche weit kleinere Gefahren, als die Unterwerfung unter die Staatsallmacht. Diese Wahrheit konnte dem heiligen Stuhl nicht auf die Dauer entgehen; die weitaus überwiegende Mehrzahl der Geistlichkeit und des Volkes blieb fest entschlossen, lieber alle bisherigen Bedrängnisse und Lasten bis zu einem, wenn auch noch so weit entfernten Ziele zu ertragen, als die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des irischen Klerus zu opfern.

O'Connell stand selbstverständlich in dieser hochwichtigen Frage durchaus und entschieden auf dem richtigen Standpunkt, und seine Einwirkung auf das Volk war auch in dieser Hinsicht von der größten Bedeutung.

Ueberhaupt bekämpfte er in dieser, wie in jeder andern Frage Irlands alten Fluch, die Uneinigkeit, auf das Nachdrücklichste. Organisation, Centralisation, feste und unerschütterliche Vereinigung war die Fahne, welche er seinem Volke vorantrug; friedliche Agitation innerhalb der strengen Schranken des Gesetzes war das Mittel, durch welches er sein niedergeschmettertes Volk aus moralischer Erniedrigung emporhob und wieder zum Bewußtsein unzerstörbarer Zusammengehörigkeit und zur Hoffnung einer bessern Zukunft erzog. Ohne diesen seinen ernst-sittlichen Einfluß wäre die Erreichung des so lange ersehnten Zieles unmöglich gewesen.

Uebrigens muß bei dieser Gelegenheit besonders hervorgehoben werden, daß die großen Vorzüge des irischen Volks-

charakters auch in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung und Verwilderung beinahe mit unverminderten Glanze strahlten. Allerdings war es der englischen Schreckensherrschaft gelungen, während längerer Zeit die große Masse der irischen Kleinpächter und Bettler in äußerster Unwissenheit und thierischem Elend niederzuhalten. Allerdings hatten Rauflust und Trunksucht das Ihrige dazu beigetragen, die sittlichen Zustände der Nation noch mehr herabzuwürdigen. Allein die unverwüstliche Seelengüte, welche einen Grundzug des irischen Wesens bildet, war durch die katholische Gläubigkeit des Volkes über allen Jammer der Zeiten hinaus gerettet worden. Aus Hunderten von Geschichten, welche hiefür sprechen, will ich hier nur einen einzigen Zug aus O'Connells Erfahrung hervorheben, der in seiner schlichten Einfachheit ebenso sehr die treuherzige Güte des irischen Wesens, wie die unerbittliche Hartherzigkeit des englischen Regiments hell beleuchtet.

Während des letzten großen Aufruhrs stand unter andern armen Schlachtopfern auch ein unglücklicher irischer Schulmeister, Namens O'Connor, vor dem englischen Kriegsgericht. Seines Todesurtheils zum Voraus gewiß, vertheidigte er sich mit verzweifelter Entschlossenheit, schilderte die ganze englische Unterdrückung, die unerschwingliche Härte der Abgaben, und prophezeite schließlich, daß eine französische Flotte und Armee das Land befreien werde, bevor noch das Fleisch von seinen Gebeinen herunterfalle. Als er geschlossen hatte, hielt ihm der vorsitzende Richter folgende Standrede: „O'Connor, ihr seid ein großer Dummkopf. Was ihr von den Franzosen sagt, ist lauter Unsinn. Wisset ihr denn nicht, daß ihre Flotte schon im vorigen Jahr von unserm Admiral vernichtet worden ist? Darum, O'Connor, sollt ihr zurückgehen dahin, woher ihr gekommen seid, und

sollet überliefert werden in die Hände des Henkers, und sollet aufgehängt werden — ja so, ich darf nicht vergessen, in euerer Rede war noch ein anderer Unsinn. Ihr sprachet über die Abgabe vom Leder; ihr sagtet, wir müßten noch Alle barfuß gehen. Nun, O'Connor, ich habe das Vergnügen, euch mitzutheilen, daß ich in der Grafschaft Clare eine große Herrschaft besitze und auf derselben ist kein einziger Pächter, der nicht so gute Schuhe und Stiefel an den Füßen hätte, wie ich selbst. Darum, O'Connor, müsset ihr zurückgehen, woher ihr gekommen seid, und sollet ausgeliefert werden in die Hände des Henkers, und sollet aufgehängt werden an euerem Halse, bis ihr todt seid, und euer Leib soll viertheilt werden, und möge Gott euerer Seele gnädig sein." O'Connor erwiederte: „Wenn ihr, Herr Richter, gütig seid gegen euere Pächter, so möge Gott euch segnen." Und er ging ruhig zum Galgen, zufrieden und glücklich bei dem Gedanken, daß seine Landsleute in Clare gute Schuhe und Stiefel haben.

Ein Volk, in dessen untersten Schichten solch' goldene Schätze von Menschenfreundlichkeit und Edelsinn lebten, war für einen geistreichen Mann wie O'Connell in der That ein bildsamer Stoff. Auch kannte er sein Volk in allen Charakterzügen und in allen Lebensverhältnissen auf das Genaueste; und wie er selbst in Tugenden und Schwachheiten ein getreuer Ausdruck, gewissermaßen ein kurzer Auszug des irischen Volkscharakters war, so fehlte ihm auch bei den Tausenden von Versammlungen und Reden, welche er im Laufe seines langen Lebens gehalten hat, niemals das rechte Wort und der entscheidende Ton, um Wiederhall zu finden und das Feuer der Begeisterung zu wecken in den Herzen seiner irischen Zuhörer.

O'Connell hat es selbst ausgesprochen, und die Ge-

schichte bestätigt es, daß schon mit dem Schlusse des Jahres 1810 seine Stellung als erster und einflußreichster Führer der irischen Katholiken fest begründet war. Unter den schwierigsten Umständen, unter den drückendsten öffentlichen Verhältnissen, unter Krieg und Belagerungszustand war es ihm binnen wenig mehr als zehn Jahren gelungen, sich von einem gerade erst vom Lande gekommenen Anfänger im Anwaltsberufe nicht nur zu einem der ersten Juristen des Landes, sondern zu dem eigentlichen Liebling und Haupte des Volkes emporzuschwingen; einen Verein irischer Katholiken zu gründen und zu beleben; die großen Gedanken der Emancipation und der nationalen Selbstständigkeit wach zu erhalten und neu zu kräftigen. Noch wußte man im übrigen Europa wenig oder nichts von seiner Thätigkeit; aber schon war im Stillen jener ungeheuere Einfluß begründet, der in spätern Jahren das stolze England erschrecken und die Welt in Erstaunen setzen sollte.

## III.

### 1811—1822.

**Gründung katholischer Vereine. Einschreiten der Regierung. Privatleben. Zweikampf. Thronwechsel in England. Reise nach Frankreich.**

Allein die englische Regierung war bereits im Jahre 1811 in hohem Grade aufmerksam und selbst besorgt geworden. Ihre lebhaftesten Anstrengungen richteten sich auf die Unterdrückung des „katholischen Comité's" in Dublin. Die Katholiken setzten sich mannhaft zur Wehr und wendeten sich mit Adressen an den Prinzen von Wales, spätern König Georg IV., welcher in Folge des über seinen königlichen Vater hereingebrochenen Wahnsinns nunmehr als

Prinz-Regent an der Spitze der britischen Monarchie stand. Es schien auch, als ob dieser Fürst für die gerechten Ansprüche seiner katholischen Unterthanen nicht gänzlich gefühllos bleiben wolle. Leider war seine persönliche Unwürdigkeit und sein sittenloser Lebenswandel nicht geeignet, ihn zum ernsten und gründlichen Studium so hochwichtiger Fragen zu befähigen; in gedankenloser Selbstsucht lebte er in den Tag hinein und war froh, wenn ihm jeder ernste Gegenstand des Heute aus dem Wege geräumt wurde, um nicht den thierischen Genuß des Morgen zu stören.

Und so erhielten denn auch die irischen Katholiken von dem Prinz-Regenten keinen Schutz und keine Hülfe. Auf ihre Bitten um bürgerliche Gleichstellung antwortete die Regierung durch Strafprozesse und durch gewaltsame Auflösung ihrer Versammlungen. Unter dem Vorwande, daß das katholische Comité sich anmaße, eine Repräsentation der irischen Bevölkerung zu bilden, und daß derartige Gesellschaften gesetzlich verboten seien, schritt man wiederholt gegen einzelne Versammlungen und gegen einzelne Comitémitglieder ein; und je mehr die äußern Gefahren der Monarchie durch Napoleons Niederlage in Rußland und seinen darauffolgenden Sturz verschwanden, desto unerbittlicher war von Neuem das englische Regiment. Um diese Zeit war es, um nur einen einzelnen Fall als Beispiel anzuführen, den Katholiken in ganz Irland noch nicht einmal erlaubt, in ihren Kirchen, welche sie nur Kapellen nennen durften, oder auf deren Thürmen eine einzige Glocke zu haben. Ein Franziskaner-Pater zu Limerick faßte den festen Entschluß, den Besitz einer Glocke zu erreichen, ohne das Gesetz zu verletzen; er berieth sich mit O'Connell und hing auf dessen Rath die Glocke an dem Giebel seines eigenen Hauses auf. Die Sache ging, die Katholiken wurden seit Jahrhunderten

zum ersten Mal durch den feierlichen Klang einer Glocke zur Anhörung der heiligen Messe gerufen. Aber so groß war noch die Furcht und Erschrockenheit der Katholiken zu Limerick, daß es nahezu fünf Jahre dauerte, bis sie es wagten, eine zweite Glocke, dießmal wirklich über der Kirche, anzubringen.

Am 11. Mai 1812 wurde der leitende englische Minister Perceval in der Vorhalle des Parlamentshauses meuchlings ermordet. Wie immer, so fehlte es auch damals nicht an Verläumdern, welche diese Mordthat auf Rechnung der Agitation für die Rechte der irischen Katholiken zu schieben sich nicht schämten; und im Allgemeinen wurden die Aussichten derselben unter dem Eindruck des begangenen Verbrechens noch trüber, als bisher. Namentlich machte der Prinz-Regent von jetzt an kein Hehl mehr daraus, daß er nicht daran denke, die früher den Katholiken angedeuteten oder gegebenen Zusicherungen zu halten; Deputationen derselben wurden von dem Regenten gar nicht mehr empfangen.

Die Lage der Dinge wurde noch verschlimmert durch die Gewaltthaten gegen die Grundherrn, welche von Zeit zu Zeit von den zur Verzweiflung gebrachten irischen Pächtern begangen wurden. Es kann nicht meine Absicht sein, irgend ein Verbrechen, irgend eine Gewaltthat zu entschuldigen. Wer sich aber einigermaßen vorzustellen vermag, was es heißt, wegen eines kleinen Pachtrückstandes mit einer hungernden Familie, mit kranken Kindern, mit einer verzweifelnden Frau mitten im Winter zu beinahe sicherem Verderben auf die Straße geworfen zu werden, und noch dazu in einem Lande, das von Gott- und Rechtswegen eben diesen Pächtern zu Eigenthum gehören sollte — wer sich dieß vergegenwärtigen kann, der wird auch die in

Irland von Zeit zu Zeit vorkommenden sogenannten agrarischen Verbrechen in ihrer Grundursache zu begreifen fähig, und deßhalb in einem mildern Lichte zu betrachten geneigt sein.

Mit Klugheit und besonnener Mäßigung wußte sich O'Connell durch diese trüben Zeiten in eine bessere Zukunft hinüberzuretten. Jede Gelegenheit benützte er, um den verhängnißvollen Spaltungen innerhalb der irischen Bevölkerung mildernd und versöhnend entgegen zu treten. Namentlich zeichnete er sich beständig durch freundliches Entgegenkommen gegen die irischen Protestanten aus und selbst gegenüber den Mitgliedern der Orangelogen ließ er in seinem Urtheil, wo es nur immer möglich war, nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch Milde walten.

Die Jahre 1813 bis 1815 vergingen so unter den unablässigsten Anstrengungen, die katholische Partei zusammenzuhalten und vor Selbstauflösung zu bewahren.

Neben dieser öffentlichen Thätigkeit übte O'Connell noch immer den Anwaltsberuf mit glänzendem Erfolge aus. Seine Erholung fand er während der Sommerferien durch den Aufenthalt in den heimathlichen Gebirgen der Grafschaft Kerry, bei Jagd und reichlichem Genusse der frischen Luft. Zu jeder Jahreszeit aber suchte er, obwohl durch Anwaltsreisen und politische Feldzüge vielfach von Dublin abwesend, so oft und lange als möglich, Erquickung und Erheiterung im häuslichen Familienkreise. Seine Söhne wuchsen bereits heran zum liebenden Verständniß des großen Vaters, und versprachen, in späterer Zeit tüchtige Kampfesgenossen zu werden, was sie auch in der That geworden sind. O'Connells Gattin hatte zwar nicht diejenige geistige Begabung und Ausbildung, welche nöthig gewesen wäre, um die öffentliche Laufbahn ihres Gemahls allseitig zu ver-

stehen. Allein mit desto mehr bewundernder Zärtlichkeit verfolgte sie seinen steigenden Ruhm, und niemals hat er in seinem häuslichen Leben irgend etwas vermißt, was das Haus als solches zu geben im Stande ist.

Die kirchlichen Orden sind wohl die besten Diätetiker der Welt. Früh aufstehen ist einer ihrer Hauptgrundsätze bei Regelung der täglichen Lebensweise. Diese löbliche Gewohnheit hatte O'Connell von den Jesuiten gelernt und für alle Zeit beibehalten. Auf seinen breiten, starken Schultern ruhte auch eine ganz ungeheuere Geschäftslast, die nur zu bewältigen war, wenn die frühen stillen, goldenen Stunden des Tages mit regelmäßiger Emsigkeit für die ernsten Zwecke des Lebens benützt wurden. Täglich pflegte er die heilige Messe zu hören. Dann folgten die Geschäfte des Tages bei den Gerichtshöfen, und an sie schloß sich die unermüdliche Fortführung der politischen Laufbahn in Comitésitzungen, Volksversammlungen und ähnlichen aufregenden Veranlassungen an. Erst der späte Abend brachte eine kurze Ruhe, welche mit der frühesten Morgendämmerung einer stets erneuten Thätigkeit weichen mußte. Am Abend seines Lebens sprach er selbst gerne davon, wie er während langer, langer Jahre um 4 Uhr aufstand, selbst sein Arbeitszimmer heizte, um 5 an der Arbeit war bis zum Frühstück um 1/2 9, von 11 bis 1/2 4 Uhr vor Gericht thätig war, auf dem Heimweg die Geschäfte im Lokal des katholischen Vereins abwickelte, nach 4 Uhr zur Mahlzeit kam und bis 1/2 7 bei seiner Familie blieb, um dann abermals im Studirzimmer zu arbeiten, aber längstens um 10 Uhr den Kopf auf dem Bettkissen zu haben. Diese strenge, aufopferungsvolle Lebensweise brachte selbstverständlich den Verzicht auf jedes eigentlich gesellige Leben und Vergnügen mit sich. Bei O'Connells großer

Anlage zu Heiterkeit und frohem Lebensgenuß war dieses Opfer gar nicht so gering. Allein der ganze Mann mit allen seinen Kräften hatte sich ein für allemal einem einzigen Zwecke hingegeben, und mit selbstloser Ausdauer blieb er in allen Beziehungen des Lebens seinem Entschlusse getreu. Gleichwohl machte der Ernst und die unablässige Anstrengung seiner Tages- und Jahresordnung ihn weder müde, noch finster. Er war im Gegentheil bekannt durch seinen Reichthum an treffenden Anekdoten und durch seine glänzende Gabe als Erzähler. In Dublin besaß er schon seit Jahren ein eigenes Haus im elegantesten Theile der Stadt, am Merrion Square; von dem Balkon dieses Hauses hat er viel hundertmal die versammelte Menge angeredet und begeistert. Seine Beredsamkeit war jetzt auf der vollen Höhe männlicher Kraft. Allein er verschmähte es nicht, in Ausdrücken und Wendungen naturwüchsiger Derbheit herabzusteigen zu den Zuhörern, wie er sie nun einmal vor sich hatte; wußte er doch, daß dieses Herabsteigen sich nur auf untergeordnete Einzelnheiten bezog, während er im Großen und Ganzen als wahrhaft praktischer Erzieher sein vielfach verwahrlostes Volk zu sich emporzog.

Wahrhaft erstaunlich war O'Connells durch rastlose Thätigkeit geübte Auffassungskraft. Als einst ein College ihn über eine staatsrechtliche Frage berieth, blieb O'Connell anscheinend ganz versunken in die Papiere, mit welchen er gerade beschäftigt war. Der Freund wurde empfindlich, und wollte sich zurückziehen; allein O'Connell sagte: „Nur fortgefahren! Hättest du so viel zu thun wie ich, du würdest schon längst gelernt haben, zwei Geschäfte zu einer Zeit zu besorgen." Und der Erfolg zeigte, daß O'Connell in der That seine Papiere gelesen und gleichzeitig den Vortrag seines Freundes bis in's Einzelne verfolgt und er-

wogen hatte. Seine vielfachen Erfolge in großen und wichtigen Criminalprozessen können natürlich hier nicht geschildert werden; es genüge zu sagen, daß auch seine Anwaltspraxis vielfach ein Theil seiner politischen Laufbahn war. Wo immer ein Irländer von einem Grundherrn mißhandelt war, da konnte er auf den eifrigen Beistand des berühmten Anwalts rechnen. Die Jesuiten, welche im Jahre 1872 aus dem deutschen Reiche vertrieben wurden, kauften im Jahre 1813 in dem geknechteten Irland eine Besitzung an. Die Orangemänner und sonstige Feinde der Kirche erhoben alsbald das bekannte Geschrei, das von jeher fast überall ertönte, wo die Gesellschaft Jesu sich blicken ließ. Allein O'Connell nahm sich ihrer Sache lebhaft an, und die Regierung ließ die Jesuiten in Frieden.

Es ist höchst begreiflich, daß O'Connells hervorragende Stellung und Thätigkeit ihm auch eine erhebliche Anzahl erbitterter Feinde zuzog. Eine solche Feindschaft gab im Jahre 1815 Veranlassung zu einem Ereigniß, welches auf lange Zeit hinaus einen dunklen Schatten in O'Connells Leben warf. Er hatte bei einer Versammlung sich im Eifer der Rede dazu hinreißen lassen, in Bezug auf die Gemeindebehörde von Dublin das Wort „bettelhaft" zu gebrauchen. Ein gewisser D'Esterre, früher Seemann, jetzt Mitglied der Dubliner Kaufmanns-Innung und berühmter Pistolenschütze, benützte jene Aeußerung als Vorwand, um O'Connell mit der Reitpeitsche zu bedrohen und nach einem mehrtägigen tumultuarischen Herumziehen in den Straßen Dublins zu einem Waffengang auf Tod und Leben zu nöthigen. Die Sache sah beinahe einem politischen Meuchelmordsversuch ähnlich; denn der große breitschultrige O'Connell war ein gutes und leichtes Ziel für eine Pistolenkugel und O'Connells Gegner war ihm als Schütze weit

überlegen. Allein Gott hatte es anders beschlossen. Als O'Connell nicht mehr ausweichen konnte, nahm er den Zweikampf an. Mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit stellte sich der Vater von sechs Kindern vor die Kugel seines Gegners. D'Esterre schoß zuerst und fehlte. O'Connells Schuß folgte augenblicklich und traf den Gegner in die Hüfte; er war tödtlich verwundet und erlag nach wenigen Tagen seiner Verletzung. O'Connell konnte sich nicht verbergen, daß er durch diesen Zweikampf die Gebote seiner Kirche schwer übertreten hatte. Bis zum Ende seines Lebens beklagte er tief den unglückseligen Vorfall. Er sorgte für die Wittwe und Tochter des Getödteten und man hat bemerkt, daß er beim Vorübergehen an dem Hause, welches derselbe bewohnt hatte, jeweils den Hut abnahm, indem er ohne Zweifel für das Heil seiner Seele betete.

Noch das nämliche Jahr 1815 brachte für O'Connell einen weitern Ehrenhandel mit Robert Peel, damals Staatssekretär für Irland. Allein dießmal thaten theils O'Connells Frau, theils die Behörden ihre Schuldigkeit, und es wurde frevelhaftes Blutvergießen glücklicherweise verhindert.

Die Sache der Katholiken stand in diesen Jahren schlecht; die Noth im Lande war groß, und in Folge der Noth die Verbrechen zahlreich; O'Connell mußte alle Mühe aufbieten, um das Zerfallen der Partei zu verhindern. Der Tod des Königs Georg III. und die Thronbesteigung des bisherigen Prinz-Regenten, nunmehr Königs Georg IV. (am 29. Januar 1820), brachte keine Veränderung zum Bessern. O'Connell hatte kurz vor diesem Ereigniß, nämlich im October 1819, seinen ersten offenen Brief an seine katholischen Landsleute veröffentlicht, um ihren Muth und ihre Hoffnung nicht sinken zu lassen; allein die Ermuthigung, zu welcher er sein Volk zu erheben suchte, mag ihm selbst

in jenen Tagen Mühe genug gekostet haben. Es zeigte sich eben immer mehr die dringende Nothwendigkeit, das seit den Jahren 1811 und 1813 wieder tief gesunkene Vereinsleben der Katholiken neu zu erwecken und besser auszubilden. Denn durch die Politik der liberalen Protestanten im englischen Parlament war für die Ansprüche der Katholiken nichts Entscheidendes oder Genügendes zu hoffen. Nach dem Tode des berühmten Grattan hatte sich im Unterhause der irische Protestant Plunkett an die Spitze Derjenigen gestellt, welche wenigstens eine Erleichterung der Lage der irischen Katholiken anstrebten. Allein diese Erleichterungsanträge waren abermals verbunden mit dem Vorschlag der Maßregel, daß keine der Regierung aus bürgerlichen Gründen mißfällige Person Bischof oder Dekan in der katholischen Kirche werden solle. Es versteht sich von selbst, daß O'Connell mit seinem ganzen Einfluß gegen diese neue Art, die Katholiken zu erleichtern und gleichzeitig ihre Kirche zu mißhandeln, auftrat. Er that dieß abermals in offenen Briefen an die irischen Katholiken, welche in der ersten Zeit des Jahres 1821 erschienen. Die Dinge waren längst so weit gediehen, daß nur durch bedingungslose Gewährung bürgerlicher Rechtsgleichheit die Frage zu lösen war. Auch gingen Plunketts Anträge zwar im Hause der Gemeinen durch, wurden aber bei der zweiten Lesung im Oberhause verworfen und dadurch wohl für immer beseitigt.

Am 19. Juli 1821 hatte sich der traurige König Georg IV. feierlich krönen lassen, nachdem er unmittelbar zuvor durch einen öffentlichen Skandalprozeß schmutzigster Art vor dem Oberhause das Herz seiner schwer mißhandelten königlichen Gemahlin Karoline vollends zum Tode vorbereitet hatte. Sie starb am 7. August, und am

11. August trat der gefühllose königliche Gemahl die Reise nach Irland an. Er landete, nachdem er während der Ueberfahrt in schändlicher Unmäßigkeit Gänsepasteten verschlungen und Branntwein getrunken hatte, in gänzlich berauschtem Zustande. Sogar einem dergestalt erniedrigten und entwürdigten König kamen die Katholiken Irlands mit nur zu großer Loyalität und mit ächt celtischem Uebermaß von Spektakel und Geschrei entgegen. Sie hätten jede derartige Uebertreibung um so mehr vermeiden sollen, als sie bereits aus Erfahrung wußten, daß von diesem durchaus verlogenen und nichtswürdigen Manne keineswegs aus freiem Antrieb eines königlichen Herzens, sondern nur unter dem unerbittlichen Drucke der eisernen Nothwendigkeit etwas für sie zu hoffen war. Auch O'Connell ist bei dieser Veranlassung nicht freizusprechen von dem Vorwurf, daß er unnöthigerweise in den allgemeinen Jubel eingestimmt und sogar dem König persönlich einen Lorbeerkranz überreicht habe. Georg IV. vergalt ihm in späterer Zeit diese Aufmerksamkeit auf eine Weise, die ganz Georgs IV. würdig war. Als nämlich nach der Emancipation O'Connell mit andern Parlamentsmitgliedern beim König zur Audienz erschien, murmelte dieser vor sich hin: „Dort ist O'Connell. Gott verdamm' den Schurken." Man kann diese Geschichte sehr füglich erzählen, weil Jedermann ganz genau weiß, auf welche der beiden Personen das Schimpfwort paßt. Allein O'Connell hätte sich weder bei der einen, noch bei der andern Veranlassung dem gekrönten Schlemmer nähern sollen. Die nichtgekrönte Tugend muß dem gekrönten Laster gegenüber ihren Stolz bewahren. Georg IV. hatte Irland kaum verlassen, als er an das Elend und an die Rechte der irischen Katholiken mit keinem Gedanken mehr dachte; und mit Recht sagt Lord Byron von ihm, daß er Irland

gerade so aufrichtig geliebt habe, wie er seine unglückliche Gattin liebte, die er dereinst im Rausch zum Altar geführt, und an deren offenem Grabe er von einem Schnapsrausch in den andern fiel. Das ist ein Repräsentant des Königthums in England, der „Burg der bürgerlichen und religiösen Freiheit."

Das Jahr 1822 brachte zwar einen neuen Vicekönig in der Person des Marquis von Wellesley (des Bruders des Herzogs von Wellington), der namentlich auch von den Katholiken freundlich begrüßt wurde, zumal seine Gemahlin katholisch war. Allein es lag gleichwohl weder in den Verhältnissen noch in dem Willen des neuen Statthalters, irgend eine erhebliche Veränderung der bestehenden Verhältnisse herbeizuführen. Die Feindseligkeiten der Orangemänner dauerten fort, und ebenso die Mißhandlung und die Unzufriedenheit der Katholiken. O'Connell erließ auch in diesem Jahre offene Briefe, hielt Versammlungen und Reden, protestirte und mühte sich ab; allein er überzeugte sich doch immer mehr, daß, wenn das große Werk seines Lebens gelingen solle, es mit einem neuen Kraftaufwand in Angriff genommen und möglichst rasch zu Ende geführt werden müsse. Er war jetzt bald 48 Jahre alt, stand noch in der Blüthe seiner Gesundheit, in der ganzen Fülle seiner reichen Kraft; sein Einfluß auf die Bevölkerung war großartig, und dennoch war nach einem langen ruhelosen Kampfe von mehr als zwei Jahrzehnten eigentlich noch nichts Praktisches erreicht.

Gleich als ob O'Connell zu den jetzt erst beginnenden entscheidendsten Thaten seines Lebens neue Kraft sammeln wolle, machte er in diesem Jahr eine Reise in das südliche Frankreich, wo seine kränkliche Gattin in einem der Pyrenäen-Bäder Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu suchen genöthigt war. Dann kehrte er zum großen Werke zurück.

# IV.

## 1823—1829.

**Der Verein irischer Katholiken. O'Connell und der Liberalismus. Einschreiten der Regierung. König Daniel. Der neue Verein. Die Katholiken-Emancipation. Eintritt in's Parlament.**

Das ganze dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ging, vorzugsweise durch O'Connells Thätigkeit und Geisteskraft, für England vollständig auf in der Behandlung der irischen Frage.

Schon zweimal hatte er es versucht, in energischer Zusammenfassung der Volkskräfte eine dauernde Vereinigung der irischen Katholiken herbeizuführen; zweimal hatte die Regierung unter verschiedenen juristischen Vorwänden sein begonnenes Werk wieder zerstört. Endlich im Jahre 1823 sollte zum dritten Mal, und nun unter Benützung aller bisher gemachten Erfahrungen mit größerem und entscheidendem Erfolg an's Werk gegangen werden. Die Organisation, welche O'Connell seit dem Jahre 1823 in's Leben rief, ist ganz und ausschließlich das Werk seines großen Geistes. Sie hat Alles, was früher auf diesem Gebiete geleistet worden war, unendlich weit übertroffen; sie steht bis zum heutigen Tage noch unerreicht da, und wenn die Führer der deutschen Katholiken in ihrem gegenwärtigen Kampfe auf Erfolg rechnen wollen, so können sie nichts Besseres thun, als O'Connells katholische Association kennen zu lernen und nachzuahmen.

O'Connell hatte sich zum Zwecke der Gründung seines katholischen Vereins in's Benehmen gesetzt mit einem jüngeren Freunde, Namens Shiel, welcher früher sogar gegen ihn aufgetreten war, mit dem ihn aber das Bedürfniß ge-

meinschaftlicher Thätigkeit für die gemeinsame Sache schließlich gleichwohl zusammengeführt hatte. Bei einer Versammlung am 25. April 1823 gab O'Connell, unter Hinweisung auf die Organisation der Gegner, die ersten Andeutungen seines Planes, indem er sagte, eine gewisse Anzahl von Männern müsse sich der Mühe unterziehen, die katholischen Angelegenheiten zu leiten; es müsse eine Körperschaft von anerkannten Freunden des Volkes gegründet werden, an welche sich jeder Einzelne in jedem einzelnen Fall von Bedrängniß wenden könne.

Nachdem sein Gedanke im Allgemeinen mit Beifall aufgenommen worden war, handelte es sich vor Allem um drei Dinge von äußerster Wichtigkeit. Für's Erste mußte eine Form der Vereinigung gefunden werden, gegen welche die Regierung nicht mit dem Gesetze in der Hand aufzutreten vermochte. Sodann kam es darauf an, eine innige und dauerhafte Verbindung des Klerus mit den Laien zum Zwecke der Förderung des neuen Vereins herbeizuführen. Sollte der Verein eine wahrhaft große Macht und Ausdehnung erlangen, so mußte ferner die Summe der zu leistenden Beiträge auf ein möglichst niedriges Maß festgesetzt werden. Ein Schilling (sechs Kreuzer) im Jahr war ein Betrag, welchen selbst der Aermste, selbst der eigentliche Bettler aufzubringen vermochte. Auf der andern Seite erschienen derartige Beiträge zu klein, um die Zwecke der Vereinigung zu sichern, und das Anrecht zur vollen Betheiligung an ihren Geschäften zu gewähren. Deßhalb umfaßte O'Connells Plan zwei Klassen von Mitgliedern; die eine sollte jährlich ein Pfund Sterling zahlen und aus ihr sollte der eigentlich wirkende Ausschuß gewählt werden; die andere, zahlreichere Klasse sollte aus der Masse der erwähnten Schillingzahler bestehen.

Die gewöhnliche Erzählung, daß die Idee dieser Katholikenvereinigung bei einem zufälligen Gespräche zwischen O'Connell und Shiel in der Wohnung eines gemeinschaftlichen Freundes in der Grafschaft Wicklow entstanden sei, ist nicht richtig. Sie war O'Connells ausschließliches geistiges Eigenthum, das er in dem niederdrückenden Bewußtsein der Erfolglosigkeit seines 23jährigen Kampfes lange mit sich herumtrug und nach allen Seiten erwog, bevor er irgend Jemand zum Vertrauten machte. Richtig ist aber, wie schon gesagt, daß Shiel einer der Ersten war, mit welchen sich O'Connell zum Zwecke der Ausführung seines Planes in's Benehmen setzte, und namentlich war er es, dessen Stimme sich in der Versammlung vom 25. April auf's Nachdrücklichste zur Unterstützung des gestellten Antrags erhob. Dagegen hatte Shiel Anfangs auch seine großen Bedenken geäußert, indem er der Meinung war, die Zeiten seien zu ungünstig für eine derartige neue Kraftanstrengung. O'Connell aber wußte, um mit einem spanischen Sprichwort zu reden, aus der Schwachheit neue Kraft zu schöpfen; er beharrte darauf, daß der richtige Augenblick gekommen sei, und daß sein Plan gelingen müsse. Er hielt Wort.

Am 12. Mai war eine Versammlung zum Zwecke der förmlichen Gründung des neuen Vereins. O'Connell entwickelte einige Grundzüge seiner Idee, und man beschloß wenigstens den Namen „Irischer Katholiken-Verein". Vom 13. Mai an wurden die Sitzungen regelmäßig im Hinterhause des katholischen Buchhändlers Coyne in der Chapel-Street, Nr. 4, gehalten. Allein die Schwierigkeiten und die Trägheit der Menschen waren Anfangs so groß, daß noch im Juli jenes Jahres kaum die zu einer Sitzung erforderliche Zahl von zehn Personen aufzubringen war.

Kam es doch einmal vor, daß O'Connell ein paar Seminaristen, die er im Vorderhause traf, förmlich in das Sitzungszimmer schob und drängte, nur um seine statutenmäßig nöthigen zehn Mann zu bekommen. Die Grundzüge der Organisation wurden nun allmälig dahin festgestellt, daß der Verein gebildet werde zu dem Zweck, durch jedes gesetzliche Mittel nach Emancipation der Katholiken zu streben; daß er keine Delegations- oder Repräsentations-Eigenschaft und Autorität irgend einer Art annehme oder ausübe; daß kein Katholik den Verhandlungen beiwohnen dürfe, wenn er nicht als beitragzahlendes Mitglied unterschreibe; daß dagegen Personen jeder andern religiösen Ueberzeugung auch ohne dieses Erforderniß sich als Zuhörer einfinden durften. Auf diesem Unterschied beharrte O'Connell, im Gegenstoß mit manchen seiner Freunde, ganz besonders nachdrücklich. Und er traf damit auch hier wieder den Nagel auf den Kopf. Er wollte nichts wissen von Katholiken, welche für die Sache ihrer Kirche und ihrer Glaubensgenossen gar nichts zu thun geneigt waren. Dagegen setzte er für Andersgläubige, welche als beitragzahlende Mitglieder eintraten, trotz lebhaftem Widerspruch sogar das Recht durch, in den Versammlungen zu sprechen und zu stimmen, indem er mit sehr gutem Grund bemerkte, durch und von Protestanten hätten sie die Emancipation zu erlangen, und darum sei Niemand geeigneter, über die Mittel zu diesem Ziele mitzuberathen, als wohlgesinnte Protestanten; daß aber Orangemänner ihre Guineen daran hängen würden, die Versammlungen des neuen Vereins zu stören, das brauche man sicherlich nicht zu befürchten. Schon jetzt wurde auch beschlossen, die Presse auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Ferner ward bestimmt, daß jeder Antrag schriftlich niedergelegt werden müsse, daß kein

Mitglied außer dem jeweiligen Antragsteller zweimal über die nämliche Frage sprechen dürfe, daß jeder Antrag eine Woche zuvor angekündigt werden soll, daß alle Berichterstatter für Zeitungen das Recht haben sollen, den Versammlungen beizuwohnen, daß eine außerordentliche Versammlung berufen werden muß, so oft 20 Mitglieder es verlangen, daß über die Mitglieder wie über die Geschäfte besondere Bücher geführt werden sollen, daß während der Verhandlung jeder Anwohnende sitzen soll mit Ausnahme des Redenden, daß endlich Samstag der regelmäßige wöchentliche Versammlungstag sein solle, und daß die Verhandlungen beginnen, sobald Nachmittags 3 Uhr zehn Mitglieder beisammen sind.

Auf diesen Grundlagen eröffnete der neue Verein, beseelt von O'Connells Geist und Thatkraft, seine Wirksamkeit.

O'Connell hatte selbstverständlich, wie jeder vernünftige Mensch bei seiner irdischen Wirksamkeit thun muß, der finanziellen Frage ein Hauptaugenmerk geschenkt. Er hoffte auf eine Jahreseinnahme von 50,000 Pfund Sterling (annähernd 600,000 fl. süddeutsch), und man sieht schon aus diesem Voranschlag, wie lebendig und unerschütterlich er von dem Gelingen des Unternehmens in großem Maßstabe überzeugt war. Es wird nicht ohne Interesse sein, O'Connells Vorschlag über Vertheilung und Verwendung dieser erst noch aufzubringenden großen Summe kennen zu lernen. Es sollten nämlich aufgewendet werden:

| | |
|---|---|
| Für Parlamentsunkosten . . . . . . . | 5000 Pfd. |
| Für Unterstützung der Presse . . . . . | 15,000 „ |
| Für Rechtsangelegenheiten, Schutz der Katholiken vor Gericht und Abwehr orangistischer Verfolgungen . . . . . | 15,000 „ |
| Erziehung armer katholischer Kinder . . | 5000 „ |

Heranbildung katholischer Priester für die
Iren in Amerika . . . . . . . . 5000 Pfd.
Die Hauptsache war aber, das Geld zu bekommen; daß sodann der durchaus praktisch und vernünftig angelegte Agitator es zweckmäßig verwenden werde, konnte keinem Zweifel unterliegen. Er bot sich an, in seiner Pfarrei selbst von Thüre zu Thüre zu sammeln; allein von dem Augenblicke an, in welchem der Klerus in Masse sich dem Unternehmen anschloß, war auch das Gelingen und der Fortgang der Sammlungen gesichert. Bald verfügte O'Connell über eine Jahreseinnahme von Hunderttausenden, und, was noch mehr heißt, über die Herzen und Hände von Millionen Menschen, die ihn mit gutem Grunde als ihren „König Daniel" verehrten.

O'Connell hatte schon bei diesem seinem Kampfe um die Katholikenemancipation, und mehr noch in spätern Jahren, das für einen so entschiedenen Katholiken seltene und merkwürdige Schicksal, von dem Liberalismus der ganzen Welt beinahe mit einstimmigem Beifall und Jubel begrüßt zu werden.

Diese Erscheinung hatte eine Mehrzahl von Gründen. Einmal war der Liberalismus der 20er und 30er Jahre in vieler Beziehung wirklich liberal, d. h. er strebte nach eigener Freiheit und war geneigt, auch Andern die ihrige zu gönnen. Sodann waren jene Liberalen in der Opposition, — nicht, wie ihre ausgearteten aber vom Glück begünstigten Nachkömmlinge des gegenwärtigen Augenblicks, im Besitze der Staatsgewalt; sie waren daher jeder Bestrebung und jeder Persönlichkeit zugeneigt, welche auch ihrerseits auf einen Kampf gegen die bestehenden Gewalten angewiesen oder in einen solchen verwickelt erschien. Endlich aber waren Irland und O'Connell namentlich den deutschen

Liberalen so weit aus dem Gesicht, daß ihre freigeistigen Nasen an dem katholischen Weihrauchduft der ganzen Sache keinen Anstoß zu nehmen brauchten. Sie sahen den großen Agitator nicht auf seinen Knieen in der heiligen Messe; ihnen blieb das Aergerniß erspart, den gelehrten Juristen, den berühmten Anwalt, den donnernden Redner im Beichtstuhl und vor der Kommunionbank mit aller zerknirschten Demuth eines reuigen Sünders zu erblicken.

Immerhin wird es meinen Lesern von Interesse sein, wenigstens einen dieser Liberalen mit einigen Worten über O'Connells Katholikenverein sich aussprechen zu hören. Venedey sagt in seinem Buche „Irland", erster Band, Seite 342, unter Anderm Folgendes:

„Das Ziel des Vereins waren Bürger- und Menschenrechte für Irland, das Mittel zur Erreichung derselben die gesetzliche Agitation. Die Gesellschaft bediente sich der Rechte, die sie hatte, der Klage, der Petition, und schützte, so weit ihre Macht reichte, ganz Irland in der Ausübung derselben. Jeder, der die Geschichte Irlands kennt, mußte wissen, daß Gewalt nicht das Mittel sei, um zum Rechte für Irland zu kommen; Jeder, der das Volk kannte, mußte ahnen, daß eben Gesetzlosigkeit, anarchischer Sinn der Krebsschaden der irländischen Zustände waren. Der katholische Verein wehrte die Gewalt ab und gewöhnte das Volk an Gesetzesachtung. Er fühlte, daß eine Hauptursache der Gesetzlosigkeit, der Anarchie in Irland in der Unmöglichkeit für das Volk, den Weg Rechtens zu gehen und hier sich Recht zu suchen, liege; und so beschloß er, das Volk in gerichtlichen Schutz zu nehmen. Wo ein Landlord oder ein Zwischenlandlord zu weit ging, da litt das Volk meist stumm, bis es zur Empörung getrieben wurde. Es war daran gewöhnt worden, daß es für den Irländer kein Recht gäbe; es war zu

arm, es zu verfolgen, vorausgesetzt, daß ein englisches Gericht den irländischen Bauer oder Bettler gegen den englischen Lord in Schutz nehmen wollte. Der Verein trat hier zwischen das Volk und die Gerichte, und lehrte jenes, sich an diese zu wenden, zwang diese, jenem Recht widerfahren zu lassen. So oft einem Bauer, einem Irländer Unrecht geschehen war und er sich an den katholischen Verein wendete, konnte er sicher sein, Schutz, Hülfe, Fürsprecher und öffentliches Gericht zu finden. Der Schutz und die Fürsprecher traten neben den Irländer, die Oeffentlichkeit neben den Richter, und so wurde Recht gesprochen, so lernte Irland, daß es ein Gesetz gebe. Von dem Augenblick an, da das Volk merkte, wie ihm hier ein Vertheidiger erstanden, konnte der Verein auf dasselbe rechnen. Er brauchte Geld zur Durchführung seiner Zwecke; das Volk gab, ohne zu fragen, was damit gemacht werde. Es wußte, es fühlte, daß ihm aus seiner Gabe Heil und Schutz und Recht erwuchs, und das genügte. O'Connell schlug eine Rente von 1 Penny per Monat vor; die Priester belehrten ihn, daß es einen einfachern Weg gebe, und so kam der „Rentsonntag“ auf, an dem jeder Katholik nach der Sonntagmesse vor der Kirchthüre seine freiwillige Steuer zur Unterhaltung des Vereins abgab. Irland lernte Gesetz und Ordnung, Gemeinsinn und Zusammenhalten, und England ahnte bald, was hier vorgehe. Nur vier Jahre brauchte die katholische Association, um die englische Regierung zu belehren, daß die Zeit gekommen, wo Irland frei sein werde.“

Allein es dauerte nicht vier Jahre, bis die Regierung zur Verfolgung des neuen Vereins schritt. Bei Eröffnung der Parlamentssitzung im Frühjahr 1825 zeigte sich aus den höchsten Regierungskreisen eine äußerst feindselige Stim-

mung gegen die Ansprüche der irischen Katholiken; namentlich hielt des Königs Bruder, der Herzog von York, im Laufe der Session, und zwar am 25. April, eine fulminante Rede in diesem Sinne. Die Thronrede hatte in der That zu solchen Kundgebungen förmlich aufgefordert, indem es in derselben hieß:

„Es ist zu bedauern, daß in Irland Vereine bestehen, welche ein mit dem Geiste der Verfassung unvereinbares Verfahren angenommen haben und darauf rechnen, durch Störung der Ruhe und Erbitterung der Gemüther den öffentlichen Frieden zu gefährden und die Entwicklung des nationalen Fortschritts aufzuhalten. Seine Majestät vertraut auf die Weisheit des Parlaments, um ohne Verzug die Mittel zu berathen, durch welche diesem Uebel gesteuert werden soll."

Eine derartige Sprache durfte sich ein König und eine Regierung in der angeblichst freiesten Monarchie der Welt erlauben gegen eine katholische Nation, welche gar nichts verlangte, als bürgerliche und politische Rechtsgleichheit mit ihren protestantischen Mitbürgern.

Es wurde alsbald ein Gesetzesvorschlag auf Unterdrückung des Vereins irischer Katholiken im englischen Parlamente eingebracht. Die Katholiken suchten sich und ihren Verein in Petitionen zu vertheidigen; allein man war schon zum Voraus entschlossen, ihnen nicht zu glauben, nicht auf sie zu hören. O'Connell selbst hatte sich mit einer Anzahl seiner Freunde zur Einvernahme als Auskunftsperson in einer parlamentarischen Untersuchungscommission, und zur weiteren Förderung der katholischen Interessen nach London begeben und saß bei der entscheidenden Parlamentsverhandlung vor den Schranken des Hauses. Das Ministerium erklärte, auf solchem Wege, durch solche Vereine,

mit solchen Mitteln dürften die Ansprüche der Katholiken nicht durchgesetzt werden. Es war die alte Geschichte. Verhielten sich die Katholiken ruhig, so dachte kein Mensch daran, ihre gerechten Forderungen zu erfüllen; thaten sie sich in Vereinen zusammen, wehrten sie sich ihres Daseins, so fand man sie oder ihre Mittel staatsgefährlich. Es war und ist noch immer die alte Geschichte. Nur wenige Mitglieder des Parlaments nahmen den Katholikenverein in Schutz und machten darauf aufmerksam, wie große Verdienste sich derselbe durch Verhütung von Gewaltthaten und Rachehandlungen der Bevölkerung erwerbe; ein einziger protestantischer Lord legte öffentlich das Geständniß ab, daß er selbst zu dem Verein irischer Katholiken Beiträge zahle.

So erfolglos übrigens die Bemühungen der irischen Deputation waren, an deren Spitze O'Connell stand, so zog der berühmte Parteimann gleichwohl die aufmerksamen Blicke der vornehmen englischen Gesellschaft auf sich, und bereitete sie gewissermaßen darauf vor, ihn späterhin im Parlament zu erblicken. Die Majorität zu Gunsten der Minister war übrigens in beiden Häusern des Parlaments sehr bedeutend, und noch im Laufe des Frühjahrs trat das Gesetz in Kraft, welches auf zwei Jahre alle Vereinigungen in Irland untersagte, die unter dem Vorwand, Mißbräuche in Kirche und Staat abzustellen, politisch agitiren, in die Rechtspflege eingreifen, und Geldmittel sammeln. Daß diese Maßregel, von der übrigens auch die Orangelogen betroffen wurden, dem Geist und Wesen nicht nur der britischen Verfassung, sondern eines jeden freien Staatslebens schnurstracks entgegen war, müssen jetzt selbst protestantische Geschichtschreiber unumwunden zugeben. Sie war um so tyrannischer, als gleichzeitig die im Parlament eingebrachten Anträge auf Abstellung der Rechtsungleichheit

zwischen Katholiken und Protestanten, obwohl noch vertuscht und herabgedrückt durch gleichzeitige Erhöhung des Wahlcensus und vorgeschlagene Staatsbesoldung der irischen Geistlichkeit, schonungslos verworfen wurden, so daß die irischen Katholiken zwar ihren Verein einbüßten, aber nicht die mindeste Gegenleistung oder Entschädigung erhielten. Ihre Lage war daher am Schlusse der Parlamentssitzung anscheinend schlechter, als jemals zuvor.

Als O'Connell am 1. Juni 1825 nach Irland zurückkehrte, wurde er trotz der gänzlichen Erfolglosigkeit seiner Sendung von seinen treuen Iren mit begeistertem Jubel empfangen. Er hatte in der That schon um diese Zeit eine so zauberhafte Gewalt über sein ganzes Volk erlangt, daß Millionen Menschen dem bloßen Winke dieses einfachen Privatmannes unbedingten Gehorsam leisteten. Nur seiner Besonnenheit und reifen Selbstbeherrschung hatte es die englische Regierung zu verdanken, daß während des ganzen langen Kampfes kein bewaffneter Aufstand in Irland ausbrach.

Die Irländer hatten vollkommen Recht, wenn sie hofften, daß jetzt, nach dem von London aus empfangenen schweren Schlage, O'Connell die reichen Hülfsmittel seines Geistes in ihrer ganzen Unerschöpflichkeit entfalten werde. Weder er, noch seine Vertrauten und Anhänger zweifelten einen Augenblick daran, daß man sich dem Gesetze unbedingt unterwerfen müsse. Die Lehre der katholischen Kirche gebot dieß, alle Regeln der Klugheit und Politik machten es zur Nothwendigkeit. Dagegen handelte es sich jetzt darum, an die Stelle des bisherigen kirchlich-politischen Vereins Verbindungen anderer Art zu setzen, welche von den neuen englischen Gesetzen nicht betroffen wurden. Auch hier zeigte sich wieder die alte Wahrheit, daß geistig be-

rechtigte Dinge durch die Mittel der Papiergesetzgebung nimmermehr zu bewältigen sind.

Ein neuer katholischer Verein wurde gegründet; mit weiser Vorsicht und juristischer Sachkenntniß schloß O'Connell von der Thätigkeit desselben Alles aus, was zu einem Conflikt mit dem Gesetze führen konnte; im vollen Sinne des Wortes zeigte er den englischen Gesetzgebern den Meister.

In den neuen Verein sollten Christen eines jeden Bekenntnisses aufgenommen werden. Sein erster Zweck sollte darin bestehen, öffentlichen Frieden und Ordnung, sowie Privatharmonie und Eintracht unter allen Klassen von seiner Majestät Unterthanen in Irland zu befördern. Der zweite Zweck sollte sein, die Förderung eines freisinnigen, aufgeklärten, religiösen Erziehungssystems, gegründet auf christliche Liebe und Duldsamkeit. Der dritte Zweck war die Zählung der Bevölkerung, die Erforschung des Zahlenverhältnisses der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu einander, und ganz besonders die Auffindung der Zahl derjenigen Kinder eines jeden Glaubensbekenntnisses, welche Unterricht erhielten. Der vierte Zweck: Errichtung katholischer Kirchen und Kirchhöfe. Der fünfte: Beförderung der Ackerbauwissenschaft, des irischen Handels und der irischen Industrie. Der sechste: die Unterstützung einer freisinnigen und aufgeklärten Presse und Literatur, und endlich der siebente Zweck: die Widerlegung aller im letzten Parlament den irischen Katholiken gemachten Vorwürfe.

Ein jeder Leser sieht leicht ein, daß mehrere dieser Zwecke ausschließlich nur für jene Zeit und für jenes Land brauchbar waren; allein die Klugheit und Besonnenheit, welche aus dem ganzen Plane und aus allen seinen Einzelnheiten spricht, ist brauchbar für alle Zeiten und für alle Länder.

Der neue Verein erklärte besonders, daß private und öffentliche Mildthätigkeit jeder Art zu seinen Hauptgesichtspunkten gehöre; deßhalb wurden auch alle katholischen Geistlichen als solche zu Mitgliedern erklärt. Da das neue Gesetz nur Zusammenkünfte von 14 Tagen zum Zwecke von Petitionen für erlaubt erklärte, so schlug nun O'Connell solche 14tägigen Zusammenkünfte in allen Theilen des Landes vor; noch im Juli 1825 wurde hiemit begonnen und die Regierung hatte nun, anstatt des früheren einzigen Vereins in Dublin, die wohlorganisirte neue Association, und außerdem alle 14 Tage in einer andern Stadt des Landes den Verdruß einer neuen Versammlung.

Das gänzliche Fehlschlagen der Regierungsmaßregel konnte die Vernünftigen in England belehren, daß die Zeit der bisherigen Politik gegen Irland vorüber war. Man fühlte dieß auch immer lebhafter im englischen Parlament und Ministerium. Im letzteren war schon seit längerer Zeit die Katholikenemancipation als eine sogenannte „offene Frage" behandelt worden, über welche jedes Mitglied des Cabinets seine persönliche Ansicht haben und befolgen könne; allein immer näher und unwiderstehlicher rückte nun der Zeitpunkt heran, wo die Regierung als solche und in ihrer Gesammtheit sich über die Frage schlüssig machen mußte.

Da ereignete sich in Irland eine Thatsache, welche zum ersten Mal bewies, daß das religiöse und nationale Selbstbewußtsein der Irländer sogar die entsetzliche Abhängigkeit der Pächter von ihren Grundherrn bereits überwunden hatte. In der Grafschaft Watterford herrschte seit undenklichen Zeiten die vornehme englische Familie Beresford unbeschränkt; sie ließ ihre Angehörigen durch die Pächter in's Parlament wählen und dachte gar nicht an die Möglichkeit eines Widerstandes. Als nun im Jahre 1826 in die-

ser Grafschaft abermals eine Parlamentswahl stattfinden sollte, trat ein den Katholiken nicht unfreundlich gesinnter Protestant, Namens Stuart, als Gegner des Lords Beresford auf; O'Connell erklärte sich für Stuart, und dieß war für die gesammte katholische Bevölkerung das entscheidende Signal, denselben zu wählen. Um sich gehörig vorzustellen, welcher Heldenmuth von Seiten der armen Landleute zu einer solchen Wahl gehörte, muß man bedenken, daß öffentlich abgestimmt wurde, und daß jeder vermögenslose Pächter, welcher gegen den Willen seiner Grundherrschaft stimmte, mit seiner ganzen Familie der sofortigen Vertreibung und in Folge derselben möglicherweise dem Hungertod ausgesetzt war. Auch wäre an Stuarts Erwählung gar nicht zu denken gewesen, wenn nicht O'Connell an seiner Seite aufgetreten wäre. Und gerade darin lag die hohe Bedeutung dieser Wahl, daß das Volk ein für allemal zu erkennen gab, es werde als die Männer seines Vertrauens künftighin nur diejenigen betrachten und behandeln, welche ihm O'Connell vorschlage. Auch in manchen anderen Wahlbezirken des Landes siegten die gemäßigten Candidaten gegen die von den Orangemännern aufgestellten, und es war, im Ganzen und Großen genommen, unverkennbar, daß gegenüber von Englands starrem Festhalten an der verjährten Tyrannei sich die Lage der Dinge in Irland zunehmend ernster und drohender gestaltete.

Gleichwohl brachte die folgende Parlamentssitzung im Frühjahr 1827 einen abermaligen, jedoch den letzten Sieg der Katholikenfeinde. Am 5. März wurde die in jeder Sitzung wiederkehrende Gesammtpetition der Katholiken eingereicht und gegen alle Erwartung sogar im Unterhause mit 276 gegen 272 Stimmen verworfen, so daß die Frage dießmal im Oberhause gar nicht zur Verhandlung kam.

Die unausbleibliche Folge war steigende Erbitterung in Irland, gewaltige Zunahme der Mitgliederzahl und Einkünfte des neuen katholischen Vereins, wild aufwogende Begeisterung für O'Connell und die von ihm geleitete Sache. Widerruf der Union! dieses Losungswort war die irische Antwort auf die schnöde englische Rechtsverweigerung.

Nachdem man einmal gelernt hatte, durch katholische Macht gemäßigte Protestanten in's Parlament zu schicken, war der nächste große Schritt, der sich nothwendig anschließen mußte, die Wahl eines Katholiken in dieses Parlament. Wer dieser Katholik sein mußte, das konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Das folgende Jahr 1828 sollte auch dieser Frage ihre Lösung bringen.

Vesey Fitzgerald, Parlamentsmitglied für die Grafschaft Clare, wurde nämlich um diese Zeit zu einem öffentlichen Amte berufen, und mußte sich deßhalb einer Neuwahl unterwerfen. Er war ein Liberaler, der jederzeit für die Rechte der Katholiken eingetreten war; aber er war nicht Katholik. Selbst O'Connell soll gezögert haben, sich auf den Kampf gerade gegen diesen Gegner einzulassen. Allein einerseits drängte die Noth der Zeit, andererseits bot gerade dieser Wahlbezirk so günstige Möglichkeiten, wie sie nicht bald und leicht wiederkehren mochten.

O'Connell entschloß sich, und jeder Entschluß war bei ihm gleich einer That. Im Juni 1828 erschien seine Ansprache an die Wähler der Grafschaft Clare. Die Eingangsworte derselben bezeichnen besser, als ich es vermöchte, die ganze damalige Lage.

„Mitbürger", sagt O'Connell, „euere Grafschaft bedarf eines Repräsentanten. Ich bitte achtungsvoll um euere Stimme, um mich zu diesem Ehrenposten zu erheben. Ueber

meine Befähigung, denselben auszufüllen, stelle ich das Urtheil euch anheim. Die regelmäßige Uebung, öffentlich zu sprechen, und viele, viele Jahre eines öffentlichen Lebens, machen mich vielleicht ebenso geeignet, Irlands Interessen im Parlament zu vertreten, als irgend einen Andern.

Man wird euch sagen, daß ich rechtlich unfähig bin, gewählt zu werden. Diese Behauptung, meine Freunde, ist unwahr. Ich bin gesetzlich befähigt, gewählt zu werden und euer Vertreter zu sein. Es ist wahr, daß ich als Katholik die Eide nicht schwören kann und selbstverständlich niemals schwören werde, welche gegenwärtig den Parlamentsmitgliedern vorgeschrieben sind. Aber die Autorität, welche diese Eide geschaffen hat, das Parlament selbst, kann sie auch wieder abschaffen. Und ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß, wenn ihr mich wählet, selbst unsere bigottesten Feinde die Nothwendigkeit einsehen werden, vor dem erwählten Vertreter des Volkes ein Hinderniß hinwegzuräumen, das ihn abhalten würde, seine Pflicht gegen König und Vaterland zu erfüllen.

Der Eid, welchen das gegenwärtig geltende Gesetz vorschreibt, geht dahin: „daß das Meßopfer und die Anrufung der allerseligsten Jungfrau Maria und der übrigen Heiligen, wie sie in der römischen Kirche geübt wird, gottlos und götzendienerisch sind." Sicherlich werde ich niemals meine Seele mit einem solchen Eide beflecken. Ich überlasse dieß meinem ehrenwerthen Gegner. Er hat diesen schrecklichen Eid schon mehrmals geleistet; er ist bereit, es wieder zu thun, er bewirbt sich um euere Stimme, auf daß ihr ihn abermals in die Lage setzt, es thun zu können. Ich würde mir eher ein Glied von dem andern reißen lassen. Wähler der Grafschaft Clare! Wählet zwischen mir, der jenen Eid verabscheut, und meinem Gegner Fitz-

gerald, der ihn zwanzigmal geschworen hat! Sendet mich in's Parlament, und es ist wahrscheinlich, daß solch' gotteslästerlicher Eid verschwinden wird für immer. Als euer Vertreter will ich diese Frage zu lösen versuchen. Man mag mich in's Gefängniß schicken. Ich bin bereit, dahin zu gehen, um die Sache der Katholiken und der Freiheit überhaupt zu fördern. Die Verhandlung, welche den Versuch, euern Vertreter vom Hause der Gemeinen auszuschließen, veranlassen muß, wird einen mächtigen Eindruck hervorrufen über ganz Europa hin; sie wird einen solchen Ausbruch entrüsteten Unwillens gegen englische Bigotterie in jedem erleuchteten Lande Europa's hervorbringen, daß die Stimme aller Großdenkenden und Gutgesinnten in England, Schottland und Irland, vereinigt mit dem allgemeinen Schrei aller Völker der Erde, jeden Widerstand überwältigen wird; — und Peel und Wellington werden nicht länger im Stande sein, die Thore der Verfassung vor den Katholiken Irlands zu verschließen."

In solcher Sprache, mit solch' felsenfester Zuversicht verkündete der eiserne Mann das Gelingen des großen Wagstückes und seine Folgen. 14,000 Pfund Sterling waren in einer einzigen Woche zu seiner Verfügung gesammelt; seine Anhänger bereisten sofort den Wahlbezirk, um mit aller Macht für O'Connells Candidatur zu werben.

Beispiellos war die Aufregung in England beim Empfange der Nachricht von des Agitators neuester und größter Kühnheit. In der That hatte er durch das Hinwerfen dieses Fehdehandschuhes die Entscheidung des langen Kampfes auf einen Wurf gesetzt; unterlag er im Wahlkampfe, so waren die Früchte seiner ganzen bisherigen Thätigkeit als verloren zu betrachten; siegte er, dann hatte die englische Regierung zu überlegen, ob sie endlich nachgeben oder nöthi-

genfalls Irland neuerdings in blutigem und entsetzlichem Kampfe unterwerfen wolle.

Der Wahltag erschien; eine heiße Julisonne drückte auf Irlands Boden; 30,000 Irländer sammelten sich in und um die Wahlstadt Ennis; und nicht ein einziger Wähler der Volkspartei erlaubte sich auch nur einen Schluck von dem bösen Getränke, das für den Irländer eine so gefährliche Versuchung ist. In der That hat sich in Irland bis auf den heutigen Tag die Erzählung erhalten, der einzige betrunkene Mensch in Ennis sei an jenem Tage ein Protestant gewesen — O'Connells eigener Kutscher. Nicht die geringste Ruhestörung ereignete sich; Musikbanden belebten die Scene, Irlands grünes Banner wehte in allen Richtungen, O'Connells Bildniß war überall zu sehen, selbst auf den Taschentüchern. Da Fitzgerald nichts weniger als unbeliebt war, auch sehr gewandt und passend sprach, so bot O'Connell das Aeußerste auf, was ihm an Beredsamkeit zur Verfügung stand, um seinen Gegner aus dem Felde zu schlagen. Er rief: „Die Zeit ist gekommen, wo das System, das gegen dieses Land befolgt wurde, aufhören muß. Fortan darf es nicht mehr heißen: lieber Freund, ich will dir wohl. Von jetzt an soll man uns durch Thaten zeigen, daß man uns wohl will. Die Zeit ist da, daß das System verschwinde; und ich bin hier erschienen, um ihm ein Ende zu machen." Am Schlusse des ersten Abstimmungstages standen beide Candidaten nahezu gleich; am zweiten war O'Connell bedeutend im Vortheile. Aber die Gegner gaben den Kampf nicht auf bis zum Schlusse; mit leidenschaftlicher Erbitterung traten sie vor Allem gegen die angebliche Wahlbeeinflussung der Priester auf. Ein solcher Geistlicher, ein Mann von ascetischem, finsterm, abgehärmtem Aussehen (wahrscheinlich hatte er

seine guten Gründe, so und nicht anders auszusehen), wurde beschuldigt: „Wähler angeblickt zu haben." „Ich sagte kein Wort", erwiederte der Beschuldigte, „und halte es für erlaubt, meine Pfarrkinder anzusehen." „Aber nicht mit einem solchen Blick!" schrie ihn der erzürnte Vertreter des Gesetzes an. Daß Grundherren ihre Pächter mit Vertreibung und Hungertod bedrohten, dieß schien dem Manne des Rechts minder bedenklich, als des katholischen Priesters ernstes Auge.

Endlich sank die Wagschale des Kampfes; O'Connell hatte gesiegt, und mit der bedeutenden Mehrheit von 2057 gegen 982 Stimmen gesiegt. Ein Triumphgeschrei erfüllte die Luft, wie nur irische Lungen es anstimmen können. In den Reden, welche O'Connell und sein Freund Shiel am Abend des großen, inhaltschweren Sieges an die versammelte Menge hielten, sprach sich der ganze Edelsinn des irischen Charakters aus. O'Connell bat den besiegten Gegner um Verzeihung für jedes harte Wort, das etwa im Wogen des Kampfes gegen ihn gefallen sein könnte; er anerkannte seine persönliche Tüchtigkeit, und schloß mit einem Hoch auf ihn. Shiel dagegen nahm die Priester in Schutz, und bat aus erschüttertem Herzen die Grundherrn im Namen des Gottes, von dem auch sie Barmherzigkeit zu erlangen hoffen, barmherzig zu sein und nicht grausame Rache zu üben an dem unglücklichen Volke der Pächter. Und als O'Connell im Triumph von Ennis wegbegleitet wurde, da riefen selbst die britischen Soldaten von den umliegenden Hügeln Beifall und schwenkten ihre Mützen. Schon am 5. Juli erfuhr London die große Botschaft; gewaltig war die Bestürzung der protestantischen Fanatiker, tief der Ernst, mit welchem die regierenden Kreise die seit drei Jahrhunderten zum ersten Mal vorliegende Thatsache auf-

nahmen. Der Herzog von Wellington, damals leitender Minister und bisher Gegner der Emancipation, schwieg vorerst, aber sein Entschluß war gefaßt. Sein Geist war groß genug, um sich keiner nothwendig gewordenen Einsicht zu verschließen.

Hoch gingen die Wogen der Aufregung in Irland; die Regierung war kaum im Stande, blutige Zusammenstöße zwischen den Katholiken und den erbitterten Protestanten des Nordens, deren Herrschaft zu Grabe ging, zu verhüten. Da erließ O'Connell eine Proclamation an sein Volk, und wie vor dem Machtgebote eines unumschränkten Königs legten sich die empörten Leidenschaften.

In England hatte die zunehmende Macht der irischen Bewegung und die steigende Furcht vor O'Connell schon einige Wochen vor dem Wahltag zu Ennis wenigstens so viel zu Wege gebracht, daß der in jeder Session wiederkehrende Antrag auf Emancipation dießmal wieder eine Mehrheit von sechs Stimmen davontrug; allein das Oberhaus hatte den traurigen Muth gehabt, sie abermals mit 44 Stimmen zu verwerfen, und einzig der Wahltag von Clare brachte den endlichen Erfolg.

Vor allen Dingen schloß nun die Regierung am 28. Juli die Parlamentssession; sie that damit O'Connell einen großen Gefallen, denn er war klug genug, Nichts zu überstürzen, und nun hatte er ein freies halbes Jahr vor sich, um die Früchte seines Sieges einzusammeln, und brauchte nicht sofort seinen Eintritt in's Parlament zu erzwingen.

Als am 5. Februar 1829 das Parlament wieder eröffnet wurde, da zertheilte sich der Wolkenschleier, der in der Zwischenzeit die Verzweiflung des Ministeriums, den Widerstand des traurigen Königs, den thatsächlichen Sieg der gerechtesten Ansprüche der Katholiken verhüllt hatte.

Die Thronrede sprach sich folgendermaßen aus:

„Der Zustand Irlands hat Sr. Majestät beständige Besorgniß bereitet. Se. Majestät beklagt, daß in jenem Theile des vereinigten Königreichs eine Association besteht, welche für den öffentlichen Frieden gefährlich und mit dem Geiste der Verfassung unvereinbar ist, welche Zwietracht und bösen Willen nährt zwischen den Unterthanen Sr. Majestät und, wenn ihr gestattet wird, fortdauernd zu bestehen, jede Anstrengung, die Lage Irlands dauernd zu verbessern, verhindern muß. Der König vertraut der Weisheit und dem Beistande seines Parlaments und ist überzeugt, daß Sie ihm solche Vollmacht übertragen werden, die hinreicht, seine gerechte Autorität zu bewahren. Se. Majestät empfiehlt, daß, wenn dieß erreicht wird, Sie die ganze Lage Irlands in Betracht ziehen und die Gesetze revidiren wollen, durch welche Sr. Majestät katholischen Unterthanen bürgerliche Beschränkungen auferlegt werden. Sie werden darüber berathen, ob sich die Entfernung solcher Beschränkungen bewerkstelligen läßt im Einklange mit der vollen und dauernden Sicherheit unserer Einrichtungen in Kirche und Staat, mit der Erhaltung der gesetzlich bestehenden reformirten Religion und der Rechte und Privilegien der Bischöfe und des Klerus dieses Reiches und der Kirchen, die ihrer Obhut anvertraut sind. Das sind Institutionen, welche in diesem protestantischen Königreiche stets heilig gehalten werden müssen, und welche unverletzt zu bewahren Pflicht und Entschluß Sr. Majestät ist. Der König empfiehlt Ihnen auf das Ernsteste, in die Berathung eines Gegenstandes von so weiter Bedeutung, von so tiefem Interesse für die theuersten Gefühle seines Volkes, für die Ruhe und Eintracht des vereinigten Reiches mit der Sammlung und Mäßigung einzutreten, welche am besten

einen ersprießlichen Ausgang Ihrer Thätigkeit erhoffen lassen."

Aus dem stelzenbeinigen Wortschwall und der rettungslosen politischen Heuchelei einer Thronrede in das schlichte Deutsch eines ehrlichen Mannes übersetzt, heißt dieß wohl nicht mehr und nicht weniger als so viel: Wir sind gezwungen, den irischen Katholiken die bürgerliche Gleichstellung zu gewähren; aber wir wollen Englands Niederlage versüßen und Irlands Triumph versalzen durch die Auflösung von O'Connells Katholikenverein.

Der Eindruck, welchen diese Thronrede in den conservativen und protestantischen Kreisen machte, erinnert gar sehr an manche Ueberschwänglichkeiten neuester Zeit. Da hörte man sagen, der Staat und die Verfassung seien in Gefahr, die katholische Kirche sei überhaupt staatsgefährlich, nach der Emancipation werde der Papst der eigentliche König von Irland sein, die Protestanten würden in einer neuen Bartholomäusnacht zusammengeschlachtet werden, der Herzog von Wellington sei im Bunde mit den Priestern, am Ende gar ein geheimer Jesuit. Es ist immer die alte Geschichte. Einer der Lords im Oberhause, Lord Eldon, erklärte bei der Adreßdebatte, obwohl von Hohngelächter unterbrochen, ausdrücklich, daß, „wenn je ein römischer Katholik an der Gesetzgebung dieses Landes Antheil nehmen dürfe, von diesem Augenblicke an die Sonne Großbritanniens sich zum Untergange neigen werde."

Am 10. Februar brachte Minister Peel ein Gesetz zur Unterdrückung der katholischen Association ein; es unterschied sich von jenem des Jahres 1825 dadurch, daß jetzt der irische Lordstatthalter die Vollmacht erhielt, jede Versammlung aufzulösen, welche ihm für die öffentliche Ruhe gefährlich erschien, auf daß nicht O'Connells unerschöpf-

licher Geist in neuen Formen auch diesem Gesetz, wie dem früheren, entschlüpfe; übrigens sollte das Verbot einstweilen nur ein Jahr dauern. In diesen Tagen zeigte sich O'Connells Selbstverläugnung und Mäßigung im glänzendsten Lichte. Weit entfernt, zur Unzeit seinen Sitz im Parlament erobern zu wollen, dachte er einzig nur daran, den in Wahrheit bereits erreichten großen Sieg seiner Sache und seines Volkes nicht zu gefährden. Bevor die Bill vom 10. Februar Gesetzeskraft erhielt (5. März), hatte sich der katholische Verein freiwillig aufgelöst. Er hatte seinen Zweck erreicht und konnte ohne Schaden der besiegten englischen Regierung die kleinliche Befriedigung ihrer Rachegelüste gönnen.

Am Abend des 5. März 1829 erfolgte durch S. Robert Peel, der seit 1822 als Minister des Innern die Katholiken bekämpft hatte, die Vorlage der Emancipations-Bill im Unterhause. Der Minister gestand die volle Größe der geistigen Niederlage, welche er in diesem Augenblick O'Connell gegenüber erlitt, unumwunden ein, indem er sagte: „Seit Jahren habe ich die Katholiken vom Parlament und den hohen Staatsämtern auszuschließen gesucht. Ich glaube zwar nicht, daß es ein unnatürlicher und unvernünftiger Kampf war; allein ich gebe ihn auf in der Ueberzeugung, daß er nicht länger mit Erfolg geführt werden kann, in dem Glauben, daß unsere Mittel und Werkzeuge dazu nicht hinreichen. Ich weiche also einer moralischen Nothwendigkeit, über die ich keine Verfügung habe, indem ich den Widerstand nicht bis zu dem Punkte treiben mag, wo die Institute, die ich zu vertheidigen wünsche, Gefahr leiden könnten." Das mit diesem Bekenntniß vorgelegte Gesetz eröffnete den Katholiken das Parlament, die Staatsämter mit Ausnahme der Würden des Regenten,

der beiden Kanzler und des Vicekönigs, gegen Ablegung eines Eides, daß sie die bestehenden Staatseinrichtungen vertheidigen und jene der englischen Kirche nicht untergraben wollen. Von Besoldung des katholischen Klerus durch den Staat wird gänzlich abgesehen. Jesuiten sollen nicht mehr geduldet werden, als bereits im Lande sind. Nach langen und wiederholten Debatten ging die Bill am 30. März mit 320 gegen 142 Stimmen im Unterhause durch.

Gefahrvoller schien die Lage im Oberhause, wo die unversöhnlichsten Feinde des Fortschrittes und des Katholicismus und namentlich diejenigen saßen, welche immer noch den Widerstand des Königs stachelten. Ueber die Gesinnung dieser Kreise sagt Gervinus: „In dem politischen Katechismus der Hochkirchlichen stand es nun einmal fest, daß der unfehlbare Papst (also damals schon wie heute!) eine weltliche, selbst eine absetzende Gewalt ausübe, daß er seine Gläubigen von jeder Verpflichtung, vollends gegen Ketzer, entbinden könne, daß seine Anhänger feindlich gesinnt seien gegen Kirche, Staat und Eigenthum des englischen Reiches." (Geschichte des 19. Jahrh. VII, S. 472.) Und vor solchen protestantischen Fanatikern ersten Ranges gestand nun der Herzog von Wellington mit dürren Worten ein, in welcher Lage sich die Regierung Irland gegenüber befinde, indem er sprach:

„Ich bin Einer von denen, die vielleicht einen längeren Abschnitt des Lebens im Kriege verbracht haben, als die meisten Menschen, und zwar hauptsächlich im Bürgerkriege. Ich muß es sagen, daß, wenn ich durch irgend ein Opfer einen Monat Bürgerkrieg in dem Lande, dem ich angehöre, vermeiden könnte, ich gern mein Leben dafür opfern würde. Es gibt Nichts, was Eigenthum und Wohlstand so sehr zerstört, den Charakter so herabwürdigt, wie der Bürgerkrieg. Und das, meine Lords, wäre die Auskunft gewesen,

auf die wir hätten blicken, das die Mittel, zu denen wir hätten greifen müssen."

Diese Worte des großen Herzogs, welche ihm wahrlich eben so sehr zur Ehre gereichen, als irgend eine seiner kriegerischen Thaten, das Geständniß Peels, und die entscheidende Stelle der Thronrede habe ich sehr absichtlich angeführt. Denn man kann O'Connells Bedeutung und Größe nur dann vollkommen würdigen, wenn man genau betrachtet und sich vergegenwärtigt, wie die festesten Stützen des angelsächsisch-protestantischen Königthums, wie dieses Königthum selbst und seine privilegirte Kirche sich beugen vor dem Dubliner Advokaten, der Nichts hat, als das gute Recht seines Volkes und seiner Kirche.

Wer aber der Meinung ist, daß ich aus Liebhaberei die Bedeutung Irlands und die Tüchtigkeit seines Volkes übertreibe, für den will ich noch eine Stelle hervorheben aus der nämlichen Rede des Herzogs von Wellington im englischen Oberhause. Er sprach:

„Es ist euren Herrlichkeiten wohl bekannt, daß von den Truppen, deren Commando mir des Königs Gnade zu verschiedenen Zeiten des für die Sicherheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes geführten Krieges anvertraut hat, mindestens die Hälfte römische Katholiken waren. Wenn ich diese Thatsache in ihr Gedächtniß zurückführe, bin ich gewiß, daß jede weitere Vertheidigung überflüssig ist. Wir alle müssen bekennen, daß ohne katholisches Blut und katholische Tapferkeit der Sieg nicht wäre errungen worden, daß ohne sie die ersten militärischen Talente Europa's sich vergeblich angestrengt haben würden. Meine Lords, wenn ich am Abend eines jener hartdurchkämpften Tage, an welchen ich die Ehre des Oberbefehls hatte, meine katholischen Soldaten so angeredet hätte:

„Ihr wisset wohl, daß unser Land entweder eure Loyalität so sehr beargwöhnt, oder eure Religion so ungünstig beurtheilt, daß man es nicht für geeignet hielt, euch unter die Reihen seiner vollberechtigten Bürger aufzunehmen. Wenn ihr es daher für einen Act der Ungerechtigkeit haltet, daß ihr gleichwohl euer Blut in der Vertheidigung dieses Landes vergießen sollt, so gebe ich euch die Freiheit, den Dienst zu verlassen;" — ich bin ganz vollkommen gewiß, sie würden mit Unwillen diese Wahl zurückgewiesen haben, wenn auch noch so bittere Erinnerungen in ihren Herzen erwacht wären. Denn die Stunde der Gefahr und des Ruhmes ist die Stunde, in welcher der muthige, edelherzige Irländer seine Pflicht am besten kennt und auch am entschlossensten ist, sie zu erfüllen ... So oft ich Einem dieser Braven begegne, welchen dieses Gesetz ihre Rechte zurückgeben soll und die mich so oft zum Siege geführt haben, fühle ich mich bei dem Gedanken, daß solche Männer immer noch für unfähig erklärt sind, in den Wall der Verfassung einzutreten, tief beschämt ob all' der Ehren, die man auf mich verschwendet hat."

Nach erbittertem Widerstand siegte die Bill auch im Oberhause mit 213 gegen 109 Stimmen am 10. April. „Was noch vor einem Jahre unmöglich geschienen, als die Lords getrost das alte Lied anzustimmen gewagt, war jetzt im Gegentheil, und gleichwie im Unterhause mit dem erschrecklichen Resultat von zwei gegen ein Dritttheil entschieden. Solche Wunder hatte allein die Wahl von Clare gewirkt." (Pauli, Geschichte Englands seit 1814.) Es ist bekanntlich dieser Fall nicht der einzige in Europa's neuester Geschichte, daß ein Ober- oder Herrenhaus mit großer Mehrheit annimmt, was es Monden oder Tage zuvor nicht hören zu wollen feierlich erklärt hat.

König Georg IV. unterzeichnete mit bitterstem Widerstreben, nachdem er gescholten, geklagt, geweint, um Rath und Hülfe beschworen hatte, am 13. April 1829, indem er, wie man sagt, ausrief: „Der Herzog von Wellington ist König von England, O'Connell ist König von Irland, und ich denke, ich selbst bin nur noch Dekan von Windsor."

Die Emancipationsacte, deren Wortlaut wir dieser Schrift als Anhang beigefügt haben, um dem Leser ein selbstständiges Urtheil über ihren Geist und Inhalt zu ermöglichen, enthielt die ebenso ausdrückliche als kleinliche Bestimmung, daß kein Katholik seinen Sitz im Parlament einnehmen dürfe, wenn er nicht nach eingetretener Gesetzeskraft der Acte gewählt worden sei. Am 15. Mai erschien O'Connell, begleitet und eingeführt von den Lords Ebrington und Dungannon, unter lautlosem Schweigen der dichtgedrängten Versammlung. Er verweigerte den ihm nach der früheren Gesetzgebung abverlangten Eid, und stellte die Forderung, nach dem neuen Gesetze behandelt zu werden. Nachdem er abgetreten war, wurde beschlossen, ihn persönlich anzuhören, was denn auch am 18. Mai geschah. An diesem Tage erschien der große gefürchtete Mann abermals vor dem Hause, um in ausführlichem Vortrag, dessen juristische Schärfe, feine Manier und besonnene Mäßigung auch von den entschiedensten Gegnern mit Bewunderung anerkannt wurde, die Rechtmäßigkeit seines Anspruchs durchzuführen. Am Schlusse seiner Rede und nachdem er abgetreten war, wurde ihm lauter und allgemeiner Beifall ertheilt; mit vollem Recht hatte er betont, wie unwürdig es einer großen Nation sei, einen so lange hinausgeschobenen Act der Gerechtigkeit zu verbinden mit einem Acte niedriger Rachsucht gegen einen einzelnen Mann, bloß weil dieser Mann Kraft und Leben ausschließlich der Erreichung

des Zieles gewidmet hatte, von dessen Genuß man ihn jetzt auszuschließen bemüht war.

Am folgenden Tage erschien O'Connell zum dritten Mal. In der Sitzung, wo er gesprochen hatte, war sein Verlangen mit 190 gegen 116 Stimmen verworfen worden; es wurde ihm daher der alte Suprematseid nochmals vorgelegt, und er verweigerte ihn abermals.

Er mußte sich nun einer abermaligen Wahl unterwerfen und es verstand sich von selbst, daß diese Neuwahl ohne Anstand und ohne Widerstand durchging. Er wurde in seinem Vaterland und insbesondere in seinem Wahlbezirk als triumphirender Sieger mit wildestem Enthusiasmus empfangen, und am 30. Juli 1829 abermals auf Grund des neuen Gesetzes als Vertreter des irischen Volkes erwählt.

So schloß der große Kampf um die den Katholiken Irlands schon in den Jahren 1799 und 1800 versprochene und seither treulos vorenthaltene bürgerliche Gleichstellung mit ihren protestantischen Mitbürgern. Freund und Feind mußte anerkennen, daß dieses Ergebniß nicht dem Wohlwollen der englischen Regierung, daß es auch nicht der Freisinnigkeit der englischen Liberalen, sondern daß es ausschließlich der Geisteskraft und unerschütterlichen Ausdauer dieses Mannes zu verdanken war, welcher in sich die Gefühle, das Wesen und die Kraft seines ganzen Volkes zu verkörpern verstanden und so in der Fülle seiner Kraft und in der Blüthe seiner Mannesjahre das hohe Ziel erreicht hatte.

Irland war auch nach der Emancipation nicht zufrieden und nicht glücklich; man hat dieß dem großen Agitator zum schweren Vorwurf gemacht, allein mit offenbarem Unrecht. Selbst ein Geschichtschreiber wie Gervinus sieht sich (Geschichte des 19. Jahrh. VII, S. 525) zu folgendem Geständniß genöthigt: „Die durch 30 Jahre ver-

schleppte Hinzögerung des Zugeständnisses hatte nur allzulange den Taumel der politischen Wühlerei unterhalten, die Eroberung des aus den Händen der Gegner abgerungenen Zugeständnisses, die nur aus Furcht vor einem Bürgerkriege zu weichen bekannten, hatte allzusehr mit dem Gefühle der Kraft und des Sieges erfüllt; und das Ungenügende des endlichen Zugeständnisses war zu augenfällig, als daß man die Gabe hätte mit dankbaren Entschlüssen und nicht vielmehr mit trotzigem Undank hätte empfangen sollen; die Gabe, die mit so saurer Miene und mit so ungefälliger Uebellaune von den früheren Widersachern dargereicht wurde, unter dem doppelten Geständnisse, daß man sie nicht ihnen, sondern den Grattan, Plunkett, Canning zu danken habe, und daß sie selbst nur ihr praktisches Verhalten, nicht ihre grundsätzliche Anschauung geändert hätten."

Irland war nicht nur gekränkt durch die politische Zurücksetzung der Katholiken. Noch besaßen englische Grundherrn fast das ganze irische Land, und verzehrten das irische Geld im Ausland; noch immer bezahlten arme irische Pächter die reichen Einkünfte englischer Müssiggänger in der Amtstracht protestantischer Geistlicher. Noch immer lag Irlands Handel und Industrie am Boden in Folge von Englands neidiger Gesetzgebung früherer Jahre; und noch immer ließen englische Orangemänner keine Gelegenheit vorüber gehen, ohne die Gefühle und den Glauben des irischen Volkes zu beleidigen und zu beschimpfen. Außerdem war gleichzeitig mit der Emancipation der zahlreichen Klasse der „40 Schilling-Freisaßen" das politische Wahlrecht entzogen und der Census auf das Fünffache erhöht worden.

Kein Wunder daher, daß Irland in die durch O'Connell geöffnete Bresche mit dem festen Entschluß einrückte,

uch die noch fehlenden Rechte gleich ebenso vielen Festungs-verken Schritt für Schritt in unablässigem Kampfe zu robern. Niemals hatte das Volk, niemals hatten seine Führer, niemals hatte insbesondere O'Connell seine Zu-timmung erklärt zu der politischen Ordnung der Dinge, vie sie im Jahre 1800 unter Schreckensscenen und Ge-valtthaten eingeführt worden war. Vornehme Staatsmän-ner hatten allerdings in ihrer Kabinetsweisheit gewähnt, das Werk des großen Pitt werde für alle Zeiten vorhal-ten; allein die irische Nation hatte in ihrem Herzen ein ntschlossenes Nein gesagt, und O'Connell war ihr Dol-metscher, um dieses Nein deutlich und vernehmlich in alle Sprachen der Welt zu übersetzen.

Bereits hatte die Welt ihn gehört; sein Ruhm hatte sich über die civilisirte Erde verbreitet; als bald nach der Eman-ipation in Belgien ein König zu wählen war, wurden nehrere Stimmen für O'Connell abgegeben; die Männer es Fortschritts und der gesetzlichen Freiheit in allen Län-ern waren für ihn begeistert, und sogar der alte Haß egen die römisch-katholische Kirche verstummte vor der nächtigen Gestalt des großen Agitators.

## V.

## 1830—1843.

**Die Vereinigung der Freunde Irlands von allen Confessionen. Erste Criminal-Untersuchung. Erster Antrag auf Repeal. Die Präcursor-Vereinigung. Die Repeal-Association. Das Repeal-Jahr. Verbot des Meetings zu Clontarf.**

Wer die Geschichte O'Connells von der Emancipation bis zu der großen Repeal-Bewegung in allen ihren Be-ziehungen zur englischen Politik erzählen wollte, der müßte

eine Geschichte Englands während dieser ganzen Periode schreiben. Denn O'Connell, bisher nur als Volksredner und Agitator bekannt und anerkannt, war von jetzt an ein wichtiges, in manchen Fällen mit seinen Parteigenossen sogar geradezu ein entscheidendes Mitglied des Parlaments. Mit Verwunderung sahen die vornehmen englischen Herrn, daß dieser demüthige Katholik und irische Advokat ihnen, den selbstbewußten Vertretern protestantischen Wissens und englischen Nationalstolzes, in allgemeiner und fachmäßiger Bildung ebenbürtig, auf dem Felde der politischen Beredsamkeit aber größtentheils überlegen war. Da es jedoch der Raum dieser Schrift nicht gestattet, in die Einzelnheiten der parlamentarischen Kämpfe Englands, wo nach Erreichung der Katholikenemancipation sofort die große Frage der Parlamentsreform in den Vordergrund der Tagesordnung trat, näher einzugehen, so werde ich O'Connells Schicksale während der nun folgenden Jahre in einem raschen Ueberblick an dem Leser vorüberziehen lassen, um dann bei der letzten politischen Anstrengung und bei den letzten Thaten seines Lebens noch etwas ausführlicher zu verweilen.

Die mit Halbheiten jeder Art verkümmerte Maßregel der Emancipation war noch dazu verbittert durch Strafen für Alle und Jede, die sich durch ihre Regsamkeit für sie ein Verdienst erworben hatten. Die Geistlichkeit wurde in der Person ihrer Bischöfe beleidigt durch das Verbot, die Titel ihrer Diöcesen zu führen. Der katholische Verein wurde unterdrückt, O'Connell seines Wahlerfolges in Clare beraubt. So war die Emancipation zwar an sich ein großer Sieg, allein es fehlte nicht an brennendem Zündstoff zu weiterer und zu durchaus gerechtfertigter Agitation. Insbesondere hatte die Unterdrückung des irischen Katholikenvereins durch das im Jahr 1829 gegebene Gesetz zunächst

und unmittelbar die Folge, daß sich O'Connell nach andern Mitteln umsah, um die Vereinsthätigkeit fortzusetzen und auszubilden, so weit es das Gesetz überhaupt noch zuließ. Er gründete zu diesem Zwecke die Vereinigung der „Freunde Irlands von allen Confessionen", und gab schon hiedurch zu erkennen, daß von jetzt an nicht sowohl confessionelle, als nationale Ziele ihm vorschweben sollten. In einem Aufruf an das irische Volk sprach er sich folgendermaßen aus:

„Irländer, ihr habt einen langen Zeitraum der Unterdrückung durchlebt, ihr habt euch aber euere Leiden zum Theil selbst zugezogen. Es ist Zeit, daß ihr endlich als Brüder zusammenhaltet und der politischen Spaltung und religiösen Streitigkeiten ein Ziel setzt. So übergebet denn euere alte Erbitterung und euere neueren Entzweiungen einer Alles umfassenden Vergessenheit. Die Stunde ist gekommen, wo wir uns vereinigen und unsere Kräfte kennen lernen müssen. Haben wir nicht eine gemeinsame Idee, ein gemeinsames Interesse am Frieden, am Glück und an der Freiheit unseres Volkes? Diese Wohlthaten aber können wir nur erlangen durch die Unabhängigkeit unserer Gesetzgebung; und wenn wir diese erringen, wenn wir die von England uns angelegten Ketten brechen wollen, müssen wir unsere gegenseitigen Beleidigungen und Unbilden vergessen. Nur durch die Bande der Theilnahme und Liebe und durch die goldene Fessel der Krone wollen wir mit England verbunden bleiben; dann werden wir im Frieden seine besten Freunde, in den Gefahren des Krieges seine festeste Stütze sein. Irländer, Katholiken, Protestanten, Presbyterianer und Andersgläubige, welchem Bekenntnisse immer ihr angehören möget — das Gesetz, nach welchem das irische Volk, ein Dritttheil der Gesammtbevölkerung Großbritanniens, im gemeinschaftlichen Parlament nicht ein-

mal durch den sechsten Theil der Mitglieder vertreten wird, ist eine Beschimpfung für uns Alle. Wenn wir dulden, daß der landesabwesende Adel die entweihte Vertretung Irlands übernimmt, so dulden wir eine gleichmäßige Unterdrückung aller irischen Bürger jedes Standes und Glaubens. Erwäget diese Ungerechtigkeit in der Tiefe euerer Herzen und bedenket, daß ihr nur zu wollen braucht, um eine Verbesserung zu erlangen."

Der neue, nach so hohen Zielen strebende Verein wurde von der Regierung alsbald wieder aufgelöst, und O'Connell selbst in seinem eigenen Hause am 19. Januar 1831 verhaftet, aber gegen Bürgschaft wieder freigelassen. Allein im April 1831 erfolgte die Auflösung des Parlaments und das neue fand für gut, im Einverständniß mit der Regierung die strafgerichtliche Verfolgung gegen ihn niederzuschlagen, weil die Parlaments-Acte, auf deren Grund O'Connell angeklagt war, durch die Auflösung ihre Giltigkeit verloren habe.

Der Mißwachs des Jahres 1831 führte das arme irische Landvolk, wie gewöhnlich, an den äußersten Rand der Verzweiflung. Die protestantischen Grundherren waren unerbittlich mit ihren Renten, und die protestantischen Geistlichen unbarmherzig mit ihrem Zehnten; die Bauern aber hungerten, und in der Hungersnoth griffen sie wie gewöhnlich zur Gewalt. O'Connell erreichte endlich im Parlament die große Erleichterung, daß der Kirchenzehnt künftig nicht von den Pächtern, sondern von den Eigenthümern entrichtet werden solle.

Bereits war O'Connell im Parlament von drei Söhnen, zwei Schwiegersöhnen und gegen 50 gleichgesinnten irischen Abgeordneten umgeben; seinen Angriffen vorzugsweise unterlag das Ministerium Grey, und namentlich

durch seine Unterstützung hielt sich das folgende Ministerium Melbourne gegen sechs Jahre lang.

Im Jahre 1834 wagte es O'Connell, mit einem förmlichen Antrag auf Widerruf der Union vom Jahre 1800 im britischen Parlamente aufzutreten. Dieser Schritt war offenbar verfrüht, hoffnungslos und insoferne auch unklug. Die Zeitgenossen versichern denn auch übereinstimmend, daß sich O'Connell bei dieser Gelegenheit nicht auf der gewöhnlichen Höhe seiner Sicherheit und Beredsamkeit zeigte. Die Regierung hatte alle Macht und Gunst der Verhältnisse für sich und der Antrag wurde mit der großen Mehrheit von 523 gegen 38 Stimmen verworfen.

Das Jahr 1835 verfloß mit Wahlangelegenheiten, die Jahre 1836 und 1837 mit Parlamentssitzungen, Versammlungen und Vorbereitungen zu einer neuen Organisation. Im Jahre 1837 starb König Wilhelm IV., der im Jahre 1830 auf Georg IV. gefolgt war; Königin Viktoria bestieg den Thron Großbritanniens, und mit dem Anfang ihrer Regierung erneuerten sich O'Connells Hoffnungen, verdoppelten sich seine Anstrengungen.

Er hatte, nachdem sein Antrag auf Repeal im Parlament gescheitert war, die sogenannte „Präcursor-Vereinigung“ gegründet, welche, wie schon das Wort andeutet, eine Vorläuferin der eigentlichen Repeal-Bewegung sein sollte. Er wollte gleichsam der englischen Regierung die Wahl stellen, entweder die zahlreichen und gerechten Ansprüche Irlands zu befriedigen, oder mit der Zeit selbst in die Aufhebung der Union einzuwilligen.

Einen schweren Verlust brachte das Jahr 1837 für O'Connell in seinem Familienleben; nach 35jähriger Ehe starb seine Gattin und er suchte nach diesem Schlage Trost durch einen einsamen Aufenthalt in der Cisterzienser-Abtei

Mount Mellerey. Er selbst war schon 62 Jahre alt, und obgleich er sich noch einer großen körperlichen Rüstigkeit erfreute, mochte er doch mit ernster Sammlung zurück in das bisher vollbrachte reiche Leben, und vorwärts nach dem so rasch näherrückenden Ziele der Ewigkeit blicken. Die Mönche empfingen ihn in feierlicher Prozession an der Klosterpforte, und als er in den Chor geführt war, stimmte die ganze klösterliche Familie das Te Deum an. O'Connell hatte während seiner Laufbahn manche großartige Triumphe gefeiert, er war mit Ehrenbezeugungen jeder Art überhäuft worden, aber Nichts hatte ihn so gerührt und ergriffen, wie das Te Deum in der Abteikirche. Es war ihm wie ein Vorgefühl seines Empfangs in der Ewigkeit nach einem langen Leben harter, irdischer Arbeit.

Das Jahr 1838 sah O'Connell abermals im Parlamente, und seine Hoffnungen auf Abhülfe der irischen Beschwerden durch freies Entgegenkommen der englischen Regierung sanken immer mehr. Er verdoppelte seine Bemühungen für Verbreitung des Präcursor-Bundes, und befestigte in sich die Ueberzeugung, daß er die letzten Jahre und Kräfte seines Lebens dem großen Werke des Widerrufs der Union zu widmen habe.

In einem Briefe, welchen er um diese Zeit von seinem Landsitze zu Darrynane aus an die Oeffentlichkeit gelangen ließ, faßte er die Wünsche und Beschwerden Irlands in folgenden vier Punkten zusammen: 1) Gemeindereform, 2) Ausdehnung des Wahlrechtes, 3) ein gerechter und verhältnißmäßiger Antheil an der Volksvertretung, und 4) Befreiung Irlands von der Unterhaltung der protestantischen Staatskirche. Wenn diese Wünsche nicht erfüllt würden, erklärte er, dann werde er den ganzen Rest seines Lebens der Trennung der Union widmen.

Und in der That! es mußte in einem Menschen der allerletzte Funken des natürlichen Rechtsgefühls erloschen sein, wenn er ernstlich läugnen wollte, daß selbst jetzt noch, trotz aller seit dem amerikanischen Befreiungskrieg allmälig errungenen Zugeständnisse, die Behandlung Irlands durch England in gar vielen Beziehungen eine empörend ungerechte war. Mit Recht konnte O'Connell behaupten, daß in England und Schottland eine liberale Reform der Gemeindegesetzgebung schon längst durchgeführt sei, daß man dieselbe aber der „Schwesterinsel" beharrlich verweigere. Mit Recht wurde von ihm die schreiende Ungleichheit hervorgehoben, daß das active politische Wahlrecht in Irland auf ganz anderen Gesetzen, auf einem weit höheren Census beruhe, als in England und Schottland. Mit vollem Rechte behauptete er, daß von jedem Standpunkte aus, mochte man nun die Bevölkerungszahl oder die Steuerkraft oder Beides zusammen als Maßstab anlegen, Irlands Vertretung im Parlament eine weitaus zu geringe war. Ueber den empörenden Zwang, eine Kirche, an die man nicht glaubt, vom sauren Schweiße seines Angesichtes üppig zu ernähren, während die eigene Kirche, der das Volk mit aller glühenden Begeisterung seines Wesens ergeben ist, hülflos betteln geht, über das System der englischen Grundbesitzer, ihre Einkünfte durch gewinnsüchtige, erbarmungs- und gewissenlose Mittelmänner eintreiben zu lassen, über die hülflose Abhängigkeit der großen Masse irischer Zeitpächter von den Nachkommen ihrer englischen Eroberer braucht man nicht viele Worte zu verlieren, um klar zu machen, daß solch' schreiende Mißstände ein armes, an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leidendes Volk nicht zur Ruhe kommen lassen konnten, sondern es immer wieder von Neuem zu Ausbrüchen der Verzweiflung treiben mußten.

So gründete denn O'Connell, nachdem das Jahr 1839 mit Vorbereitungsmaßregeln zugebracht worden war, nachdem er insbesondere mit dem berühmten, noch jetzt in hohem Alter lebenden Erzbischof von Tuam, Dr. Mac Hale, in vertrautem Briefwechsel seine Gedanken und Pläne ausgetauscht hatte, am 15. April 1840 den letzten der zahlreichen Vereine, welche im Laufe seines thatenreichen Lebens aus seinem schöpferischen Haupte hervorgegangen sind, die Repeal-Association, den Verein für Widerruf der anglo-irischen Union.

Die Versammlungen des neuen Vereins wurden gehalten in der Dubliner Kornbörse. O'Connell selbst gab, bezeichnend genug für die gereizte Spannung der irischen Verhältnisse, den Grund für die Wahl gerade dieses Sitzungslokales an, indem er erklärte, man müsse den Verein schützen gegen die beabsichtigten Angriffe und Gewaltthätigkeiten der Studenten vom Trinity-College, der englisch-protestantischen Landesuniversität; in der Nähe der Kornbörse sei aber beständig eine große Anzahl von Kohlenträgern bereit, welche auf den ersten Wink sich höchst geneigt erweisen würden, die jungen Herren in den benachbarten Fluß zu werfen. — Es ist in der That erstaunlich, daß ein Mann von 65 Jahren das Wagniß unternehmen konnte und mochte, seine Brust abermals all' den gewaltigen Aufregungen und tobenden Leidenschaften einer Volksagitation entgegenzuwerfen; dieses Wagniß erscheint um so kühner, weil O'Connell bei aller oft stürmischen Erregtheit seines irischen Patriotismus sich unmöglich verbergen konnte, daß er es dießmal mehr als je zuvor mit den gesammten Machtmitteln der großbritannischen Staatsgewalt zu thun haben werde. Bei seinem früheren Kampfe um die Gleichberechtigung der Katholiken hatte er die Partei

des Fortschritts und der Freiheit in England selbst in steigendem Maße und wachsender Zahl für sich gehabt; bei seinem jetzigen Unternehmen hatte er alle Parteien Englands ohne Ausnahme gegen sich; denn sie alle waren auch jetzt noch so fest wie im Jahre 1800 von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die engste politische Vereinigung mit Irland eine wahre Lebensbedingung der britischen Macht und Größe sei.

Zudem waren die Anfänge der neuen Agitation gar nicht besonders ermuthigend. Das Volk war allerdings in hohem Grade unzufrieden und gereizt, aber jede Organisation war, wie dieß bei der Eigenthümlichkeit des irischen Charakters immer nur gar zu leicht geschieht, abermals in Trümmer auseinandergefallen. O'Connell mußte, in des Wortes umfassendster und vollster Bedeutung, von vorn anfangen.

Bei der ersten Versammlung mußte der bejahrte Volkstribun, ganz ähnlich wie im Jahre 1823, als er um volle 17 Jahre jünger und stärker war, nahezu eine Stunde über die festgesetzte Zeit zuwarten, bis nur eine Handvoll Leute beisammen waren. Doch war dieses Verhalten der Bevölkerung nicht nur Folge von Gleichgültigkeit und Zersplitterung, sondern es zeigten sich schon damals die Spuren einer Gesinnung und Bestrebung, welche über O'Connells stets eingehaltenes Mittel der gesetzlichen und friedlichen Agitation weit hinausging, welche zu Gewaltthat und Blutvergießen neigte, und welche seither in dem Fenianismus unserer Tage zur vollen und für Irland unglückseligen Entwicklung gekommen ist.

Allein O'Connell war trotz aller Wucht seiner vorgerückten Jahre jetzt ebenso wenig wie früher der Mann, um sich durch Schwierigkeiten von rechts oder links ab-

schrecken oder einschüchtern zu lassen. Er eröffnete seine erste jammervolle Repeal-Versammlung mit der nämlichen ächt irischen Großartigkeit, wie wenn er Tausende vor sich hätte, und der Erfolg dieser Handlungsweise war, daß er binnen wenigen Jahren im buchstäblichsten Sinne des Wortes Hunderttausende um sich sah.

Es zeigte sich bald, daß sein Name und seine Person noch immer den alten, zauberhaften Einfluß auf die irischen Massen ausübte. Er hatte wohl gealtert, aber er war ein alter Riese voll Kraft und Leben. Die Zustände Englands ließen den von ihm gewählten Augenblick in der That als einen günstigen erscheinen. England war in sich getheilt; die Chartistenbewegung nahm die ganze Sorge der Regierung in Anspruch. Und das ist eben der tausendfach verdiente Fluch von Englands großem, an Irland begangenem Unrecht, daß die Zersplitterung und Schwäche Englands immer und in allen Fällen Irlands Trost und Hoffnung wird. Sodann aber hatte O'Connell in den letzten Jahren einen Bundesgenossen ersten Ranges erhalten in dem wunderbaren, heiligmäßigen Franciskaner-Mönche Pater Matthew. Dieser Mann hatte die Temperenz-Bewegung, gerichtet auf gänzliche Enthaltung von allen geistigen Getränken, in Fluß gebracht. Sie war trotz aller Uebertreibungen und Phantastereien, welche sich bei dem celtischen Volke an jedes gemeinsame Unternehmen anschließen, im Großen und Ganzen ein ungeheuerer Gottessegen für die Nation. Denn Millionen von Irländern legten in Matthews Hände das feierliche Gelübde der Enthaltsamkeit ab, und hielten es. Gewiß leuchtet es Jedem ein, was für außerordentliche Folgen diese Entwicklung der moralischen Zustände für O'Connells politische Unternehmung haben mußte. Denn so streng und gewissenhaft sich auch P. Mat-

them von politischen Fragen ferne hielt, ebenso vortrefflich vollendete er O'Connells politisches Erziehungswerk. Er stellte ihm Tausende von Männern mit hellem Kopf, ruhigem Pulsschlag, gesunden Nerven und dauerhaftem Magen zur Verfügung; er lieferte die Möglichkeit, das Volk in bisher unerhörten und kaum begreiflichen Massen zu versammeln, und gleichwohl zum Erstaunen der Welt in dem wegen Trunksucht und Rauflust so verrufenen Irland nicht einen einzigen Betrunkenen zu sehen, nicht die geringste Streitigkeit oder Ruhestörung beklagen zu müssen. Diese Leistung war in der That einem Wunder vergleichbar; sie war eine Leistung der katholischen Kirche.

O'Connell widmete die Jahre 1840 bis 1843 ausschließlich und mit ganz erstaunlicher Kraftentfaltung dem Ausbau und der Verbreitung seines Repeal-Vereins; seine Anstrengungen schienen sich wo möglich zu verdoppeln, seit gegen Ende des Jahres 1841 Sir Robert Peel von Neuem in's Ministerium getreten war. Aber schon im Spätjahr 1840 hatte die Bewegung so große Verhältnisse angenommen, daß bei einem Meeting zu Cork viele, viele Tausende sich zusammenfanden. Damals wollte die Menge ihrem „Befreier" die Pferde vom Wagen spannen, und indem er sich dieß auf's Aeußerste verbat, donnerte er die wogenden Massen in tragikomischem Zorne mit den Worten an: „Nein, nein, nein! Niemals sollen Menschen die Dienste von Pferden verrichten! Rührt mir das Geschirr nicht an, ihr Strolche! Ich biete Alles auf, euere Lebensstellung zu erhöhen, und mit meinem Willen sollt ihr euch nicht selbst herabwürdigen." Einige Zeit nachher traf er in Limerick bereits eine Menge von nahezu 100,000 Menschen beisammen; bei einem späteren Meeting zu Kilkenny schätzte man die Anzahl der Theilnehmer auf 200,000, von wel-

chen mindestens 20,000 zu Pferde erschienen waren. Es kam vor, daß O'Connell in einem einzigen Monat zehn bis zwölf solcher Riesenversammlungen in den verschiedensten Theilen des Landes hielt, und sich dann unmittelbar ohne alle Ruhepause nach London in's Parlament verfügte, wie wenn nichts geschehen wäre.

Wenn irgendwo im Lande Unruhen drohten oder ausgebrochen waren, erschien entweder O'Connell selbst, oder er sandte seinen getreuen, ehrlichen Gehilfen Tom Steele mit einer weißen, grüngeränderten Fahne, auf der geschrieben stand: „Wer immer ein Verbrechen begeht, stärkt die Macht des Feindes"; und bei der Ankunft des Friedensboten schwiegen die Stürme der empörten Leidenschaften. Wenn um diese Zeit O'Connell es gewünscht hätte, sich zum König oder Präsidenten ausrufen zu lassen — England hätte zum Mindesten eines schweren Bürgerkrieges und gräßlichen Blutbades bedurft, um Irland abermals zu erobern.

Allein es ist unzweifelhaft, daß O'Connell von keiner persönlich ehrgeizigen Absicht geleitet war. Stolz war er allerdings auf den Gehorsam und auf die Hingebung seines Volkes, stolz war er auf das in der Weltgeschichte einzige Schauspiel, das er und sein Volk dem verwunderten Europa darboten. Aber er war auch fest entschlossen, die Bahn der friedlichen Agitation um keines Haares Breite zu verlassen, und er hatte sich fest eingewiegt in den trügerischen Traum, daß es ihm auf diesem Weg gelingen werde, den Widerstand Großbritanniens zu brechen.

Die Frage der Besserstellung Irlands im Parlament wurde um diese Zeit abermals in London verhandelt, und abermals fielen Irlands Ansprüche durch. Mit Recht hielt O'Connell seinen Gegnern vor:

„Ihr verweigert meinem Vaterlande gleiches Wahlrecht mit England. Welchen Grund führt man an für diese Verweigerung? Nur Irlands Armuth. Sehet hier eueren Mangel an Folgerichtigkeit. Als ich die Union beschuldigte, in Irland Armuth herbeigeführt zu haben, wie trat man mir da entgegen? Mit einer Masse von Behauptungen und Berechnungen, um darzuthun, daß es in Irland keine allgemein verbreitete Armuth gebe, daß ich alles übertreibe, daß die Union nur Segen und Wohlstand über Irland gehäuft habe. Damals führte man Irlands Wohlstand als einen Grund an, weßhalb es keine legislative Unabhängigkeit haben dürfe, — und jetzt muß seine Armuth als Vorwand dienen, um ihm auch das gleiche Wahlrecht nicht zu gewähren.“

Aber auch an Feindseligkeiten und Angriffen jeder Art fehlte es nicht. O'Connell, der wiederholte Anerbietungen von öffentlichen Aemtern abgelehnt, der nach und nach seine so höchst einträgliche Anwaltspraxis aufgegeben hatte, um ganz und ausschließlich der Sache seines Vaterlandes zu leben, der überhaupt die für einen politischen Charakter so nothwendige Bedingung öconomischer Unabhängigkeit im höchsten Grade besaß, O'Connell wurde öffentlich beschuldigt, daß er die „Vereinsrente“, den Tribut der irischen Armuth, „zu seinen eigenen Zwecken verwende“, d. h. in die Tasche stecke. Selbst englische Katholiken, welche ihm doch ihre Emancipation ausschließlich zu verdanken hatten, scheuten sich nicht, in solche Verdächtigungen mit einzustimmen. Uns soll diese Verdächtigung nicht länger beschäftigen. Sie ist jetzt selbst von O'Connells Feinden aufgegeben, und er hat sie am Besten dadurch widerlegt, daß er bei seinem Tode an irdischen Gütern kaum noch genug besaß, um den Seinigen eine knappe Existenz zu sichern, während er als ein

reicher Mann mit glänzendem Einkommen in's politische Leben eingetreten war.

Im wechselnden Gewoge des Kampfes brachte ihm das Jahr 1841 den Verlust seines Parlamentsmandats für Dublin, und kurz darauf (am 1. November 1841) die Wahl zum Lord Mayor oder Oberbürgermeister dieser Hauptstadt; er war der erste Katholik, der seit der Emancipation, also überhaupt seit der Reformation, den Stuhl dieses obersten Gemeindebeamten seines Vaterlandes einnahm, und der erste Act der Rechtsprechung, welchen er auszuüben hatte, war ein Urtheilsspruch zu Gunsten des Dieners eines katholischen Priesters gegen diesen seinen Herrn.

In die Zeit dieser Amtsführung fällt auch die Abfassung und Herausgabe seiner, der Königin Victoria gewidmeten „Denkschrift über Irland". Ein kurzer Abriß der Geschichte Irlands und des irischen Volkes zeichnet in großen, flammenden Zügen das himmelschreiende Unrecht, welches seinem Vaterlande seit sieben blutigen Jahrhunderten widerfahren war; an diese Skizze aber schließen sich ausführliche Bemerkungen, Beweise und Erläuterungen an, mit dem nachdrücklichen Bestreben, Englands Grausamkeit und Tyrannei ausschließlich nur durch Belege aus englischen Quellen zu schildern. Leider ist diese Sammlung von Belegen nur bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts gediehen. Das stürmische Leben und die ruhelosen Anstrengungen haben dem Agitator die Vollendung seines Werkes nicht erlaubt. Bei dieser Gelegenheit darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß wir von O'Connell auch drei theologische Abhandlungen besitzen, von welchen der berühmte Peter Ventura, der O'Connells Leichenrede in Rom hielt, ausdrücklich sagt, daß sie „dem gelehrtesten Theologen Ehre machen würden." Die erste derselben behandelt das Dogma

der Eucharistie „mit der Gründlichkeit eines vollendeten Theologen und mit der Salbung eines Heiligen"; die beiden andern, in Briefform geschrieben, sind Controversschriften gegen die Lehren und gegen die Häupter der englischen Methodisten. —

Zu Anfang des Jahres 1843 erließ O'Connell die feierliche Ankündigung, dieses Jahr werde das „Repeal-Jahr", das große Jahr der Wiederherstellung des irischen Parlaments sein. Wer diese Ankündigung mit ruhigem Blute vernahm, der mußte sich schon damals sagen, daß nicht die Besonnenheit, welche man sonst an dem großen Manne gewöhnt war, sondern daß erregte Leidenschaft aus ihr spreche. Denn der Mann voll Selbstbeherrschung vergißt nie, daß er über keine Stunde der Zukunft verfügen kann, und der Mann voll Wahrheitssinn kündigt den Seinigen nichts an, was zu erfüllen nicht in seiner Macht steht. Der Hang zu politischen Prophezeiungen beweist immer politische Schwäche, und O'Connells Selbstüberhebung war der Vorbote seines Falles. Mich kostet es keine Ueberwindung, dieß auszusprechen; denn es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, ihn zu verherrlichen, sondern die Wahrheit über ihn zu sagen.

Der Repeal-Verein war nun über das ganze Land verbreitet und zählte seine Mitglieder nach Millionen. Er bestand aus drei Klassen von Angehörigen: Mitgliedern, Anhängern und Freiwilligen. Die Anhänger zahlten 30 Schillinge ein, und erhielten eine kleine Karte als Zeichen ihrer Theilnehmerschaft. Die Mitglieder zahlten ein Pfund Sterling jährlich. Die Freiwilligen-Karte erhielt, wer zehn Pfund einbezahlte. Auf der Freiwilligen-Karte war neben anderen bezeichnenden Emblemen folgende Inschrift zu lesen: „Irland enthält 32,201 (englische) geographische Meilen;

es ist 4649 Meilen größer als Portugal, 4473 Meilen größer als Bayern und Sachsen zusammen, 409 Meilen größer als Neapel und Sicilien, 1285 Meilen größer als Hannover, die päpstlichen Staaten und Toscana, 9609 Meilen größer als Dänemark, das Großherzogthum und das Kurfürstenthum Hessen zusammen, 5565 Meilen größer als die Schweiz und Griechenland, 13,065 Meilen größer als Holland und Belgien; es ist an Bevölkerung 18, an Ausdehnung 15 europäischen Staaten überlegen, und hat doch kein Parlament!" — Auf der andern Seite stand: „Irland hat 8,750,000 Einwohner, ein Jahreseinkommen von 5,000,000 Pfund Sterling, eine jährliche Landesproduktenausfuhr im Werth von 18,000,000 Pfund, sendet jährlich nach Bezahlung der Regierungs- und Verwaltungskosten 2,500,000 Pfund nach England, zahlt jährlich an landesabwesende Grundherren 5,000,000 Pfund; stellte während des letzten großen Krieges den Oberbefehlshaber (Wellington war geborener Ire) und zwei Drittel der Offiziere und Mannschaften von Englands Armee und Flotte, hat eine kriegstüchtige Bevölkerung von zwei Millionen Männern, — und hat doch kein Parlament!"

Es ist natürlich nicht meine Aufgabe, die einzelnen zahlreichen Versammlungen des „Repeal-Jahrs" zu verfolgen, oder aus O'Connells Reden Auszüge zu geben. Die Sache mußte nothwendig an einer gewissen Eintönigkeit leiden, welche nur durch die gewaltige, hinreißende Persönlichkeit des Agitators und durch den kindlichen Glauben des begeisterten Volkes ausgeglichen ward. Allein gewiß ist, und mancher noch jetzt Lebende wird sich dessen recht wohl erinnern, daß in jenem Jahre ganz Europa mit fieberhafter Spannung auf die Entwicklung der Dinge in der grünen

Insel lauschte, und daß O'Connell der berühmteste Mann des Tages war.

Indessen säumte die englische Regierung nicht, gegenüber O'Connells drohenden und siegesgewissen Ankündigungen ihre Stellung zur streitigen Frage gleichfalls zu nehmen, und ihren Entschluß mit aller erforderlichen Entschiedenheit auszusprechen. Im Mai 1843 wurde Sir Robert Peel im Parlament gefragt, ob und welche Schritte die Regierung gegenüber der Repealbewegung zu thun beabsichtige. Peel erklärte, daß er sie unter allen Umständen und auf jede Gefahr unterdrücken werde. O'Connell ließ sich nicht einschüchtern; offenbar glaubte er nicht an die Entschlossenheit oder an die Macht seines Feindes; denn er antwortete mit steigender Kühnheit und Erbitterung.

Die zwei berühmtesten Riesenmeetings, welche unter allen Umständen einer besonderen Erwähnung würdig erscheinen, waren jenes zu Tara, einem aus der irischen Urgeschichte berühmten und jedem irischen Herzen theuern und heiligen Orte, und das zu Mullaghmast, einem Orte voll trauriger Erinnerung aus den blutigen Kämpfen mit England. Die Versammlung zu Tara wurde am 15. August — Mariä Himmelfahrt — 1843 gehalten. Die Londoner Times, also eine unverdächtige Quelle, gab die Anzahl der Theilnehmenden auf nicht weniger als eine Million an. Der Ort liegt nur 50 englische Meilen von Dublin, konnte daher sehr leicht mit Fuhrwerken jeder Art erreicht werden; von Dublin allein wurden deren 1400 gezählt. Vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde wurden ununterbrochen heilige Messen gelesen; nach zwölf Uhr ward eine kurze Predigt über Enthaltsamkeit von geistigen Getränken gehalten, und der Befreier, umgeben von Tausenden und aber Tausenden, die ihn als Vater und als Freund ver-

ehrten, empfing den feierlichen Segen. Zwei Bischöfe, drei General-Vicare und 30 Priester umgaben ihn, als er die Rednerbühne betrat. Aber an diesem glorreichen Tage fielen auch heftige und unvorsichtige Worte, die nachher vor Gericht nicht vergessen blieben.

Bereits waren im Laufe dieses Jahrs etwa 500,000 Gulden für Repealzwecke eingegangen, vom März bis zum August nicht weniger als 30 „Riesenversammlungen" gehalten worden.

O'Connells Siegeszuversicht schien beständig zu wachsen. Er ging so weit, einen „Gerichtshof der Dreihundert" vorzuschlagen, welcher, „einmal eingerichtet, sich leicht in ein irisches Parlament verwandeln ließe." Gegenüber der festen Erklärung der englischen Regierungsmänner, daß sie eher den Bürgerkrieg wagen, als die Auflösung der Union zugestehen würden, stellte O'Connell die Behauptung auf, daß die englische Königin, welcher er mit einer ritterlichen, fast schwärmerischen Loyalität zugethan war, auch ohne Zustimmung ihres Parlaments aus eigener monarchischer Machtvollkommenheit das irische Parlament wieder herstellen könne, weil dasselbe im Jahr 1800 und überhaupt zu jeder Zeit gar keine Befugniß gehabt habe, auf die ihm vom Volk übertragenen Rechte zu verzichten.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß O'Connell mit diesem Gedanken die Bahnen des politischen Irrthums betreten hatte. Er unterschätzte die große geistige und materielle Macht des britischen Staatsgedankens und der britischen Staatsgewalt. In dem berechtigten, stolzen Gefühle, daß niemals ein General solchen Gehorsam gefunden habe, wie ihn das irische Volk den bloßen Wünschen eines einfachen Privatmannes leiste, überschätzte er für die Tage schwerer Prüfung und Entscheidung die leicht beweglichen,

leicht entzündbaren, aber auch ebenso leicht entmuthigten celtischen Gemüther. Und bei seinem zuletzt angeführten Gedanken über die Machtvollkommenheit der englischen Königin verließ den sonst so kühlen und besonnenen Rechtsgelehrten die richtige Einsicht in das Wesen des constitutionellen Staatsrechts und der englischen Verfassung insbesondere.

Freilich, Europa und Amerika thaten um jene Zeit alles Mögliche, um seine sonst so freie Stirne durch Uebermaß von Huldigungen zu umschleiern. Seinen ächt freisinnigen Grundsätzen getreu, wehrte er gar viel Verkehrtes und Uebertriebenes in dieser Hinsicht ab; er verbat sich jede Gemeinschaft mit Ledru-Rollin und den Seinigen in Frankreich; er schickte Repeal-Gelder, die ihm aus amerikanischen Sclavenstaaten gesendet wurden, unberührt zurück, damit nicht der Fluch eines verwerflichen und unchristlichen Instituts an seinen Thaten und an seiner Sache hafte. Der Kaiser aller Reußen bat um ein eigenhändiges Blättchen von der Hand des irischen Volksmanns, und der irische Volksmann verweigerte dem Kaiser aller Reußen, was er dem König von Bayern „huldreich bewilligte". Die Welt lag eben für einige Zeit so recht eigentlich unter dem Zauber dieses genialen Greises, der alle hervorragenden Eigenschaften seines Volkes, seine Phantasie und seine Verschlagenheit, seinen Geist und seine Gläubigkeit in so merkwürdiger Höhe und Fülle zur Erscheinung brachte. Wenn O'Connell durch so viel Ruhm und Glanz, durch so beispiellose Erfolge und Triumphe sich mehr oder minder über die wirkliche Lage der Dinge täuschen ließ, so mag man darin theils die allgemeine Gebrechlichkeit der sündigen Menschennatur, theils aber auch den mit den hohen Jahren beginnenden Niedergang der vollen Geisteskraft erblicken.

Zu Anfang des Monats October 1843 fand die Versammlung bei Mullaghmast statt. Auch hier war ungefähr eine halbe Million Menschen vereinigt, und noch war äußerlich keine Spur einer drohenden Katastrophe wahrzunehmen. Allein die englische Regierung hatte in aller Stille ihre Vorbereitungen getroffen und vollendet, und auf ihrer Handlungsweise lastet auch dießmal wieder mindestens der Schatten des Verdachtes, daß ihr ein blutiger Zusammenstoß nicht unlieb gewesen wäre.

Auf Sonntag, den 8. October 1843 hatte O'Connell ein abermaliges Riesenmeeting nach Clontarf ausgeschrieben. Schon wälzten sich die Hunderttausende von allen Seiten Irlands heran; die Regierung schwieg und wartete bis zum Nachmittag des 7. October. Jetzt erst erschien plötzlich von ihrer Seite folgende

Proclamation:

„In Erwägung, daß auf Sonntag, den 8. October nach Clontarf oder dessen Umgebung ein Meeting, unter dem Vorwande einer Petition an das Parlament wegen des Repeals der Union zwischen England und Irland, öffentlich angezeigt wurde:

In Erwägung, daß Bekanntmachungen und Anschlagzettel im Ueberflusse gedruckt und verbreitet wurden, um das Volk aufzufordern, sich zu Pferd und in militärischer Ordnung dorthin zu begeben; daß unter demselben Vorwande schon zahlreiche Meetings in den verschiedensten Gegenden Irlands stattgefunden, wo man durch aufrührerische Reden in den Geistern der Unterthanen Ihrer Majestät Unzufriedenheit und Abneigung zu erregen und sie zum Haß und zur Verachtung der Regierung und Verfassung, wie sie gesetzlich begründet ist, zu verleiten suchte; da ferner

in mehreren Versammlungen diese aufrührerischen Reden von Personen gehalten wurden, die ihre Absicht, auch bei dem Meeting von Clontarf gegenwärtig zu sein und mitzuwirken, bereits ausgesprochen haben, und da dieselbe befürchten läßt, daß die Absichten der Versammlung nicht in der gesetzlichen Berathung ihrer Rechte und Privilegien, sondern in dem Wunsche liegen, den Haß gegen die Regierung und die Verfassung des Königreichs zu erregen und den Umsturz der bestehenden Gesetze durch Einschüchterung und Drohung mit physischer Gewalt zu erzwingen:

So thun wir, Lordlieutenant, kund, und befehlen im Auftrag des Geheimrathes Ihrer Majestät und in der Ueberzeugung, daß das beabsichtigte Meeting zu Clontarf nur für die Pläne aufrührerischer Menschen und zur Störung des öffentlichen Friedens dienen soll, — daß Jedermann sich von dem besagten Meeting fern halte. Ferner bemerken wir, daß, wenn trotz dieser Proclamation die Versammlung stattfinden sollte, alle Theilnehmer derselben verfolgt und gesetzlich bestraft werden sollen. Allen obrigkeitlichen Personen, die für den öffentlichen Frieden zu sorgen haben, und Allen, die dazu mitwirken können, gebieten und empfehlen wir, daß sie zur Aufrechthaltung der Gesetze kräftig beitragen, das besagte Meeting verhindern, es zerstreuen, unterdrücken, und diejenigen verfolgen und festhalten, welche unserm Aufruf keine Folge geben."

Durch diese Proclamation that die Regierung dem großen Agitator ganz entschieden Unrecht, indem sie ihn der „Einschüchterung und Drohung mit physischer Gewalt" beschuldigte. Denn von diesem Fehler hatte er, der große Held der friedlichen, gesetzlichen Agitation, sich immer auf's Strengste fern gehalten, und auch der weitere Verlauf der Dinge bewies klar, daß er an Gewalt nicht gedacht hatte.

Indem aber die Regierung nur für den Fall, daß die Versammlung trotz des Verbotes gleichwohl stattfinde, gerichtliche Verfolgung und Bestrafung in Aussicht stellte, berechtigte sie allerdings alle friedliebenden und unparteiischen Leute zu der ganz vernünftigen Hoffnung, daß ein solches Einschreiten nicht beabsichtigt sei, falls die Proclamation unbedingten Gehorsam finden würde. Und doch hatte die Regierung beschlossen, gegen O'Connell unter allen Umständen vorzugehen, und zwar, wenn er durch Gehorsam Schwäche zeige, — dann erst recht.

O'Connell hatte immer in seinem Leben den weisen politischen Grundsatz befolgt, das sorgfältig zu unterlassen, was dem Gegner voraussichtlich angenehm sein könnte. Sobald er die Proclamation gelesen hatte, eilte er in den Sitzungssaal des Comité's und erklärte, daß er zwar die Gesetzmäßigkeit der Proclamation bestreite, daß er ihre verspätete Veröffentlichung tief beklage, daß er aber gleichwohl lieber die Versammlung zu Clontarf vertage, als daß dieselbe zu irgend einem Gewaltstreich Anlaß bieten sollte. Es sei seine Pflicht, das Volk zu schützen; er habe deßhalb einen Aufruf an das Landvolk erlassen, um es auf seinem Heranzug aufzuhalten und zur schleunigen Umkehr zu bestimmen. Er werde diesen Aufruf durch Couriere noch im Lauf des Tages nach allen nur irgend erreichbaren Städten und Dörfern, deren Einwohner kommen würden, sowie an die gesammte katholische Geistlichkeit abgehen lassen. — So geschah es; O'Connells Eilboten durchflogen schon nach einer Stunde das Land mit folgendem Aufruf:

„Loyale, nationale Repealversammlung!

Mit der Unterschrift des Kanzlers, Herrn Sugden, und Anderer ist als Proclamation eine in zweideutigen, un-

wahren Ausdrücken abgefaßte Schrift erschienen, welche die klarsten Thatsachen verkennt und bezwecken will, das auf den 8. laufenden Monats nach Clontarf zusammenberufene Repealmeeting zu verhindern. Die Proclamation ist erst Samstag, den 7. Nachmittags erschienen, so daß es gänzlich unmöglich ist, daß dieselbe durch die Post oder auf anderen Wegen zur rechten Zeit zur Kenntniß derer gelangen kann, die am Meeting theilnehmen wollen. Um nun zu verhindern, daß Uebelgesinnte unter dem Vorwande dieser Proclamation die Ruhe stören und Gewaltthätigkeiten gegen die gesetzlich und friedlich zum Meeting versammelten Bürger ausüben könnten, bitten wir alle Wohlgesinnten, nach Empfang dieser Zeilen nach Hause zurückzukehren, um sich keinen Unannehmlichkeiten und keiner schlechten Behandlung auszusetzen, und benachrichtigen sie zugleich, daß wir, ohne die ganz unbegründete Proclamation im Entferntesten billigen zu können, es für klug und weise gehalten haben, das besagte Meeting aufzuheben und zu erklären, daß es nicht stattfinden wird."

Diese im höchsten Grad loyale und friedfertige Handlungsweise hatte ganz den gewünschten Erfolg bei der Bevölkerung, übte aber keinerlei Wirkung aus auf die einmal gefaßten Entschließungen der Regierung. Eine Million Menschen war noch im Laufe des Abends von O'Connells Befehlen benachrichtigt; ein ganzes Volk machte auf sein Commando: Halt! und Kehrt! Nicht die geringste Ungesetzlichkeit kam vor, nicht ein Tropfen Blut wurde vergossen. O'Connells Freunde und Feinde staunten gleichmäßig über die fast an Schwäche grenzende bereitwillige Nachgiebigkeit, mit welcher er sich einer von ihm selbst als ungesetzlich angefochtenen Anordnung unterworfen hatte. Allein er hatte offenbar und unzweifelhaft das allein Richtige gethan.

Seine Hunderttausende waren entfernt nicht im Stande, regulären Truppen die Spitze zu bieten, und er hatte niemals einen solchen Conflikt in Aussicht genommen; hielt er die Versammlung trotz des Verbots, dann war Gewalt und Blutvergießen unvermeidlich. Gab er nach, so war es mindestens möglich, daß die Regierung sich zufriedengestellt zeige; that sie dieß nicht, so war O'Connell das Opfer, und für sein geliebtes Erin opferte er sich gern.

Die Regierung aber war keineswegs in der Stimmung, sich großmüthig zu zeigen; nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hatte, daß O'Connell zu schwach sei, um einen Krieg auf's Messer gegen sie zu wagen, beharrte sie um so mehr auf ihrem Entschlusse, seinen Agitationen ein Ende zu machen. Sie erinnerte sich plötzlich aller von ihm bei den verschiedenen Versammlungen in der Erregung des Augenblicks gesprochenen wilden oder unvorsichtigen Worte; sie fand in dem ganzen Treiben, das sie seit Monaten, ja seit Jahren ohne Anstand geduldet hatte, plötzlich die größten Gefahren für die Monarchie. Sie beschloß mit einem Worte, O'Connells politischen Einfluß durch einen Criminalprozeß zu vernichten.

## VI.

## 1843—1844.

### Der große Staatsprozeß.

O'Connell war keineswegs ohne das bestimmteste Vorgefühl der kommenden Dinge; seine Umgebung fand ihn sogar nur zu niedergeschlagen. Er machte sich, da er die heftige Erbitterung seiner Gegner recht wohl kannte, selbst auf einen Hochverrathsprozeß gefaßt, und sagte einmal zu seinem Lieblingssohne und getreuen Mitkämpfer John:

„Ich denke, eine zweijährige Einsperrung sollte mich nicht umbringen; ich müßte mir eben beständig Bewegung machen und täglich ein Bad nehmen." Man erkennt aus diesen Worten klar genug, daß der an rastloseste Thätigkeit und freiestes Leben gewöhnte Mann einer solchen Möglichkeit mit Bangen entgegensah.

Am Samstag, den 14. October 1843 wurde O'Connell amtlich benachrichtigt, daß die Regierung ihn und die hauptsächlichsten seiner Anhänger vor Gericht stellen werde. Die Anschuldigung ging auf folgende Punkte:

1) Ungesetzliche, aufrührerische Verschwörung mit Andern, um Unzufriedenheit und Abneigung in den Herzen der Unterthanen Ihrer Majestät zu erregen und sie zu Haß und Verachtung gegen die Regierung zu reizen.

2) Zusammenberufung großer Volksmengen, um durch Einschüchterung und Entfaltung physischer Gewalt Aenderungen in der Verfassung des Königreichs zu erzwingen.

3) Versuch zur Erregung von Eifersucht und Abneigung unter den verschiedenen Ständen von Ihrer Majestät Unterthanen.

4) Versuch, verschiedene Unterthanen Ihrer Majestät, unter Andern auch die Marine- und Armee-Soldaten, zum Ungehorsam zu verleiten.

5) Angriff auf die wohlerworbenen Rechte verschiedener Unterthanen Ihrer Majestät.

6) Versuch, Mißtrauen gegen die Gerichte zu erwecken.

7) Anmaßung der Vorrechte der Krone durch Errichtung eigener Gerichtshöfe.

8) Veröffentlichung aufrührerischer Reden und Flugschriften zu gleichem Zweck.

9) Geldsammlungen zu demselben Zweck.

10) Bildung von Meetings aus übelgesinnten Personen.

11) Verleitung Anderer zur Theilnahme an solchen ungesetzlichen, aufrührerischen Meetings.

12) Verbreitung aufrührerischer Libelle gegen Verfassung und Regierung des Königreichs, „und noch andere Verbrechen, die der General-Staatsanwalt selbst darstellen wird.“

Hiernach war eine Anklage auf Hochverrath nicht in Aussicht genommen, sondern die Verfolgung beschränkte sich im Wesentlichen auf das, was die neueste Civilisation „Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung“ genannt hat, jedoch mit verschiedenen Abzweigungen und Erschwerungen, welche sich aus der Eigenthümlichkeit englischer Verfassungs- und Lebensverhältnisse erklären und theilweise, wie Ziffer 2 und 7, ziemlich nahe an die Grenzen des Hochverraths nach unseren Begriffen hinstreifen.

Am Nachmittag des 14. October erschien O'Connell vor dem Richter Burton, um durch Erlegung einer Caution den Verhaft abzuwenden, was ohne Anstand genehmigt wurde. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des europäischen Festlandes, Männer, die vor der ganzen Welt eine öffentliche Thätigkeit entfalten und bei denen nicht die geringste Gefahr einer Flucht vorhanden ist, wegen angeblich zu befürchtender „Collusionen“ gleich gemeinen Verbrechern in den Gefängnissen herumzuschleppen, bevor ein Strafurtheil gegen sie vorliegt. Namentlich ist es in den Ländern, welche den französischen Strafprozeß haben oder nachgeahmt haben, durch die maßlosen Amtsbefugnisse des Staatsanwalts diesem thatsächlich möglich gemacht, auf dem Wege des Untersuchungsverhafts Rachsucht und alle möglichen schlimmen Leidenschaften gegen politische und andere Feinde auszuüben. Ueberhaupt muß es anerkannt werden, daß die englische Regierung, man mag sonst von ihrem Verhalten gegen

O'Connell denken wie man will, vor den strengen Formen und vor dem freiheitlichen Inhalt des englischen Rechts eine unverbrüchliche Achtung an den Tag gelegt hat.

O'Connell sah blaß und niedergeschlagen aus, als er vor dem Richter erschien. Die Theilnahme der Bevölkerung, welche ihn überall mit lautem Beifall begrüßte, täuschte den erfahrenen Kenner der Verhältnisse nicht mehr über die Thatsache, daß er einem Gerichte protestantischer Geschworenen, und damit einer schon zum Voraus beschlossenen Verurtheilung entgegen ging.

Wieder zu Hause angelangt, ließ er folgenden Aufruf an das Volk veröffentlichen:

„Merrion Square, 14. October 1843.

Theure Mitbürger, ich zeige euch hiermit an, daß ich heute Caution geleistet habe, um mich am ersten Tage der nächsten Assisen gegen eine Anklage wegen Verschwörung und anderer Verbrechen zu rechtfertigen. Ich ermahne das Volk zur Erhaltung der Ruhe: jeder Versuch zur Störung derselben würde unheilbringend und verbrecherisch sein. Deßhalb, theure Mitbürger, höret mich, lasset euch nie zur Störung des öffentlichen Friedens, zur Verletzung der Gesetze oder zu Unordnungen verleiten. Der kleinste Angriff auf die öffentliche Ordnung könnte unsere so schöne Sache, die doch siegen soll, zu Grunde richten. Wenn ihr während der jetzigen Krisis meinen Rath befolgen und geduldig, gesetzlich und ruhig handeln wollt, so darf ich euch versichern, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo unsere verehrte Königin das irische Parlament im College-Green eröffnen wird. (?) Jeder Versuch unserer Feinde, die Repealbewegung aufzuhalten, hat bis jetzt die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Auch dieser wird scheitern, wenn das Volk ihn nicht

durch ungesetzliche Handlungen unterstützt. Seid also ruhig und wir werden siegen. Daniel O'Connell."

Das Volk gehorchte, gehorchte ausnahmslos, trotz der tiefen Erregung, mit welcher man in allen Kreisen den Prozeßverhandlungen entgegensah, auf die im buchstäblichen Sinne des Wortes ganz Europa und Amerika gespannt waren. Denn Jedermann sah ein, daß, wenn O'Connell verurtheilt werde, das von ihm unternommene Repealwerk für dießmal als gescheitert und begraben zu betrachten sei, während die Folgen des entgegengesetzten Ereignisses für die innere Ruhe und äußere Machtstellung der britischen Monarchie gar nicht zu berechnen waren. Dazu kam noch, daß der gesammte Liberalismus der damaligen Zeit mit dem höchsten Interesse an O'Connells Sache hing, weil er sich selbst ebenfalls zu „Agitationen" berufen und berechtigt glaubte, ohne freilich die guten Gründe und die hohe Begabung des irischen Mannes zu besitzen.

Unterdessen zog sich O'Connell für den Rest des Spätjahrs nach seiner Besitzung zu Darrynane zurück, lebte dort in aller Ruhe sich selbst und der Stärkung seiner Gesundheit, und fand Erhebung in der Religion. Während er in London oder Dublin zwar bemüht war, so oft als nur möglich in der nächsten Kirche die heilige Messe anzuhören; aber durch die zahllosen Geschäfte des Tages manchmal sich gehindert sah, das tägliche Brod des Geistes zu genießen, hatte er zu Darrynane seinen eigenen Hauskaplan, so daß kein Tag ohne regelmäßigen Gottesdienst verging. Noch immer war der mehr als 68jährige Mann rüstig genug, um den Freuden und Strapazen der Gebirgsjagd sich hinzugeben, und so kam er denn, geistig und körperlich erfrischt und gewissermaßen verjüngt, zu Anfang des Januar 1844 wieder in Dublin an.

Der Beginn der Prozeßverhandlungen war auf Montag, den 15. Januar 1844 anberaumt. Man nannte ihn zum Voraus, theils im Scherz, theils im Ernste, den „Riesenprozeß“, nicht nur ob der Bedeutung der angeschuldigten Personen und ihrer Sache, sondern auch mit humoristischem Seitenblick auf die Länge der Anklageschrift, die auf sechs Pergament-Rollen geschrieben und 97 Fuß lang war.

Am Samstag, den 13. Januar war in der Musikhalle zu Dublin eine von Tausenden besuchte Volksversammlung, um Beschwerde zu führen wegen der Bildung der Geschworenenliste, auf welcher nicht nur kein einziger Katholik, sondern auch kein einziger liberaler Protestant sich befand. O'Connell erschien; man bewunderte sein gutes Aussehen, aber in seinen Worten glaubten die Anwesenden nicht das frühere Feuer, nicht den begeisterten Schwung einer hoffnungsreichen Aussicht auf die Zukunft zu vernehmen. Noch stand der Mann vor ihnen wie ein Granitfels; aber sein Geist schien erschüttert und zaghaft. Er wußte wohl, warum er es war.

Die Organe der Rechtspflege haben zu jeder Zeit mit ganz besonderer Betonung und selbst Gereiztheit den Anspruch erhoben, daß sie sich nicht berühren und noch weniger bestimmen lassen durch die Wogen und Einflüsse des Parteilebens, daß sie einzig und allein dem Gesetze in ruhiger und unparteiischer Gerechtigkeit dienen. Es liegt in diesem Anspruch die Erkenntniß und das Anerkenntniß der bestehenden heiligen Pflicht, und das ist gut. Allein andererseits steht auch die geschichtliche Thatsache fest, daß es seit Jahrhunderten in ganz Europa noch keinem einzigen Parteiregiment von einiger Dauer und Geschicklichkeit mißlungen ist, die Gerichte ziemlich vollständig unter seinen Einfluß und seine politischen Wünsche zu beugen. Und die aller-

schlimmste Rolle in dieser Beziehung spielen keineswegs die rechtsgelehrten Richter der Staatsgewalten, sondern geradezu die vielgepriesenen und in der That höchst verwerflichen Schwurgerichte. Auch O'Connells Beispiel wird uns diese Wahrheit zeigen.

Unter der Regierung der jungfräulichen, freisinnigen und protestantischen Königin Elisabeth pflegten die Engländer zu sagen: „Der Richter ist ein Thier, das man mit einem halben Dutzend Hühnern kauft," und wir wollen es ganz der Verantwortlichkeit der damaligen Herren Engländer überlassen, mit welchem Grade von Recht oder Unrecht sie also sprachen. Auch soll von mir entfernt nicht behauptet werden, daß die Richter in unserer oder O'Connells erleuchteter Zeit, weder in England noch sonstwo, ein ähnliches hartes Urtheil verdienen. Dagegen ist so viel sicher, daß im Schwurgericht Menschen berufen sind, über die höchsten irdischen Güter ihrer Mitmenschen, Ehre, Freiheit, Leben, zu urtheilen, ohne daß sie jemals Gelegenheit gehabt haben, die Denkoperationen kennen zu lernen und zu üben, welche zu einem so hochwichtigen Geschäfte nothwendig sind, ohne daß sie, mit einem Worte, die Rechtswissenschaft, welche sie üben sollen, auch gelernt haben. Die Nachtheile eines so widersinnigen Verfahrens sind denn auch so offenbar und schreiend, daß jede Regierung förmlich gezwungen ist, sich so gut als möglich der Schwurgerichte zu versichern durch den entsprechenden Einfluß auf deren Zusammensetzung. So lange es sich nur um einen Todtschlag unter betrunkenen Bauernburschen, um die Brandstiftung eines betrügerischen Schuldners, um den Straßenraub eines verzweifelten Zuchthäuslers handelt, mag die Sache sehr gleichgiltig und unschuldig aussehen; sobald aber Fälle eintreten, wo die Regierungsgewalt der

Justiz recht eigentlich als Partei gegenübertritt, dann nimmt sie sich anders aus.

Nicht lange vor O'Connells Prozeß, im Jahr 1842, war ein des Mordes angeklagter irischer Katholik Namens Hughes beim Mangel der erforderlichen Stimmeneinhelligkeit der Geschworenen das erste Mal und nach erfolgter Wiederaufnahme des Verfahrens auch das zweite Mal freigesprochen worden; es fanden sich formelle Gesichtspunkte, um ihn wegen der nämlichen Anschuldigung ein drittes Mal vor Gericht zu stellen; dießmal wurden aber auch Mittel gefunden, um alle Katholiken von der Geschworenenliste zu streichen; Hughes wurde verurtheilt, und, obwohl er bis zum letzten Athemzug seine Unschuld betheuerte, „am Halse aufgehängt, bis er todt war." Ich weiß nicht, ob er schuldig oder unschuldig war; aber die englische Regierung hatte aus dem Falle Etwas gelernt.

O'Connells Prozeß gab Gelegenheit, dieß zu beweisen. Das englische Recht kennt unter gewissen Voraussetzungen, wo man der Unparteilichkeit oder Intelligenz einer gewöhnlichen Geschworenenbank mißtraut, die Berufung einer Specialjury aus Männern der höhern Klassen. Der Sherif der Grafschaft trifft aus der allgemeinen Geschworenenliste eine Auswahl; die gewählten Namen werden in eine Urne gelegt, aus dieser 48 Namen gezogen, und durch gegenseitige Uebung des Ablehnungsrechtes bis auf 12 beschränkt. Vor eine solche Specialjury wurden O'Connell und seine Mitangeklagten gestellt, und es läßt sich hiegegen, da es vernünftig und dem bestehenden Rechte gemäß ist, durchaus Nichts sagen. Allein man verheimlichte den Angeklagten und ihren Vertheidigern die vom Sherif gebildete Liste, und so konnten sich dieselben erst am Vorabend der Verhandlung überzeugen, daß bei einer Anzahl von über 700

Namen, mehr als 60 Katholiken gestrichen worden waren. Gegen diese Unbilligkeit, welche auch späterhin bei der Berufung an das englische Oberhaus zur Sprache kam, wurde wohl protestirt, aber ohne Erfolg, und die 48 Namen wurden aus der „gereinigten" Liste gezogen. Gleichwohl waren jetzt noch 10 Katholiken unter den 48, und diese 10 beseitigte die Regierung ausnahmslos durch Ausübung ihres gesetzlichen Ablehnungsrechtes. So hatte sie denn, ohne formell ein Gesetz übertreten zu haben, eine Jury, die ausnahmslos aus O'Connells religiösen und politischen Feinden bestand. Darum sprach sich auch die öffentliche Meinung in Irland und theilweise in England alsbald nach Bildung der Geschworenenbank dahin aus, daß das ganze weitere Rechtsverfahren nur ein juristischer Formelkram, und daß die Verurtheilung in den Herzen der Geschworenen zum Voraus — vielleicht ohne daß sie sich dessen so klar bewußt waren — fest beschlossene Sache sei.

Unter solchen Aussichten begannen die fieberhaft erwarteten Prozeßverhandlungen am 15. Januar. Angeklagt waren außer Daniel O'Connell: sein dritter Sohn John, damals 34 Jahre alt, Mitglied des Unterhauses und thätigster Gehilfe seines Vaters in der politischen und agitatorischen Laufbahn; den Priester Tyrell hatte der Tod von der Anklagebank befreit, nachdem er sich bei den fabelhaften Anstrengungen, um das Meeting von Clontarf abzubestellen, eine Erkältung zugezogen hatte; sodann der Pfarrer Tierney, eines der rührigsten Mitglieder des irischen Klerus in der Repealsache, ferner Ray, Sekretär und Kassier des „loyalen nationalen Repeal-Vereins", früher Bierbrauer, in späteren Jahren Anwalt, dann Tom Steele, O'Connells unzertrennlicher Schatten, in Irland als Hauptfriedensstifter thätig, nachdem er in jüngeren

Jahren sein Vermögen daran gesetzt hatte, ein Schiff mit Waffen und Mannschaft auszurüsten und im Jahr 1823 zum Zwecke der Bekämpfung des französischen Einfalles nach Spanien zu führen. Steele war schwer beleidigt, als er Anfangs nicht auf der Liste der mit O'Connell Angeklagten stand. Als er während der Verhandlungen unruhig und aufgeregt war, drohte ihm der Staatsanwalt, er lasse ihn von der Liste der Angeklagten streichen, wenn er sich nicht gesetzt benehme. Dieß wirkte augenblicklich. Ferner saß auf der Anklagebank Barrett, der Redacteur des „Piloten", ein Protestant und gleichwohl O'Connells treuer Freund; er hatte eine einjährige Gefängnißstrafe abgebüßt, weil er sich beharrlich weigerte, den Agitator als den Verfasser eines in seinem Blatte abgedruckten Schreibens zu nennen. Die beiden letzten Angeklagten waren Duffy, der Redacteur des bedeutendsten irischen Blattes, „die Nation", ein noch junger Mann von etwa 30 Jahren, ein Dichter und leidenschaftlich erregter, aber reich begabter Mensch, und endlich Dr. Gray, Protestant, Demokrat, Arzt, und seit 1841 Eigenthümer des „Freemans Journal".

Wäre O'Connell König von Irland gewesen, die Prozession, mit welcher er sich vor die Schranken des Gerichts begab, hätte kaum stattlicher ausfallen können. Eine große Anzahl der angesehensten Bürger Dublins hatte sich zu Wagen vor seinem Hause eingefunden, um ihm das Geleite zu geben. Unter den lauten Segenswünschen der Bevölkerung setzte sich, nachdem der „Befreier" der heiligen Messe angewohnt hatte, der Zug in Bewegung. Der Lord Mayor der Hauptstadt führte O'Connell in seinem Wagen und geleitete ihn am Arm zu seinem Sitze; auch die übrigen Angeklagten wurden vom Volke mit jubelndem Beifall empfangen.

Der Staatsrichter waren es vier; Pennefather, geborener Ire, aber gewordener englischer Tory, Burton, vor welchem O'Connell am 14. October erstmals erschienen war, gemäßigter als sein vorsitzender College, sodann Crampton, hervorragend durch seine Begeisterung für die Temperenz-Sache, welche ihn bestimmt hatte, den gesammten Inhalt seines wohlversehenen Weinkellers in den vorbeifließenden Bach laufen zu lassen, und endlich Perrin, Katholik, Abkömmling einer französischen Hugenottenfamilie, seiner politischen Parteistellung nach ein Whig. Der Vorsitzende machte im ganzen Lauf der Verhandlungen nicht das mindeste Hehl daraus, wie sehr und wie ausschließlich er auf Seite der Regierung stehe; er frühstückte immer gemeinschaftlich mit dem Oberstaatsanwalt, und was er so verdaut hatte, kam bei seinem Schlußvortrag in kristallisirter Form zum Vorschein. Als Vertreter der Krone erschienen außer mehreren untergeordneten Beamten der Attorney-General Smith, und der Solicitor-General für Irland, Warren; sechszehn angesehene irische Anwälte, worunter in erster Reihe Shiel, vertraten die Vertheidigung der Angeklagten. Nachdem der für den verstorbenen Tyrell aufgestellte Vertheidiger angezeigt hatte, daß sein Client „vor den Richter der Richter berufen worden sei und nicht mehr in der Gewalt dieses Hofes stehe", verging der erste Tag des Prozesses mit Einsprachen der Angeklagten gegen die Geschworenenliste und mit Verwerfung dieser Einsprachen durch den Gerichtshof. Die Angeklagten behaupteten, es seien auf betrügerische oder saumselige Weise mindestens 59 Namen, worunter 27 Katholiken, aus der Liste entfernt worden, und der berühmte englische Geschichtschreiber Macaulay, wohl ein unparteiischer Zeuge, bemerkt hierüber: „Es steht fest, daß 27

Katholiken von der Liste ausgeschlossen wurden. Ich weiß, daß alle Förmlichkeiten des Gesetzes für die Regierung sprechen, aber mein großer Vorwurf gegen dieselbe besteht darin, daß sie diese Frage ausschließlich aus einem formell juristischen Gesichtspunkte betrachtet und behandelt hat. Es ist englischer Rechtsgrundsatz, daß ein Fremder abgeurtheilt werden muß zur Hälfte durch englische, zur Hälfte durch Geschworene seines Landes. Wäre irgend ein Landesfremder in O'Connells Lage gewesen, so würde man diesen Rechtsgrundsatz beobachtet haben. Wir sind sehr bereit, die Katholiken Irlands als Fremdlinge („Vaterlandslose") zu bezeichnen, wenn es unseren Zwecken dienlich ist; aber das erste Privilegium, das einzige Vorrecht des Fremdlings, verweigern wir ihnen thatsächlich."

Am folgenden Tage, den 16., wurde endlich die Special-Jury definitiv gebildet und beeidigt, die Anklageacte verlesen, und es begann der Generalstaatsanwalt Smith sein Plädoyer. Er verfolgte O'Connells ganze Vereinsthätigkeit seit dem Jahr 1829, und suchte die Staatsgefährlichkeit und verschwörerische Natur der Repealbewegung ausführlich zu begründen. Sein fleißiger, im Ganzen ruhiger und ohne Leidenschaft gehaltener Vortrag nahm zwei volle Tage in Anspruch. Die folgenden Sitzungen vom 18.—24. Januar waren dem Zeugenverhör gewidmet.

Von den Angeklagten waren O'Connell, Gray, Ray, Steele wegen Reden zu Mullaghmast, Tara u. s. w., die Nämlichen und ferner John O'Connell und Barrett wegen angeblich aufrührerischer Tischreden, Alle aber waren wegen ihrer Mitgliedschaft und Thätigkeit im Repealverein beschuldigt. Es handelte sich daher weitaus zum größten Theil um offenkundige Thatsachen, und das Zeugenverhör war die Zeit nicht werth, welche man darauf verschwendete.

Die Hauptzeugen waren Stenographen, welche auf Befehl des Ministeriums die Worte der Angeklagten gesammelt hatten, Polizeibeamte und Berichterstatter von Zeitungen; übrigens bestätigten sie nicht einmal in jeder Beziehung die Behauptungen der Anklage. Das Kreuzverhör konnte nach der Beschaffenheit dieses Falles nicht von großer Bedeutung sein.

Am 22. verließen O'Connell und einige andere Angeklagte während der Zeugenverhöre die Sitzung, um der Wochenzusammenkunft des Repealvereins anzuwohnen; der Oberstaatsanwalt erklärte, er wolle sie nicht verhindern, die Sitzung auf kurze Zeit zu verlassen, doch müßten sie sich im Bereiche des Gerichtshofes halten. Als er jedoch erfuhr, wo sie sich befanden, drohte er bei längerer Abwesenheit mit strengeren Maßregeln, und bald darauf nahm O'Connell seinen Platz wieder ein.

Nachdem die Einvernahme der Kronzeugen beendigt und die Schlußbegründung der Anklage vorgetragen war, kam in der Sitzung vom 27. Januar die Vertheidigung zum Wort. Zunächst vertheidigte Shiel in einer glänzenden und meisterhaften Rede seinen Clienten John O'Connell, der sich übrigens nachher in einer Beziehung kühn und offen gegen seinen gewandten Vertheidiger aussprach. Shiel hatte es nämlich als einen ausführbaren und heilsamen Gedanken bezeichnet, wenn man, statt das Reichsparlament in ein britisches und irisches zu trennen, die Sitzungen desselben abwechselnd in London und Dublin halten würde. Hiegegen erklärte John O'Connell, daß er Keiner von denjenigen sei, die sich mit einem solchen Auskunftsmittel zufrieden geben würden; er wisse nicht, ob er durch diese Worte bei den Geschworenen ein Vorurtheil gegen sich erwecke, allein er und die Seinigen würden im-

mer und unerschütterlich beharren auf Irlands unveräußerlichem Rechte einer eigenen, heimischen Gesetzgebung. Es folgten sodann die Vertheidiger der übrigen Angeklagten. Die Rede, welche Anwalt Fitz-Gibbon für den Angeklagten Dr. Gray hielt, führte durch ihre heftigen Angriffe gegen den Oberstaatsanwalt eine Herausforderung zum Zweikampf von Seiten dieses Letzteren herbei, der jedoch in Folge Einschreitens des Gerichtshofes keine Folge gegeben wurde. Besonders tiefen Eindruck brachte die vom Feuer irischer Begeisterung durchglühte Rede hervor, welche am 1. und 2. Februar Anwalt Whiteside für Duffy, den Herausgeber der „Nation", des eigentlichen Organs von „Jung-Irland", hielt.

Daniel O'Connell hatte beschlossen, sich selbst zu vertheidigen, und erhielt zu diesem Zwecke am 5. Februar das Wort. Lange vor Eröffnung der Sitzung erfüllte eine unabsehbare Menschenmenge die Straße, um das Unmögliche zu versuchen und zu Tausenden sich in den Sitzungssaal einzuzwängen; sogar eine große Anzahl von Damen aus den höheren Ständen hatte sich um die Gerichtsbank und auf die unmittelbar daran stoßenden Sitze gedrängt.

Um 10 Uhr nahm Daniel O'Connell das Wort, und ich glaube es meinen Lesern schuldig zu sein, aus seiner kühl besonnenen und dadurch der augenblicklichen Sachlage durchaus und allein entsprechenden Vertheidigungsrede wenigstens das Wesentliche mitzutheilen. Gegenüber dieser Geschworenenbank war überhaupt sehr wenig Hoffnung vorhanden; wenn aber irgend etwas die Lage der Angeklagten und ihre Aussichten günstiger gestalten konnten, so waren es sicherlich nicht John O'Connells jugendliche Kühnheit oder Whiteside's Ausbrüche flammender Begeisterung, sondern einzig nur die von dem vollen Bewußtsein seiner

Verantwortlichkeit getragene, nicht nur an die zwölf beeidigten Protestanten, sondern an die Nation und an die Geschichte sich wendende ruhige Mäßigung, mit welcher der große Agitator die Gesetzmäßigkeit seiner politischen Laufbahn zu rechtfertigen suchte. O'Connell sprach in der Hauptsache so:

„Meine Herren! ich bitte um Ihre geduldige Aufmerksamkeit, während ich Ihnen so kurz wie möglich in meinem schlichtprosaischen Style auseinander setzen will, mit welchem Recht ich einen günstigen Urtheilsspruch aus Ihren Händen verlangen darf. Ich verlange ihn ohne Mißachtung und ohne Schmeichelei — nicht an Ihre Leidenschaften oder Gefühle wende ich mich, sondern hoffe Ihnen mit Ruhe zeigen zu können, daß ich ihn im Namen des gesunden Menschenverstandes und des öffentlichen Rechtes ohne Gefühls-Ostentation in Anspruch nehmen kann. Das sind die Grundlagen, auf welche ich baue und ich darf von Ihrer Einsicht hoffen, daß ich nicht vergebens ein gerechtes Urtheil verlange. Nach so vielen Vertheidigungsreden, nach Entfaltung einer so hohen Beredsamkeit sollte ich kaum mehr Ihre Aufmerksamkeit für mich in Anspruch nehmen. Ich will nicht versuchen, dieser Beredsamkeit nachzufolgen, doch werde ich Sie hoffentlich durch unwidersprechliche Thatsachen überzeugen können, daß ich kein Gesetz übertreten und mich nur vom Wunsche habe leiten lassen, meinem Vaterlande zu dienen. Meine Herren Geschworenen! nicht als mein eigener Client stehe ich vor Ihnen; das ganze Irland ist mein Client; ich stehe hier als Rechtsanwalt der irischen Nation, als Fürsprecher für die Rechte, Freiheiten und Privilegien meines Volkes. Mein einziger sehnlicher Wunsch ist, daß des Volkes Sache nicht durch irgend etwas, worin ich thätig gewesen, befleckt oder durch Mangel an kräftigem Auftreten

verhindert werde. Ich bin ein Repealer, ich gestehe es. Ich bin mir der Reinheit meiner Absicht bewußt, der Redlichkeit meiner Vorsätze, der unschätzbaren Höhe jenes Zieles, nach welchem ich strebe: der Auflösung der Union. Ich gestehe Ihnen, daß ich sie nicht ertragen kann. Sie ward dem irischen Volk mit der gröbsten Ungerechtigkeit aufgedrungen, welche jemals eine Regierung beging. Unduldsamkeit gegen irische Wohlfahrt war der spornende Beweggrund der Uebelthäter, welche die Schmach über uns gebracht. Ich bin nicht hier, um irgend etwas zu läugnen, was ich gethan oder gesagt habe. Ich bin bereit, alle meine Behauptungen vor dem Gerichtshofe zu bestätigen, wobei ich jedoch die plumpen Irrthümer der Berichterstatter nicht auf mich nehme; denn bei dem Nachschreiben gesprochener Reden werden einzelne Mißverständnisse auch bei dem besten Willen schwer zu vermeiden sein.

Berichte darüber werden um so verdächtiger, wenn sie für Parteizeitungen bearbeitet und zugestutzt werden. Ich gestehe, daß mir in der Aufregung des Augenblickes harte Worte gegen Personen und Dinge entschlüpft sein mögen, die ich nach reiflicher Ueberlegung gerne zurückgenommen hätte; den *wesentlichen* Inhalt aber von Allem, was ich gesagt habe, erkenne ich an und bin hier, ihn zu vertreten, und was alle meine Handlungen betrifft, so bekenne ich mich frei dazu und bin bereit, sie zu verantworten. Alles, was ich that, geschah zur Erfüllung einer für mich heiligen Pflicht, zur Wiederherstellung des irischen Parlaments, des Gutes der irischen Nation; denn ich fand, daß dieselbe dieses heiligen Rechtes beraubt war. Hätte ich keinen andern Grund gegen die Einigung der beiden Parlamente, so würde ich ihn in dem Zeitpunkte finden, wo dieselbe durchgesetzt ward: es war eine Umwälzungszeit. In jener

Periode war fast jedes europäische Land seiner gesetzlichen Fürstenherrschaft entrissen; die Völker waren niedergetreten, die Fürsten verbannt, Königreiche und Staaten aus ihrer geschichtlichen Stellung verrückt — es war eine revolutionäre Zeit; aber ein Tag der Vergeltung und der Wiederherstellung erschien, ach! für jedes Land, nur nicht für Irland. Irland allein ist unter dem verderblichen Einfluß der Umwälzung jener Periode geblieben, und Ihr, Männer von der Jury, seid in Euerer Loge versammelt, um zu verhindern, daß Irland Gerechtigkeit werde, wie sie andern Ländern geworden. Hier ist nicht der Ort, zu verhandeln, auf welche Art Ihr in diese Loge gekommen, oder ein Heilmittel in dieser Hinsicht zu suchen. Ich behaupte nicht, daß der Staatsprokurator irgend mehr gethan als das Gesetz ihm zu thun erlaubte, ohne daß der Gerichtshof darüber eine Controlle ausüben konnte. Ist Unrecht geschehen, so liegt das Heilmittel anderswo und dort wird es wohl seine Abhülfe finden, hier aber stehe ich, um meine Sache vor Ihnen zu führen, ohne unhöfliche, wie ohne schmeichelnde Bezugnahme auf die Zusammensetzung des Tribunals, das über mich zu richten hat. Zwischen Ihnen und mir herrscht eine große Meinungsverschiedenheit. Sie denken anders über die Repealfrage als ich; thäten Sie es nicht, so wären Sie heute nicht als Geschworene hier. Sie weichen ab von mir in der Religion; thäten Sie es nicht, so wären Sie heute nicht an dieser Stelle; würden Sie denselben Glauben mit mir bekennen, so würde sich Keiner von Ihnen zum Richter über mich aufgeworfen haben. Aber ich bin nicht bloß Katholik, sondern auch ein Katholik, welcher — ich darf es ohne Prahlerei sagen, denn es gehört der Geschichte an — mit großem Erfolg darauf hingewirkt hat, das protestantische Uebergewicht, dem Sie vielleicht Vertheidiger,

wenigstens nicht Gegner sind, zu bewältigen und die religiöse Rechtsgleichheit herzustellen, gegen welche so viele Ihrer Glaubensgenossen in Irland angekämpft. Dieß ist ein Nachtheil meiner Stellung, der mich aber nicht abhält, meine Pflicht zu thun. Ich kümmere mich nicht um den Ausgang des Prozesses für mich, ob er mir eine Strafe bringen wird oder nicht. Ich rühme mich dessen, was ich gethan und geleistet habe. Ich weiß, meine Herren Geschworenen, ich bin in Ihrer Gewalt, aber Sie sind Schwurmänner von Ehre und Redlichkeit und an Ihre Ehre, Ihr Rechtsgefühl appellire ich. Mit Ihnen, meine Herren, bin ich nun fertig und gehe an die Betrachtung der Sache selbst.

Es ist eine sonderbare, befremdende Anklage, vielleicht die sonderbarste, die jemals gestattet worden ist. Nicht über eine, zwei oder zehn Thatsachen haben Sie zu richten, nein, über die Geschichte von neun Monaten haben Sie abzusprechen. Eine ungeheuere Masse von Stoff liegt vor Ihnen, und den glänzendsten Verstand, der je eine Richterbank oder eine Jury zierte, fordere ich heraus, in diesem Wirrsal das Wichtige und Bezugreiche von dem Unwichtigen auszuscheiden, das aber gleichwohl auf Ihr Urtheil einen für uns Angeklagte ungünstigen Einfluß ausüben mag. Ihr Gedächtniß kann dabei untreu werden, ja, was schlimmer ist, Sie vergessen aufklärende und mildernde Umstände und behalten nur das im Gedächtniß, was, gegen uns sprechend, Ihnen stark und eindringlich vorgetragen worden ist. Nicht aus Feindseligkeit und Zorn, sondern aus verfassungsmäßigen Grundsätzen tadle ich diese Anklage — wegen der Unmöglichkeit für irgend eine Jury, eine solche Anhäufung von Stoff zu überschauen und zu durchschauen. Lassen Sie mich nun versuchen, ob ich Ihnen darin

helfen, ob ich das Bejahende und Verneinende, das was ist und das was nicht ist, in dem bunten Gemenge sondern kann. Die ganze Stärke der Anklage beruht auf dem kabbalistischen Wort „Verschwörung"; was ist Verschwörung? Schlage ich ein Wörterbuch auf, so bedeutet das Wort ein geheimes Uebereinkommen zwischen Mehreren zur Verübung eines Verbrechens. Dieß ist die vernünftige Definition des Begriffs; in neuerer Zeit aber ist dieses Wort gewissermaßen unter den besondern Schutz des Gesetzes gekommen, und der jetzt beliebten Deutung zufolge ist Conspiration eine geheime Verbindung Mehrerer nicht bloß zur Verübung eines Verbrechens, sondern auch zur Erreichung eines gesetzlichen Zweckes durch Mittel, welche als gesetzwidrig erscheinen können. So hat man zwei Stränge für den Bogen. Nun, in vorliegendem Falle gibt selbst die Krone zu, daß keinerlei Heimlichkeit, kein geheimes Uebereinkommen, irgend etwas zu thun oder zu lassen, stattgefunden. Alles geschah ja offen vor der Welt Augen, und diese Verschwörung hatte durchaus nichts Geheimes an sich. Der Ausrufer wurde umhergesandt, um Alle einzuladen, die beizuwohnen und Zeugen zu sein wünschten, so daß es unter solchen Umständen nicht leicht ist, sich von der Anklage der Verschwörung zu reinigen. Und was waren die Zeugenbeweise in Bezug auf die Zusammenkünfte dieser Verschwörer? Daß ein Herr N. N. einer Versammlung da oder dort beigewohnt, daß Herr Barrett dort gewesen, Herr Duffy ein- oder zweimal gekommen, und daß ich selbst mich dabei befunden. Und das Alles stand in den „geheimen" Zeitungsblättern dieser Stadt, welche alle Welt liest. Verschwörung! Wo, wann, wie wurde sie gemacht? Im Winter oder im Sommer? Im Frühling oder im Herbst? An einem Sonn- oder einem Werktag? Wer schlug sie

vor? Wer wohnte ihr bei? Meine Herren, ich appellire an Ihren Verstand und Ihre Vernunft. Setzen Sie sich an meine Stelle, denken Sie sich, Sie sprächen vor einer katholischen Jury, wie ich vor Ihnen spreche: was Sie da empfinden würden, ich will es nicht Entrüstung nennen; aber würden Sie nicht lachen beim Gedanken, daß eine solche Jury Sie unter solchen Umständen der Verschwörung schuldig finden könnte? Der Staatsprokurator hat Ihnen gesagt, es bestehe eine Verschwörung, es müsse eine bestanden haben. Ich gebe den Scharfsinn, das Talent und den Fleiß zu, womit er seine Sache durchgeführt, und eilf Stunden, eilf tödtlich lange Stunden damit ausgefüllt hat. Was hat er Ihnen dargethan? Am Anfange seines Vortrags sagte er, am Schlusse desselben würden Sie das Dasein einer Verschwörung bewiesen finden, und am Schlusse verwies er Sie auf den Anfang, wo dieser Beweis geliefert worden sei. Ich erinnere mich, nach Hardy's Hochverrathsprozeß wurde der Jahrestag seiner Freisprechung immer durch ein Festmahl gefeiert, wo auf die Gesundheit eines der Geschworenen getrunken wurde. Einer derselben, der mit öffentlichen Reden nicht sehr vertraut war, machte folgende: „Herr Vorsitzer und meine Herren! Ich will euch sagen, weßhalb ich Herrn Hardy freisprach. Der Herr Licentiat Scott brauchte zu seiner Verfolgungsrede eilf Stunden und zehn Tage wurden auf den Zeugenbeweis verwendet. Da dachte ich mir, ein Mann, dessen Schuld zu beweisen man so lange Zeit braucht, kann unmöglich schuldig sein.“ Das ist auch unser Fall und der Fall des Herrn Staatsprokurators. Ehe der Prozeß begann, was gingen in der Stadt für Gerüchte von haarsträubenden Geheimnissen, die dabei an das Tageslicht kommen würden! Und als nun der Staatsprokurator seinen Vortrag geendet hatte, da hörte

man in diesem Gerichtssaale, in den Clubhäusern und in den Straßen der Stadt überall fragen: „Wie, ist das Alles? Nun, das hatten wir schon zuvor gewußt, und das ist eine Verschwörung?“ Ja, meine Herren, welche im Dunkel der Nacht von uns angesponnenen grausigen Entwürfe sind denn an den Tag gekommen? Alle „die Gorgonen, Hydren, schrecklichen Chimären“, die man erwartet, was ist aus ihnen geworden? Sie sind Ihnen nicht vorgezeigt worden, weil sie nicht vorhanden waren. Und doch handelt es sich bei diesem Prozeß nicht bloß um eine Anschuldigung auf Verschwörung von unserer Seite, sondern es ist ein ächter Staatsprozeß — ein Ministerialprozeß, bestimmt, zu zeigen, ob dieses Ministerium mit seiner Versöhnungspolitik, mit seiner in der Thronrede gemachten Ankündigung einer Ausdehnung des Wahlrechts in Irland am Ruder bleiben oder ob wir die Whigs wieder bekommen sollen, die viel versprechen und nichts halten. Das ist die eigentlich zu entscheidende Frage. So sehen Sie wohl, daß Niemand stärkere Beweggründe haben konnte als die Staatsgewalt, alle unsere geheimen Plane und Anzettelungen zu entdecken, wenn dergleichen vorhanden gewesen wären. Sie hatte Einfluß genug, treulose Mitglieder der Verschwörung zum Verrath zu bewegen. Sie hatte überdieß das Patronat im Postwesen und Polizeiwesen, um Berichterstatter und Angeber zu bekommen. Dennoch ward ihr nichts verrathen, nichts angegeben. Warum? Aus dem einfachen Grunde, weil nichts anzugeben, nichts zu verrathen war. Wohlan denn, wenn nichts Neues zu erweisen war, worin besteht denn das Alte, was sie erwiesen zu haben meinen? Nun sie haben eine Menge Zeitungsauszüge vor Ihnen aneinandergeflickt. Wohlan, ich frage nicht bloß diejenigen, welche meine Gesinnungen besser kennen, als es Ihnen möglich ist,

sondern ich frage Sie, die mich zumeist aus den Verläumdungen meiner Gegner kennen, — ich frage Sie, halten Sie mich für einen solchen Thoren oder Idioten, daß Sie mir zutrauen, ich könne mich in eine Verschwörung einlassen und dadurch eine Sache zu Grunde richten, die meinem Herzen theuer ist, und um derenwillen, Mylords, ich die Ernennung zum irischen Oberkanzleidirektor abgelehnt habe? Nein, es läßt sich vernünftiger Weise nicht annehmen, daß ich die Sache, der ich meine Kraft und mein Leben gewidmet, bloßstellen könne, jetzt am Abend meines Lebens, nahe an meinem Hinübergang in die Ewigkeit und vor den ewigen Richter. Legen Sie als irische Gentlemen die Hand auf das Herz und sagen Sie: halten Sie mich einer solchen Grausamkeit, einer solchen Thorheit, solchen Wahnsinns fähig? Nein! Ihr Verdikt mag mich in den Kerker führen und die kurze, natürliche Frist meines Greisenlebens abkürzen, aber es kann mir nicht das Bewußtsein meiner Unschuld nehmen, nicht die Ueberzeugung, daß es keinen Mann gibt, der das Schuldig über mich aussprechen kann, ohne innerlich seinen Fehlgriff zu fühlen. Um mich schuldig zu glauben, müssen Sie annehmen, ich sei ein Verschwörer gewesen, ohne es selbst zu wissen, und in der That, der Staatsprokurator verlangt von Ihnen, daß Sie dieß glauben sollen. Nach den technischen Formen des Gesetzes könnte ich sagen, daß ich auch in diesem Falle unschuldig sein würde, denn es gibt kein Verbrechen ohne verbrecherische Absicht; aber ich bedarf dieses Vertheidigungssatzes nicht in einer Sache, deren Wahrheit sich dem gemeinen Menschenverstand so klar, so unwiderstehlich aufdrängt. Gewiß, sie ist ein rechtliches Curiosum, diese Bausch- und Bogen-Verschwörung des Generalprokurators. Meine Herren! Redner vor mir haben Sie bereits so nachdrücklich daran erinnert, daß ich

es nicht zu wiederholen brauchte: mit jeder großen Bewegung und Förderung menschlicher Einrichtungen würde es ein für allemal aus sein, wenn das eine Verschwörung heißen könnte, was der Staatsprokurator Ihnen als solche darzustellen suchte, wofür er den Beweis aber schuldig blieb. Würden wohl der Sklavenhandel und die Negersklaverei abgeschafft worden sein, wenn die von dem jetzigen Staatsprokurator aufgestellte Lehre von der Verschwörung als Gesetz gegolten hätte? Denn niemals gab es eine furchtbarere und hartnäckigere Partei, als die der westindischen Pflanzer, und wahrlich nicht mit süßen Redensarten, duftend von Rosen- und Lavendelwasser, ist sie besiegt worden, sondern mit Zornworten, scharf wie Schwerter und schmetternd wie Keulenschläge. Wurde Wilberforce wegen seiner Agitation gegen den Sklavenhandel, seiner dagegen veranstalteten Versammlungen und gehaltenen Reden vor der Kingsbench auf Verschwörung angeklagt? Dem Himmel sei Dank, die Maßregel ging nicht durch, ohne daß auch ich dafür mitgewirkt. Was würde, frage ich weiter, aus der Katholikenemancipation, was aus der Parlamentsreform geworden sein? Hatten wir im Jahre 1829 nicht unsere Grafschafts- und Provincialmeetings, und traten am 13. Januar jenes Jahres nicht alle katholischen Pfarreien an einem Tage in Meetings zusammen? Der damalige Staatsprokurator, William Saurin, ein großer Rechtsgelehrter, wenigstens so tüchtig als der jetzige, war ein heftiger und entschiedener Gegner des Katholicismus und der Emancipation, aber so romantisch war seine Einbildungskraft nicht, daß er die Agitation zur Emancipirung der Katholiken als eine Verschwörung betrachtete. Und die Parlamentsreform — haben Sie nichts von Birmingham gehört, nichts von den Hunderten von Versammlungen, an

denen berühmte Staatsmänner des Whigistischen Adels mächtigen Antheil nahmen und eine gewaltige, eine donnernde Sprache redeten? Würde die Reform ohne jene Versammlungen und die Tausende von Petitionen, die in ihnen beschlossen wurden, erlangt worden sein, und welchem Staatsprokurator in Irland fiel es ein, das eine Verschwörung zu nennen, und welcher englische Geschworene würde sich für eine solche Anklage hergegeben haben? Der Glorie des jetzigen Staatsprokurators für Irland allein war es vorbehalten, eine solche Doctrin aufzufinden, die keiner seiner Amtsvorfahren entdeckt. Im gegenwärtigen Augenblicke wird in England eine sehr ernste Frage agitirt, es besteht dort die Anti-Korngesetz-Liga, welche sich zum Zweck gesetzt hat, den Armen Brod und vermehrte Arbeit zu verschaffen. Ich wünsche der Liga Glück, doch gehe ich nicht in diese Frage ein, denn wir haben mit unsern eigenen Angelegenheiten vollauf zu thun; aber wir wissen, die Liga hat, wie vormals der Anti-Sklaverei-Verein, für ihre Zwecke Geld gesammelt im In- und Auslande, und sie hat die kühnste Sprache geredet, eine Sprache, wegen welcher der Geistliche Fisher sie der „Mordbrennerei" bezüchtigte. Nun der Mordbrennerei hat man uns nicht zu beschuldigen gewagt. Allein ich frage, wer wird die Leaguers und ihre Leiter vor Gericht stellen wegen Verschwörung? Würde die hier versammelte Jury, wenn sie zu diesem Behuf nach England versetzt würde, ein Schuldig über jene Männer aussprechen, welche, wenn auch mit leidenschaftlichen Aufregungsmitteln, den schönen großen Zweck verfolgen, den Armen Arbeit und Brod, fremdes Korn im Austausch für heimische Fabrikate zuzuwenden? Nein, meine Herren, die Engländer sind sicher; der Engel der Gerechtigkeit, welcher über einer reinen Jury schwebt,

würde sie vor einem verdammenden Urtheilsspruch bewahren.

Man hat behauptet, daß die Größe eines Meetings allein schon es ungesetzlich mache. Dieser Meinung lege ich zu wenig Gewicht bei, als daß ich sie einer Diskussion werth erachte. Ich läugne nicht, daß jene Meetings stattgefunden, daß sie von Hunderttausenden besucht waren, und ich rühme mich dessen. Aber ich frage, meine Herren, ward in jenen Versammlungen das Leben eines Menschen, Mannes, Weibes oder Kindes, ja nur das Leben eines Thiers verloren oder gefährdet? Sie antworten einstimmig: nein! Ward irgend Jemand dabei geschlagen, beschädigt oder beleidigt? Nein! Hat ein Weib, alt oder jung, eine Kränkung, eine unzarte Behandlung dabei erlitten? Sie antworten: nein! Ward auch nur eines Schillings Werth Eigenthum dabei entwendet oder zerstört? Nein! Doch ja, ich vergaß: ein Polizeidiener hat wirklich auf seinen Zeugeneid ausgesagt, in Tara sei das Volk in seiner Gewaltsamkeit so weit gegangen, daß es einer alten Frau beinahe ihren Stand mit Pfeffernüssen umgestürzt. Ist es nun nicht sonderbar, nicht außerordentlich, mir zu sagen, ich hätte durch jene Versammlungen das Volk dergestalt in Wuth gesetzt, daß es an dem Rande der Empörung stand, während doch das Betragen dieses Volkes so musterhaft, sein höfliches Benehmen unter sich der Art war, daß sich bei jenen Gelegenheiten auch nicht einmal ein Unfall ereignete? Wahrscheinlich, meine Herren, hätten in keinem Lande solche Volksversammlungen mit gleichen Ergebnissen stattfinden können; kein Volk in der Welt würde sich mit solchem Anstand, solcher musterhaften Ruhe in Massen von vielen Tausenden betragen haben, wie das unterdrückte und verarmte Volk von Irland, diese schmutzige und verbreche-

rische Menge, wie es die Times nennt. Meine Herren von der Jury, dieses irische Volk erwartet auch Ihren Urtheilsspruch mit Ruhe. Es mag ihn mißbilligen, wie dieß unter Menschen gewöhnlich ist, wenn ein Richterspruch ihren Gefühlen und Wünschen widerspricht; aber keine Verletzung des Gesetzes wird stattfinden, wie Ihr Verdikt auch immer lauten mag, was auch das Schicksal des geringen Mannes sein mag, der jetzt zu Ihnen redet und der sich rühmt, der Erzieher des irischen Volkes und der Lehrer gesetzlicher, friedlicher und ausdauernder politischer Anstrengung zu sein. Aber zahlreiche Versammlungen führen nothwendig zur Einschüchterung, sagt man. Thun Sie das, meine Herren? Fragen Sie sich selbst. Waren nicht alle Magistrate der betreffenden Bezirke, in denen die Versammlungen gehalten wurden, Augenzeugen derselben? Warum wurden nicht sie, nicht die der Repeal abholden Friedensrichter, die Geistlichen der Hochkirche, warum wurden nicht die allerfurchtsamsten Personen in Pantalons oder in Unterröcken vorgeladen, um über die angebliche Einschüchterung Zeugniß abzulegen? Ei, weil Keiner und Keine auf Eid und Gewissen hätte aussagen können, die mindeste Einschüchterung gefühlt zu haben. Dieser Mangel an Zeugen aber spricht laut wie Trompetenton. Wenn jene Versammlungen dem öffentlichen Frieden gefährlich waren, warum wurden sie nicht verboten? Wenn sie aufrührerisch waren, warum wurden wir nicht gewarnt? Und als sie, nachdem man sie monatelang ohne einen Wink über ihre Ungesetzlichkeit hatte ihren Gang gehen lassen, nun endlich durch Proclamation verboten wurden, haben wir nicht gehorcht? Dennoch werden wir als Verschwörer gebrandmarkt, als Verschwörer, wir, die wir dem Gesetze gehorchten und es in Kraft setzen

halfen! Aber jene Versammlungen waren nicht gesetzwidrig, es waren friedliche Versammlungen, dem uralten Volksrechte in diesen Reichen gemäß, und genau den verfassungsmäßigen Zwecken entsprechend, zu welchen sie berufen worden: um zu verhandeln und Bittschriften an Königin und Parlament zu richten, um Aufhebung eines bestehenden Gesetzes auf gesetzlichem Wege."

Nach längerer Ausführung über diesen Satz kommt O'Connell auf die Repealzeitungen. Er weist darauf hin, daß keine Verbindung seiner Person oder auch des Repealvereins mit jenen Blättern erwiesen worden sei; weder er noch die Association haben eines derselben weder eingerichtet, noch besoldet, noch in Umlauf gesetzt. Seien, wie man behauptet, Libelle in denselben erschienen, so wäre es Sache des Staatsprokurators gewesen, ihre Herausgeber und Eigenthümer zufolge des Libellgesetzes anzuklagen. Wessen jedoch hätten diese Zeitungen am Ende sich schuldig gemacht? Der Veröffentlichung einiger Reden und Aufsätze, welche, ohne das Aufsehen, welches man jetzt von ihnen mache, längst vergessen sein würden. Auf solche Weise gebe man Zeitungsblättern eine fictive und widersinnige Wichtigkeit, die sie selten haben. Man beschuldige sie, daß sie das Volk zur Unzufriedenheit, zu Gewaltthat und Empörung aufgereizt; aber, wo denn hätten sie dergleichen hervorgebracht? Nun folgt folgende beachtenswerthe Stelle: „Ich gehöre einem christlichen Bekenntniß an, welches — was man auch dem Jesuitismus nachsagen mag — lehrt, daß kein noch so großer Vortheil für den Einzelnen, kein noch so großer Vortheil für Staat oder Kirche auf Unkosten eines Verbrechens erreicht werden, daß keine Sünde durch einen noch so großen Vortheil beschönigt oder bemäntelt werden kann. Mylords, die Zeitungen haben

es aller Welt verkündet, und hätten sie es nicht, so ist es doch bekannt, daß schwerlich je ein Privatmann das Volksvertrauen in so hohem Grade besaß und besitzt, wie ich. Das Vertrauen der katholischen Laien dieses Landes in allen Ständen, das Vertrauen der katholischen Geistlichkeit, der hohen wie der niedern, steht mir zur Seite. Ich habe dieses Vertrauen gewonnen durch aufrichtiges, lebenslanges Festhalten an den von mir verkündigten Grundsätzen. Ein Katholik vertheidigt sich hier vor einer protestantischen Jury, unter den Augen darf ich sagen der Fürsten und Völker der Erde, und ich flehe Sie an, wohl zu bedenken, ob Sie alle Ihre Landsleute, darunter Protestanten von höchster Ehrenhaftigkeit, beflecken wollen durch einen Urtheilsspruch, der die vollkommene Aufrichtigkeit der Lehre meines ganzen Lebens, den Stolz und Ruhm meines Daseins, den Halt und Trost meiner sinkenden Jahre und meine Hoffnung auf ein höheres, feierlicheres Tribunal mit einem augenblicklichen Zweifel überdunkeln würde. Wahrlich, Sie können nicht glauben, daß ich, abtrünnig dem Grundsatz meines ganzen Lebens, leichtsinnig in eine Verschwörung einzutreten fähig war, welche mit der von mir zurückgelegten Laufbahn in Widerspruch stände. Jeder von Ihnen, meine Herren, erinnert sich wohl noch der furchtbaren Arbeiterverbindungen, die vor acht Jahren hier in Dublin und anderwärts in Irland im Schwunge waren. Man hat behauptet, ich sei fähig, meine Grundsätze der Volksgunst aufzuopfern; aber wer darf das sagen? Hätte ich mich nicht leicht beliebt, nicht leicht populär machen können bei jenen Bündlern? Aber ich widersetzte mich ihnen öffentlich mit Gefahr meines Lebens; in der damaligen Versammlung in der Kornbörse verdankte ich dem Schutze der Polizei meine Rettung vor den Angriffen der eingedrunge-

nen verbündeten Arbeiter. Auch mein rastloser Widerstand gegen das Bandmännerwesen, das ich öffentlich verdammte, vor dem ich das Volk warnte und zu dessen Unterdrückung ich die Polizei aufforderte, spricht zu meinen Gunsten. Wäre ich in einer Verschwörung begriffen, zu einer Verschwörung geneigt gewesen, würde ich mich nicht des Beistandes anderer Verschwörer gerne versichert haben? Ich besaß großen Einfluß, und die Bandmänner Irlands für meine Fahne anzuwerben, wäre mir ein Leichtes gewesen. Aber ich trat ihnen entgegen, und ebenso bekannt ist meine Abneigung gegen alle geheimen Gesellschaften, wie sie auch heißen mögen. Ziehen Sie dieß in Erwägung und fragen Sie Ihr Gewissen, ob der Mann ein schnöder Heuchler ist, der, seinen Grundsätzen zu lieb, alle sich darbietenden Werkzeuge, welche die Reinheit seiner Sache hätten beflecken können, von sich wies, so nützlich sie ihm auch hätten werden können. Ebenso habe ich, mit Gefahr, meine Popularität zu verlieren, auch dem jetzigen Armengesetzsystem Widerstand geleistet. Mit dem Einfluß, den ich besitze, hätte ich in Irland die Armuth gegen das Eigenthum, wenn ich wollte, in Kampf führen und darauf bestehen können, daß alle Reichen alle Armen ernähren sollten. Aber ich sah die Gefahr, womit diese Maßregel das Eigenthum bedrohte, und mit Bloßstellung meiner Popularität, von manchen aufrichtigen Freunden getadelt, von vielen Parteigängern bitter darum gehöhnt, frug ich mein Gewissen um Rath und fühlte mich verpflichtet, einen Plan zu bekämpfen, der mit seinem kostspieligen Mechanismus fast mehr Entblößung verursacht, als Abhülfe schafft, und außerdem mit seiner gemüthlosen Härte dem irischen Volkssinne widerspricht. Indessen, die Maßregel ist in Irland Gesetz geworden, und seit der Zeit habe ich ihr keinen Widerstand mehr gezeigt. Auf jene

Periode meines Lebens verweise ich als Antwort auf die schnöde Anschuldigung, die man jetzt wider mich erhoben hat. Und um auf eine nähere Zeit, auf die Repealbewegung selbst zu kommen, so erinnern Sie sich, wie ich mich über die Repealreden des amerikanischen Präsidentensohnes Tyler, wie über die ganze amerikanische Sympathie für unsere Sache ausgesprochen habe. Ich erklärte den Amerikanern feierlich, das irische Volk werde keinen Beistand von ihnen annehmen, der im Entferntesten seine Treue gegen die Monarchie dieser Reiche beeinträchtigen könne, und zugleich wollen Sie sich erinnern, wie ich mich nach wie vor über das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten ausgesprochen habe. Große Summen waren auch in den südlichen Sklaven haltenden Vereinsstaaten für unsere Repealkasse gesammelt; aber ließ ich mich durch die Aussicht auf diese Unterstützung abhalten, über die Sklavenfrage die Wahrheit zu sagen, die Sklavenhalter und Sklavenzüchter als Feinde Gottes und der Menschen, als Schuldige und Verbrecher, als Helfershelfer des verfluchten Negerhandels zu bezeichnen? O, meine Herren, wäre ich wirklich ein Heuchler, so würde ich jenen Sklavenhändlern einige überzuckerte Worte der Versöhnung dargereicht haben; aber mein Herz ist und war immer von Freiheits- und Menschenliebe erfüllt; und die sagen die Unwahrheit, die da behaupten, ich sei jemals ein Heuchler und ein Gleisner gewesen. Sie haben, meine Herren, aus den Zeitungen gelesen, daß uns Hülfe aus Frankreich angeboten worden, daß die demokratische Partei in Paris, Ledru-Rollin an der Spitze, uns Geld und Unterstützung anbot. Jene Partei haßt England tief und ingrimmig — der wilde Haß gegen England, der in der Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo vielleicht nicht ohne Grund im französischen Volke

gährt, hat seinen gedrungensten Ausdruck vielleicht in der Partei Ledru-Rollins. Verlangte ich die Hülfsgenossenschaft jener Partei, oder verfaßte ich meine Antwort auf ihren Antrag etwa in aufmunterndem Tone? Ich redete vielmehr den festen Ton loyalster Unterthanentreue. Ich verwarf die französische Unterstützung, verwarf sie mit Entrüstung und warnte Herrn Ledru-Rollin, nicht nach Irland zu kommen. War dieß die Handlungsweise eines Heuchlers? Auch den jetzigen Monarchen Frankreichs habe ich nicht im Geringsten zu gewinnen gesucht, noch mehr, ich hab' ihm den Handschuh hingeworfen. Der Staatsprokurator hat mit vielem Scharfsinn darzuthun gesucht, wir handelten nach dem Plane der „vereinigten Irländer" vom Jahre 1797. Aber wo besteht zwischen diesen und den Repealern die geringste Aehnlichkeit? Die vereinigten Irländer rechneten allerdings auf Hülfe aus Frankreich und hielten Aussendlinge dort, während vielleicht französische Aussendlinge Irland durchzogen. Haben wir nach französischer Hülfe ausgeschaut, oder nach Waffengewalt oder Umwälzungsmitteln? Und wir sollen nach ihrem Plane verfahren sein! Gerade das Gegentheil. Man könnte vielleicht sagen, ich speculirte auf die Wiederherstellung des ältern Zweiges der Bourbonen, auf einen König Heinrich V.; indessen, meine Herren, es würde mir leid thun, wenn ich mit der Repeal bis zu Heinrichs V. Thronbesteigung warten müßte. Ich verhehle nicht meine Meinung, daß Europa nicht eher vollkommen ruhig werden wird, als bis die alte Dynastie in Frankreich wieder eingesetzt ist. Sie hat einen bessern Rechtstitel, als irgend ein anderes Fürstenhaus. Doch nein! Ein besseres Thronrecht als das unserer huldvollen Monarchin gibt es nicht; aber der Herzog von Bordeaux hat jedenfalls einen bessern

Rechtstitel als der jetzige König der Franzosen. Von diesem Könige habe ich auch den geringfügigsten Beistand verschmäht; ja ich schleuderte den Trotz meiner Entrüstung gegen den Mann, der die Kinder Frankreichs dem Unterricht ungläubiger Universitätslehrer überantwortet, und wie mein abweisendes Auftreten gegen Frankreich, so haben Sie, meine Herren, auch die Stellung beobachtet, die ich gegen die Chartisten in England einnahm. Sie waren in Waffen, sie waren in offenem Aufstande, hatten sich zu Tausenden und Zehntausenden in den Fabrikstätten zusammengerottet, ihre Lehren verbreiteten sich, die Zahl ihrer Schüler war im Wachsen; denn es liegt für die ärmeren Volksklassen etwas Bezauberndes in den Grundsätzen des Chartismus. Er bezweckte die Verletzung alles Eigenthums, agrarische Gesetze, Gleichmacherei. Die Chartisten waren zahlreich und sie boten mir ihre Hülfe dar. Was that ich? Ich verdammte sie und ihre Lehren, ich vertrieb sie aus Irland und das irische Volk war so empört über die Chartisten, daß diese aus Rache in Manchester eine Zahl Iren mißhandelten. Sobald wir erfuhren, daß ein Chartist sich in den Repealverein eingeschlichen, gaben wir ihm sein Geld zurück und strichen seinen Namen von der Mitgliederliste. Wäre Volksempörung mein Ziel, meinen Sie, ich würde so gehandelt haben? Versetzen Sie sich einen Augenblick in meine Lage! Guter Himmel! Wenn Sie einen bewaffneten Aufstand, eine gewaltsame Umwälzung im Schilde führten, würden Sie sich nicht so stark als möglich zu machen, und alle diejenigen an sich zu ziehen suchen, welche der Gewalt und dem Waffengebrauche das Wort reden? Hielt ich es so mit den Chartisten? Oder ließ ich sie nicht aus Dublin, aus Irland hinaushetzen? Ich behaupte fest, Mylords, ohne meinen Widerstand gegen den Chartismus

würde er von England herübergewandert sein, sich von einem Ende Irlands zum andern verbreitet und mit dem Bandmännerthum gemeine Sache gemacht haben. Gott sei gedankt, ich bekämpfte ihn, und wie auch dieser Prozeß ausgehe, immer werde ich mich freuen, daß ich Irland rein gehalten habe von jener Besudelung. Eine weitere Thatsache, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit lenke, ist meine beständige, folgerechte Anhänglichkeit an meine Souveränin. Nie, davon zeugen alle Berichte meiner Reden in den Zeitungen, nie habe ich ihren Namen anders ausgesprochen, wie mit Ehrfurcht; wo ich über die Regierung klagen mußte, habe ich den Namen der königlichen Frau sorgsam von dem ihrer Minister getrennt. Ich machte diese klare, diese verfassungsmäßige Unterscheidung jedesmal, und habe daher Ursache, mich über die Behauptung des Staatsprokurators zu beklagen, die mir auch Mangel an Loyalität für die Aeußerungen Ihrer Majestät Schuld gab. Ich stehe in einem Lebensalter, wo ich durch Prahlen mit Loyalität mir weder Gunst noch Gabe mehr zu erlangen hoffen dürfte; aber kein auf Beförderung hoffender Beamter oder Candidat befindet sich in diesem Gerichtssaal, der sich wärmer, begeisterter über unsere Königin aussprechen könnte, als ich es bei jeder Gelegenheit gethan. Bare Zeitungslüge ist es, daß ich von der Königin den Ausdruck gebraucht: „Judith hat uns unbilliger Weise übervortheilt, sie hat uns nicht antworten lassen.“ Ich verabscheue, hasse, verachte den Mann, der also von seiner Königin reden könnte. Man hat mich nie der Unhöflichkeit gegen das sanftere Geschlecht bezichtigt, das so viel zu unserm Glücke beiträgt, am wenigsten aber bin ich einer Unhöflichkeit gegen eine Dame fähig, die zugleich eine Zierde ihres Geschlechtes und unsere geliebte Herrin ist.

Es ist meine Pflicht, Ihnen Thatsachen vorzulegen, und ich werde im Stande sein, Ihnen klar zu machen, daß das englische Parlament seit den frühesten Zeiten Irland mit selbstischer Eifersucht und mit Neid gegen seine Unabhängigkeit regierte. Ich habe einst die Grafschaft Clare mit ihren 250,000 Einwohnern repräsentirt; ich hatte die Ehre, für die Grafschaft Waterford mit ihren 300,000 Einwohnern zu sprechen; ich sprach für mein Geburtsland, die Grafschaft Kerry mit 260,000 Einwohnern, für Meath mit 300,000 Einwohnern, und nun stehe ich als Repräsentant der Grafschaft Cork da, mit einer Bevölkerung von 750,000 Einwohnern, außerdem hatte ich zweimal die Ehre, für Dublin und Kilkenny zu sprechen. Deßhalb ist es mir heilige Pflicht, als Zeichen der Dankbarkeit das Glück derer nach allen Kräften zu fördern, die mir so viele Beweise ihres Vertrauens gaben. Zuerst will ich Ihnen die Ungerechtigkeiten aufdecken, welche von der englischen Regierung immerfort gegen dieses Land ausgeübt wurden, ich will sie Ihnen aus den Schriften eines der geistreichsten französischen Geschichtschreiber beweisen."

O'Connell las dann einen Auszug aus dem Werke Thierry's. England habe seit fünf Jahrhunderten Irland mit Eifersucht auf dessen Wohlstand regiert. Der Boden Irlands sei fruchtbar und die Natur habe ihren Segen reichlich auf demselben ausgebreitet, das irische Volk aber sei durch die immerwährenden Unterdrückungen und Plünderungen der Schwesterinsel eines der unglücklichsten Völker der Erde geblieben. Dasselbe beweist er aus den Schriften und Reden Pitts, Bushe's, Bolders und anderer englischer Autoritäten. Dann geht er auf die Unabhängigkeitserklärung Irlands im Jahre 1782 und ihre Folgen über, er weist aus vielen Geschichtswerken und Reden von Staats-

männern und Juristen nach, daß die Insel von jenem Jahr ab merkwürdig schnell an allem Wohlstand zugenommen habe. Das kleine Land mit seinen vier oder fünf Millionen Einwohnern wußte alle Mittel der Civilisation, des Ackerbaues und Handels auf's Schönste zu benutzen, es besaß seine wohl geprüfte und fest begründete Verfassung; seine Einkünfte, sein Handel und seine Manufakturen blühten auf; ohne Armuth und Mangel durfte es sein Glück bis zum Jahre 1800 genießen, um dann durch die Unionsacte desto schneller und tiefer wieder zu sinken. Vertragswidrig habe es die Staatsschuld Englands mit übernehmen müssen und seine Steuern seien dadurch zu einer erdrückenden Höhe gestiegen; Handel und Industrie seien ganz verfallen, die Grundstücke hätten ihren Werth verloren, alle einträglichen Stellen und Ehrenämter seien mit Engländern besetzt; er verlas dann amtliche Berichte über das Elend und die Abnahme der Bevölkerung während des Zeitraumes von 1821—1841 und schloß mit folgenden Worten: „Gibt es denn keine Hülfsmittel gegen einen so traurigen Zustand der Dinge? Ja, es gibt deren! Und wir sollen verfolgt und verdammt werden, wenn wir auf gesetzliche Weise die Wohlfahrt unseres Vaterlandes wieder herzustellen suchen? Kein Punkt des Landes ist 30 Meilen von einem guten Hafen entfernt. Aber warum ist das Land nicht glücklich? Las ich Ihnen nicht vom zauberhaften Wohlstand, der der Unabhängigkeit unserer Gesetze folgte? Bewies ich Ihnen denselben nicht aus Schriften von Männern, die dem Lande die heftigsten Gegner waren? Und habe ich Ihnen nicht den wachsenden Wohlstand unter unserm eigenen Parlamente aus sichern Quellen dargestellt? Was damals geschah, kann sich wieder ereignen. O, meine Herren, es ist ein Kampf, um die Armen von ihrer Armuth zu er-

lösen, um den Müßigen Beschäftigung und Taglohn zu erringen, um durch eine Abwesenheitssteuer die Vornehmen bei uns festzuhalten, wenn sie sich durch kein anderes Mittel zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland anhalten lassen. Ich lege nun meine Sache in Ihre Hände. Ich läugne, irgend etwas gethan zu haben, was mich strafbar macht, und weise mit Verachtung den Namen Verschwörer zurück. Ich habe offen, am hellen Tage, in Gegenwart der Behörden gehandelt; nichts ist geheim oder verborgen geblieben. Ich habe gekämpft, um meinem Geburtslande sein Parlament zu erringen. Andere haben vor mir gesiegt; aber siegen oder fallen, es ist ein glorreicher Kampf — ein Kampf, der dem schönsten Lande der Welt die Güter und Wohlthaten zurückgeben soll, welche Gott und die Natur ihm zugedacht haben." —

O'Connells Rede befriedigte weder seine leidenschaftlich erregten Zuhörer, noch sein lebhaft empfindendes und ungeduldig sich sehnendes Volk. Sogar seine neueste Lebensbeschreiberin, die milde und fromme „Nonne von Kenmare", M. F. Cusack, kann sich der Bemerkung nicht enthalten: „Seine Rede zeugte zwar von großer Gewandtheit, gehörte aber nicht unter seine erfolgreichsten Leistungen."

Ich dagegen muß gestehen, daß O'Connells Vortrag nach meinem Urtheil gerade deßhalb von so großem und bleibendem Werthe ist, weil er sich nicht als ein advokatisches Kunstwerk, noch viel weniger als eine Sammlung rabulistischer Kunstgriffe, sondern als die ernste, im Angesichte der herannahenden Ewigkeit abgegebene Erklärung eines ehrlichen Mannes und guten Christen darstellt. Das Bekenntniß der im Einzelnen begangenen Fehler und Uebertreibungen liegt in O'Connells Worten offen ausgesprochen;

das Gefühl, daß er im Prozeß unterliegen werde und daß damit die Lebensaufgabe, welche er sich vorgesteckt hatte, unerfüllt bleiben müsse, bricht mit kaum verhüllter Wehmuth hervor. Aber der Mann fühlt und weiß, daß er kein Verbrecher ist; er fühlt und weiß, daß er ein von Gott mit reichen Anlagen ausgestattetes Volk zu menschenwürdigeren Lebensverhältnissen herangezogen hat; er ist sich der Größe und des dauernden Werthes dieser sittlichen Leistung klar bewußt; er hegt die Zuversicht, daß, wenn auch erst in späteren Zeiten, sein Werk wieder aufgenommen werden muß und wird; und darum bittet er weit weniger die zwölf vor ihm sitzenden Geschworenen, als den unparteiischen Gerichtshof der Weltgeschichte um den gerechten Wahrspruch, daß er mit nichten ein strafwürdiger Verschwörer sei.

Dieser Wahrspruch ist ihm geworden, denn O'Connell ist ein Mann, in dessen Anerkennung der Vatican mit der Loge übereinstimmt.

Das Verhör der Entlastungszeugen nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Die Absicht dieses Entlastungsbeweises ging im Wesentlichen nur darauf, zu zeigen, daß auch früher schon Versammlungen zum Zweck der Auflösung der Union gehalten worden seien, ohne daß man deßhalb an eine Verschwörung gedacht habe, daß auch die Quäker ihre eigenen Schiedsgerichte besäßen, ohne daß man darin eine Anmaßung von Souveränetätsrechten der Krone erblicke, indeß die Angeklagten die Bevölkerung immer zur Ruhe ermahnt und sorgfältig Alles vermieden hätten, was zur Störung der Ordnung und des Friedens führen konnte.

In seiner Entgegnung auf diesen Theil des Entlastungsbeweises sprach der Vertreter der Krone die merkwürdigen Worte aus: „Die Angeklagten wollten den öffentlichen Frie-

den nicht stören, das glaube ich gern; denn derselbe ist nöthig zum Gelingen ihrer Pläne.“ —

Und hierin liegt die innerste Wahrheit des ganzen Prozesses. Wenn man Jemanden für schuldig zu erklären entschlossen ist, und gleichzeitig die Macht dazu besitzt, so mag er gethan haben, was er will; entweder hat er die Ruhe und Ordnung gestört, dann ist er aus diesem Grunde schuldig, oder aber er hat sie nicht gestört, und dann ist er deßhalb schuldig, weil er Ruhe und Ordnung zum Gelingen seiner Pläne braucht. — So war es immer; Solches läßt Gott zu zur Strafe unserer Sünden, und durch solch' großes Elend der Ungerechtigkeit führt er uns gleichwohl als barmherziger Vater unserm ewigen Ziele entgegen.

Am 23. Tage des Prozesses hielt der vorsitzende Richter, Pennefather, seinen Schlußvortrag (charge). Derselbe war wie gewöhnlich ein Muster von dem, was er nicht sein soll, und ein wahres Gegentheil von der Unparteilichkeit, deren er sich befleißigen sollte. Der Oberrichter begann mit der Erklärung, daß er sich mit seinen Collegen berathen habe und sich der Uebereinstimmung mit ihnen erfreue. Er setzte auseinander, daß, um der Verschwörung für schuldig erklärt zu werden, die Angeklagten überführt sein müßten, daß sie sich mit Anderen verbunden haben, entweder, um ungesetzliche Handlungen zu begehen, oder, um gesetzliche Zwecke durch ungesetzliche Mittel zu erreichen; dagegen sei weder Verrätherei, noch geheimnißvolle Handlungsweise ein Erforderniß des gesetzlichen Begriffes der Verschwörung; ebenso wenig sei es nothwendig, daß der Zweck der Verschwörung wirklich erreicht wurde. Sodann ging der Oberrichter auf die politische Frage über und hier war O'Connells früher erwähnter staatsrechtlicher Irrthum

von verhängnißvoller Bedeutung. Die Königin hat die Union beschworen, sagte Pennefather; so lange die Unionsacte besteht, ist sie verpflichtet, dieselbe aufrecht zu erhalten; weder aus freiem Willen, noch auf Verlangen irgend einer Partei ihrer Unterthanen darf sie in Dublin ein Parlament errichten ohne die Zustimmung der gesetzgebenden Körper. Die Unionsacte erklärt, daß England und Irland für immer ein vereinigtes Königreich unter Einem Herrscher bilden, und daß ihre Parlamente in Eins verschmolzen sind; jeder Versuch, diese Vereinigung zu trennen ohne die Zustimmung der gesetzgebenden Macht, welche sie schuf, ist ungesetzlich und verbrecherisch; wer zu einer solchen Unternehmung die Unterthanen Ihrer Majestät aufreizt, oder sich deßhalb an die Königin der vereinigten Länder als Königin von Irland allein wendet, ist der Verschwörung schuldig; denn eine Aenderung der Dinge durch die Königin allein ohne Sanction des Parlaments wäre nach der Verfassung null und nichtig. Es ist kein Friedensbruch nöthig, um eine Versammlung zu einer verschwörerischen zu machen: dieß wird sie schon durch ihren ungesetzlichen Zweck. Geschah die Berufung von Hunderttausenden auch nicht, um den Frieden zu stören oder Schrecken zu erregen: geschah sie nur, um eine große physische Macht zu entwickeln und dadurch einschüchternd auf die Staatsgewalt einzuwirken, so wird schon hiedurch die Versammlung ungesetzlich, und Alle, die daran Theil genommen, sind strafbar. Wäre, wie O'Connell behaupte, die Unionsacte null und nichtig, so würde das nämliche Schicksal auch das Parlament, O'Connells Sitz und Stimme in demselben, alle Beschlüsse desselben und alle von ihm den Irländern eingeräumten Rechte treffen. Dann ging der Redner ausführlich auf die Geschichte der Repealbewegung ein und bemühte

sich, zu zeigen, daß die in ganz Irland gesammelten Beiträge von enormen Summen, von deren Verwendung man nichts wisse, die Heranziehung von bereits drei Viertheilen der Bevölkerung Irlands zu dieser Association jeden Freund der bürgerlichen Ordnung und der bestehenden Gesetze mit Beunruhigung erfüllen müsse, daß die Reden, Zeitungsartikel und Aufrufe nothwendig Aufregung und Gereiztheit unter das Volk hätten bringen müssen. Allerdings habe O'Connell zur Ruhe gemahnt, allein er würde dieß nur bis zu dem Augenblicke thun, wo sein Plan reif und er zur Ausführung desselben bereit sein würde. Dann ging er auf den Antheil der einzelnen Angeklagten über, und erläuterte den Geschworenen die einzelnen von ihnen zu beantwortenden thatsächlichen Fragepunkte.

Dieses Resumé war nach Ton und Inhalt so ziemlich gleichbedeutend mit einer an die Geschworenen gerichteten Erklärung, daß sie selbst Verbrecher seien, wenn sie es wagen würden, O'Connell und seine Mitangeklagten freizusprechen. Der Vorsitzende hatte sich sogar so weit vergessen, die Angeklagten und ihre Vertheidiger wiederholt als die „gegnerische Seite" zu bezeichnen.

Das Gesuch, die Berathung der Geschworenen wegen ihrer Uebermüdung auf den nächsten Tag zu verschieben, wurde mit der den englischen Gerichtsverhandlungen eigenthümlichen rücksichtslosen Härte verworfen, und die hungrigen Männer verließen den Saal, um zu berathen. Nach dreistündiger Berathung meldete der Obmann der Geschworenen den Richtern, daß die Berathung noch nicht zu Ende sei; sein Ton, seine Haltung und seine Worte ließen aber deutlich das „Schuldig" ahnen, an welchem die Angeklagten wohl nicht mehr zweifelten, seit sie den Vortrag des Oberrichters gehört hatten. Abends um 11 Uhr kamen

die Geschworenen mit ihrem Wahrspruch in den Sitzungssaal; das Verdict lautete im Allgemeinen auf „Schuldig" mit Ausnahme des angeklagten Priesters Tierney, der in allen wesentlichen Punkten nicht schuldig befunden war; allein der Wahrspruch zeigte sich als unvollständig und die Geschworenen mußten zu nochmaliger Berathung fortgeschickt werden, welche jedoch um Mitternacht wegen des beginnenden Sonntags abgebrochen werden mußte.

Indessen, das Wesentliche war geschehen, und die Schlußberathung der Geschworenen am Montag, den 12. Februar ergab nur eine Vervollständigung des „Schuldig". Die Londoner Times vom 12. veröffentlichte das Ergebniß fast im nämlichen Augenblick, wo das endgültige Verdict in Dublin erst gegeben ward, obgleich man damals noch keinen Telegraphen hatte; ein „Regierungsdampfer" hatte sich beeilt, das Samstags-Resultat der ängstlich harrenden Weltstadt zu überbringen. Es war geschehen: Irlands größter und bester Sohn war von Rechtswegen als Verschwörer erklärt. —

Schon am 11. Februar erließ O'Connell einen Aufruf an das irische Volk, in welchem er nochmals bat, den Gegnern nicht den Triumph einer Ruhestörung zu bereiten; zugleich erklärte er, daß er gegen den Wahrspruch der Geschworenen jedes zulässige Rechtsmittel ergreifen werde, und verhieß mit anscheinender Zuversicht den baldigen Sieg der Repeal-Sache.

Sodann reiste er schleunigst nach London ab, um seinen Sitz im Parlamente einzunehmen; er wurde von der gesammten freisinnigen Partei mit einem lauten Beifallssturme empfangen. Es war während der Prozeßverhandlung durch John Russell im Unterhause eine Untersuchung über die irischen Angelegenheiten beantragt worden; O'Con-

nell nahm an der neuntägigen Debatte lebhaften Antheil, allein die Motion wurde mit einer Mehrheit von 99 Stimmen verworfen. Ueberhaupt muß man hinsichtlich der beständigen englischen Parlamentsverhandlungen über Irland nie vergessen, daß dieselben bei der weitaus größten Mehrzahl englischer Staatsmänner keineswegs eine Sache des Gewissens oder der Menschlichkeit sind, sondern lediglich ein Parteimanöver. Wer nicht im Amte ist, der sucht seinem Gegner im Amte mit der irischen Frage Verlegenheiten zu machen; kommt er selbst in's Amt, so vergißt er in der Regel Irland mit seinem Hunger und Elend gerade so, wie es vorher der Gegner gethan.

Auch in England wurden um diese Zeit Repeal-Versammlungen und sonstige glänzende Demonstrationen zu Gunsten O'Connells veranstaltet; insbesondere war sein Empfang im Covent-Garden-Theater vor einer Versammlung von etwa 6000 Menschen aus den gebildetsten Klassen Englands nach Versicherung aller Augenzeugen ein wahrhaft großartiger Auftritt; in ähnlich glänzender Weise wurde er auch in Birmingham und Liverpool empfangen.

Während O'Connell so in England Triumphe feierte, wurden in der Heimath die regelmäßigen Wochenversammlungen des Repeal-Vereins zu Dublin ruhig weiter gehalten, und O'Connell blieb mit den Seinigen in beständiger brieflicher Verbindung, um zur Ausdauer und Besonnenheit zu ermahnen.

Nach dem Schlusse der Parlamentssitzung kehrte O'Connell am 29. März nach Irland zurück, und wohnte schon am 30. März der Wochenversammlung des Vereins in Dublin bei, in welcher eine Dankadresse an das englische Volk für seine Theilnahme an der irischen Sache beschlossen ward. Am 4. April führte der Befreier die ersten

Hammerschläge bei der Grundsteinlegung der St. Jakobs-kirche in Dublin. Bei dieser Gelegenheit sprach er unter Anderm folgende auch für die Zukunft werthvollen Worte aus:

„Wir sind das gläubigste Volk der Erde, und Niemand kann läugnen, daß das religiöse Gefühl unter den irischen Katholiken fortwährend im Wachsen begriffen ist. Ich erinnere mich der Zeit, wo die Umgebung des Altars nur spärlich gefüllt war, während sie jetzt gedrängt voll ist, und ich preise Gott, daß es mir vergönnt war, diesen Wechsel zu schauen. Meine Laufbahn ist wahrscheinlich noch kurz, aber ich habe glorreiche Veränderungen erlebt, und vor Allem erkenne ich in den Katholiken der Jetztzeit dieselbe feste Entschlossenheit an, welche einst unsere Ahnen bethätigten. In kurzer Zeit hat der hl. Patrick unsere Ahnen zum Christenthum bekehrt. Man sagt wohl, daß das Schnellgewonnene auch schnell wieder verloren gehe; aber unsere Religiosität hat trotz Tyrannei und Verfolgung stets zugenommen, und für ihre fernere Zunahme ist die beste Aussicht vorhanden."

Wohl dem Manne, der von seinem Volk mit ruhiger Ueberzeugung also sprechen kann.

Am 15. April sollte im Dubliner Gerichtshofe das Strafurtheil auf Grund des Wahrspruchs der Geschworenen gefällt werden; allein O'Connell versuchte die Nichtigkeitsbeschwerde gegen das bisherige Verfahren und gegen den Wahrspruch nicht nur wegen ungesetzlicher Bildung der Geschworenenbank und anderer formeller Punkte, sondern auch namentlich wegen des parteiischen Schlußvortrages des Präsidenten. Nach mehrtägigen Verhandlungen und langen Reden wurde die Entscheidung über das ergriffene Rechtsmittel von der Osterquartal-Sitzung auf

die Pfingst-Sitzung vertagt. In dieser letzteren wurde am 24. Mai der Antrag der Angeklagten auf ein neues Verfahren verworfen, vom Staatsanwalt die endliche Urtheilsfällung begehrt, und sodann nach einigen minder erheblichen Zwischenverhandlungen am 30. Mai das Urtheil verkündet. O'Connell wurde in dieser Sitzung von dem Anwaltsstande Dublins in feierlicher und glänzender Weise empfangen; die allgemeine Stimmung war gegen das unvermeidlich gewordene Strafurtheil im höchsten Grade feindselig gestimmt.

Richter Burton, als der Dienstälteste des Gerichtshofes, verkündete in ausführlichem Vortrag das Urtheil nebst Entscheidungsgründen. Als er hiebei das kindliche Verhältniß John O'Connells zu seinem Vater als einen Grund milderer Bestrafung des Ersteren hervorhob, stürzte der Sohn des Agitators in höchster Erregung zu den Füßen des Richters, um die volle und ganze Verantwortlichkeit für seine aus freier Ueberzeugung begangenen Handlungen in Anspruch zu nehmen; sein Vater jedoch legte in tiefer Rührung die Hand auf die Schulter des Sohnes und dieser gehorchte schweigend. Richter Burton ließ in seinem Vortrag den hohen und glänzenden Eigenschaften des Hauptangeklagten alle mögliche Anerkennung widerfahren, und hob namentlich rühmend hervor, daß er seinen gewaltigen und unbegrenzten Einfluß auf die Massen niemals benützt habe, um irgend eine Friedensstörung oder Rechtskränkung seiner Gegner herbeizuführen. Burton brach hiebei in Thränen aus, und bei der Verkündung des Urtheils war seine Stimme kaum vernehmbar.

Das Urtheil lautete gegen Daniel O'Connell auf einjähriges Gefängniß und 2000 Pfund Sterling Geldbuße, gegen die übrigen Angeklagten mit Ausnahme von Tierney

auf neunmonatliches Gefängniß und 50 Pfund Sterling Buße. Ferner wurde O'Connell auferlegt, persönlich mit 5000 Pfund Sterling und durch zwei Bürgen mit je 2500 Pfund Sicherheit zu stellen, daß er sieben Jahre lang den öffentlichen Frieden nicht stören werde. Die Bürgschaft der übrigen Verurtheilten wurde auf den fünften Theil der seinigen festgesetzt. O'Connell erhob sich sofort, um gegen die Gerechtigkeit des Urtheils zu protestiren und dadurch das allein noch mögliche Rechtsmittel der Cassation an das englische Oberhaus zu wahren. Dieses Rechtsmittel hatte aber keine aufschiebende Wirkung, und so wurde O'Connell nebst seinen Schicksalsgefährten noch am nämlichen Tage nach dem Richmond-Gefängnisse abgeführt. Die tiefste Rührung und feierliche Stille des Volkes begleitete seinen Befreier in das Gefängniß; in vielen Städten des Landes wurden beim Empfang der Nachricht alle Läden geschlossen und alle Geschäfte eingestellt; die Zeitungen erschienen mit Trauerrand, und das ganze Land trug die Trauer im Herzen.

Noch am Tage seiner Einsperrung erließ O'Connell einen kurzen Aufruf an das Volk, der also lautete:

„Friede und Ruhe!

Volk von Irland! Meine Landsleute, meine vielgeliebten Landsleute! Das Urtheil ist ergangen, aber es gibt noch eine Berufung von diesem Urtheile. Die Berufung ist gerichtet an das Oberhaus. Ich verpflichte mich feierlich, dieses Rechtsmittel durchzuführen, und es ist aller Grund vorhanden zu der Hoffnung, daß das Urtheil abgeändert werden wird. Friede sei demnach und Ruhe; nicht der mindeste Versuch einer Meuterei, Unordnung oder Gewaltthat finde statt. Gerade in dieser Krisis wird man sehen, ob das Volk Irlands mir gehorcht oder nicht. Wer

immer das Gesetz verletzt, wer immer sich einer Gewaltthat, Beschimpfung oder Beschädigung gegen Personen oder Eigenthum schuldig macht, der verletzt meine Befehle und zeigt sich als mein Feind, als grausamer Feind Irlands. Das Volk von Irland, dieses nüchterne, feste, rechtliche und religiöse Volk, hat bisher meinen Befehlen gehorcht; es hat sich bis jetzt ruhig verhalten. Möge Jeder in seiner Wohnung bleiben, mögen die Frauen und Kinder nicht ausgehen, und vor Allem Niemand sich der Umgebung des Justizgebäudes nähern. Heute, Volk von Dublin und von Irland überhaupt, werde ich und wird die ganze Welt sehen, ob ihr mich liebt und achtet. Beweist euere Liebe und Ergebenheit für mich durch eueren Gehorsam gegen das Gesetz, durch euer friedliches Verhalten und durch Vermeidung jeder Gewaltthat.

Bewahrt den Frieden, und die Sache des Repeals wird unausbleiblich triumphiren. Friede und Ruhe — ich verlange sie von euch in meinem Namen, und bei der Zuneigung, die ihr für mich hegt. Im Namen Irlands, im Namen und unter Anrufung der Religion beschwöre ich euch, den Frieden zu bewahren, und ich verlange es von euch in dem anbetungswürdigen Namen des ewigen Gottes. Die Feinde Irlands würden sich freuen, wenn sie euch Unordnungen begehen sähen; täuscht ihre Hoffnung und lebt in Frieden, Stille und Ruhe! Stets euer Freund
Saal der Kornbörse, den 30. Mai.

Daniel O'Connell."

Man sieht aus diesem Aufruf, wie groß und ernst O'Connells Besorgnisse wegen möglicher Störungen waren. Uebrigens täuschte das Volk seine Hoffnungen nicht; ganz Irland blieb ruhig.

Für einen Mann von O'Connells 69 Jahren und von

seinen rastlosen Lebensgewohnheiten war eine einjährige Einsperrung schon in Bezug auf die körperliche Gesundheit nichts Geringes; und in der That waren einzelne englische Blätter gemein und niederträchtig genug, um darauf anzuspielen, daß bei O'Connells hohem Alter seine Einkerkerung gewisse Hoffnungen erwecke. An so jämmerlicher Gesinnung hatte übrigens, zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, die Regierung und ihre Handlungsweise keinen Antheil; es geschah alles Mögliche, um ihm den Aufenthalt im Gefängniß so erträglich und unschädlich zu machen, als es sich nur thun ließ. Er lebte im Verein mit den Seinigen, hörte die heilige Messe, nahm seine Mahlzeiten in Gesellschaft seiner Familienmitglieder und Mitangeschuldigten, und wurde durch zahlreiche Besuche und Zeichen allseitiger Theilnahme erfreut und erheitert. Man hatte den Gefangenen die Auswahl ihrer Zimmer freigestellt, und es haben vielleicht niemals politische Sträflinge so heiter und bequem gelebt, wie sie. Es gereicht der englischen Regierung zur höchsten Ehre, daß sie keinerlei kleinliche Rachsucht gegen den großen Besiegten empfand oder zeigte. Wie groß gleichwohl der Nachtheil war, welcher O'Connells Gesundheit durch die Einsperrung getroffen hat, das zeigte sich erst später.

Draußen im Lande aber wurde an Tausenden von Altären das heilige Meßopfer für die Erhaltung seines Lebens dargebracht, und die Gebete des ganzen Volkes stiegen zum Himmel empor für seine baldige Befreiung. Unter den zahlreichen Adressen, welche O'Connell während seiner Einkerkerung aus allen Theilen der Welt erhielt, findet sich auch namentlich eine solche des katholischen Klerus von Württemberg, die mit rührenden Worten von den geistigen und zeitlichen Wohlthaten spricht, welche das Vaterland der

Unterzeichner den irischen Glaubensboten zu verdanken hat. Besondere Erwähnung verdient aber die Adresse der französischen Katholiken, nicht nur, weil sie von vielen, vielen Tausenden unterzeichnet war, sondern auch namentlich, weil sie den berühmten Grafen Montalembert zum Verfasser hatte. Sie lautete:

„Schon lange ist Ihr Name volksthümlich unter uns, so volksthümlich, wie die edelsten Namen unserer eigenen Geschichte. Wir bewundern Ihren Muth und Ihre Ausdauer, wir zittern, wenn wir die Laute Ihres unwiderstehlichen Wortes vernehmen, wir beneiden Sie um die Macht, welche Sie zu Gunsten Ihres Vaterlandes und unserer Kirche sich geschaffen haben. Dank Ihrer unerschöpflichen Beredsamkeit, Dank dem katholischen Glauben, der die wahre Bruderliebe zwischen Menschen und Völkern begründet hat — wir kennen Irland und lieben es als eine Schwester und als ein Opfer seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit an den katholischen Glauben. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würden wir Ihnen diese Gesinnungen nicht ausgedrückt haben, um jeden Schein zu vermeiden, als mischten wir uns in Kämpfe, zu deren Führung wir nicht berufen sind. Allein es gibt Zeiten, in welchen es der katholischen Welt wieder nahegelegt werden muß, daß es im Schooße der katholischen Kirche keine Fremdlinge gibt. Heute, wo Sie im Kerker für den Glanz Ihrer Popularität und für die großartige Stellung büßen, welche Ihr Genius sich geschaffen hat, heute, wo die Verfolgung Ihrer Glorie eine neue Krone verleiht, fühlen wir uns gedrungen, Ihnen unsere Bewunderung und Sympathie öffentlich auszusprechen. Seien Sie also versichert, daß Ihr Bild unsere Seele erfüllt, und uns zum Fuße unserer Altäre nachfolgt! Erinnern Sie sich hinter den Mauren

Ihres Gefängnisses manchmal daran, daß die französischen Katholiken für Sie beten, daß sie Gott bitten, Ihnen die Last Ihrer Gefangenschaft zu erleichtern, daß sie Sie verehren und lieben als das gehorsame Kind der Kirche und als den aufrichtigsten und gewaltigsten Kämpfer für die Freiheit."

Das ist die ächte Sprache der ächten katholischen Gesinnung, und es läßt sich leicht begreifen, in welchem Grade solche Kundgebungen von so bedeutungsvoller Seite O'Connells Herz rühren und erfreuen mußten.

Unterdessen hatten aber auch die Bemühungen für Umstoßung des Strafurtheils vom 30. Mai im englischen Parlamente ihren Anfang genommen. Schon im Juli wurden vor dem Oberhause als Cassationsgerichtshof Verhandlungen gepflogen, die aber zunächst, in recht englisch-juristischer Manier, mit einer Vertagung bis Ende August schlossen, während natürlich die Männer, um deren Recht und Freiheit es sich handelte, nach wie vor im Gefängniß blieben. Die entscheidenden Schlußverhandlungen begannen sodann am 2. September. Das Oberhaus hatte die gutächtliche Meinung der „zwölf Richter" eingeholt, welche im Wesentlichen dahin ging, daß mehrere Punkte der Anklage gesetzlich unbegründet, einzelne Theile des Wahrspruchs der Geschworenen aus formell juristischen Gründen unhaltbar seien, daß jedoch keine gesetzlich genügenden Gründe vorliegen, wegen der untergelaufenen Fehler und Mängel das Verfahren und Urtheil umzustoßen; übrigens herrschte nicht in Bezug auf alle zur Beantwortung vorliegenden Fragen Einstimmigkeit unter den Richtern.

Ueber ihren auf Bestätigung des angefochtenen Urtheils gerichteten Antrag hatte nun in der Sitzung vom 4. September das Oberhaus Entscheidung zu treffen. Vor Allem

warf sich die Frage auf, ob an dieser Entscheidung auch die nicht rechtskundigen Mitglieder des Hauses (the lay lords), oder nur die Fachjuristen (law lords) Antheil nehmen sollten. Diese Frage wurde gegen die Theilnahme der Nichtjuristen entschieden, indem nach englischem Gewohnheitsrecht bei Cassationsfragen vor dem Oberhause nur die rechtskundigen Lords stimmberechtigt seien. Sofort zogen sich die „Laien-Lords" nach der Thronseite des Saales zurück und es stellte sich heraus, daß ein Collegium von nur fünf anwesenden Juristen-Lords über O'Connells Sache zu entscheiden hatte, nämlich der Lordkanzler Lyndhurst, die Lords Brougham, Denman, Cottenham und Campbell; die zwei ersteren waren für Aufrechterhaltung, die drei letzteren für Umstoßung des Strafurtheils, und somit war durch die Mehrheit einer Stimme ausgesprochen, daß O'Connell und die Seinigen mit Unrecht verurtheilt waren, daß sie mit Unrecht seit über einem Vierteljahr im Gefängniß saßen. Lord Denman erklärte: wenn ein solches Verfahren, wie es im Prozeß gegen O'Connell eingehalten wurde, zur Regel werden sollte, so würde das schwurgerichtliche Verfahren zu einem Hohn, zu einer Schmach, zu einer Schlinge der Unschuld verkehrt werden. Sofort wurde der Befehl zu ihrer Freilassung nach Irland abgesendet, wo die angstvoll erwartete Freudenbotschaft am 5. September 1844 eintraf.

Dieß war das Ende von O'Connells Staatsprozeß.

# VII.

## 1844—1847.

Befreiung. Wiederaufnahme der Arbeit. Letzte Lebensjahre. Spaltung im eigenen Lager. Hungersnoth in Irland. Letzte Parlaments-Sitzung. Krankheit. Pilgerfahrt nach Rom. Tod.

Tausende waren versammelt am Hafendamm zu Kingstown bei Dublin, als am 5. September 1844 der Dampfer „Medusa" herannahte, mit welchem Irland die endliche Nachricht über das weitere Schicksal des Mannes erwartete, welchen im Gefängniß zu wissen und dabei ruhig zu bleiben für irische Herzen eine so harte Geduldsprobe war. Die Anwälte der Verhafteten waren an Bord; Flaggen wehten mit der Inschrift: „Triumph von Recht und Gesetz — das Urtheil umgestoßen — O'Connell ist frei." Ein Auftritt stürmischen Jubels folgte, ein endloses Freudengeschrei „Frei, frei" brach aus. Sogar der Führer der Locomotive, welche den Bahnzug von Kingstown nach Dublin brachte, schmückte sein Dampfroß mit der Freudenflagge, um auch den Dörfern am Wege keinen Zweifel zu lassen über die große Thatsache. Die Glocken der Paulskirche stimmten ein majestätisches Freudengeläute an; Dublin war festlich beleuchtet.

O'Connell las den ihm am folgenden Tage überbrachten Freilassungsbefehl seinen Mitgefangenen und anwesenden Freunden mit lauter Stimme vor; der Vorsteher des Gefängnisses war vor Freude so erschüttert, daß er kaum seine Glückwünsche auszusprechen vermochte. Der „befreite Befreier" kehrte alsbald in sein Haus zurück; man hatte die Absicht, das Gefängniß in aller Stille schon jetzt zu verlassen, sorgfältig geheim gehalten, und es waren daher

nur einige hundert Personen auf der zum Gefängniß führenden Straße. Allein bei dem lauten und lebhaften Jubel, der augenblicklich losbrach, als die wohlbekannte, verehrte Gestalt wieder in Gottes freier Luft sichtbar ward, schwoll die Menge zu Tausenden an, bevor noch O'Connell die nächste Straße erreicht hatte; nur auf einem Umweg vermochte er in sein eigenes Haus zu gelangen. Auf dem geräumigen Platze wogte eine unübersehbare Volksmenge, und mit unaussprechlichem Jubel wurde das Erscheinen des „Vater Dan" begrüßt; das Volk tanzte und hüpfte, während endloses Freudengeschrei die Luft erfüllte.

Wenige Minuten später erschien O'Connell auf dem Balkon seines Hauses. Er versuchte wiederholt, die Versammlung anzureden, aber immer von Neuem wurden seine Worte erstickt durch den stürmisch ausbrechenden Jubel der Menge. Endlich gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Er sprach:

„Ihr scheint froh zu sein, mich wieder daheim zu sehen. Dieß Haus ist mein eigenes rechtmäßiges Haus, aber ich bin aus einem Kerker heimgekommen. In andern Ländern schickt man die Schurken in das Gefängniß, und läßt die rechtlichen Männer zu Hause; aber mancher nichtswürdige Schurke ward zu Hause gelassen, während ich in den Mauern des Kerkers eingesperrt war. Doch Gott ist stärker, als unsere Feinde, und Dank sei diesem Gott dafür gesagt: ich bin heute Nacht hier in meinem eigenen Hause. Die Schurken sind freilich auch zu Hause; aber fühlen sie sich wohl heute Nacht so behaglich, wie ich? Der schmähliche Versuch, das geheiligte Recht der Bittstellung zu vernichten, die Geschworenenbank zu entehren, und die Verfassung in meiner Person unter die Füße zu treten — dieser schmähliche und verbrecherische Versuch ist mißlungen.

Das Volk von Irland hat einen gewaltigen Sieg errungen; aber es hat ihn vollkommen verdient, diesen Sieg, — das sittliche, gemäßigte und fromme Volk von Irland. In seiner hunderttausendfachen Stärke war es sanft, wie das spielende Lamm, das im Vorbeigehen die Kräuter abrupft, und diese Milde wird es auch jetzt in seiner Macht bethätigen! Ja, wir werden morgen ein besonderes Vergnügen für uns haben, aber Niemand wird dabei gekränkt, Niemand beschimpft oder beleidigt werden; nicht einmal ein Murren soll hörbar sein. Morgen wollen wir lachen und das Murren für einen andern Tag aufsparen. Ich habe diese drei Monate hindurch keine Rede gehalten; seit drei Monaten nicht, und daher ist meine Pfeife etwas aus dem Ton gekommen. In den glorreichen Versammlungen des Jahres 1843 — man taufte sie Monstreversammlungen, weil ähnliche in keinem Land der Erde, das unsrige ausgenommen, friedlich vor sich gehen können — ist kein Schlag gefallen, kein Glas Branntwein getrunken worden; nicht einmal ein Unfall kam vor; Niemand ward gestoßen, gedrängt oder erdrückt. Ja, dieß konnte nirgendwo anders stattfinden, als unter dem freundlichen Volke von Irland, das nur gegenseitiges Wohlwollen nährte, unter dem christlichen Volke von Irland; und jetzt, gelobt sei Gott, sind wir hier und können uns darüber freuen. Wir werden morgen keinen Tumult haben; bloß ein bischen Freudenlärm und etwas Jubelgeschrei; der glückliche Vogel muß ja pfeifen. Und nun geht in Ruhe nach Hause und sagt Jedem, der euch begegnet, daß wir morgen in Frieden und Glückseligkeit zusammenkommen werden. Geht zur Ruhe, nachdem ihr zuvor dem Allmächtigen euern Dank dafür dargebracht habt, daß er sich herabgelassen hat, in Gnade auf sein Volk von Irland zu schauen; und ich

verspreche euch, daß wir die Aufhebung der Union erringen werden."

Wir sehen aus dieser Ansprache, wie sorgsam, fast ängstlich O'Connell bemüht war, den Faden genau da wieder anzuknüpfen, wo der Wahrspruch der Geschworenen ihn abgerissen hatte; wir werden aber auch sehen, daß ihm dieses Streben nicht gelungen ist.

Als O'Connell geschlossen und sich zurückgezogen hatte, erschien der „Friedensstifter" Tom Steele auf dem Balkon, schwenkte den Hut und rief: „Heim, heim!" In dichtgedrängter Masse, aber in bester Ordnung zogen nun die Versammelten an dem Hause des verehrten Mannes vorüber und Abends um halb acht Uhr war der kurz zuvor so stürmisch belebte Platz vollständig geräumt.

Ich verzichte darauf, im Einzelnen den Triumphzug zu schildern, welchen O'Connell am folgenden Tage, Samstag, den 7. September, hielt. Der Sonntag brachte das Fest der Geburt der seligsten Jungfrau; O'Connell hatte sich deßhalb am Samstag in aller Frühe nach dem Gefängniß zurückbegeben, um dort die heilige Messe zu hören und eine neuntägige Andacht zu beschließen, welche er in Gemeinschaft mit allen katholischen Gefangenen zur Vorbereitung auf das Fest begonnen hatte. In seiner Freude vergaß er auch die Leiden Anderer nicht; er kaufte alle Gefangenen los, die wegen Vermögenslosigkeit Freiheitsstrafen statt Geldbußen zu erstehen hatten und sonst einen guten Leumund besaßen. So befreite er etwa 40 Arme, die mit dem wärmsten Dank für ihren Wohlthäter zu den Ihrigen zurückkehrten. Gegen 11 Uhr wich der Regen dem hellsten Sonnenschein, der Zug begann gegen 12 Uhr, und war so groß, daß der Triumphwagen, auf dem O'Connell abgeholt werden sollte, erst um 2 Uhr an das Thor des

Gefängnisses gelangen konnte. Musikbanden theilten den Zug in ebenso viele Abtheilungen, als Gewerbe und Handwerke vertreten waren; nur erwachsene Männer in festlicher Kleidung nahmen Theil; die gesammte Gemeindevertretung schloß sich der Bürgerschaft an. Die angesehensten und reichsten Leute Dublins fehlten nicht. Als O'Connell, von seinem Sohne John und dem Priester Miley begleitet, von dem Parlamentsmitglied O'Brien geführt, unter das Gefängnißthor trat und den Triumphwagen bestieg, da brach ein unermeßlicher, donnernder Jubel los, der auch den entschlossensten Gegner hätte erschüttern müssen. Als der Zug an dem alten Parlamentsgebäude vorüber kam, deutete O'Connell wiederholt mit bezeichnender Geberde auf die Mauern, für deren Wiederbelebung er gekämpft und gelitten hatte. Es ward Abend, bis der Zug an O'Connells Hause ankommen konnte; man hat die bei dem Feste Versammelten auf mindestens eine halbe Million Menschen geschätzt. Auch dießmal keine Unordnung, kein Drängen, Stoßen, Jagen; nur überströmender Jubel eines kindlich glückseligen Volkes.

Vom Balkone seines Hauses hielt O'Connell auch an diesem Abend eine flammende Anrede, um das Volk festzuhalten bei der friedlichen Fortführung des begonnenen Werkes; dagegen untersagte er eine Illumination, und es wurde keine Kerze angezündet. Tom Steele ließ wieder sein „heim, heim" ertönen, und die Hunderttausende zerstreuten sich glücklich und zufrieden.

Am Muttergottestage, den 8. September, war feierliches Hochamt mit Te Deum; — und mit Dublin kniete ganz Irland vor den katholischen Altären und dankte seinem Herrn und Gott für die geschenkte Gnade und Freude. —

Am folgenden Tage erschien O'Connell wieder im Repeal-Verein. Er hatte in seiner Rede am Abend des 7. September mit Nachdruck erklärt, er sei in Kenntniß des Gesetzes und in Kraft des Handelns immer noch jung genug für jeden Gegner der irischen Sache; und er konnte diese Behauptung nicht besser bewahrheiten, als indem er unmittelbar wieder auf den alten Kampfplatz trat und das Werk da fortzuführen suchte, wo es unterbrochen worden war. Er schlug nunmehr die Errichtung einer „Schutzgesellschaft für Irland" vor, welche in Dublin ihren Sitz haben, aus 300 Männern, von denen jeder 100 Pfund Eintrittsgeld zu zahlen hätte, bestehen, und die ganze Leitung der Repeal-Bewegung auf sich nehmen und überwachen sollte.

Noch immer strömten die Beiträge reichlich zur Repeal-Kasse; sie beliefen sich in mancher Woche auf mehr als 500 Pfund. O'Connells Einfluß auf das Volk schien so groß, das Vertrauen des Volkes auf ihn so fest, als jemals. England und Irland blickten mit begieriger Erwartung auf die Schritte, welche der Agitator zunächst einschlagen werde. Allein O'Connell war unläugbar alt geworden, und gewiß konnte er sich nicht verhehlen, daß die Regierung im Großen und Ganzen durch den Prozeß einen Sieg über ihn und über seine Sache errungen habe. So kam er denn auch auf die Abhaltung der am 7. October 1843 verbotenen Versammlung zu Clontarf nicht mehr zurück. Er war mit einem Worte in der peinlichen Lage, die Agitation zwar nicht aufgeben, aber auch nicht mit der früheren Kraft weiter verfolgen zu können. Vor allen Dingen zog er sich nun für einige Zeit nach seinem Landgute zurück, um seine wankende Gesundheit zu stärken.

Es ist gewiß, daß es an und für sich in O'Connells Macht gestanden wäre, auch jetzt noch einen Aufstand Ir-

lands herbeizuführen. Es wäre dieß wohl leichter gewesen als jemals; denn bereits gingen manche Elemente des jungen Irlands in ihren Gedanken und Bestrebungen weit über die Wünsche O'Connells hinaus. Allein er konnte unmöglich in seinen alten Tagen das Programm seines ganzen Lebens ändern. Er war immer der Mann der friedlichen und gesetzlichen Agitation gewesen; seine Größe hatte recht eigentlich darin bestanden, daß er unter Verzicht auf alle Mittel der Gewalt sein Volk durch sittliche Mittel aus Knechtschaft und Elend zu befreien verstand. Er selbst war sich dessen wohl bewußt, und hat es auf's Bestimmteste ausgesprochen mit folgenden Worten:

„Wir waren die Ersten in der Schule der modernen Politik, welche lehrten, daß die höchsten politischen Vortheile nur durch moralische Mittel, durch friedlichen, aber unablässigen Widerstand gegen Unterdrückung erreicht werden müssen, und daß ein einziger Tropfen vergossenen Menschenbluts die edelste Sache entehren und verderben kann."

Für solche Grundsätze hatte er gekämpft, nach ihnen hatte er gelebt und gewirkt während einer öffentlichen Laufbahn von vollen 45 Jahren. Er hatte gewissermaßen sein Wort dafür verpfändet, daß auf diesem friedlichen Wege die Wiederherstellung der Selbstständigkeit Irlands innerhalb der britischen Monarchie möglich sei. Allein die Mittel der friedlichen Agitation waren in der That erschöpft.

Größere Versammlungen und großartigere Kundgebungen, als jene des Jahres 1843, konnte auch die kühnste Phantasie nicht ersinnen. Und diese gewaltigen Leistungen des Jahres 1843 waren eben erfahrungsgemäß nicht im Stande gewesen, den entschlossenen Widerstand der englischen Regierung zu brechen. So hochmüthig die englischen Staats-

männer und Parteien noch immer auf das irische Land und Volk herabsahen, so galt ihnen doch die staatsrechtliche Vereinigung mit diesem Lande, die Union vom Jahre 1800, als wesentliche Bedingung des Bestandes der großbritannischen Monarchie. Unter diesen Umständen war es klar, daß bei O'Connells Lebzeit die Trennung der Union auf friedlichem Wege nicht zu erreichen sei, und daß er ebenso wenig zur Betretung gewaltsamer Wege sich entschließen könne. Er stand also vor der traurigen Nothwendigkeit, das Werk seines Lebens unvollendet zu lassen. Er fühlte tief das Bittere und Schmerzliche dieser Lage, und seinen Zwiespalt mit einem großen Theile seiner bisherigen Anhänger. So äußerte er einmal auf die Frage nach seinem Befinden: „Es geht mir gerade so gut, wie es einem Manne gehen kann, der von der Hälfte seiner Freunde bekämpft, und von der andern Hälfte verlassen wird."

Zu den Leiden, welche das zunehmende Alter fast unausbleiblich mit sich bringt, und zu der immer mehr hervortretenden Spaltung im eigenen Lager kamen aber für O'Connell noch weitere Leiden schwerster Art. Wir haben schon wiederholt davon gesprochen, daß in Irland jedes Mißjahr zur Hungersnoth wird. Die Zahl Derer, welche gar nichts besitzen, ist in Irland entsetzlich groß; noch größer ist aber die Zahl Derjenigen, welche gerade so viel besitzen, um nach Bezahlung ihrer Abgaben und Pachtzinse bei größter Sparsamkeit mit ihren Familien knapp leben zu können. Die Pachtzinse sind so hoch als möglich, Ersparnisse für ungünstige Jahre lassen sich nicht leicht erreichen, und so wird denn jede Mißernte für Irland nicht nur die Quelle von Noth und Bedrängniß, wie in andern Ländern auch, sondern die Noth geht hier in den entsetzlichsten Jammer, und die Bedrängniß in den massenhaften

Hungertod über. Ein solches namenloses Unglück seines geliebten Vaterlandes mußte O'Connell am Ende seiner Tage noch erleben. Der Winter 1846 auf 1847 brachte die Hungersnoth in ihrer entsetzlichsten Gestalt über das arme Land. Kräftige Männer in der Blüthe ihrer Jahre, Mütter und Kinder starben vor Hunger im buchstäblichen Sinne des Wortes; man fand zahlreiche Leichen auf den Straßen liegen und Manche schleppten sich noch sterbend an die Pforte einer Kirche, um ihr unglückliches irdisches Dasein wenigstens in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits auszuathmen. Die Privatwohlthätigkeit that ihr Möglichstes, um den entsetzlichen Jammer wenigstens zu erleichtern; und es muß anerkannt werden, daß auch England hierin nicht zurückblieb. Allein es fehlte an großer, umfassender Staatshülfe, und das Elend war zu allgemein, um durch Einzelne und durch Vereine rasch und wirksam bekämpft zu werden. Die Regierung stellte Untersuchungen an und schickte Commissionen aus, allein in der Zwischenzeit starben die Menschen dahin. Auch läßt sich wohl nicht läugnen, daß manches harte und gefühllose englische Herz mit hämischer Rachsucht nach dem unglücklichen Lande blickte, und daß es die Regierung mit ihrer Hülfe weniger eilig hatte, als gut und pflichtmäßig gewesen wäre.

O'Connell war verurtheilt, all' dieses Elend mit zu erleben und mit anzuschauen. Er wurde sogar in englischen Blättern persönlich angegriffen und dafür verantwortlich gemacht, daß auch seine Pächter mit unter dem allgemeinen Jammer litten.

Mit schwer geschädigter Gesundheit raffte sich O'Connell zu Anfang des Jahres 1847 nochmals auf, um seinen Sitz im Parlament zu London einzunehmen, und wo möglich für sein hungerndes Vaterland noch Etwas zu thun.

Am 26. Januar schiffte er sich ein; er sollte das heimathliche Gestade nicht mehr erblicken. Auf dem nämlichen Schiffe mit ihm fuhren auch ein katholischer Priester und ein protestantischer Pastor hinüber nach England, beide beschäftigt, für die darbenden Landsleute Brod zu suchen.

Die Nachrichten, welche O'Connell nach einiger Zeit aus der Heimath erhielt, konnten ihn nur mehr und mehr niederdrücken. Auf der einen Seite dauerten die Schrecken des Hungerjahres in unvermindertem Grade fort; auf der andern Seite vollzog sich die Spaltung im Kreise seiner frühern Anhänger in immer herberer Weise. O'Connells Sohn, John, machte einen Versuch, dieser Spaltung entgegen zu treten, jedoch vergeblich. Die Partei des „jungen Irland" trennte sich förmlich und feierlich von den eigentlichen Repealern, und verließ die „Versöhnungshalle", in welcher bisher die gemeinschaftlichen Sitzungen gehalten wurden, die aber von jetzt an diesen Namen nicht mehr tragen konnte.

Allein auch im Parlament sollte O'Connell noch von einem schweren Schlage heimgesucht werden. Lord Bentinck hatte den Vorschlag eingebracht, die Regierung zu einer Anleihe von 16 Millionen an die irischen Eisenbahn-Gesellschaften zu ermächtigen. Die Annahme eines solchen Gesetzes versprach Arbeit und Brod für das hungernde Volk und stellte auch für die Zukunft eine raschere und bessere Entwicklung der industriellen Hilfsquellen Irlands in Aussicht. Der Vorschlag wurde verworfen.

Zwei Tage nach dieser Abstimmung verbreitete sich in London das Gerücht, O'Connell sei gestorben. Er war nicht todt, allein er war ernstlich krank und im höchsten Grade niedergeschlagen. Die Aerzte dachten zuerst an schleunige Rückkehr in die Heimath, änderten aber diese Meinung

bald dahin, daß der Kranke ein wärmeres Klima aufsuchen solle. Und in der That, wenn überhaupt noch Hülfe möglich war, so durfte man den Leidenden nicht nach Irland schicken, wo nur Auftritte des Jammers und Elends seiner gewartet hätten.

Er selbst sehnte sich mit beinahe leidenschaftlichem Heimweh nach einer Pilgerfahrt zum Mittelpunkte der katholischen Welt. In Rom, zu den Füßen des heiligen Vaters, des erst kurz zuvor auf den Thron der Päpste gestiegenen Pius des Neunten, hoffte er das Leben zu beschließen, welches er allezeit im Dienste der katholischen Kirche angewendet hatte.

Es schien übrigens zweifelhaft, ob die Reise nur noch unternommen werden könne. Einer von O'Connells vertrautesten Freunden schildert den Zustand des Kranken in jenen Tagen mit folgenden Worten:

„Sein Leben ging offenbar dem Ende zu. Seine Stimme war gebrochen, hohl, zuweilen kaum hörbar; seine Gestalt zusammengesunken; die Kraft seiner Beredsamkeit war dahin, sein ganzes Aussehen war dasjenige eines Mannes, der seine schwindenden Kräfte zum letzten Mal zusammenrafft, um die Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, bevor er in sein Grab steigt."

Allgemein war, selbst in London, die Theilnahme an O'Connells Erkrankung; Staatsmänner und Minister, ja selbst das königliche Haus erkundigten sich nach seinem Befinden, und in der Heimath betete man für ihn.

Im Laufe des Monats März hatte er sich wenigstens so weit erholt, daß die Reise gewagt werden konnte. Am 21. März schiffte er sich nach Boulogne ein, begleitet von zweien seiner Söhne und von seinem Hausgeistlichen Dr. Miley. Bei der Abfahrt in England wie bei der

Landung in Frankreich wurde der große Mann von allen Klassen der Bevölkerung mit den Zeichen der herzlichsten Theilnahme begrüßt, und da es ihm unmöglich war, Besuche zu empfangen, so suchten Engländer und Franzosen ihre Verehrung dadurch auszudrücken, daß sie in stummer Huldigung die Häupter entblößten, wo immer der berühmte Kranke sichtbar ward.

In Paris berieth O'Connell zwei ausgezeichnete dortige Aerzte; sie erklärten seine Krankheit als eine schleichende Gehirn-Congestion; heutzutage würde man sie vielleicht Gehirnerweichung nennen. Montalembert redete ihn zu Paris an der Spitze dortiger Katholiken mit folgenden Worten an: „Ihr Ruhm ist nicht nur irisch, er ist katholisch. Wo immer Katholiken anfangen, bürgerliche Tugenden zu üben, und sich der Erringung ihrer bürgerlichen Rechte zu widmen, da ist es Ihr Werk. Wo immer die Religion sich aus der Knechtschaft befreit, in welche eine Reihe von Generationen sie versetzt haben, da hat sie es, nächst Gott, Ihnen zu verdanken. Möge dieser Gedanke Sie stärken, Sie wieder beleben in Krankheit, Sie trösten in der Betrübniß, die gegenwärtig Ihr patriotisches Herz überwältigt. Die Wünsche der französischen Katholiken begleiten Sie auf Ihrer Pilgerfahrt nach Rom. Am Tage Ihrer Ankunft bei Pius IX., an dem Tage, wo der größte und berühmteste Katholik unserer Zeit zu den Füßen des Papstes knieen wird, der die glänzendsten Zeiten der Kirche in unserer Erinnerung wachruft — an diesem Tage wird ein wahrhaft bedeutungsvoller Moment in der Geschichte unserer Zeit eingetreten sein. Wenn in diesem Augenblicke höchster Ergriffenheit Ihr Herz noch Raum hat für einen Gedanken außer Rom und Irland, dann denken Sie an uns; die Huldigung der Liebe, Verehrung

und Hingebung der Katholiken Frankreichs für das Oberhaupt der Kirche kann unmöglich besser ausgedrückt werden, als durch den Mund des katholischen Befreiers von Irland.“ O'Connell antwortete mit Wehmuth: „Krankheit und Rührung schließen meine Lippen. Es ist mir unmöglich, auszusprechen was ich fühle; aber ich betrachte die eben gehörten Worte als eine der bezeichnendsten Thatsachen meines Lebens.“ — Der berühmte Berryer war einer der Wenigen, deren Besuche O'Connell in Paris annahm. Die Reise von Paris nach Lyon nahm volle 12 Tage in Anspruch, da jede Anstrengung O'Connells Befinden merklich verschlimmerte. Der Arzt, welchen er in Lyon berieth, bestätigte das Gutachten der Pariser Aerzte. Das Selbstbewußtsein und Denkvermögen war nicht gestört, aber das Gemüth niedergedrückt und eine beständige Beute der traurigsten Vorstellungen. Seine Schwäche war groß, der rechte Arm zitterte beständig, die rechte Hand war kalt, der linke Fuß dagegen kälter als der rechte. Sein Gang war langsam und wankend, sein Gesicht abgemagert, und der Blick von unaussprechlicher Traurigkeit erfüllt; sein Haupt hing auf die Brust herab, und die ganze früher so imposante Gestalt war nur noch eine zusammengebrochene Ruine; er sagte von sich selbst: „Ich bin nur noch der Schatten von Dem, was ich war, und kann mich selbst kaum mehr erkennen.“

Der Arzt empfahl, durch jedes mögliche Mittel die traurigen Vorstellungen zu verscheuchen, welche den Geist des Kranken umwölkten. Diese weise Anordnung war jedoch leichter zu geben als auszuführen, zumal das rauhe und stürmische Wetter auch den Genuß der frischen Luft mit all' seinen wohlthätigen Einwirkungen auf den Organismus unmöglich machte. So verlor denn O'Connell

bald jede Hoffnung auf Genesung wie jede Theilnahme an der ihn mit Liebe und Verehrung umwogenden Welt, und sprach in Lyon seine bestimmte Ueberzeugung aus, daß er keine drei Tage mehr zu leben habe.

Gleichwohl verließ er Lyon am 22. April und kam am gleichen Tage nach Valence, wo der milde Himmel und der lachende Frühling des südlichen Frankreichs plötzlich seinen wunderbaren Einfluß auf das Nervensystem geltend zu machen anfing. Diese günstige Wendung steigerte sich bei der Weiterreise nach Avignon, wo er wieder lebhaften Antheil an der Unterhaltung zu nehmen begann, und am 3. Mai entwickelte er in Marseille wieder neue Munterkeit und Kraft im Gespräche, wie man sie seit der Abreise von England nicht im Entferntesten an ihm wahrgenommen hatte.

So betrat er denn mit wiederbelebter Hoffnung und voll gläubiger Sehnsucht nach der Hauptstadt der katholischen Welt den Boden Italiens. Am 6. Mai kam er in Genua an, und die zwei ersten Tage des Aufenthalts in dieser Stadt gingen noch unter günstigen Umständen dahin. Allein schon am dritten Tage traten heftige Kopfschmerzen ein, und auch sonstige beunruhigende Erscheinungen fehlten nicht. Zugleich weigerte sich der Kranke auf's Bestimmteste, irgend ein Medikament zu sich zu nehmen.

Ueber die ganze Reise und namentlich über die letzten Tage derselben ist noch ein kurzes, aber das Gepräge der Aufrichtigkeit und Wahrheit an sich tragendes Tagebuch seines Dieners John Duggan vorhanden, aus welchem so recht deutlich hervorgeht, wie in diesem Krankheitsfalle von menschlicher Hülfe keine Rede mehr sein konnte. Der starke Organismus hatte den colossalen Anstrengungen so vieler Jahre möglichst langen und kraftvollen Widerstand geleistet; jetzt

brachen die angesammelten Wirkungen auf einmal mit vernichtender Kraft über die irdische Hülle des machtvollen Geistes herein.

Am Morgen des 15. Mai, um 2 Uhr, fand Dr. Miley es nothwendig, für den Empfang der heiligen Sterbsakramente zu sorgen. Der 88jährige Erzbischof von Genua brachte selbst, mitten in der Nacht, das heiligste Sakrament in das Sterbezimmer, wo es in einem eigens hergerichteten Tabernakel aufbewahrt wurde. O'Connell war im höchsten Grade krank und elend, allein bei vollständig klarem Bewußtsein, und so empfing er in festem Glauben die heiligen Sakramente. Der anbetungswürdige Name Jesus, das Memorare des hl. Bernhard und einige Psalmverse schwebten beständig auf seinen Lippen. Seine Gedanken waren ganz und ausschließlich der Religion zugewendet; in den letzten 40 Stunden vor dem tödtlichen Anfall hatte er die Lippen zu keinem anderen Worte, als zum Gebet geöffnet. Auch im Todeskampfe bewahrte er die Geduld; selbst eine gewisse friedliche Ruhe kam über ihn, nachdem er die letzte irdische Furcht, lebendig begraben zu werden, durch Mittheilung und Bitte an die Seinigen beschwichtigt und beseitigt hatte. Während seines ganzen Lebens hatte er seine Religion wohl gekannt, innig geliebt, treu geübt; jetzt war sie sein mächtiger Trost im finsteren Thale des Todes; die „Vorbereitung zum Tode" vom hl. Alphons v. Liguori war das letzte Buch, in dem er gelesen; man fand es bei ihm mit allen Zeichen eines langen und wiederholten Gebrauches.

O'Connell starb noch am nämlichen Tage, Samstag, den 15. Mai 1847, Abends um halb 10 Uhr. Wie es ihm nicht vergönnt war, an seinem Volke das Werk zu vollenden, das er sich vorgenommen, ebenso war es ihm

auch nicht beschieden, das Ziel seiner letzten Wallfahrt auf Erden zu schauen. Sein Tod war ruhig und friedlich; er starb, die Namen des Erlösers und seiner heiligsten Mutter anrufend, in dem der seligsten Jungfrau geheiligten Monat, ihrer mächtigsten Fürbitte in frohem Glauben gewiß.

Millionen seiner Nebenmenschen hatte er befreit von den harten Zurücksetzungen und Beschränkungen, in deren Fesseln eine Zeit voll blutigen Fanatismus sie um ihrer Religion willen geschlagen hatte; Gott wird, so dürfen wir hoffen, seiner Seele ein gnädiger Richter gewesen sein.

Tag und Nacht wachten und beteten gläubige Katholiken an seiner Bahre, denn die katholische Kirche verläßt die Ihrigen auch im Tode nicht; Tag und Nacht umringten die Sterbestätte des großen Todten fromme Ordensleute, und riefen zu Gott empor für die Ruhe seiner Seele. Dann wurde der Leichnam in der Kirche S. Maria delle Vigne beigesetzt, wo auch das Todtenamt gehalten ward.

Es war O'Connells letzter Wunsch gewesen, daß sein Herz in Rom, sein Leib in Irland ruhen möge. Dieser Wunsch sagt so schön und vollständig fast Alles, was im Großen und Ganzen über den Mann zu sagen ist. Und er sagt zugleich auch Alles, was über das Verhältniß des Katholiken zur Kirche und zum Vaterland, zur irdischen und himmlischen Heimath gesagt werden kann. O'Connell hatte gewiß sein Vaterland so heiß geliebt, wie nur ein stürmisches, phantasievolles und lebenskräftiges irisches Herz zu lieben vermochte; die unendlichen Leiden und Drangsale seines unglücklichen Volkes, die es seit Jahrhunderten erduldet, waren seinem Geiste bis in's Kleinste gegenwärtig gewesen, und er hatte es sich zur einzigen Lebensaufgabe

gemacht, dieses Volk auf die Höhe menschenwürdiger Zustände zu führen. Und gleichwohl — mein Herz nach Rom! — Die Anhänger des ausschließlichen und religionslosen Staatsthums werden, obgleich ihre Herzen nicht in Rom zu ruhen wünschen, sehr lange Zeit brauchen, bis sie auch nur einen einzigen Patrioten heranziehen, wie O'Connell war.

Das in einer Urne ruhende Herz des großen Iren wurde durch seinen Sohn Daniel, in Begleitung des Dr. Miley, nach Rom gebracht. Monsignore Cullen, der jetzige Cardinalerzbischof, stellte die Beiden dem heiligen Vater vor.

„Da ich nicht so glücklich war, den Helden der Christenheit umarmen zu dürfen", rief Pius der Neunte aus, „so lasset mich wenigstens seinen Sohn umarmen. Mit der größten Theilnahme habe ich den Bericht über seine letzten Augenblicke gelesen; sein Tod war ein wahrhaft gottgesegneter."

O'Connells Todtenfeier wurde in Rom mit großartigem Pompe abgehalten; Künstler aus allen Fächern waren eine volle Woche hindurch mit den Vorbereitungen beschäftigt. Bei der Feierlichkeit selbst, welche in der Kirche St. Andreä stattfand, nahmen die Studenten des irischen Collegiums die vordersten Plätze ein. Bezeichnend für die Auffassung, welche der heilige Stuhl von O'Connells Leben und Wirksamkeit hegte, waren die Stellen der heiligen Schrift, mit welchen die Wände der Kirche geschmückt waren. Man las:

> „Das Geschrei der Söhne Israels ist zu mir gekommen, und ich habe gesehen die Bedrängniß, mit der die Aegypter sie bedrängen. So gehe jetzt hin; ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Söhne Israels aus Aegypten führest." (2 Mos. 3, 9. 10.)

„Und Gott gab ihm Weisheit und Verstand in reichem Maße, und Größe des Herzens.“ (3 Kön. 4, 29.)

„Gerechtigkeit zog ich an, und sie mich; wie Gewand und Kopfschmuck war mir das Recht. Augen war ich dem Blinden, Füße dem Lahmen ich.“ (Job 29, 14, 15.)

„Einen größern Beweis von Liebe kann Niemand geben, als wenn er sein Leben für seine Freunde läßt.“ (Joh. 15, 13.)

und noch mehrere andere, in gleich sinnvoller Weise gewählte Stellen.

Der 28. und 30. Juni waren die Tage, an welchen das Rom der Päpste feierlich für O'Connells Seele betete. Der berühmte Kanzelredner Pater Ventura hielt die Trauerrede, welche als ein Meisterstück betrachtet wird. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens ein paar kürzere Stellen aus derselben hier mitzutheilen.

„Nie fühlte ein König für sein Volk, nie ein Feldherr für sein Heer, nie ein Herrscher für seine Unterthanen, oder ein Hirte für seine Heerde, ja kaum ein Vater für seine Kinder eine tiefere, zärtlichere, sorgsamere oder großmüthigere Liebe, als O'Connell für seine geliebten Landsleute empfand. Er liebte nur sie, er lebte, er athmete nur für sie.“

Und im ferneren Verlauf zeichnet er irische Zustände mit folgenden beredten Worten:

„Wen sehe ich dort, wie er, zitternd und zagend, mit stockenden Schritten zur Wahlurne sich naht? Es ist ein unglücklicher Pächter und Familienvater; er war im Schuldthurm eingekerkert, und sein Gläubiger, der Grundherr, hat ihm mit grausamem Mitleid die Freiheit geschenkt unter der Bedingung, daß er gegen O'Connell stimme; die Liebe zur trostlosen, verlassenen Familie hat das Pflichtgefühl gegen sein Vaterland und dessen Befreier überwältigt, und der Mann ist nun bereit, zu stimmen, wie man es von

ihm verlangt. Doch welchen Ruf einer Frauenstimme vernehme ich da? „Unglückseliger Mann, was willst Du thun? Denk' an Deine Seele und an Deine Freiheit!" O Frau! Es war die Stimme seines Weibes, das den Sieg O'Connells der Befreiung ihres Mannes, der Rettung ihrer eigenen Kinder vorzog. Der Klang ihrer Stimme brachte den unglücklichen Mann wieder zu sich und vergessend, daß er Gatte und Vater sei, erinnerte er sich nur, daß er Bürger war. Er gab seine Stimme für den Befreier ab, und kehrte ruhig in sein Gefängniß zurück. Reißend verbreitete sich das erhabene Wort seiner hochherzigen Frau von einem Ende der Insel der Heiligen bis zum andern. Es wurde in Erz eingegraben, und auf die Banner der damals bestehenden katholischen Vereinigung geschrieben. Und mit vollem Rechte; denn dieses Wort erzählte in aller Kürze die ganze Geschichte dieses heldenmüthigen Volkes, und drückte die Gefühle des ächten, unverfälschten irischen Herzens aus, das seit drei Jahrhunderten Alles geopfert hat für seinen Gott und für sein Vaterland, für Religion und für Freiheit.

Und nun stelle man sich vor, ob solch' ein Volk es zugeben konnte, daß sein Befreier, der Vater des Vaterlandes, der seinem Irland all' seine Privatvortheile, die Einkünfte seines Berufes und die Ruhe seines Lebens zum Opfer gebracht hatte, von seinem Land nicht unterstützt werde. Das Volk von Irland ist zwar das katholischste, das sittlichste, muthigste und edelste Volk, das man finden kann, aber auch das ärmste und verlassenste; wenn es durch die angestrengteste, mühseligste Arbeit sich nur die nöthigen Kartoffeln verschaffen kann, um knapp das Leben zu fristen, so ist es mehr als befriedigt, so ist es glücklich. Und dennoch, o du edles Volk! wie willig hast du dich des letzten

Bissens beraubt, um dein Scherflein darzubringen zu dem Tribut deines Befreiers, einem Tribut, der sich nach und nach bis auf die Summe von 100,000 Kronen jährlich steigerte!

Auf den Grund dieses freiwilligen Nationaltributs hat protestantischer Uebermuth ihm den Namen „Bettlerkönig" beigelegt. Armselige, bemitleidenswerthe Thorheit, die ihn zu verhöhnen gedachte und in Wahrheit auf's Höchste geehrt hat. Denn, welche Herrschaft ist schöner als jene, deren Tribut nicht aus widerwilliger Furcht, sondern aus freiem, liebebegeistertem Opfermuth entspringt? Welche Herrschaft ist ruhmvoller als jene, deren Schwert die Feder, deren Geschütz die Zunge ist, deren Höflinge die Armen, deren Leibwächter die liebenden Herzen des Volkes sind? Welche Herrschaft ist wohlthätiger als jene, die, weit entfernt, Thränen fließen zu machen, solche nur trocknet, die, weit entfernt, Blut zu vergießen, es stillt, die kein Leben opfert, nur Leben rettet, das Volk nicht erniedrigt, sondern aus dem Staube erhebt, keine Ketten schmiedet, sondern nur entzweibricht; die beständig nur Ordnung, Frieden und Eintracht erhält, ohne den mindesten Angriff auf die Freiheit zu wagen? Wo ist der Monarch, der nicht sich selbst glücklich preisen müßte, also zu herrschen? Von solch' einer Herrschaft mögen wir mit Wahrheit sagen, was von Salomo gesagt wird — daß Nichts ihrer Größe, ihrem Glanze, ihrem Ruhm und ihrer Herrlichkeit gleichzukommen vermag: Rex pacificus magnificatus est super omnes reges terrae."

Und Pater Ventura schloß:

„Mit den heiligen Namen Jesus und Maria erloschen endlich die Laute jener mächtigen Stimme, welche den Erdkreis bewegt und erschüttert hatte; und dann schwebte gen Himmel der große und glänzende Geist, welcher die Bewun-

derung der Welt auf sich gezogen hatte. Nicht war es ihm vergönnt, in irdischer Hülle zu erscheinen in Rom. Aber er kam hierher im Geiste, und durch seine zärtliche Liebe ist er auch gewissermaßen hier gestorben. Denn sein letzter Wille war: „mein Leib nach Irland, mein Herz nach Rom, meine Seele gen Himmel". Welche Vermächtnisse, welch' letzte Verfügungen sind dieß! Welch' erhabeneres und zugleich frömmeres Testament läßt sich denken! Irland ist sein Vaterland, Rom ist seine Kirche, im Himmel ist sein Gott. Gott, die Kirche, das Vaterland, oder mit anderen Worten die Herrlichkeit Gottes, die Freiheit der Kirche, die Wohlfahrt seines Vaterlandes, dieß waren die großen Endziele aller seiner Handlungen, dieß die edlen, die einzigen Gegenstände seiner Liebe. Er liebt sein Vaterland, und darum hinterläßt er ihm seinen Leib, noch mehr liebt er seine Kirche, und er vermacht ihr sein Herz; noch mehr als die Kirche liebt er seinen Gott, und ihm empfiehlt er seine unsterbliche Seele!" —

Erst im August 1847 wurden O'Connells sterbliche Ueberreste nach Irland gebracht, und in Dublin mit beinahe königlichen Ehren empfangen. Auf dem Sargdeckel waren folgende Worte eingegraben:

Daniel O'Connell,<br>
Hiberniae Liberator,<br>
ad limina Apostolorum pergens<br>
Die XV. Maii, anno MDCCCXLVII<br>
Genua obdormiit in Domino:<br>
Vixit annos LXXI, menses IX, dies IX.<br>
R. I. P.

Tausende folgten ihm zur letzten Ruhestätte, fünf kirchliche Würdenträger assistirten dem Traueramt. Seine

Denkmäler stehen in Stein und Erz im irischen Collegium zu Rom und auf dem Friedhof zu Dublin; aber sein bestes und dauerhaftestes Denkmal lebt in den Herzen des Volkes, für das er lebte und starb, und das ihn liebt und verehrt mit unauslöschlicher Dankbarkeit.

---

## Schlußbetrachtung.

Nachdem wir den merkwürdigen Mann, auf welchen so lange Zeit die Augen der Welt gerichtet waren, von seiner Wiege bis zu seinem Grabe begleitet haben, wird es an der Zeit sein, aus dem Erzählten noch einige allgemeinere Lehren zu ziehen, und an dasselbe einige kurze Betrachtungen mit Rücksicht auf die Gegenwart anzuknüpfen.

Es ist wohl nicht ein blinder Zufall, daß gerade in unsern Tagen und namentlich im deutschen Reich die Erinnerung an O'Connell wieder allgemeiner und lebhafter wird. Es war auch kein Zufall, daß diese Erinnerung im großen Strom jener Ereignisse, welche schon das nächste Jahr nach O'Connells Tod über Europa brachte, ziemlich rasch zu verschwinden schien. Beide Erscheinungen hatten wohl darin ihren Grund, daß in den zwanzig Jahren nach Niederwerfung der Revolutionen des Jahres 1848 die katholische Kirche sich in Preußen und Deutschland eines verhältnißmäßigen Friedens und einer anständigen Behandlung wenigstens im Allgemeinen zu erfreuen hatte. Unter so günstigen Verhältnissen verlor man in den größern Kreisen des Lebens das Verständniß für solche Kämpfe, wie O'Connell sie geführt hatte. Die monarchischen Staatsgewalten Europa's schienen wenigstens in dem Jahrzehnt vor 1859 im Allgemeinen von der Ueberzeugung erfüllt zu sein, daß

die positive Religion eine nothwendige Grundlage der staatlichen Autorität und des Völkerglücks sei, daß sie aber außerhalb der geschichtlich gewordenen Kirchen in greifbarer Weise nirgends zu finden sei. Es fehlte zwar nicht an kleineren Grenzstreitigkeiten, aber an einen Kampf auf's Messer schien doch beiderseits Niemand zu denken. Ja sogar, als das Haupt der katholischen Kirche durch Verkündung des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß einen thatsächlichen Gebrauch von der ihm zukommenden lehramtlichen Irrthumsfreiheit machte, und als der heilige Stuhl die Irrthümer der Zeit im Syllabus verurtheilte, fiel es keiner Staatsgewalt auf der weiten Welt ein, die katholische Religion oder die ihren Zwecken dienenden kirchlichen Einrichtungen staatsgefährlich zu finden. Es fiel daher auch keinem Menschen ein, daß die Staatsgewalt einen grundsätzlichen, offen eingestandenen Kampf gegen eine Kirche unternehmen werde, welcher, mag man nun hierüber erfreut oder betrübt sein, trotz aller Religionslosigkeit der Zeit noch ein großer Theil des deutschen Volkes thatsächlich mit Leib und Seele angehört. Seit zwei Jahren ist dieß alles anders geworden. Es ist nicht meine Aufgabe, hier zu untersuchen, wie dieß gekommen sei, oder wo etwa auf beiden Seiten Fehler begangen wurden. Gewiß ist so viel: Wir hören es jeden Tag und mehr als zur Genüge von beiden Seiten versichern, daß es einen Kampf auf's Aeußerste gelte. Es soll nun zwar von mir keineswegs behauptet oder vorausgesagt werden, daß es im Verlaufe dieses Kampfes von Seiten der Staatsgewalt zu solchen Strafgesetzen und blutigen Verfolgungen gegen die kirchentreuen Katholiken kommen werde, wie wir sie in unserer Einleitung von Seiten Englands gegen Irland kennen gelernt haben. Das sei ferne. Allein gleichwohl läßt sich die Thatsache nicht bestreiten, daß schon jetzt deutsche Reichs-

bürger ohne gerichtliches Urtheil aus ihrem Vaterlande verbannt sind, und daß schon jetzt gewissen katholischen Priestern deutscher Nationalität die Ausübung ihres Berufs und die Spendung der katholischen Sakramente im deutschen Reich verboten ist. Auch war es ein sehr bezeichnender und zugleich ein sehr beunruhigender Umstand, daß der deutsche Reichskanzler in einer Antwort an englische Protestanten die Behauptung aufstellte, gerade dieses England sei seit Jahrhunderten als ein Bollwerk nicht nur der bürgerlichen, sondern auch der religiösen Freiheit mit Recht betrachtet worden, während es doch zweifellos geschichtlich feststeht, daß religiöse Verfolgungssucht nirgends in so üppiger Blüthe stand, wie gerade in England. Fürst Bismarck hat bei der fraglichen Aeußerung an die blutigen Strafgesetze Englands gegen Irland wohl nicht gedacht. Vielleicht wäre es aber weise gewesen, zu überlegen, ob nicht andere Leute daran denken werden. Jedenfalls ist Beunruhigung vorhanden; besorgte Blicke sind seither über den englischen Kanal geworfen worden, und man fragt sich, ob es uns denn vorbehalten sei, wenn auch nicht die gleichen, so doch ähnliche Dinge in der Zukunft durchzukämpfen, wie sie unsere katholischen Brüder in England und in Irland wohl für alle Zeiten überstanden haben.

So ist man denn vielleicht in manchem einsamen Studierzimmer von Neuem und in erhöhtem Maße auch auf O'Connell wieder aufmerksam geworden; man sucht die Gründe seines Kampfes und seiner Siege zu begreifen, man sucht an seinem Beispiel zu lernen, was immer für unsere Verhältnisse brauchbar ist.

Ich mache nicht im Entferntesten Anspruch darauf, in erschöpfender Weise zu zeigen, wie lehrreich O'Connells Geschichte überhaupt und insbesondere in der gegenwärtigen

Zeitlage ist. Ja es könnte mir nichts Angenehmeres begegnen, als wenn recht viele Leser aus dem vorliegenden Stoff einen weit reicheren Gewinn zu ziehen vermöchten, als ich ihnen hiezu Anleitung zu geben im Stande bin. Gleichwohl sei es mir vergönnt, wenigstens einige Wahrheiten, die mir aus O'Connells Leben besonders einleuchtend hervorzutreten scheinen, in kurzen Zügen zu entwickeln.

1.

Der Grund, weßhalb O'Connell ununterbrochen während einer langen Reihe von Jahren einen bis an's Wunderbare mächtigen Einfluß über sein ganzes zahlreiches Volk ausübte, lag nicht ausschließlich im Katholicismus und auch nicht ausschließlich in der Nationalität, sondern er lag in der glücklichen Verbindung dieser beiden Elemente. Englands größte Thorheit war es, den Irländern außer der angelsächsischen Herrschaft auch noch den Protestantismus mit Gewalt aufdrängen zu wollen. Förmlich verrannt in den Gedanken einer Alles beherrschenden Staatseinheit haben die englischen Staatsmänner auf diesem Wege ihrem Vaterland eine Wunde geschlagen, an der es unter Umständen recht wohl verbluten kann. Denn der ohnedieß ernsthafte Gegensatz zwischen der irischen und sächsischen Race wurde durch die religiöse Verfolgung zu einem solchen Grade unversöhnlicher Feindschaft gesteigert, daß voraussichtlich für alle Zukunft eine Heilung nicht möglich sein wird. Irlands Fall ist ein neues Beispiel für die alte Wahrheit, daß es immer eine schlechte und auf die Dauer unhaltbare Politik ist, eine Nation in ihrer religiösen Ueberzeugung zu verletzen und zu empören. Die Hoffnung, daß nach Besiegung des Feindes auf den Gräbern der Friede erblühen werde, geht erfahrungsgemäß nicht in Erfüllung,

sondern es geschieht das gerade Gegentheil. Wer immer eine so verkehrte Politik einschlägt, der mag es sich selbst zuschreiben, wenn am Ende auch die Religion politisch wird, und aus der Nationalität Widerstandskräfte für ihre Zwecke saugt. Dieß war ganz genau O'Connells Fall; Irland war politisch geknechtet und religiös verfolgt. Wer es daher verstand, die Eigenschaften des Iren mit jenen des Katholiken in hervorragendem Grade zu vereinigen, der konnte gewiß sein, daß ihm dieses leicht bewegliche und entzündbare, von England in den Staub getretene und von der ganzen Welt verlassene Volk auf allen seinen Wegen mit blinder Hingebung folgen werde.

## 2.

Das vorzüglichste Mittel, dessen sich O'Connell sowohl zur sittlichen Hebung der Bevölkerung, als bei seinem Kampfe gegen die englische Staatsgewalt bediente, war die Vereinsthätigkeit. Auch in dieser Beziehung hat sich die gerühmte englische Freiheit, deren Werth und Bedeutung ich sonst gewiß nicht unterschätzen will, nicht vollständig bewährt. Denn O'Connell hat während einer politischen Laufbahn, die nahezu ein halbes Jahrhundert umfaßte, kaum irgend einen Verein gegründet, der nicht von Regierung oder Parlament, oder von beiden verboten, aufgelöst oder sonst verfolgt worden wäre.

Das kann man auf dem Festland, ohne die englische Freiheit, auch. Allein O'Connell hat diesen Verfolgungen gegenüber den Beweis geliefert, daß eben die Vereinsthätigkeit einer in ihren heiligsten Ueberzeugungen ebenso einigen als schwer gekränkten Bevölkerung geradezu unüberwindlich ist. Die irischen Katholiken haben bei jeder gegen O'Connells Vereine ergriffenen Maßregel der Regierung oder

der Gesetzgebung unbedingten Gehorsam geleistet. Sie waren hierin ebenso treu den Geboten ihrer heiligen Kirche, als gehorsam den Befehlen ihres großen Führers. Auch waren sie zu klug und namentlich zu praktisch, um sich auf die stets gefahrvolle Erörterung des an sich absolut wahren Grundsatzes einzulassen, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen; eines Grundsatzes, der sich von selbst versteht, bei dem aber schließlich Alles darauf ankommt, von wem eigentlich der Mensch und die Staatsgewalt die Befehle Gottes zu empfangen hat. Nirgends finde ich in O'Connells Leben, auch nicht in den schwersten Kämpfen und Bedrängnissen, eine Erörterung über solche theoretische Allgemeinheiten. Statt dessen suchte er immer neue Formen des Vereinslebens ausfindig zu machen; wenn ein Verein verboten wurde, so gründete er einen neuen, der noch nicht verboten war; und unter jeder, auch der harmlosesten Form war es immer wieder die Gesammtheit, die Vereinigung der irischen Katholiken, welche der englischen Regierung unbesiegt und unbesiegbar gegenüber stand. Alle und jede Vereinigung der Menschen läßt sich nicht verbieten. Das 19. Jahrhundert mag noch gar Mancherlei zu wünschen übrig lassen, allein soweit sind wir doch hoffentlich in der Civilisation voran, daß gemeinsame Wohlthätigkeit, gemeinsame Unterhaltung, gemeinsames Spazierengehen und noch gar viele andere gemeinsame Dinge und Handlungen gleichgesinnter Menschen nicht mit Feuer und Schwert vertilgt werden können. Kaum eine russische Regierungsgewalt reicht so weit, als die Phantasie eines zum Widerstand entschlossenen Volkes. Es kommt Alles nur darauf an, daß wirklich die gemeinsame Ueberzeugung fest und unerschütterlich begründet ist. Außer diesem Erforderniß aber ist am meisten daran gelegen, daß an der Spitze Männer

stehen, welche nicht nur volle Entschiedenheit der Gesinnung besitzen, sondern auch von jeder Unvorsichtigkeit, Unklugheit und Uebertreibung sich ferne zu halten verstehen. Diese beiden Voraussetzungen trafen bei dem irischen Vereinsleben unter O'Connells Leitung in erwünschtester Weise zusammen. Daher kam es, daß O'Connell jene beispiellose Macht entwickeln konnte, vor welcher die Sieger von Waterloo nachzugeben sich gezwungen sahen.

3.

Ein weiterer hervorragender Grund, weßhalb O'Connell so mächtig und wenigstens bis zum Höhenpunkte seines Lebens unüberwindlich war, lag in der beständigen und ungetrübten Einigkeit zwischen dem irischen Klerus und den Laien. Irlands Bischöfe und Priester hatten in treuer und geduldiger Selbstverläugnung Jahrhunderte der schwersten Verfolgungen und der bittersten Armuth gemeinsam mit ihrem Volke durchgekämpft. Sie waren diesem Volke so treu ergeben, daß sie die ihnen von der englischen Regierung in Aussicht gestellte Staatsbesoldung einstimmig ausschlugen. Lieber wollten sie auch fortan in abhängiger Armuth von dem Almosen ihres armen Volkes leben, als daß das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen beiden Elementen der Kirche durch das Gold und durch den Einfluß der Staatsgewalt, und namentlich einer protestantischen Staatsgewalt, gelockert werden sollte. Auf der andern Seite war aber auch Irlands katholisches Laienvolk seinem Klerus mit solcher Ergebenheit zugethan, daß es vorzog, lieber die so lang und schmerzlich ersehnte bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Katholiken noch auf eine unbestimmte Reihe von Jahren hinausgeschoben zu sehen, als der Staatsgewalt unter der Form

des Veto einen maßgebenden Einfluß auf die Besetzung der Pfründen und Bischofsitze zu gestatten. In diesen beiden Fragen bewährten Irlands Priester und Laien einen hohen Grad von Einsicht in die wahren Lebensinteressen der Kirche. Es wird immer ein Hauptangriffsmittel aller katholikenfeindlichen Staatsgewalten sein, den Klerus in Revolutionszustand gegen seine Obern zu setzen und ihn andererseits von dem gläubigen Volke zu trennen, ihn unter dem Vorwand höherer Bildung oder finanzieller Besserstellung unter den maßgebenden Einfluß der Regierungskreise zu beugen. Das Vertheidigungssystem der Kirche kann, ihrem übernatürlichen und göttlichen Charakter zufolge, nur darin bestehen, daß sie Priester und Laien lehrt, nöthigenfalls mit Opfermuth und Entsagung auf alle weltlichen Vortheile das kirchliche Leben auf der nämlichen Grundlage einzurichten, auf welcher es in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung beruhte, nämlich auf der Grundlage der Freiwilligkeit. Diese gibt zugleich die größte Gewähr für die wahre Innerlichkeit. Wo aber ein solches oder ähnliches Verhältniß zwischen Laienstand und Klerus herrscht, wie wir es in Irland gesehen haben, da sind alle, auch die durchdachtesten, geschicktesten und kraftvollsten staatlichen Versuche, die Macht und den Einfluß der katholischen Kirche über die Gemüther der Menschen zu brechen, nach der Natur der Sache wie nach der geschichtlichen Erfahrung rein vergeblich.

4.

Die Geschichte Irlands vor und unter O'Connell zeigt uns an einem der glänzendsten Beispiele, daß die Universalität der katholischen Kirche die Völker keineswegs unpatriotisch macht, sondern im Gegentheil diesem Patrio-

tismus erst die rechte Festigkeit, Tiefe und Lebenskraft verleiht. Denn kein uns bekanntes Volk der Erde hat, nicht bloß für seine Religion, sondern auch für seine Nationalität so furchtbar und so standhaft gelitten, wie das irische. Um dieß recht einzusehen, muß man seine Blicke nicht einschränken auf die uns zunächst liegenden Jahrhunderte seit der Reformation, sondern man muß sich gegenwärtig halten, daß seit dem Jahr 1172 der erbitterte Kampf um die Vernichtung des celtischen Stammes gedauert hatte. Damals waren Jahrhunderte lang die Celten und die von ihnen jetzt noch „Sassenachs" genannten Feinde im Glauben vereinigt. Beide waren römisch-katholisch, und gleichwohl fanden die Iren in der angestammten Liebe zu dem heimischen, wenn auch noch so unvollkommenen Staats- und Stammes-Leben die Kraft zu dem andauernden, mit heldenmüthiger Beharrlichkeit durchgeführten Kampfe gegen das damals an geistiger Bildung ihnen weit überlegene Nachbarvolk. Die Iren haben ohne Zweifel ihre großen Fehler, wie alle Menschen und Völker; aber seit ihrer frühesten Urgeschichte findet sich bei ihnen beständig der Charakterzug, daß Alles, *was das Volk bewegt, zur Religion wird*. So schon im heidnischen Leben; so in ihrer Poesie, in ihrer reichen und herrlichen Musik; so noch in diesem Jahrhundert bei der Mäßigkeitsbewegung. Auch der irische Patriotismus war seit den frühesten Zeiten religiös; *darum ist er so fest*. O'Connell war auch hierin der getreue Ausdruck seines Volkes; daß er ein aufrichtiger irischer Patriot war, haben auch diejenigen seiner Freunde und Feinde nicht bezweifelt, welche, unbekannt mit Geist und Wesen der katholischen Kirche, seine Religiosität für eine Comödie hielten. Und umgekehrt waren die Seinigen, bei welchen sich der Patriotismus von selbst ver-

stand, ganz fest überzeugt, daß auch der Katholicismus ihres großen Hauptes auf innerster Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit beruhe.

Es ergibt sich schon aus diesem gegenseitigen Verhältniß, daß die katholische Gesinnung eines Volkes unter den Händen einer weisen, nicht von Leidenschaft verblendeten Regierung einer der mächtigsten Hebel politischer Dauerhaftigkeit und politischen Gedeihens sein muß. Die Regierung eines paritätischen Staates hat allerdings einen schwierigen Standpunkt; allein auch sie hat im Großen und Ganzen die Sache in ihrer Hand, wie unter andern das Beispiel Preußens gezeigt hat. Man behandle die katholische Kirche freundlich, und man wird ihre Gläubigen mit den festesten Banden auch an eine protestantische Dynastie knüpfen. Wer aber die Ueberzeugung einer katholischen Bevölkerung gewaltthätig von sich stößt, statt sie in Liebe dem politischen Gemeinwesen zuzuwenden, der beraubt sich selbst all' der moralischen Hülfsquellen, welche in dem entgegengesetzten, richtigen Verhältniß begründet sind, und es kommt ganz gewiß einmal, früher oder später, die Zeit, wo sich die Folgen solch' verkehrten Handelns zeigen. Denn wer Wind säet, der erntet nicht Frieden, sondern Sturm. Auch England sagte Jahrhunderte lang: Vorerst beugt euch, nachher wollen wir Frieden halten. Es hat seinem Gegner unendlich viel Böses zugefügt, jedoch vielleicht sich selbst noch mehr. Aber es gibt auch Menschen, die weder Zeit, noch Lust haben, aus der Geschichte zu lernen.

## 5.

Ungeachtet seiner großen auf Religion und Vaterlandsliebe, Priester- und Laienstand, Vereinsleben, Volksgeist und Nationalcharakter gegründeten, beispiellosen Macht über

die Irländer, blieb O'Connell gleichwohl auch in den schwersten Versuchungen seines politischen Lebens, namentlich auch in den herben Prüfungen der Jahre 1843 und 1844 unerschütterlich dem Grundsatze treu, welchen ich wiederholt im Laufe meiner Darstellung als seinen Leitstern hervorgehoben habe, dem Grundsatze der gesetzlichen und friedlichen Agitation. Wir haben gesehen, daß er hiebei nicht etwa bloß mit dem Instinkt eines mundfertigen Advokaten handelte, dem es bei Wortgefechten wohler ist als beim Gedanken an blutigen Kampf. Der Ire ist von Natur aus zu muthig; er ist kühn bis zur Verwegenheit, kraftvoll bis zur Rauflust, und O'Connell war ein Ire von heißem Blut und von gewaltig angelegter körperlicher Natur. Also war es nicht Mangel an Muth und nicht Mangel an Kraft, was ihn zurückhielt vom offenen, blutigen Schlachtfeld, was ihn abhielt, die Fahne der gewaltsamen Trennung Irlands von England aufzupflanzen. Es war im Gegentheil seine Kenntniß der irischen Geschichte, seine Einsicht in die Mängel und Gebrechen des eigenen Volksthums, und die aus dieser vernünftigen Erkenntniß hervorgehende sittliche Selbstbeherrschung, die ihn nöthigte, der Mann des Friedens und des Gesetzes zu sein und zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, daß er die Liebe und Anerkennung eines Theils der Seinigen verlieren sollte. O'Connell hatte gewiß Recht, indem er so handelte; er hatte so gewiß Recht, als diejenigen irischen Parteimänner Unrecht hatten und haben, welche sich in neuester Zeit, sei es unter dem Namen des Fenianismus oder ohne diesen Namen, zu Gewalthandlungen und folgeweise zu Verbrechen haben hinreißen lassen. Vor Allen die Kämpfer der katholischen Kirche sind darauf hingewiesen, auch durch die äußersten Maßregeln der Staatsgewalt sich in keinem Falle abwen-

dig machen zu lassen von der strengsten Gesetzlichkeit des Handelns. Denn wer behauptet, die unbedingte göttliche Wahrheit zu kennen und zu besitzen, der muß sich dieses Kleinods so würdig zeigen, als menschliche Gebrechlichkeit dieß überhaupt möglich macht; und wir Katholiken dürfen von der heiligen Kirche Gottes nur so lange sprechen, als unser eigenes Thun unsträflich bleibt.

6.

Ich habe schon früher gelegenheitlich erwähnt, daß fast die gesammte liberale Zeitgenossenschaft sich in Bewunderung O'Connells kaum zu fassen wußte. Noch in neuester Zeit haben sich die Männer derjenigen Geistesrichtung, welche sich mit viel Selbstbewußtsein und wenig Bescheidenheit die „deutsche Wissenschaft" zu nennen beliebt, von dieser ausnahmsweisen und höchst regelwidrigen Anerkennung eines gläubigen katholischen Agitators noch nicht vollständig erholt. Es sei mir erlaubt, zum Beweis dieser Behauptung einige Sätze hier anzuführen, welche Bluntschli in seinem und Braters „deutschem Staats-Wörterbuch", VII. Bd., S. 339, über O'Connell zu sagen für gut gefunden hat:

„Niemals hat die Geschichte eine glänzendere Erscheinung eines friedlichen Volksführers gezeigt, als in dem Leben O'Connells, des Befreiers der Iren. Als bloßer Privatmann hat er bei seinem Volke die Autorität eines fast absoluten Königs erworben. Das verachtete Irland wurde von den Strahlen seines Ruhmes beleuchtet, die geknechteten Iren wurden durch ihn zu dem Gefühl der Ebenbürtigkeit mit ihren Unterdrückern emporgehoben. Er schuf aus dem Nichts eine lawinenartig anwachsende gewaltige Volkspartei. Seine Agitation bewegte Millionen, die auf

jedes seiner Worte lauschten, die jedem seiner Winke folgten. Er unternahm als moderner Volkstribun den Kampf wider die mächtigsten und politisch geübtesten Gegner, und errang die größten Erfolge. Er schlug im parlamentarischen Kampfe die stolze und harte Aristokratie Englands und nöthigte sie, gerecht zu werden gegen sein Vaterland. Und dabei verwarf er alle Mittel der brutalen Gewalt, zu der die aufgeregten Fürsten und Völker so rasch zu greifen gewohnt sind; er bändigte und zähmte die Volksleidenschaften, während er sie aufrief und als mächtige moralische Kräfte benutzte. Seine Heere waren die freien Vereine und die großen Volksversammlungen, seine Waffen das lebendige Wort und die friedlichen Resolutionen. Seit Perikles hat wohl Keiner in dem Grade in seiner Person alle nationalen Gefühle und Gedanken so vollendet dargestellt, ohne eine Amtsgewalt anzusprechen, und ohne die moralische Gewalt, die ihm von der Liebe seiner Mitbürger vertraut worden, je zu mißbrauchen. Es hat wohl größere Staatsmänner, aber es hat keinen größeren und reineren Volkstribun gegeben als ihn."

Ich bin mit diesen schönen und wahren Worten Bluntschli's nicht nur vollkommen einverstanden, sondern es will mir auch scheinen, daß ich selbst in dieser ganzen Schrift im Wesentlichen durchaus nichts Stärkeres zu O'Connells Lob gesagt habe.

Nun entsteht aber für Bluntschli und seine Gesinnungsgenossen die große Verlegenheit, daß O'Connell ein ganz entschieden gläubiger Katholik war. Niemand hat es gewagt, ihn der durch sein ganzes Leben fortgeführten religiösen Heuchelei und Lüge zu beschuldigen. Auch wäre es, schon rein menschlich betrachtet, ganz unmöglich, daß ein niederträchtiger Heuchler gleichzeitig so rein und edel sein

könnte, wie selbst Bluntschli unsern Helden schildert. Also gläubig war er, glaubte eine Religion, die den Herren Bluntschli und Genossen eine Thorheit ist, weil sie dieselbe nicht kennen und weil es bei ihnen zur „Wissenschaftlichkeit" gehört, die größte Erscheinung der Weltgeschichte nicht kennen zu wollen. Der Mann glaubte eine Religion, die thöricht und staatsgefährlich ist, und doch war er so geistreich, so patriotisch. Wie ist hier abzuhelfen? Hören wir Bluntschli's Versuch (a. a. O. S. 344):

„Die Grundsätze, von denen er ausging, die Mittel, die er gebrauchte, die Ziele, die er anstrebte, waren durchaus nicht religiöse, wenn gleich er vorzugsweise für die Rechte der Katholiken in Irland kämpfte und persönlich seiner Kirche zugethan war. Sie waren ganz und gar von rechtlicher und politischer Natur. Weil die Katholiken unterdrückt waren, so nahm er sich ihrer Sache an, nicht weil die Sache eine katholische Färbung hatte. Er verschmähte es durchaus nicht, mit den Protestanten sich zu verbünden, wenn diese sich herbeiließen, auch den Andersgläubigen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn endlich in England das Princip der religiösen Freiheit durchgeführt und allen Confessionen Rechtsgleichheit eingeräumt wurde, so war seine Agitation für diesen Fortschritt der mächtigste Hebel."

Daran ist nur so viel wahr, daß England wie Irland den Sturz der protestantischen Bigotterie und Staatsomnipotenz dem großen irischen Manne zu verdanken haben, und daß er in diesem Kampfe den Bund mit gerechten und vernünftigen Protestanten ebenso wenig verschmähte, wie die deutsche Centrumsfraktion den Bund mit einem Manne wie v. Gerlach verschmäht. Alles Andere aber ist grund-

falsch, und Bluntschli ist nur deßhalb genöthigt, so große Verkehrtheiten zu behaupten, weil sein oberster Grundsatz sich ungeschädigt aus der Verlegenheit ziehen soll, der Grundsatz nämlich, daß eine kirchlich-politische Partei ein Uebel, ein Irrthum, eine Staatsgefahr und ein regierungsunfähiges Wesen sei. (Vgl. seinen Artikel „Ultramontanismus" im gleichen Werke, X. Bd., S. 638 ff.) Allein dem Manne kann nicht geholfen werden. Man muß entweder die volle Berechtigung der strengkatholischen Partei in allen Ländern, wo Katholiken wohnen, zugeben, oder man muß alle und jede Freundschaft mit O'Connell aufgeben. Denn die thatsächliche Wahrheit besteht eben darin, daß er ein Ultramontaner der ächtesten Farbe war, und daß seine Mittel und Zwecke ganz vorzugsweise religiöse gewesen sind. O'Connell war so ultramontan, daß ihm wiederholt in seinem Leben die päpstliche Regierung nicht weit genug ging und nicht entschieden genug auftrat in der Geltendmachung der Rechte der Kirche; er war ganz durchdrungen von der jesuitischen Kirchenlehre, welche identisch ist mit der römisch-katholischen, und welche in Folge politischer Verhältnisse zuweilen selbst von Rom aus praktisch nicht so kann geltend gemacht werden, wie man sie in Rom allezeit verstanden hat. Ultramontan war auch O'Connells Lebenswandel. Keinen Schritt seines politischen Lebens hat er gethan, ohne vorher Kraft und Gnade zu suchen und zu finden in der Anwohnung beim heiligen Meßopfer und im Empfang der heiligen Sakramente. Er liebte und verehrte mit Begeisterung die Mutter Gottes, und trieb Politik, wie man sie treiben soll, auf den Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten. Da werden die Leidenschaften gebrochen, da wird Selbstbeherrschung errungen, da wird der Mensch gestählt und geheiligt. Aber O'Connell

beschränkte sich keineswegs auf diese persönliche Anhänglichkeit an seine Kirche, an ihre Lehren und Gebote, sondern in dem nämlichen Geist, nach welchem er selbst handelte, leitete er auch sein ganzes Volk. Für Irlands schwergekränkte Rechte wurde viel tausendmal das heilige Opfer dargebracht, wurden Gebete und neuntägige Andachten in allen Kirchen des Landes gehalten. Die Monatsrente des katholischen Vereins wurde an den Kirchthüren gesammelt, und wenn Irlands Volk unter O'Connells Leitung einer friedlichen Armee zu vergleichen war, so waren die katholischen Priester die Cadres. Es will mir fast bedünken, als ob dieß alles, Gebet und Opfer und priesterliche Hülfe und kirchliche Organisation, weniger zu den ausschließlich rechtlichen und politischen, als zu den wesentlich kirchlichen und religiösen Mitteln zu rechnen wäre. Aber auch seine Ziele, nicht nur seine Mittel waren durchaus nicht rein politisch. Er wollte nicht nur ein befreites Irland, sondern vor Allem ein Irland mit einer freien Kirche, und er würde für keine, auch nicht für die glänzendste politische Freiheit auch nur die kleinste Berechtigung der katholischen Kirche geopfert haben. Freiheit des katholischen Unterrichts, der katholischen Erziehung, mit einem Worte, die Freiheit der Kirche in allen ihren denkbaren Lebensäußerungen war ihm gerade so wichtig, wie die politische Emancipation und die Herstellung eines irischen Parlaments.

Dieß ist die thatsächliche Wahrheit, und wer das Gegentheil behauptet, der schlägt, bewußt oder unbewußt, der Wahrheit die Faust in's Gesicht.

Es hat also gerade O'Connell, indem er rechtlich und politisch all' das leistete, was Bluntschli mit gutem Grunde von ihm rühmt, und indem er zugleich in Gesin-

nung und Handlungsweise durchaus ultramontan war, den besten Beweis dafür geliefert, daß eine politische Partei nicht nur sehr füglich zugleich eine religiöse sein kann, sondern daß gerade die religiös- oder kirchlich-politischen Parteien die tiefsten Wurzeln haben und mit der nachhaltigsten Kraft ausgestattet sind. Der Grund hievon ist auch sehr leicht zu erkennen, wenn man sich nicht selbst die Augen zuhalten will. So lange es im Staatsleben Personen und Kräfte und Parteien gibt, die aus was immer für Gründen Lust zeigen, die religiöse Ueberzeugung Anderer in ihren Lebensäußerungen zu kränken und zu hemmen, ebenso lange werden sich mit der unwiderstehlichen Kraft eines Naturgesetzes diese Letzteren zusammenthun, um dem, was sie empört, entgegen zu wirken. Dann werden sie eine Partei sein, und der Staat wird mit ihnen zu thun haben, bis er entweder Recht und Gerechtigkeit hergestellt oder die Ueberzeugung der Widerstrebenden ausgerottet hat. Letzteres ist aber ein schweres Ding, wie man an Irland sehen kann. Die kirchlich-politische Parteibildung, mit einem Worte die katholische Volkspartei ist, weil sie auf den tiefsten und wichtigsten Beweggründen des menschlichen Herzens beruht, unter allen denkbaren Erscheinungen im Staatsleben die mächtigste und zukunftsreichste. Daraus folgt keineswegs das Verlangen, daß eine oder eine bestimmte Staatsregierung einer solchen Partei unbedingt nachgeben soll. Wohl aber folgt daraus der vernünftige Schluß, daß es weiser ist, mit im Volksleben vorhandenen Kräften zu rechnen und sie schonend zu behandeln, als sie auf's Aeußerste zu erbittern. Und an allen diesen Wahrheiten ändert der Umstand gar Nichts, daß in manchen Ländern unter dem Einfluß kriegerischer Siege und einzelner sterblicher Menschen der gegenwärtige Augenblick für die katholische Volks-

partei ungünstig genug ist. Siegesruhm vergeht und Menschen sinken in's Grab, aber die Wahrheit bleibt und die realen Verhältnisse brechen sich Bahn.

7.

Aber eine Grundbedingung jeglichen Erfolges im politischen Leben, für die katholische Partei nicht weniger als für eine jede andere, ist einheitliche Organisation, Centralisation. Wie groß steht O'Connell auch in dieser Beziehung vor meinen und vor Bluntschli's Augen. Mit vollstem Recht wird gesagt, daß er als bloßer Privatmann die Macht eines unbeschränkten Königs besaß, daß Millionen seinen Worten gehorchten, seinem Winke folgten. Allein dieß war nur deßhalb möglich, weil sich von seiner Wohnung am Merrion-Square aus die Parteiorganisation wie ein Spinnengewebe bis in die entlegenste Hütte verzweigte. Nur in Folge dieser streng centralistischen Organisation, die in O'Connell ihr unumschränktes Oberhaupt anerkannte, war es zu erreichen, daß Europa's zweifellos ärmstes Land Hunderttausende von Pfunden Sterling in blindem Vertrauen zu den Füßen eines unverantwortlichen Parteihauptes niederlegte. Freilich solch' beispiellose Hingebung ist nicht immer zu haben, nicht einmal immer zu wünschen, weil nicht jede Zeit und nicht jedes Land sich eines O'Connell rühmen kann. Auch er mußte den Vorwurf anhören, daß er das Geld des Volkes in die Tasche stecke; auch er mußte am Abend seiner Tage es erleben, daß ein Theil der Seinigen von ihm ging. Allein mit der Einigkeit wich auch der Erfolg, mit der Centralisation schwand die Kraft. Darum können Katholiken Nichts Thörichteres thun, als wenn sie sich der so beliebten Schwärmerei für „Decentralisation“ hingeben. Gerade das Ge-

gentheil enthält die Wahrheit; wo immer Katholiken für die Rechte ihrer Kirche zu kämpfen haben, da müssen sie, wenn der Erfolg ein lohnender sein soll, nach dem Grundsatze centralistischer Organisation, und nicht nach dem ebenso verkehrten als in Deutschland noch immer vielfach angebeteten System particularistischer Zerrissenheit handeln. Diese Wahrheit ist wo möglich doppelt wahr, wenn Katholiken in einem solchen Kampf einer centralistisch organisirten, militärisch zusammengefaßten Staatsgewalt gegenüber stehen. Und daß es sich wirklich also verhält, das könnten die Katholiken, wenn sie wollten, auf's Beste an dem Muster ihrer eigenen Kirche erkennen, die selbst ein Ideal centralistischen Ausbaues ist und in dieser Richtung gerade durch die Ereignisse unserer Tage erst ihre äußerliche Vollendung erreicht hat.

8.

O'Connells öffentliches Leben schloß unbestreitbar mit einer wenigstens scheinbaren Niederlage ab. Nach dem Staatsprozeß und nach O'Connells Tod schien die Repealbewegung zu versiegen, und man glaubte in Europa ziemlich lange und ziemlich allgemein, O'Connell habe sich mit seinem Begehren um Wiederherstellung eines irischen Parlaments geirrt, und die großbritannische Staatseinheit im Sinne Pitts und Peels sei gerettet. Ich will mir nicht anmaßen, in die Zukunft blicken zu wollen. Ich will auch nicht bestreiten, daß seit O'Connells Tod von Seiten Englands mancher Act der Gerechtigkeit gegen Irland geübt worden ist. Allein gerade in neuester Zeit wieder zeigte sich immer mehr, daß sich Irlands Verlangen nach einheimischer Verwaltung und Gesetzgebung nicht unterdrücken läßt. Die irische Nation ist viel zu zahlreich, sie ist mit körperlichen

und geistigen Kräften und Anlagen viel zu glänzend ausgestattet, und sie ist insbesondere in ihrem ganzen Wesen zu grundverschieden von dem angelsächsischen Stamme, als daß sich die Beherrschung des einen Elements durch das andere oder die glückliche Vereinigung beider zu einem Ganzen auf die Dauer hoffen ließe. Bereits sind viele Millionen Iren freie Bürger der nordamerikanischen Republik geworden; innig und ununterbrochen ist ihr geistiger Zusammenhang mit der alten unglücklichen Heimath, begeistert und unzerstörbar ihre Anhänglichkeit an den alten katholischen Glauben. Was aus diesem Verhältniß sich dereinst entwickeln mag, namentlich in dem so leicht möglichen Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Nord-Amerika und England, das weiß Gott allein. Es kann auch nicht geläugnet werden, daß Englands alte Sünde und Unart, mit vornehmer Verachtung auf das irische Volk herabzuschauen und dessen schwere Leiden als selbst verschuldet darzustellen, noch keineswegs aufgehört hat. Erst vor wenigen Monaten ist, wie ich schon einmal angedeutet habe, ein englischer Geschichtschreiber Namens Froude eigens zu dem Zweck nach Amerika gereist, um in öffentlichen Vorträgen die Sache dem Volke der Vereinigten Staaten in diesem grundverkehrten Lichte darzustellen. Allein die Gegenvorträge des irischen Dominikaners Thomas Burke nöthigten ihn nach kurzer Zeit zur schleunigsten Rückkehr nach Europa. Die ganze Wirkung, welche der Engländer in Amerika erzielte, bestand darin, daß die irische Bevölkerung zu an Wuth grenzender Erbitterung gereizt ward, während sich in den Köpfen der ruhig denkenden Amerikaner die Ueberzeugung befestigte: „Wenn nach einem Versuch von vollen sieben Jahrhunderten ein Volk ein anderes Volk nicht anders regieren kann, als durch Schwert und Ge-

walt, so ist der Versuch mißlungen und muß, früher oder später, aufgegeben werden." Wer Burke's Vorlesungen gehört oder gelesen, wer ihre begeisterte Aufnahme bei den amerikanischen Iren beobachtet hat, der wird sich, mag es ihm nun lieb sein oder nicht, gestehen müssen: O'Connells Geist lebt noch ganz und voll in seinem Volke, ja beinahe in jedem Einzelnen dieses Volkes. O'Connell hatte seine Nation, ihre Geschichte und ihre Bedürfnisse verstanden, wie nicht leicht Einer. Er hat bis zum letzten Athemzuge gesagt: Die Union mit England ist eine Lüge, sie muß widerrufen werden. Erst die Zukunft kann lehren, ob er Recht gehabt hat oder nicht. O'Connell hat beharrlich versichert, daß es ihm nur um Wiederherstellung des irischen Parlaments, nicht aber um Losreißung Irlands von der englischen Krone zu thun sei. Daß er hiebei die Unwahrheit gesagt, daß er einen weitergehenden Hintergedanken gehabt und lebenslänglich verborgen habe, läßt sich weder begründen noch beweisen. Vielleicht kommt aber einst die Zeit, wo England froh wäre, sich auf O'Connells Angebote eingelassen zu haben. Die von Amerika drohende Gefahr ist nicht gering, und es muß sich erst noch zeigen, ob England dieser Gefahr rechtzeitig und mit Weisheit zu begegnen vermag, oder ob es in eigensinnigem Beharren auf einer niemals zur Wahrheit gewordenen Staatseinheit lieber seine Existenz als Großmacht auf's Spiel setzen will.

9.

England hat an Irland schwer gesündigt, aber Irland kann von Mitschuld an dem erlittenen Elend nicht freigesprochen werden. Schon in früher Urzeit und bis tief in's Mittelalter hinein war das irische Volk von innerer

Zwietracht, von armseligen und nichtsnutzigen Stammesfehden zerrissen. Bis in die neueste Zeit fehlte ihm das richtige und volle Verständniß für den Staatsgedanken und für dessen berechtigte Macht im irdischen Leben. Dieser verhängnißvolle Mangel des irischen Wesens hat vorzugsweise Englands Oberherrschaft über Irland mit allen ihren Folgen herbeigeführt. Erst durch O'Connell haben die Irländer Politik gelernt; erst unter seiner Führung haben sie recht eigentlich die Einsicht erlangt, daß der Mensch von Gott auch dazu berufen ist, im Staate zu leben, und daß der Kampf gegen eine bestimmte Regierung oder gegen eine bestimmte Politik Nichts gemein hat mit Gleichgültigkeit, Abneigung oder Geringschätzung gegen den modernen Staat als solchen. Erst seit die Irländer anfingen, diese Wahrheit zu erkennen und nach O'Connells Anleitung Politik zu treiben, erreichten sie auch praktische Erfolge. Wenn irgend eine Lehre aus O'Connells Leben für die Katholiken anderer Länder von Wichtigkeit ist, so ist es diese eben ausgesprochene. Nichts wäre verkehrter, als wenn wir uns durch das Gefühl erlittener Kränkungen und Unbilden, Nichts wäre verderblicher, als wenn wir uns durch mittelalterliche Träumereien oder Liebhabereien Einzelner verleiten ließen entweder zu mystischer Geringschätzung des staatlichen Lebens überhaupt, oder zu weltbürgerlicher Gleichgültigkeit gegen das wenn auch noch so irregeleitete Vaterland, oder zu grundsätzlicher Feindschaft gegen die einmal thatsächlich gegebenen Verfassungs- und Regierungsformen.

Der Kampf dieser Tage kann zu einem für uns glücklichen Ende nur geführt werden auf dem Boden des naturgemäßen und vollständigen Ausbaues der geschichtlich gewordenen und von jetzt an wohl einzig möglichen politi-

schen Zustände. Wer zur Feindseligkeit gegen diese letztern, wer zur Hoffnung auf ihren baldigen Untergang rathen wollte, der wäre wider Willen der schlechteste Rathgeber, welchen unser Unstern uns senden könnte. Alles Unrecht, das uns geschehen ist, geschieht und geschehen wird, ändert an dieser politischen Wahrheit Nichts.

Uns aber möge das große Bild des unerschütterlich standhaften, Leben und Kraft des Körpers und Geistes seiner heiligen Sache hingebenden O'Connell in den Kämpfen und Stürmen der Gegenwart trösten und stärken. Und möge es Gottes gnädiger Wille sein, daß die Rechte und Beschwerden auch der deutschen Katholiken von ähnlichen Männern und in gleichem Geiste verfochten werden, wie jene unserer irischen Brüder in den vier ersten Jahrzehnten dieses inhaltschweren Jahrhunderts durch ihren großen unsterblichen Agitator und Befreier.

# Anhang.

## A. Die Emancipations-Bill,

in der Fassung, wie sie von Minister Peel im März 1829 im englischen Unterhause eingebracht und am 13. April 1829 zum Gesetz erhoben ward.

Nachdem durch verschiedene Parlamentsacte den römisch-katholischen Unterthanen Sr. Majestät gewisse Beschränkungen und Rechtsunfähigkeiten auferlegt sind, die für Sr. Majestät übrige Unterthanen nicht gelten, und nachdem es sich als dem öffentlichen Wohle förderlich gezeigt hat, daß diese Beschränkungen und Rechtsunfähigkeiten hinfort nicht mehr gelten sollen; und nachdem ferner durch verschiedene Parlamentsacte gewisse Eide und Erklärungen, gemeinhin „die Erklärung gegen die Transsubstantiation, gegen die Heiligenanrufung und gegen das Meßopfer nach der Uebung der katholischen Kirche" genannt, von den Unterthanen Sr. Majestät gefordert werden als Bedingung von Sitz und Stimme im Parlament und als Bedingung des Genusses von Aemtern, politischen und bürgerlichen Rechten und Freiheiten: —

So werde es zum Gesetz erhoben durch des Königs Majestät, unter Beirath und Zustimmung der geistlichen und weltlichen Lords und der Gemeinen, Beide versammelt im gegenwärtigen Parlament, daß vom Tage des Inkrafttretens der gegenwärtigen Acte alle diejenigen Bestand-

theile besagter älterer Parlamentsacten, welche die Leistung oder Unterzeichnung der erwähnten Eide und Erklärungen von irgend einem Unterthanen Sr. Majestät als Voraussetzung für Sitz und Stimme im Parlament, oder als Bedingung der Ausübung oder des Genusses irgend eines Amtes, einer politischen Freiheit oder bürgerlichen Berechtigung fordern, — sollen unter den nachfolgenden Bedingungen und Beschränkungen abgeschafft und aufgehoben sein:

Und es werde zum Gesetz erhoben, daß vom Tage der Wirksamkeit gegenwärtiger Acte es einer jeden Person, die sich zum römisch-katholischen Glauben bekennt, wenn sie in allen andern Beziehungen gehörig vereigenschaftet ist, um im Parlament zu sitzen und zu stimmen, seie sie nun ein Peer oder eine nach eingetretener Wirksamkeit dieser Acte als Mitglied des Hauses der Gemeinen erwählte Person, besagter Sitz und Stimme im Parlament gesetzlich zustehen soll, wenn die besagte Person anstatt des Huldigungs-, Abschwörungs- und Supremats-Eides, sowie anstatt der Erklärungen gegen Transsubstantiation, Heiligenanrufung und Meßopfer den folgenden Eid ablegt und unterzeichnet:

„Ich N. N. gelobe und schwöre aufrichtig, daß ich treu und gehorsam sein will Sr. Majestät dem König Georg IV., daß ich ihn aus all' meiner Kraft vertheidigen will gegen alle Verschwörungen und Nachstellungen, welche gegen seine Person, Krone oder Würde gemacht werden könnten. Auch will ich mein äußerst Mögliches thun, um Sr. Majestät oder seinen Erben und Nachfolgern alle Verräthereien und hinterlistigen Anschläge zu entdecken und bekannt zu machen, welche gegen ihn oder sie gemacht werden könnten. Auch gelobe ich getreulich, aus all' meiner Kraft aufrecht zu erhalten, zu unterstützen

und zu vertheidigen das Recht der Thronfolge, welches durch die Acte „über die fernere Beschränkung der Krone und bessere Sicherstellung der Rechte und Freiheiten der Unterthanen" beschränkt ist und bleibt auf die Prinzessin Sophie, Kurfürstin von Hannover, und ihre Leibeserben, soferne dieselben Protestanten sind. Hiemit verläugne ich und schwöre ich ab auf's Aeußerste jede Gehorsams- oder Huldigungspflicht für irgend eine andere Person, welche ein Recht auf die Krone dieser Reiche behaupten oder beanspruchen sollte. Und ich erkläre ferner, daß es kein Artikel meines Glaubens ist, daß ich im Gegentheil die Meinung verläugne, verwerfe und abschwöre, als ob Fürsten, die von dem römischen Papst oder irgend einer andern Autorität des römischen Stuhles excommunicirt sind, von ihren Unterthanen oder von irgend einer andern Person abgesetzt oder ermordet werden dürfen. Und ich erkläre ferner, daß ich nicht glaube, daß der römische Papst oder irgend ein fremder Fürst, Prälat, Staat oder Potentat besitzt oder besitzen soll irgend welche weltliche oder bürgerliche Gerichtsbarkeit, Gewalt, obrigkeitliche Stellung oder Vorrang, mittelbar oder unmittelbar, innerhalb dieses Königreichs. Ich schwöre, daß ich aus allen meinen Kräften vertheidigen will die gesetzmäßig geordnete Feststellung des Eigenthums in diesem Reiche, und ich verläugne, mißbillige und schwöre feierlich ab eine jede Absicht, die in diesem Königreiche gesetzlich bestehenden kirchlichen Einrichtungen umzustürzen. Auch schwöre ich feierlich, daß ich kein Recht oder Privileg, zu welchem ich befugt bin oder in Zukunft befugt werden sollte, jemals zu dem Zwecke ausüben will, um die protestantische Religion oder die protestantische Regierung in diesem Königreiche zu schwächen oder zu untergraben. Feierlich, und in der Gegenwart

Gottes bekenne, bezeuge und erkläre ich, daß ich diesen Eid in allen seinen Theilen ablege in dem klaren und allgemein angenommenen Sinn seiner Worte, ohne irgend eine Ausflucht, Zweideutigkeit oder geheimen Vorbehalt irgend welcher Art."

Kein Peer, der sich zur römisch-katholischen Religion bekennt, und keine zur gleichen Religion sich bekennende Person, die nach eingetretener Wirksamkeit dieser Acte als Mitglied des Hauses der Gemeinen erwählt wird, soll fähig sein, zu sitzen oder zu stimmen in einem der beiden Parlamentshäuser, wenn sie nicht zuvor abgelegt und unterzeichnet hat den soeben festgestellten Eid, und zwar vor den nämlichen Personen, an den nämlichen Orten und zu den nämlichen Zeiten, sowie in der gleichen Art und Form, wie die bis jetzt bestehenden Eide und Erklärungen abgelegt und vorgenommen werden. Und eine jede Person, die sich zur römisch-katholischen Religion bekennt und in einem der beiden Parlamentshäuser Sitz und Stimme einnehmen sollte, ohne zuvor den obigen Eid abgelegt und unterzeichnet zu haben, soll den nämlichen Bußen, Strafen und sonstigen rechtlichen Nachtheilen unterworfen sein, und das Vergehen, ohne vorherige Eidesleistung zu sitzen und zu stimmen, soll in jeder Beziehung von den nämlichen Folgen begleitet sein, wie solche festgesetzt und vorgesehen sind durch das Gesetz für den Fall, daß irgend Jemand in einem der beiden Parlamentshäuser sitzen und stimmen sollte ohne Leistung der Eide und Abgabe der Erklärungen, welche bis jetzt vorgeschrieben waren.

Und ferner sei es zum Gesetze erhoben, daß es erlaubt sein soll den Personen, die sich zur römisch-katholischen Religion bekennen, abzustimmen bei Wahlen von Mitgliedern für's Parlament und als solche Parlamentsmitglieder er-

wählt zu werden, ebenso zu stimmen bei den Wahlen der repräsentativen Peers von Schottland und Irland, und gleichfalls als solche Peers erwählt zu werden, ferner als Freisaßen eingetragen zu werden in allen Grafschaften von Schottland und in der Folge zu stimmen bei allen Verhandlungen des Gerichtshofes der Freisaßen, auch zu Vorsitzenden oder Schriftführern solcher Gerichtshöfe erwählt zu werden; ferner gewählt zu werden als Commissär oder Delegat zur Erwählung von Bürgern, die als Parlamentsmitglieder für irgend einen Marktflecken- oder Städtebezirk in Schottland dienen sollen, vorausgesetzt, daß besagte römisch-katholische Personen in allen andern Beziehungen gehörig vereigenschaftet sind, und daß sie dem Beamten oder der sonstigen Person, welche nach Gesetz oder Gewohnheitsrecht die fragliche Wahl zu leiten haben, die später zu erwähnende Bescheinigung vorlegen über die erfolgte Leistung und Unterzeichnung des oben verordneten Eides, oder aber, daß sie zur Zeit und am Orte der fraglichen Wahl selbst den besagten Eid ablegen.

Und nachdem durch eine schottische Parlamentsacte aus der achten und neunten Sitzung des ersten Parlaments König Wilhelms III. „zur Verhütung des Wachsthums der päpstlichen Secte" eine gewisse Erklärung oder Formel festgestellt ist, welche im Interesse des öffentlichen Wohles fernerhin nicht abgegeben und unterzeichnet werden sollte, so sei es zum Gesetz erhoben, daß alle und jede Acte, welche die Abgabe besagter Erklärung verlangen, oder ihre Beschwörung oder Unterzeichnung fordern, hiemit abgeschafft sein sollen und abgeschafft sind, ausgenommen für diejenigen Aemter, Stellen und Rechte, welche weiter unten aufgezählt werden sollen.

Und ferner soll es Gesetz sein, daß jedem zur römisch-

katholischen Religion sich bekennenden Unterthanen Sr. Majestät erlaubt sein soll, innezuhaben, auszuüben und zu genießen alle bürgerlichen und militärischen Ehren- und Besoldungsämter unter Sr. Majestät, seinen Erben und Nachfolgern; ferner auszuüben jede andere politische Freiheit und bürgerliche Berechtigung mit den in diesem Acte bestimmten Ausnahmen und unter der Bedingung, daß der oben verordnete Eid von ihnen geleistet und unterzeichnet wird in der Zeit und Art, welche weiter unten festgesetzt werden wird, an Stelle der bisher gesetzlich geforderten Eide.

Hiebei bleibt jedoch vorgesehen und soll als Gesetz gelten, daß keine Bestimmung der gegenwärtigen Acte dahin ausgedehnt werden darf, daß irgend eine zur römisch-katholischen Religion sich bekennende Person fähig werde, einzunehmen und auszuüben das Amt als Regent dieses vereinigten Königreichs während der Abwesenheit Sr. Majestät oder seiner Nachfolger von diesem Reiche, unter welchem Namen, Titel oder Vorwand ein solcher Regent nur immer ernannt oder eingesetzt werden mag. Ebenso soll Niemand, der es nicht nach dem jetzt bestehenden Rechte fähig ist, auch fernerhin fähig sein, einzunehmen oder auszuüben das Amt des Lordkanzlers, des Lordsiegelbewährers von Großbritannien oder Irland, oder das Amt als Lordlieutenant oder Lord Deputy oder sonstiger oberster Regierungsbeamter über Irland.

Auch soll es Gesetz sein, daß jedem zur römisch-katholischen Religion sich bekennenden Unterthanen Sr. Majestät erlaubt sein mag, als Mitglied einer jeden Laiencorporation aufzutreten und in solchen Corporationen ein jedes bürgerliche Ehren- oder Besoldungs-Amt zu bekleiden, mitzuwirken bei jedem Corporationsacte, oder abzustimmen bei

jeder Corporationswahl oder sonstigen Verhandlung, vorausgesetzt immer die vorherige Leistung und Unterzeichnung des oben verordneten Eides an der Stelle der Huldigungs-, Abschwörungs- und Supremats-Eide, und der Erklärung gegen die Transsubstantiation.

Hiebei bleibt jedoch vorgesehen, und soll gleichfalls als Gesetz gelten, daß nichts, was in dieser Acte enthalten ist, dahin ausgedehnt werden darf, daß irgend Jemand von Sr. Majestät römisch-katholischen Unterthanen, wenn er Mitglied irgend einer Laiencorporation ist, auch ermächtigt würde, abzustimmen oder sonst in irgend einer Weise mitzuwirken bei Erwählung, Präsentation oder Ernennung irgend einer Person zu irgend einer geistlichen Pfründe, oder zu irgend einem Amt oder irgend einer Stelle, welche angehört oder verbunden ist mit der vereinigten protestantischen Kirche von England und Irland, oder mit der Kirche von Schottland, aber in der Vergebung, dem Patronat oder sonstiger rechtlicher Verfügungsgewalt der fraglichen Laiencorporation steht.

Dabei bleibt ferner vorgesehen und hat als Gesetz zu gelten, daß keine Bestimmung dieser Acte dahin ausgedehnt werden darf, daß irgend eine Person unter anderen Bedingungen als wie dieselben durch das bis jetzt bestehende Recht festgestellt sind, befähigt sein soll zu bekleiden, zu genießen oder auszuüben irgend ein Amt, eine Stelle oder Würde, welche irgendwie zur vereinigten protestantischen Kirche von England und Irland oder zur Kirche von Schottland gehört; ebenso wenig irgend einen Platz oder irgend ein Amt an oder bei einem der geistlichen Gerichtshöfe dieses Landes, oder einem Appellations- oder Revisions-Hof über einen der besagten geistlichen Gerichtshöfe, oder bei und an irgend einem Cathedral- oder Collegial-

oder sonstigen kirchlichen Stift; ebenso wenig irgend ein Amt oder irgend eine Stelle bei oder an einer der Universitäten dieses Reiches, oder ein Amt oder eine Stelle, welches immer sonst der Name sein mag, bei, in oder an einem der Collegien oder Hallen an den besagten Universitäten, oder den Collegien von Eton, Westminster und Winchester oder einem sonstigen Colleg oder einer Unterrichtsanstalt von kirchlicher Stiftung in diesem Königreich. Ebenso wenig soll abgeschafft, aufgehoben, oder in irgend einer Weise beeinträchtigt werden irgend ein locales Statut, Ordonnanz oder sonstige Regel, welche durch die zuständige Behörde oder Autorität festgestellt ist oder festgestellt werden wird innerhalb solcher Universitäten, Collegien, Hallen und Schulanstalten und durch welche die römischen Katholiken ausgeschlossen werden vom Zutritt zu denselben oder vom Aufenthalt oder der Erlangung wissenschaftlicher Grade in denselben. Auch soll nichts in dieser Acte Enthaltenes dahin ausgelegt oder ausgedehnt werden, daß irgend ein römischer Katholik befähigt wäre, irgend ein Präsentationsrecht zu irgend einem kirchlichen Amte auszuüben; und in einem jeden Fall, wo ein solches Präsentationsrecht einer zur römisch-katholischen Religion sich bekennenden Person zufallen sollte, da soll es mit der Ausübung besagten Rechtes genau so gehalten werden, wie nach dem bis jetzt bestehenden Gesetz. Ausgenommen, wenn ein solches Präsentationsrecht irgend einem Amt zusteht, dessen Inhaber Se. Majestät oder sein Nachfolger zu ernennen hat; in diesem Falle, und wenn ein solches Amt von einer Person bekleidet wird, die sich zur römisch-katholischen Religion bekennt, soll es Sr. Majestät, seinen Erben und Nachfolgern gestattet sein, ein oder mehrere protestantische Mitglieder des Geheimen Staatsrathes, welche der König

hiezu für geeignet halten mag, zu ernennen, um als königliche Commissäre das besagte Präsentationsrecht auszuüben, so lange das Amt, welchem das Recht zusteht, von einem römischen Katholiken bekleidet wird.

Ferner bleibt vorgesehen und soll als Gesetz gelten, daß es keiner zum römisch-katholischen Glauben gehörigen Person gestattet sein soll, mittelbar oder unmittelbar die Krone zu berathen bei der Ernennung zu oder der Verfügung über irgend ein Amt oder eine Beförderung kirchlicher oder weltlicher Natur in der vereinigten Kirche von England und Irland oder in der Kirche von Schottland. Und wenn irgend ein römischer Katholik sich anmaßen sollte, Se. Majestät oder seine Erben und Nachfolger, oder den Lordlieutenant oder Lord Deputy, oder die sonstigen höchsten Regierungsbeamten hinsichtlich einer solchen Ernennung oder Beförderung zu berathen, so soll derselbe nach gesetzmäßiger und rechtlicher Ueberführung, als eines schweren Vergehens schuldig, für immer als unfähig erklärt werden, irgend ein bürgerliches oder militärisches Amt unter der Krone zu bekleiden.

Ferner soll festgesetzt sein, daß jede zur römisch-katholischen Religion sich bekennende Person, die nach eingetretener Wirksamkeit der gegenwärtigen Acte erwählt werden sollte zu irgend einem Amte oder irgend einer Magistratur in irgend einer Stadt, Corporation, Flecken oder Bezirk innerhalb des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, gehalten sein soll, innerhalb eines Kalendermonats vor oder nach ihrer Zulassung zu einem der besagten Aemter den oben angeordneten Eid zu leisten und zu unterzeichnen, und zwar in Gegenwart derjenigen Person oder Personen, welche durch die Freibriefe oder Gewohnheiten besagter Städte, Flecken u. s. w. berufen sind,

den Eid für gesetzmäßige Verwaltung der besagten Aemter abzunehmen, und in Ermangelung solcher Personen soll die Eidesleistung geschehen vor zwei Friedensrichtern oder Gemeinderäthen der besagten Städte, Flecken u. s. w., oder von zwei Friedensrichtern der Grafschaften, Bezirke u. s. w., in welchen jene liegen; und der verordnete Eid soll entweder in ein Buch, Rolle oder dergleichen eingetragen, oder den Acten der betreffenden Stadt &c. beigeheftet werden.

Und ferner soll als Gesetz gelten, daß jede zur römisch-katholischen Religion sich bekennende Person, die nach eingetretener Wirksamkeit der gegenwärtigen Acte zu irgend einem Ehren- oder Besoldungs-Amt unter Sr. Majestät, seinen Erben und Nachfolgern ernannt werden sollte, gehalten sei, innerhalb dreier Kalendermonate bevor sie sich unterfängt, ein solches Amt auszuüben oder zu genießen oder in irgend einer Weise darin thätig zu sein, den oben verordneten Eid abzulegen und zu unterzeichnen, entweder in Sr. Majestät hohem Kanzleigerichtshof, oder in einem der sonstigen königlichen Gerichtshöfe zu Westminster oder Dublin, oder vor einem Assisenrichter oder Friedensgerichtshof in Großbritannien oder Irland &c. &c., und zwar soll die Eidesleistung geschehen in der Zeit zwischen 9 Uhr Morgens und 4 Uhr Nachmittags; und der betreffende Beamte des fraglichen Gerichtshofes soll dafür sorgen, daß das Protokoll über die Eidesleistung bei den Acten des Gerichtshofes aufbewahrt werde; auch soll der betreffende Beamte über die erfolgte Leistung und Unterzeichnung des Eides Bescheinigung ausstellen, so oft eine solche begehrt wird, und zwar gegen Bezahlung einer Gebühr von zwei Schilling und sechs Penny's; und eine solche Bescheinigung soll für die betreffende Person als genügender Beweis der erfolgten Eidesleistung gelten.

Sollte aber irgend ein römischer Katholik die Ausübung und den Genuß irgend eines Amtes, einer Stelle oder Berechtigung antreten, ohne in der Art und zu der Zeit, wie soeben bestimmt wurde, den weiter oben verordneten Eid geleistet und unterzeichnet zu haben, so soll er in einem jeden solchen Fall eine Buße von 200 Pfund verwirkt haben; und die Ernennung der fraglichen Person zu der betreffenden Stelle, Amt oder Berechtigung soll hinfällig sein und die Stelle in jeder Beziehung als neuerdings vacant betrachtet werden.

Hiebei bleibt ferner vorbehalten, daß der oben verordnete Eid den Offizieren in Sr. Majestät Land- und Seedienst zu den nämlichen Zeiten und in den nämlichen Formen abgenommen werden soll, wie die nach der bisherigen Gesetzgebung vorgeschriebenen Eide und Erklärungen.

Ferner soll als Gesetz gelten, daß vom Eintritt der Wirksamkeit dieser Acte an kein Eid und keine Eide gefordert werden sollen von Sr. Majestät römisch-katholischen Unterhanen, um sie zu befähigen zum Besitz von irgend welchem liegenden oder persönlichen Eigenthum, außer solche Eide, die etwa nach dem Gesetz auch von jedem anderen nicht römisch-katholischen Unterthanen gefordert werden können; und daß der oben verordnete Eid, wenn abgelegt und unterzeichnet, vor einer der oben bestimmten Behörden oder Personen, worüber Bescheinigung, wie oben gesagt, auszustellen ist, die nämliche Kraft und Wirkung zu allen Zwecken und in allen Beziehungen haben und hervorbringen soll, wie alle Eide und Erklärungen, welche durch irgend ein bis jetzt in Kraft stehendes Gesetz gefordert werden, um Sr. Majestät römisch-katholische Unterthanen von irgend welchen Beschränkungen, Rechtsunfähigkeiten oder verwirkten Strafen zu befreien.

Und nachdem die protestantische bischöfliche Kirche von England und Irland, ihre Lehre, Disciplin und Regierung, und gleicherweise die protestantische Presbyterialkirche von Schottland, ihre Lehre, Disciplin und Regierung, durch die bezüglichen Unionsacten zwischen England und Schottland, und zwischen Großbritannien und Irland unverletzlich und unerschütterlich festgestellt sind; nachdem ferner die Rechte und Titel der Erzbischöfe auf ihre Provinzen, der Bischöfe auf ihre Sitze, und der Decane auf ihre Bezirke sowohl in England als in Irland durch das Gesetz festgestellt worden sind; darum soll es auch fernerhin als Gesetz gelten, daß nach eingetretener Wirksamkeit der gegenwärtigen Acte es keiner anderen Person, als derjenigen, welche durch das Gesetz hiezu ermächtigt ist, gestattet sein soll, anzunehmen oder zu gebrauchen den Namen oder Titel als Erzbischof einer Provinz, Bischof einer Diözese, oder Decan eines Bezirkes in England oder Irland; und jede Person, welche dem zuwiderhandelt, soll für jeden Fall der Zuwiderhandlung verwirken und bezahlen die Summe von 100 Pfund.

Und ferner soll nach eingetretener Wirksamkeit dieser Acte keine Person, die irgend ein gerichtliches, bürgerliches oder Gemeindeamt bekleidet, bei irgend einer gottesdienstlichen Versammlung, außer bei jenen der vereinigten Kirche von England und Irland, beziehungsweise der Presbyterialkirche von Schottland, in der ihm zustehenden Amtstracht oder mit den sonstigen Insignien seines Amtes erscheinen dürfen: und sollte eine solche Person hiegegen sich verfehlen, so soll dieselbe, ihres Vergehens gesetzmäßig überführt, ihr Amt verlieren und eine Buße von 100 Pfund bezahlen.

Ferner soll nach eintretender Wirksamkeit dieser Acte

es keinem römisch-katholischen Geistlichen oder Ordensmitglied gestattet sein, irgend einen der Gebräuche oder irgend eine der Ceremonien der römisch-katholischen Religion auszuüben, oder sein Standes- oder Ordenskleid zu tragen, außer in den gewöhnlichen, dem Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche gewidmeten Räumen, und in Privathäusern, und sollte ein Geistlicher oder eine andere Person dem zuwiderhandeln, so soll dieselbe, gesetzmäßig überführt, eine Buße von 50 Pfund bezahlen.

Hiebei bleibt jedoch immer vorbehalten und sei hiemit ausdrücklich erklärt, daß keine Bestimmung der gegenwärtigen Acte irgend eine Bestimmung widerrufen, aufheben oder abändern soll, welche enthalten ist in der Parlamentsacte aus dem fünften Jahr der Regierung des gegenwärtigen Königs, unter dem Titel: „Acte zum Widerruf einer im neunten Regierungsjahr König Wilhelms III. erlassenen Acte über Begräbnisse in aufgehobenen Klöstern oder Abteien in Irland, und zum Erlaß fernerer Bestimmungen über die Begräbnisse der von der Staatskirche abweichenden Personen in Irland.“

Da aber auch Jesuiten und Mitglieder anderer religiösen Orden, Communitäten und Gesellschaften der Kirche von Rom, welche durch mönchische oder sonstige religiöse Gelübde gebunden sind, sich innerhalb der Grenzen des vereinigten Königreichs aufhalten, und da es ersprießlich ist, für die allmälige Unterdrückung und das schließliche Verbot derselben Sorge zu tragen, so sei hiemit zum Gesetze erhoben, daß jeder Jesuit und jedes Mitglied irgend eines andern religiösen Ordens, Communität oder Gesellschaft der Kirche von Rom, das durch mönchische oder sonstige religiöse Gelübde gebunden ist und zur Zeit der eintretenden Wirksamkeit der gegenwärtigen Acte sich inner-

halb des vereinigten Königreichs aufhält, binnen sechs Kalendermonaten nach dem soeben bezeichneten Zeitpunkt dem Schriftführer des Friedensrichters seines Aufenthaltsortes eine Notiz einreichen soll in der Form und mit dem Inhalt, welchen die der gegenwärtigen Acte angehängte Schablone an die Hand gibt: welche Notiz oder Aufstellung der soeben genannte Beamte oder sein Stellvertreter aufbewahren soll unter den gebührenfreien Papieren der Grafschaft oder Ortschaft; eine Abschrift fraglicher Notiz aber soll alsbald dem Lordlieutenant oder sonstigen obersten Regierungsbeamten in Irland, wenn ein solcher Beamter in diesem Lande sich aufhält, oder im entgegengesetzten Fall einem der Staatssecretäre Sr. Majestät übermittelt werden. Und wenn irgend Jemand diesen Anordnungen zuwiderhandeln sollte, so soll er verwirken und bezahlen für einen jeden Kalendermonat, während dessen er sich in dem vereinigten Königreich aufgehalten hat, ohne die oben verlangten Notizen eingereicht zu haben, die Summe von 50 Pfund.

Und ferner soll als Gesetz gelten, daß, wenn irgend ein Jesuit oder sonstiges Mitglied eines religiösen Ordens, Communität u. s. w. nach eingetretener Wirksamkeit der gegenwärtigen Acte in dieses Königreich kommen sollte, eine solche Person als eines Vergehens schuldig betrachtet und behandelt werden soll; demgemäß sollen solche Personen nach gesetzmäßiger Ueberführung abgeurtheilt und auf Lebenszeit aus dem vereinigten Königreich verbannt werden.

Ferner bleibt vorbehalten und wird als Gesetz erklärt, daß, falls irgend ein geborener Unterthan dieses Reiches, der beim Eintritt der Wirksamkeit dieses Gesetzes Jesuit oder Mitglied eines sonstigen religiösen Ordens u. s. w.

ist, sich im oben bezeichneten Zeitpunkte außerhalb des Königreichs befindet, es einer solchen Person gestattet sein soll, in dieses Reich zurückzukehren, und im Falle solcher Rückkehr wird den betreffenden Personen anmit zur Pflicht gemacht, innerhalb sechs Monaten nach ihrer erstmaligen Rückkehr die oben bezeichneten Notizen bei dem Schriftführer des Friedensrichters ihres Aufenthaltsorts oder seinem Stellvertreter zum Zwecke der oben bezeichneten Aufbewahrung und Uebermittelung einzureichen, und sollte eine solche Person es vernachlässigen oder sich weigern, also zu thun, so soll dieselbe verwirken und bezahlen für einen jeden Kalendermonat, welchen sie ohne Einreichung besagter Notizen im vereinigten Königreich zubringt, eine Buße von 50 Pfund.

Ferner wird bestimmt, daß, wenn ein Jesuit oder Mitglied eines sonstigen religiösen Ordens u. s. w. nach eingetretener Wirksamkeit dieser Acte in irgend einem Theil des vereinigten Königreichs irgend Jemanden als Ordenspriester, Bruder oder sonstiges Mitglied eines Ordens aufnimmt, oder dazu hilft oder einwilligt, oder Eide, Gelübde und sonstige Verpflichtungen abnimmt, oder dabei behülflich ist, welche darauf hinzielen, die fragliche Person an die Regeln, Gebote oder Ceremonien eines religiösen Ordens zu binden, so soll jede Uebertretung dieser Vorschriften als Vergehen betrachtet, und mit Geld und Gefängniß bestraft werden.

Ferner wird festgesetzt, daß, wenn nach eingetretener Wirksamkeit dieser Acte in irgend einem Theil des vereinigten Königreichs Jemand als Jesuit oder als Mitglied oder Bruder irgend eines religiösen Ordens u. s. w. aufgenommen wird, eine solche Person als eines Vergehens schuldig betrachtet und behandelt werden soll; demgemäß

soll sie nach gesetzmäßiger Ueberführung auf Lebenszeit aus dem vereinigten Königthum verbannt werden.

Ferner gelte als Gesetz, daß, wenn irgend eine Person, die nach Vorschrift der gegenwärtigen Acte zur Strafe der Verbannung verurtheilt worden ist, nicht binnen 30 Tagen nach erfolgter Verkündung des betreffenden Urtheils und Befehles aus dem Königreich abreist, es Sr. Majestät erlaubt sein mag, eine solche Person an denjenigen Platz außerhalb des vereinigten Königreichs verbringen zu lassen, welchen Se. Majestät mit und nach dem Rathe seines geheimen Staatsraths für zweckdienlich erachten mag.

Sollte aber irgend eine nach den obigen Bestimmungen zur Verbannung verurtheilte Person nach Ablauf von drei Kalendermonaten seit Verkündung des ihn betreffenden Urtheils sich noch irgendwo im vereinigten Königreich ohne gesetzlichen Grund aufhalten, so soll ein derartiger Uebertreter nach gesetzmäßiger Ueberführung auf Lebenszeit an denjenigen Platz deportirt werden, welchen Se. Majestät anzuweisen für gut finden wird.

Wobei jedoch vorbehalten bleibt und ausdrücklich hervorgehoben wird, daß keine Bestimmung der gegenwärtigen Acte irgendwie dahin ausgedehnt werden soll, daß davon irgend ein Orden, Communität oder Niederlassung von Frauenspersonen betroffen werde, auch wenn dieselben durch mönchische oder sonstige religiöse Gelübde gebunden sind.

Ferner wird bestimmt, daß alle durch diese Acte festgesetzten Geldstrafen eingefordert werden sollen als eine Sr. Majestät gebührende Schuld, im Namen von Sr. Majestät Attorney-General im Schatzkammergerichtshofe für England und beziehungsweise für Irland, oder im Namen von Sr. Majestät General-Advokat im Schatzkammergerichtshofe für Schottland.

Und es soll die gegenwärtige Acte oder irgend ein Theil derselben zu keiner Zeit im Lauf der gegenwärtigen Parlamentssession widerrufen, aufgehoben oder abgeändert werden.

Dieses Gesetz tritt in Wirksamkeit mit dem . . . .

Schablone, auf welche die Bill sich bezieht:

| Datum des Eintrags. | Name der Person. | Alter. | Geburtsort. | Name des Ordens, der Communität oder Gesellschaft, zu welcher die Person gehört. | Name und gewöhnlicher Aufenthaltsort des nächsten unmittelbaren Ordensobern. | Gewöhnlicher Aufenthaltsort der sich anmeldenden Person. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | |

## B. Kleiner Handweiser zur O'Connell-Literatur.

Aus der zahlreichen Literatur über O'Connell hebe ich für Solche, die weitere Studien machen oder den Verfasser dieser Schrift controliren wollen, namentlich folgende Werke hervor:

1) Hansard, the parliamentary Debates, namentlich die Bände 20 ff. London. 1829.

2) Graeme, John, O'Connell, his contemporaries and career. Dublin, 1842.

3) (Lomenie, Louis de), O'Connell, par un homme de rien. Paris, 1842.

4) Irlands Zustände alter und neuer Zeit, von Daniel O'Connell. Aus dem Englischen von Dr. E. Willmann. Regensburg, 1843. 2 Bde.

5) Irland und O'Connell, von Dr. M. Brühl. Regensburg, 1845. 2 Bde.

6) Venedey, Irland. 2 Bde. Leipzig, 1844.
7) E. A. Moriarty, Leben und Wirken O'Connells mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Berlin, 1843.
8) (Perceval, Arth. Ph.) Tribute to O'Connell. Dublin, 1844.
9) Schipper, Irlands Verhältnisse zu England geschichtlich entwickelt, und O'Connells Leben und Wirken. Soest, 1844.
10) Regnault (Daniel), Procès d'O'Connell. Paris, 1844.
11) Sly, R., O'Connell und sein Prozeß; quellenmäßige Darstellung und
12) Sintel, Karl, O'Connells Prozeß. Münster, 1845.
13) Life and speeches of Daniel O'Connell edited by his son John O'Connell. Dublin, 1846 ff. 3 Bde.
14) Ventura, orazione funebre. Roma, 1847.
15) Reminiscences of Daniel O'Connell, during the agitation of the Veto, emancipation and repeal; by a Munster farmer. London, 1847.
16) Duprat (Pasc.), O'Connell. Leipzig, 1847.
17) Dairnwöll, the liberator O'Connell, dernier tribun du peuple. Paris, 1847.
18) Gondon, biographie de D. O'Connell. Paris, 1847.
19) Fagan (Will.), Life and times of O'Connell. Cork, 1848. 2 Bde.
20) Francheville, Eloge funèbre prononcé à la séance générale du cercle catholique. Paris, 1848.
21) Lacordaire, Eloge funèbre sur la tombe. Paris, 1848.

22) Daunt (Will.), Personal recollections of O'Connell. London 1848. 2 Voll.

23) Marcabe (Will.), the last days of O'Connell. London, 1848.

24) Albert Werfer, Leben und Wirken von Daniel O'Connell. Schaffhausen, 1856.

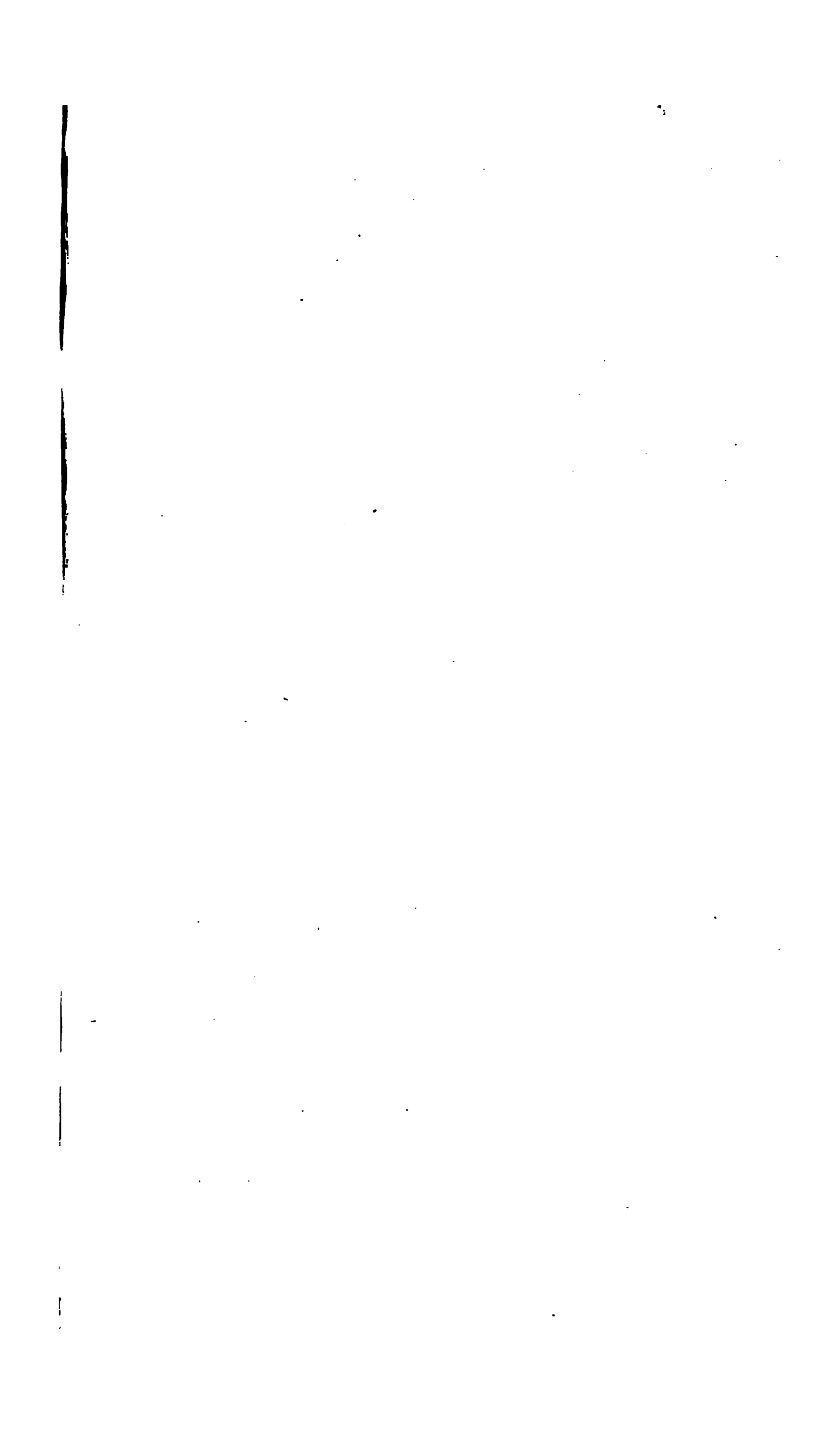
25) W. E. H. Lecky, the leaders of public opinion in Ireland: Swift, Flood, Grattan, O'Connell. New edition. London, 1871.

26) The Liberator, his life and times political social and religious, by M. F. Cusack. London, 1872.



# Inhalt.

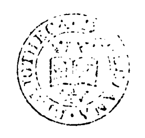
## Anhang.



# Sammlung

# historischer Bildnisse.

Zweite Serie.



II

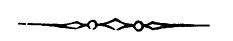
Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.

# Charitas Pirkheimer

Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg.

Von

Franz Binder.






Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
**Strassburg:** Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

# Inhalts-Uebersicht.

# Charitas Pirkheimer.



# Einleitung.

## Charitas und ihr Geschlecht, ihre Vaterstadt und ihre Zeit.

In den Tagen reichsstädtischer Blüthe wurde Nürnberg eine Mutter der Künstler und Gelehrten genannt, und in der That war die altberühmte Stadt, wie wenig andere, fruchtbar an Talenten, an hellen Namen, welche weltgeschichtliche Bedeutung gewannen. Wenn man aber ihre besten Söhne nennt, so steht das Geschlecht der Pirkheimer mit in vorderster Linie. Eine Reihe von Generationen hindurch leuchtete dieser Name auf dem Felde der Wissenschaft, wie im Dienste des Rechtes und des Gemeinwesens, bis er endlich in dem Doppelgestirn des Geschwisterpaares Wilibald und Charitas seinen hellsten Glanz erreichte — freilich auch, um alsdann für immer zu erlöschen. Es ist als ob die Natur in diesem edlen Geschwisterpaare noch einmal alle Kraft und Fülle der Vorzüge ihrer Ahnen vereinigt habe zeigen wollen, ehe das Geschlecht, einem schönen Meteore gleich, am Horizont der Weltgeschichte hinabsank.

Das Ansehen dieses Hauses, in dem schon 1386 ein Hans Pirkheimer als Mitglied des Rathes von Nürnberg vorkommt, ein Conrad Pirkheimer, Enkel des genannten, unter seinen Mitbürgern durch Gelehrsamkeit sich hervorthat, ein Friedrich Pirkheimer 1435 im Todten-

kalender der Franziskaner als großer Wohlthäter des Klosters gerühmt, ein Franz Pirkheimer in den Berichten über die Treffen bei Pillenreuth und bei Aurach (1450) erwähnt wird — war in der aufsteigenden Lebenszeit der Charitas Pirkheimer bereits so allgemein anerkannt, daß ihr ein Zeitgenosse und Landsmann, der Syndikus Christoph Scheurl, aus Bologna huldigend schreiben konnte: „Du bist einer Familie von hohem und ehrenreichem Alterthume entsprossen. In ihr blühte vor fünfzig Jahren Thomas (Sohn des Franz Pirkheimer und der Clara Pfinzing), jener Licentiat des kirchlichen Rechtes, welchen Aeneas Sylvius dem Papste Nikolaus als einen Mann von anerkannter Gelehrsamkeit, bei Kaiser Friedrich und seinen Mitbürgern hochgeehrt, empfehlen zu müssen glaubte (1453). In ihr blühte nachher Katharina, deine Großmuhme; ich zweifle, ob unsere Vaterstadt je etwas Gelehrteres, Gebildeteres und Vollendeteres in ihren Mauern besessen hat, als sie. Aber auch dein Ahn Johannes (Bruder der ebengenannten Katharina, Rathsherr in den Jahren 1453 bis 76, gestorben 1497), und dein Vater selbst gleiches Namens, galten beide für die bedeutendsten Kenner des göttlichen und menschlichen Rechtes. Alle Pirkheimer überhaupt waren von jeher wackere, hochachtbare Männer, Feinde alles Schlechten und als Rechtsgelehrte viel belobt."

In die Fußstapfen solcher Vorgänger trat dann Wilibald Pirkheimer, der letzte seines Stammes, aber auch der größte. Er vollends hat diesen Namen zu einem welthistorischen gemacht. „Gewiß", sagt Scheurl, „wenn wir im ganzen Reiche nach mannigfaltiger Gelehrsamkeit, Rednergabe, Staatsklugheit, und hinwieder nach Ahnenruhm, Reichthum und ausnehmender Gestalt uns umsehen, so wird kaum Einer diesem Manne vorgezogen, Wenige ihm gleich-

gestellt werden können." Sein Name bezeichnet gewissermaßen eine Periode in der geistigen Bewegung unserer Nation.

Neben ihm aber steht, gleich dankbaren Gedächtnisses werth, die ebenbürtige Schwester — Charitas, eine Gestalt so edel schön, so leuchtend auf dem dunklen Hintergrund ihrer Zeit, daß man auch nach Jahrhunderten noch den berühmten Bruder nicht wohl nennen kann, ohne zugleich der tapfern Schwester zu gedenken. In Charitas tritt uns eine hochgebildete Frau entgegen, gleich ausgezeichnet durch Geist und Charakter, durch Wissen und Seelenschönheit, eine Frau, die schon von ihren Zeitgenossen als eine „Krone ihres Geschlechts" gefeiert wurde, und die durch die nüchterne Kritik einer spätern Zeit nichts an dem Vollwerth dieses Titels eingebüßt hat.

Ihre Wiege war an einen großen Wendepunkt der Zeiten gestellt, an jene Grenzmarke und Wetterscheide, welche zwei Weltepochen theilt, und an ihrer persönlichen Geschichte, obgleich sie hinter den bergenden Mauern eines Klosters verlief, spiegeln sich eindrucksvoll die mächtigen Bewegungen und Strömungen, die Gährungen und die Wolkenzüge ab, welche den Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit begleiten.

Die größere Hälfte ihres Lebens gehört jener bewegten aber noch friedlichen Periode an, welche durch das Wiedererwachen der klassischen Studien in Deutschland gekennzeichnet ist. Die neue Geistesrichtung hatte in Nürnberg frühzeitig Aufnahme und nirgends wärmere und ehrlichere Förderung gefunden, als in dem Hause der Pirkheimer. Der Vater der Charitas war es, der hier die Gründung einer Studienanstalt nach italienischem Vorbild, einer sogenannten Poetenschule veranlaßte; und der Sohn führte ver-

bessernd fort, was der tüchtige Vater begonnen. Aus den vornehmsten Patrizierfamilien aber eilten die Söhne nach dem Ursitze klassischer Bildung, nach Italien, um dort die wissenschaftliche Weihe zu empfangen und aus dem hesperischen Lande die goldenen Aepfel der gepriesenen alten Cultur nach der Heimath zu tragen.

Nürnberg stand damals überhaupt auf dem Höhepunkt seiner eigentlichsten Blüthe. Der großartige Handel der reichen und fleißigen Kaufherrn hatte Wohlstand und Macht, Unternehmungsgeist und Lust an Erfindungen erzeugt. Herrliche Kirchen und geschmackvolle Patrizierhäuser schmückten die Stadt, welche bereits die Bewunderung des Aeneas Sylvius, nachmaligen Papstes Pius II. auf sich zogen. Von ihm stammt ja das bekannte Wort: die Bürger von Nürnberg leben besser und wohnen stattlicher als die Könige von Schottland. Die Gewerbthätigkeit war im glänzendsten Aufschwung. Die neue Kunst des Buchdrucks hatte hier eine frühe und förderliche Stätte gefunden. Auf so wohlbereitetem Boden aber sproßte ein wunderbar reiches geistiges Leben empor, das Nürnberg, gerade am Ausgang des Mittelalters, zur Fürstin der oberdeutschen Städte erhob. Damals, als Meister Albrecht Dürer mit Adam Kraft dem Bildhauer und Peter Vischer dem Erzgießer die deutsche Kunst auf eine ungeahnte Höhe führte; als der berühmte Regiomontanus hier seine astronomischen Instrumente und Werke schuf, und sein kühner Schüler, Martin Behaim aus Nürnberg, den Seeweg nach Ostindien wies; als Männer wie Sixtus Tucher und Hartmann Schedel, Christoph Scheurl und Wilibald Pirkheimer ihren literarischen Ruf über ganz Deutschland verbreiteten; als königliche Hoflager und Reichstage der Stadt ein weltgeschichtliches Ansehen verliehen — damals konnte die Reichsstadt

an der Pegnitz mit Grund ein „Mittelpunkt des Völkerverkehrs und Sammelplatz der Künste und Gewerbe“ genannt werden, und es war keine bloße oratorische Uebertreibung, wenn Dr. Scheurl, der Nürnbergische Consulent und Redner des Raths, beim feierlichen Empfang des Cardinal-Legaten Cajetan, seine Vaterstadt als die „Erfinderin, Erzieherin und Mutter der Künste und Gelehrten“ pries. Nürnberg hat später nie wieder eine ähnliche Zeit des Glanzes erlebt, und den Schöpfungen jener Epoche zumeist gilt Schenkendorfs schöner Ehrengesang:

„Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edeln Künste voll“. . .

Daß eine Pirkheimerin, daß die Schwester Wilibalds von solcher geistigen Strömung nicht unberührt bleiben konnte, ist leicht verständlich. Daß sie aber mitten in der großen Bewegung, inmitten der wunderbar betriebsamen Rührigkeit aller künstlerischen und humanistischen Kreise, im Stande war, die Aufmerksamkeit angesehener Männer von nah und fern auf sich und ihr stilles Kloster zu lenken, läßt uns allein schon ermessen, welch ein Maß von Begabung, welch ein Grad von Bildung ihr innewohnen mußte.

Gleichwohl hätte diese für ihr Geschlecht seltene und von vielen Zeitgenossen bewunderte Höhe gelehrter Bildung allein nicht hingereicht, das Leben der Charitas zu einem denkwürdigen für alle Zeiten zu machen. Was ihr die Bedeutung in der Geschichte verleiht, war vielmehr ihre edle, rührend schöne Haltung in dem großen Drama der kirchlichen Kämpfe, welche das letzte Jahrzehnt ihres Lebens (1522—32) ausfüllen und welche die eben noch so Hoch-

gefeierte zu einem Gegenstand der Anfechtung, Schmähung und leidensreicher Verfolgung, aber auch zu einer heldenhaft ritterlichen Erscheinung machten. Hier erst, unter den Wirren der beginnenden Kirchenspaltung, tritt ihre Gestalt in der vollen sittlichen Größe und Reinheit an's Licht und wenn der Wechsel ihrer Geschicke unser Mitgefühl erweckt, so muß ihre Seelenstärke und Ueberzeugungstreue die bewundernde Anerkennung jedes Unbefangenen erwerben.

In dieser Anerkennung stimmen heute die ehrlichen Forscher und Geschichtsfreunde aller Parteien überein. Die Nürnberger Dr. Lochner und Lützelberger, beide Protestanten, geben dem Charakter der Aebtissin dieselben ehrenden Prädikate, wie der sächsische Theologe Wilhelm Loose, welcher der ersten Hälfte ihres Lebens eine gründliche, von warmer Hochachtung erfüllte Dissertation gewidmet hat. Lochner nennt sie „eine geistreiche, sehr unterrichtete und ebenso fromme als weltkluge Frau", welche „allein dem Kloster St. Clara einen hohen Glanz verliehen hat", die aber „auch wegen der Würde und Festigkeit, mit welcher sie in der für sie und ihre geistlichen Schwestern traurigen Zeit der Glaubensneuerung den sie bedrohenden Stürmen entgegenstand, hohe Achtung verdient." Ungefähr von gleichem Standpunkt urtheilt Lützelberger in einem zu Nürnberg und vor protestantischen Zuhörern gehaltenen Vortrag über Charitas Pirkheimer. „Die Reformation", sagt er, „war ihrem frommen, klösterlich gewohnten Gemüthe ein Greuel, und wir müssen uns deßhalb ganz in ihre Verhältnisse hinein versetzen, um sie nicht ungerecht zu beurtheilen. Thun wir dies aber, so wird sie auch dem Protestanten als eine kräftige und geistreiche Gegnerin seines Glaubens höchst achtbar und bewundernswerth bleiben .... Mündlich und schriftlich kämpfte sie gegen alle Anmuthun-

gen und alle Versuche der Bekehrung, und wenn man auch anderer Meinung ist, so muß man doch ihre ernste Gesinnung, den Verstand und die Klugheit, die Geduld, welche sie dabei beweist, ehren und bewundern." Auch Herzog in seiner Realencyklopädie für protestantische Theologie läßt der Bedeutung der „an Geist, Bildung und Charakter gleich ausgezeichneten" Frau in der Hauptsache Gerechtigkeit widerfahren.

Charitas hat es in der That verdient, daß Freund und Gegner von ihr mit Hochachtung reden. In einer Zeit des wirresten Haders und der einreißenden Sittenverwilderung bewährte sie die sittliche Hoheit und den Seelenfrieden einer wahrhaft christlichen Matrone. Für das Glück und die friedliche Verborgenheit geboren, zeigte sie der Welt, was eine hochherzige Frau im Unglück und im aufgedrungenen Kampfe zu leisten vermag. Mitten in dem traurigen Schauspiel, das so viele Klöster durch den Abfall und die Verweltlichung fahnenflüchtiger Ordensgenossen boten, gab sie in ihrem persönlichen Wandel und in der Führung ihrer ganzen Klostergemeinde das Beispiel einer treuen, makellosen Standhaftigkeit, die für die Rechte des Gotteshauses und für die Freiheit der Gewissen opfermuthig zu kämpfen und zu leiden weiß. So wurde sie ihren Zeitgenossen — und unter diesen selbst ihren Verfolgern — ein Gegenstand stiller Bewunderung, und rettete dem nachwachsenden Geschlechte den Glauben an die selbstlos hingebende Treue und an die unüberwindliche Heiligkeit reiner Ueberzeugung.

Ein Charakter solcher Art ist zu allen Zeiten der Betrachtung werth, doppelt aber in Zeiten, wo die Sterne wieder einmal ähnlich stehen, wie zu ihren Tagen.

Das Andenken ihres Lebens zu erneuern, dazu liegen die Hilfsmittel in verschiedentlich zerstreuten Quellen vor;

die besten und verlässigsten aber hat uns Charitas selbst an die Hand gegeben in den schriftlichen Aufzeichnungen, welche von ihr auf die Nachwelt gekommen sind.

Wenn Roswitha, die Nonne von Gandersheim (um 960), die Zeugnisse ihres Denkens und Schaffens in anmuthigen Dichtungen, und Herrad von Landsperg, Aebtissin von Hohenburg (1167—95), in einer Art illustrirter Encyklopädie des Wissenswürdigsten niederlegte; wenn Margaretha und Christina Ebner als gottbegeisterte Seherinen des Predigerordens in ihren Offenbarungen die religiöse Bewegung ihrer Zeit, des vom Geist der Mystik erfüllten 14. Jahrhunderts vergegenwärtigen — so hinterließ uns dagegen Charitas Pirkheimer Briefe und Denkwürdigkeiten, in denen sie sich auf ganz eigenartige Weise verewigt hat: Briefe, welche als köstliche Zeugnisse der Weisheit, Frömmigkeit und edler Sitte, Denkwürdigkeiten, welche als erhebende Denkmale unschuldvoller Treue und heroischer Charaktergröße in der ereignißreichsten Epoche ihres Klosterlebens dastehen und unvergänglich geschichtlichen Werth behalten. [1])

## I.

### Bei St. Clara.

Es war eine fehdenvolle Zeit, in der Charitas Pirkheimer zur Welt kam: Kleinkrieg, Ueberfall und Raubzüge noch allwärts an der Tagesordnung. Das Jahr ihrer Geburt ist indeß durch einen Reichstag in Nürnberg bezeichnet, auf dem nach mehreren vergeblichen Anläufen unter Kaiser Friedrich III. endlich ein allgemeiner Landfrieden auf fünf Jahre beschlossen wurde. Es war dieß ein erster Versuch, im Reiche einen geordneten Rechtszustand zu begründen und dem endlosen Fehdewesen, der rohen Gewaltherrschaft des Faustrechts auf reichsgesetzlichem Wege eine Schranke zu setzen. Zuvörderst blieb es freilich, unter dem Bleigewicht der vielfach auseinanderstrebenden reichsständischen Interessen, beim bloßen Anlauf und Versuch, der erst mehrere Jahrzehnte später dem Sohne des regierenden Kaisers, dem ritterlichen Kaiser Maximilian I. mit besserem Erfolg, wenn gleich auch da noch unter unsäglichen Schwierigkeiten und wiederkehrenden Hindernissen, gelingen sollte. Aber der Weg war wenigstens beschritten, das Ziel, wenn auch noch fern, gewiesen, und so der Keim einer bessern Zukunft gelegt. Zum ersten Male wurden auf diesem Reichstag zu Nürnberg die Artikel der goldenen Bulle widerrufen, in welchen die Fehde als äußerstes Mittel der Rechtsverfolgung bisher zugelassen war. „Es ward ein

Friede verkündigt, wie die Kurfürsten sich ausdrückten, von unserm gnädigsten Herrn dem römischen König zu halten geboten, von unserem heiligen Vater dem Papste bestätigt." [*])

Unter solchen Aspekten wurde Charitas Pirkheimer geboren — am Tage des Ordensstifters St. Benediktus, 21. März 1466. Das festliche Geräusch und Gewoge reichstäglichen Lebens umklang ihre Wiegenzeit.

Ihr Vater, der als rechtskundiger Rath bei Fürsten und Städten hochangesehene Doktor jur. utr. Johannes Pirkheimer, hatte seine öffentliche Laufbahn eben erst begonnen. Von der Universität zu Padua 1465 mit dem Doktorhut geschmückt, hatte er sich in seiner Vaterstadt nicht lange häuslich niedergelassen, als er wegen seiner juristischen Kenntnisse vom Bischof von Eichstädt, dem kunstsinnigen Wilhelm von Reichenau, 1469 als Rath berufen wurde, in Folge dessen er mehrere Jahre zu Eichstädt in bischöflichen Diensten verbrachte. Hier ward ihm auch sein Sohn Wilibald geboren. Darauf wirkte er in gleicher Thätigkeit als Rath des Herzogs Albrecht von Bayern und des Erzherzogs Sigmund von Oesterreich, an deren beider Hoflager, zu München und zu Innsbruck, er abwechslungsweise zu verweilen hatte, nebenbei aber vielfach als Gesandter an andere fürstliche Höfe verwendet wurde. Des Hofdienstes endlich müde, kehrte er gegen Ende des Jahrhunderts wieder nach Nürnberg zurück und bekleidete fortan in seiner Vaterstadt die Würde eines Consulenten. Sixtus Tucher nennt ihn einen „weisen und gelehrten Mann", voll Geradheit und Gottesfurcht; auch rühmt er seine Güte und Menschenfreundlichkeit, und gedenkt es ihm persönlich mit Dank, daß Pirkheimer ihm in seinem Fürnehmen „mehrmals hilflich und räthlich gewesen."

Johannes Pirkheimer war mit Barbara Löffelholz vermählt und lebte mit ihr in einer glücklichen, mit Kindern reich gesegneten Ehe. Neben dem einzigen Sohne Wilibald — nur Einer, aber ein Löwe! — werden uns sieben Töchter genannt, nämlich: Charitas und Clara, die wir neben einander stellen, weil sie auch durch ihr ganzes Leben so schwesterlich neben einander gestanden, dann Walpurg, Sabine, Euphemia, Katharina, Juliana. Von allen Töchtern hat nur Eine geheirathet, die letzterwähnte Juliana, welche im Jahre 1495 dem Nürnberger Rathsherrn Martin Geuder angetraut wurde, während die übrigen sämmtlich den Klosterberuf erwählten. Wahrscheinlich war Charitas unter ihnen die älteste, wenn nicht, wie Lochner vermuthet, Walpurg ihr an Jahren voranging.*) Jedenfalls wurde sie die berühmteste, so zwar, daß ein Abglanz ihres Ruhmes auch auf die Schwestern überging.

Der Drang des Wissens lag im Blut dieser Familie, und Charitas schlug nicht aus der Art. Den ersten Unterricht empfing sie unter den Augen des Vaters, der bei der Erziehung seiner Kinder wohl im Auge behielt, worin die überlieferte Ehre seines Patrizierhauses beruhte, und für solche Sorge auch reichlich belohnt wurde. Mit zwölf Jahren — in der Pfingstwoche des Jahres 1478 — kam das begabte und wißbegierige Mädchen zur Ausbildung in das Kloster St. Clara zu Nürnberg, wo der Keim jener schon im elterlichen Hause gepflanzten tiefreligiösen Gesinnung zur vollen Blüthe sich entfaltete, zugleich aber der

---

*) Die Wahl des Namens Walpurg weist auf Eichstädt als Geburtsort, wie bei Wilibald; dann aber war diese sicherlich jünger als Charitas. Walpurg überlebte auch ihre Schwester um volle neun Jahre.

Grund zu jener schönen Geistesbildung und Charakterstärke gelegt wurde, welche in ihrem spätern Wirken zwei hervorragende Eigenschaften bilden. Aus einem Briefe Wilibalds darf man schließen, daß insbesondere die gelehrte und hochgebildete Großtante Katharina, von der schon Eingangs die Rede war, bei der Erziehung und Unterweisung der jungen Charitas mitgewirkt habe; denn er preist seine Schwester glücklich, daß sie mit ihren schönen Anlagen „die Großmuhme so trefflich wiedergebe, daß man an der Schülerin das Bild der Meisterin erkenne.“ Wohl hat später auch der Umgang mit dem geliebten, um vier Jahre jüngern Bruder auf die Erweiterung ihres Wissens und die Läuterung ihres Geschmackes Einfluß geübt, aber der erste und Hauptantheil an dem Verdienste fällt dieser Frau und dem Kloster zu. Es fehlte hier, wo Töchter aus den besten Familien vereinigt waren, nicht an tüchtigen und befähigten Kräften, und ein so bedeutendes Talent, wie das der Charitas, fand Raum zur freudigen Entfaltung.

Den Stab der Aebtissin führte bei ihrem Eintritt Margaretha Grundherrin, eine wegen ihrer Tüchtigkeit und frommen Ordenszucht hochgeachtete Frau, der dann, als sie im Jahre 1488 freiwillig und in Ehren die Stelle niederlegte, Helena Meichsnerin, ebenfalls aus altem, rathsfähigem Nürnberger Geschlecht, im Amte nachfolgte.

Das St. Clarakloster zu Nürnberg, aus einer „Samung“ (Versammlung) von Reuerinen oder Schwestern der hl. Magdalena hervorgegangen, bestand schon seit mehreren Jahrhunderten; die Ordensregel der Clarissinen war am 29. Januar 1279 durch Nonnen von Söflingen (bei Ulm) eingeführt worden. Seitdem hatte das Klösterlein, um seines sittigenden Einflusses willen, ununterbrochen sich der Gunst der Großen zu erfreuen gehabt. König Rudolf

der Habsburger und die Königin Anna, seine Gemahlin, die Burggrafen von Nürnberg wie die Grafen von Oettingen, Kaiser Ludwig der Bayer und König Wenzel bedachten es mit Gnaden und Privilegien, und die stille Wirksamkeit der Nonnen griff weit über Nürnberg hinaus.

Besonders aber waren es Nürnberger Patriziergeschlechter wie die Ebner, die Vorchtel, die Muffel, die Waldstromer, welche das Kloster mit Schenkungen begabten und auszeichneten, so daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1452—54) die Klostergebäude mittelst freiwilliger Beiträge des Rathes und der Bürgerschaft bedeutend erweitert werden konnten, während andere Wohlthäter für die innere Ausschmückung der Kirche sorgten. Waren es ja ihre eigenen Kinder, lauter Bürgerstöchter der Reichsstadt selbst und zum Theil aus den vornehmsten Geschlechtern, die bei St. Clara lebten und beteten. Denn nach einem allmählig zum Recht erhobenen Herkommen fanden fast nur Nürnbergerinen darin Aufnahme. Der Rath der Stadt, dem das Bewilligungsrecht zur Aufnahme zustand, wachte mit Eifersucht darüber, daß der Brauch gewahrt und keine Jungfrau, die in Nürnberg nicht verburgerrechtet war, in die Gemeinschaft des Claraklosters zugelassen wurde; nur in ganz seltenen Fällen ward einmal eine Ausnahme gestattet.

Daher kam es, daß die Nonnen von St. Clara zu Nürnberg fast alle mit einander in Familienverwandtschaft standen, und in näherem oder entfernterem Grade Basen und „Mümelein" unter sich waren; die Grüße an die „Mumen" und „Mümelein" kehren in allen Briefen wieder. Daher kam es aber auch, daß die Blüthe der reichen Bildung der Stadt aus den Häusern der Patrizier mit in das Clarakloster wanderte und in den Herzen der frommen Kinder eine heimische, nur durch die Religion geläuterte

und durch die Schranke der Ordensregel umschriebene Stätte fand.

Die geistliche Leitung der Clarissinen stand dem Franziskanerorden, oder wie die damals gebräuchliche speciellere Bezeichnung lautet, den Barfüßern zu. Es waren Minoriten von der Observanz, d. i. der alten, strengern Regel, die dort, nach dem zeitweiligen Verfall klösterlicher Zucht, um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf Geheiß des Papstes Eugen IV. wieder hergestellt worden war — zum sichtbaren Vortheil des religiösen Lebens und der guten Sitte in der Stadt. Denn die Reform übte eine erneuernde und fruchtbringende Wirkung auch auf andere fromme Genossenschaften aus, in welchen eine Lockerung der Disciplin einreißen wollte, insbesondere aber auf das Claraklоster, welches sich unter der Aebtissin Clara Gundelfinger im Jahre 1452 einer heilsamen und durchgreifenden Reformation unterzogen hatte. Nirgends in Deutschland, sagte schon der Dominikaner Nider, habe er so viele tugendhafte, keusche und arbeitsame Jungfrauen getroffen, als auf Nürnberger Gebiet. Das Frauenkloster von St. Clara aber wurde fortan, nach der Einführung der Observanz, ein Herd der musterhaften Sitte, ein Vorbild gewissenhafter Disciplin und gottfreudigen Wandels. Es erhielt nicht nur erfreulichen Zuwachs von Töchtern aus den besten Häusern — und dies in solchem Maße, daß es die Zulassung um das Jahr 1476 sogar beschränken mußte — es wurde auch der belebende Mittelpunkt für eine Reform verwandter Klöster: es entsandte Schwestern zur Erneuerung der Disciplin nach Brixen (1455), nach Pfullingen (1460), nach Bamberg (1460), nach Eger (1465). Selbst Herzog Albrecht von Bayern holte sich im Jahre 1480 — also zur Zeit, da Charitas bereits im Kloster sich befand — zur Reformi=

rung des Angerklosters in München Nonnen aus St. Clara zu Nürnberg; es waren die Conventschwestern Felicitas Groland, Katharina Adelmann, Barbara Schwarz, Agnes Herdegen und die Laienschwester Gertraut Kolbin, welche unter der Leitung der schon zu Eger erprobten Aebtissin Felicitas Trautmann nach München gingen und ihre Aufgabe daselbst mit vollständigem Erfolge durchführten.[3]) So war das Nürnberger Frauenkloster eine eigentliche Pflanzschule des Ordens geworden.

In diesem beglückten Kreis reiner, frommer Seelen glaubte Charitas Pirkheimer ihre rechte Heimath gefunden zu haben, in der sie zu verbleiben, in der sie, aus innerer Neigung zur gottgeweihten Einsamkeit hingezogen, ihr irdisches Tagewerk zu vollbringen beschloß. Sie nahm den Schleier und das graue Gewand der Clarissinen, um nun für's Erste in seliger Verborgenheit dahinzuleben. In selig stiller Verborgenheit! Denn während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Aufenthalts im Kloster scheint sie den Augen der Welt wie entschwunden, so daß wir fast gar nichts von ihr vernehmen. Wir hören nichts Näheres von dem Gang ihrer innern Entwicklung; wir vernehmen nichts von den Beziehungen zum Elternhaus; wir wissen nicht einmal, wann sie Profeß gethan. Wir wissen nur, daß sie in regem jugendlichen Wetteifer mit geistesverwandten Seelen der Ordensregel lebte und namentlich an der um fünf Jahre ältern Apollonia Tucher eine gleichgesinnte Strebensgefährtin und treue Herzensfreundin gewann. Als sie endlich aus dem Dunkel der Verborgenheit hervortrat, war die Blüthe ihres Geistes aufgebrochen wie die Knospe in der Morgensonne.

Aber an dem Charakter dieser Freundin vermögen wir zu erkennen, welche Richtung ihr junges offenes Gemüth

von Anbeginn genommen. Denn diese Freundin war im edelsten und reinsten Sinn eine „schöne Seele". Apollonia Tucher, aus dem bekannten patricischen Geschlecht, das der Reichsstadt eine Reihe verdienter Männer gegeben, eine Tochter des Herdegen Tucher und seiner zweiten Frau Elisabeth Pfinzing, Geschwisterkind des gelehrten Propstes Sixtus Tucher, war sechs Jahre vor Charitas, am 26. Juli 1472 in das Kloster getreten. Sie hatte den Beruf aus innigster, lange heimlich genährter Neigung ergriffen und zeichnete sich unter den Nonnen durch ein kindlich holdes Wesen und einen heiligmäßigen Wandel aus. In dem von ihrem Schwestersohn Christoph Scheurl angelegten „Tucherbuch" wird sie „eine Krone ihres Convents, eine Liebhaberin alles Gottesdienstes, ein Spiegel der Tugend, ein Exempel und Ebenbild der Schwestern" genannt. Scheurl berichtet auch — und er stand dem Kloster persönlich sehr nahe — sie habe „etlich beschwerliche Gesichte gehabt", und fügt hinzu: „Viele vermeinen, sie habe nie ihr Leben lang tödtlich gesündigt." [4])

Mit dieser jungfräulichen, sanften, gottbegeisterten Nonne, die am 2. Januar 1494 zur Priorin erwählt wurde, sah sich Charitas durch die unzertrennlichste Freundschaft verbunden, so unzertrennlich, daß sie während ihres 53jährigen Zusammenlebens, wie es heißt, „ein Seel und ein Leib" gewesen.

Welch ein anmuthendes, mit Lust zu bearbeitendes Werk ließe sich über die Freundschaft im Kloster schreiben! sagen wir mit Montalembert, der in der Einleitung zu seinem großen Werk über die Mönche des Abendlandes ein so herrliches Gemälde davon entwirft, daß wir versucht wären, dasselbe ganz hier einzureihen; denn Besseres läßt sich nicht darüber sagen. Wir begnügen uns aber mit einer kurzen

Stelle. „Wie viele rührende Züge“, ruft er aus, „wie viele liebliche Aussprüche wären hier zu sammeln seit der Zeit jenes Abtes in Spanien im achten Jahrhundert, welcher sagte: „„Ich habe in der Welt nur Einen Bruder verlassen, und habe dafür so viele im Kloster wieder gefunden!““ bis zu jenen beiden Klosterfrauen von Fontevrault, von denen die eine, vor der andern gestorben, der Gefährtin wieder erschien und auch ihr den Tod mit den Worten verkündete: „„Wisse, Geliebte, daß ich bereits eines hohen Glückes genieße, aber in's Paradies kann ich ohne dich nicht eingehen; bereite dich also und komm eilends, damit wir vereint zum Anschauen Gottes gelangen.““ — Es ist übrigens auch gar nicht zum Verwundern, daß sich im Kloster diese zarten Gefühle tugendhafter Seelen so reich entfalteten. Die Ordensgenossen hatten bei ihrer sonstigen Lebensstrenge nicht nur das Recht und das Bedürfniß, in gegenseitigen vertraulichen Ergießungen und im Gedankenaustausch ein Schutz- und Linderungsmittel gegen die unausweichlichen Verstimmungen der Seele, eine Nahrung für die Ideale ihrer Jugend zu suchen; sie befolgten auch die göttlichen Vorschriften und das Beispiel des Gottmenschen, indem sie unter dem gleichen Ordenskleide die brüderlich liebenden, uneigennützigen, treuen Herzen aufsuchten. Die täglich betrachteten und die in der klösterlichen Liturgie gesungenen und gebeteten Worte der heiligen Schriften boten ihnen stets unvergängliche Beispiele von der liebenden Zuneigung, die unter den Auserwählten herrschen kann. Aus den Evangelien, aus demjenigen insbesondere, dessen Verfasser sich nicht scheut, sich den Jünger, den Jesus liebte, zu nennen, strahlt ihnen die zärtliche, innige und hohe Freundschaft entgegen, die der göttliche Heiland aller Menschen während seines kurzen Lebens hienieden einzelnen be-

vorzugten Seelen erwiesen hat ... Alles trieb und ermunterte sie zur Auserwählung einer oder mehrerer verwandter Seelen, zu innigerem Bunde für dieses Leben, und ließ sie diese Wahl mit einer Liebe, frei wie ihr Beruf, lauter wie ihr heiliger Stand, zart und hochsinnig wie ihre Jugend, für das Leben bekräftigen. Auf solche Weise mit den keuschen Wonnen vereinigter Herzen innig vertraut, konnten sie mit dem Siraciden in der Freundestreue dieser freien Herzensverbindungen ein Heilmittel für Leben und für Unsterblichkeit erblicken."

Ja gewiß, es müßte ein schönes Buch werden, dieses noch zu schreibende Buch von der christlichen Freundschaft in Klöstern, und in dem lichten Reigen gottverbundener Seelen würden die beiden Clarissinen Charitas und Apollonia sicher nicht den letzten Platz einnehmen.

Auf Eintracht des Glaubens, Hoffens und Liebens gegründet, erhielt diese edle und veredelnde Freundschaft noch eine besondere Weihe durch den geistlichen Verkehr, den der gelehrte Propst Tucher von St. Lorenz mit ihnen unterhielt. Sixtus Tucher — ein Name, der den Zierden Nürnbergs in dessen goldener Zeit zugezählt werden darf! Sein Geschlecht ist stolz auf ihn, sein Neffe Christoph Scheurl betrachtete ihn als das Vorbild, dem er bewundernd nachstrebte, die Universität Ingolstadt nennt ihn in ihren Annalen unter den Würdigsten, seine Vaterstadt verdankte ihm manche wohlthätige Stiftung; und nicht das letzte seiner Verdienste endlich ist sein bildender Einfluß auf Charitas Pirkheimer. Nachdem er seine Studien in Heidelberg und auf den Universitäten Italiens gemacht hatte, war Dr. Sixtus Tucher mehrere Jahre Professor des Rechtes an der Universität Ingolstadt gewesen, wo er durch seine Vorträge eine zahlreiche Zuhörerschaft an sich fesselte und im Jahre

1488, noch nicht dreißigjährig, die Würde des Rektors bekleidete. Er galt für einen feingebildeten, auf humanistischer Grundlage geschulten Juristen. Seine Zeitgenossen nennen ihn einen Mann von gewichtigem Urtheil und einen höchst scharfsinnigen Erklärer der Rechte; und in der That war sein Ansehen so bedeutend, daß er zum kaiserlichen und zum päpstlichen Rathe ernannt und in solcher Eigenschaft auch zu politischen Geschäften verwendet wurde. Endlich ward auch die Vaterstadt auf den berühmt gewordenen Sohn aufmerksam und berief ihn im Jahre 1497 auf die erledigte Propstei von St. Lorenz zu Nürnberg, wo er fortan seine Lebenstage verbrachte und durch seine uneigennützige Milde und ächt priesterlichen Wandel bei seiner großen Gemeinde sich sehr beliebt machte.

Die neue Stellung als Pfarrherr und Propst der herrlichen Lorenzerkirche und seine nahe Verwandtschaft mit Apollonia Tucher brachte ihn bald nach seiner Ankunft in der Vaterstadt mit dem benachbarten Claraklöster in Verbindung. Er besuchte die ihm theuere und hochgeachtete „Mume" öfters und wurde durch sie auch mit Charitas befreundet. Apollonia war damals bereits Priorin, und Charitas wirkte als Lehrerin der dem Kloster zum Unterricht und zur Erziehung übergebenen Töchter der Stadt. Das hohe Streben der beiden seelenverwandten, für alles Edle erglühenden Nonnen zog ihn an, und es machte ihm Freude, mit den Schwestern am Sprechfenster des Klosters sich zu unterhalten, sie in ihren gemeinschaftlichen Studien anzueifern, in ihren religiösen Anliegen zu berathen. Welcher Genuß, welche geistige Erhebung für die guten Schwestern, von einem Manne, der die Bildung der Zeit in sich aufgenommen und dabei so innig fromm geblieben war, Belehrung empfangen, Anregung und Aufmunterung

in dem Höchsten, was ihre Seelen bewegte, schöpfen zu können!

Wenn der Propst zeitweilig verhindert war, die Nonnen am Redefenster aufzusuchen, dann mußten Briefe den mündlichen Austausch mit den zwei Freundinen ersetzen — ein Glück für uns Spätergeborene; denn der Gunst solcher Hindernisse danken wir es, daß wir überhaupt von ihrem Verkehr nähere Kunde haben. Zwar scheinen die Briefe der Charitas an den Propst unwiederbringlich verloren zu sein, dagegen haben sich die Zuschriften des letztern an die beiden Klosterfrauen großentheils erhalten: eine Folge von „vierzig Sendbriefen“, die der treue Ausdruck einer uneigennützigen Freundschaft sind und hauptsächlich von geistlichen Dingen, beschaulichen und erbaulichen Inhalts, handeln. Es sind, wie der neueste Herausgeber sie ganz richtig bezeichnet, die Anschauungen eines Picus von Mirandula, eines Johann von Dalberg, welche sich in diesen Briefen wiederfinden. Es kommt in denselben die edlere Seite des Humanismus zum Wort, jene milde, contemplative Geistesrichtung, die „aus dem Mysticismus hervorgegangen, von diesem sich die Tiefe des religiösen Gefühls bewahrt und aus den Schriften der Alten sich die formale Bildung angeeignet hatte.“ [5]) Der Schreiber schlägt in der Correspondenz einen bald väterlichen, bald brüderlichen Ton an, und wenn man aus der Anspielung eines dieser Briefe einen Schluß ziehen darf, so schwebte dem wackern Propste hiebei das Beispiel des hl. Hieronymus in seinem Verkehr mit den edlen christlichen Römerinen Marcella, Paula und Principia vor Augen. Und in der That, der Gedanke lag nahe: waren doch auch die beiden Klosterfräulein Freundinen ganz im Geiste der Marcella und Principia.

Aus einem so schönen, von allen weltlichen Interessen

freien Verhältnisse konnte nichts anderes als Segen entfließen. Gegenseitig! Denn auch der gelehrte Propst verschmäht es nicht, von den frommen Nonnen zu Zeiten seelenstärkende Worte der Erbauung hinzunehmen, nicht blos hinzunehmen, sondern freiwillig und herzlich zu begehren, als Einer, „der mitten in dem Meer dieser Welt nicht ohne Gefährlichkeit dahinschiffe und von den Wellen hin und wieder in mannigfaltige Widerwärtigkeit geworfen werde.“ Und wie hätte er aus dem Umgang mit so unschuldsvollen Seelen nicht Erquickung schöpfen sollen! Charitas zumal besaß Eigenthümlichkeit genug, um auch dem Interesse eines so hochgebildeten Mannes etwas entgegenbieten, um nicht blos empfangen, sondern aus ihrem geistigen Besitzthum auch geben zu können. Einzelne ihrer Briefe erregten wirklich durch ihren gedankenvollen Inhalt sein Wohlgefallen in solchem Maße, daß er in der Antwort sein freudiges Erstaunen nicht zurückhalten kann über „des fraulichen Geschlechts Sinnreichigkeit und weibliche Kunst, so zu unsern Zeiten zumal seltsam ist.“ Indeß fügt er als kluger Seelenführer auch gleich den Zusatz bei: „Jedoch will ich nit, daß du von dannen einig eitel Lob suchest, sondern Dem zuschreibest, von dem eine jede Gabe, die beste, und jedes Geschenk vollkommen herrührt. Zu dessen Lob, und deiner Schwestern Nutz, auch deinem Heil, sollst du dich dieser Begnadung gebrauchen, und daneben des Apostels guldene Worte nit vergessen: die Kunst macht den Menschen hoffärtig, aber die Liebe wirkt ihm Nutz.“

Um so williger stand er ihnen seinerseits mit Rath und Warnung, mit Zuspruch und Theilnahme in allen Lebenslagen zur Seite. Er gibt ihnen Winke über die richtige Auffassung der Ordensregel, und ermuntert sie im Studium der lateinischen Sprache, welche namentlich der Apol-

lonia noch einige Schwierigkeiten bereitet; er löst ihre Zweifel und Scrupel in schwierigen Gewissensfragen, und hat immer ein tröstliches Wort, wenn die guten Nonnen, die sich in ihrer Gottesliebe und ihrem Himmelsflug nicht genug thun können, ihm ihre Klagen anvertrauen über zeitweilige Lauheit und Mangel an Andacht — „Sprödigkeit und Ausschweifung des Gemüthes“ nennt es Charitas; er glaubt endlich die beiden feurigen Seelen vor allzu großer Strenge des Fastens und Wachens warnen zu müssen, wenn sie das von der Ordensregel geforderte Maß zum Nachtheil ihrer Gesundheit überschreiten, und mit fast beweglichen Worten redet er der in Folge davon leidend gewordenen Charitas in's Herz, sich nach Pflicht und Gebühr zu schonen, im Namen dessen, „der unser aller Gesundheit ist.“ „Glaub mir“, setzt er hinzu, „wenn ich meinet, daß du (durch Maßhalten in der Ascese) sündest, ich wollt diese Worte nit um das Bisthum zu Bamberg von mir reden oder schreiben.“

Zu Neujahr oder ähnlichen festlichen Anlässen erfreut er die beiden Klosterfräulein mit kleinen Geschenken, die er dann immer mit einer sinnigen symbolischen Deutung begleitet. Einmal schickt er ihnen „übergüldete Laternen“, deren Licht sie mahnen soll, in guten Werken ihren Nebenmenschen vorzuleuchten. Die Goldfarbe der Laternen deute auf die Hoheit des jungfräulichen Standes. Es sei „ein groß wunderbarlich Ding, die Funken der Begierlichkeit, die von den Fackeln der Jugend glühen, in Kraft der Vernunft auszulöschen.“ Die Nonnen sollen jedoch nicht glauben, daß das Klosterleben allein zum ewigen Heile genug sei. „Das ewige Vaterland mag anderst nit, denn durch fleißige Haltung aller göttlichen Gebote verdienet werden.“ *Solche* Dinge schreibt er ihnen übrigens keineswegs, weil

er etwa meine, daß sie ihnen unbekannt seien, sondern mehr nur, um ein freundlich Gespräch mit ihnen zu pflegen. Es schade aber nicht, zu Zeiten auch die bekannten Dinge in's Gedächtniß zu führen, zumal gerade den Begabten: denn diejenigen, welche die andern an Geistesgaben und Verständniß der Schrift übertreffen, dürfen „auch in den Tugenden nit geringer sein."

Gelegentlich sendet ihnen der Propst auch neuerschienene Büchlein zum Lesen, z. B. „Wunderbarliche Geschichten von etlichen geistlichen Jungfrauen", deren ekstatisches Leben in jenen Tagen Aufsehen machte; ein andermal die bei Quentell zu Köln erschienene „Auslegung der Hymnen und Sequenzen" (Expositio hymnorum cum familiari commento. 1494 und 1506). Als die Nürnberger unter Anführung des Ulman Stromer am 19. Juni 1502 durch den Markgrafen Casimir eine blutige Niederlage erlitten, wobei an 300 tapfere Bürger der Stadt, meist Familienväter, um's Leben kamen, sandte Tucher den Nonnen „die Klagrede des hl. Augustinus, zu Zeiten der Belagerung der Stadt Hippo gehalten", in's Kloster. So ist überall, neben dem religiösen Zweck, auch Sinn und Beziehung zur Gegenwart erkennbar. Bei der „Auslegung der Hymnen" bemerkt er gar anmuthig, er schicke ihnen beiden davon nur ein Exemplar: denn „ich hab geachtet, daß euch, die ihr ein Herz und ein Gemüt in dem Herrn habt, ein Buch genung wäre."

Hinwieder versäumt er nicht, zu einem wichtigen Geschäft, das er vor hat, zu einer nothwendig gewordenen Reise oder für ein sonstiges Unternehmen, um das Gebet der Klosterfrauen herzlich zu bitten. Daran lassen es diese guten Kinder niemals fehlen, wie sie denn auch dem verehrten Mentor, als er einmal erkrankte, ihre eifrigst be-

sorgte Theilnahme zuwenden und nicht blos den Himmel mit Gebeten, sondern auch den Kranken mit Arzneien, klösterlichen Hausmitteln und Erfrischungen in weiblicher Beflissenheit bestürmen. Denn im Gebiete der Gesundheitsregeln und allen Geheimnissen der Hausapotheke waren die Klosterfräulein von jeher stark. Auch die Briefe der Felicitas Grundherr, einer Mitschwester der beiden Clarissinen, an ihren alten kränkelnden Vater enthalten dafür anmuthig naive Belege.

Gar schön und herzlich lautet der Trostbrief, welchen Tucher an Charitas bei dem Tode ihres Vaters geschrieben. Der alte, ehrenfeste Dr. Johannes Pirkheimer hatte sich etwa ein Jahr vor seinem Tode, einer alten frommen Sitte und dem Beispiel seiner eigenen Vorfahren folgend, in das Franziskanerkloster zu Nürnberg zurückgezogen, um seine letzten Lebenstage in Ruhe und ernster Beschaulichkeit zu verbringen. Dort verschied er am 2. December 1501, von Charitas innig beweint und betrauert. Von lebhaftem und starkem Gefühl, scheint sich diese im ersten Schmerz der Gewalt des Affectes und den Thränen kindlicher Pietät völlig hingegeben zu haben. Um diese Trauer, ihren, wie er fürchtet, „überschwänglichen Schmerz" zu mildern, richtete nun der Propst seinen Zuspruch an die betrübte Tochter, der zugleich ein ehrenvoller Nachruf auf den würdigen Vater geworden ist.

„Mir ist" — schreibt Tucher von dem Heimgegangenen — „sampt vielen andern unverborgen, daß er also gelebt, daß ihm der Tod, so das Leben weggenommen, viel mehr Gutes denn Böses zugefügt hat, oder, damit ich förmlicher rede, der Tod hat ihm das Leben nit entführt, sondern verliehen, da diejenigen, die wohl gelebt haben, das wahre, ewige, beständige Leben haben werden. Darfür ich

in allweg deinen Vater achte, der jetzo viel Jahr alle weltliche Eitelkeit und Lust verschmäht, wie du daß dann ich weißt, in dem Gesetz und Lob Gottes Nacht und Tag verzehrt, und seinen göttlichen Willen mit Worten und Werken fleißiglich erforscht hat, inmaßen sein manigfaltig Almüsen, Gebet, täglich Opfer des Altars und embsig Lesen der göttlichen Bücher klärlich anzeigen .... Darumb sollen wir nit trauern, wenn einer verdient hat, von fremden Landen in seine eigene Heimat wieder zu kommen, von der Herberg in sein Haus, von der Arbeit an die Ruhe, vom Tod zum Leben, von dem Zeitlichen zu dem Ewigen, und sonderlich wann einer durch eine glückselige Kaufmannschaft viel gueter Werk gewonnen hat, derhalben wir alle, wie Kaufleut, in die Pilgrafschaft dieser Welt kommen sind, auf daß wir mit zeitlichen Gut ewigen Gewinn und Wucher erobern.“ — Und zum Schluß: „Darumb alles was du widerwärtigs leidest, das trag mit einem gedultigen Gemüt, und alles was Er, der nit irren kann, gethan hat, acht' wohl gethan, mach dich nit traurig, sondern fröhlich und seinem Willen einhellig. Ich bin bei deins Vatern Begrebnus gewest, hab ihn meines, wiewohl unwirdiglich vollbrachten Opfers des hohen Altars teylhaftig gemacht, das ich auch künftig umb sein- und deintwillen thun will: Gott wolle ihms angenehm lassen sein. Gehab dich wohl in Christo unserm Seligmacher.“

In solchem milden und lautern Wellenschlage bewegte sich der Strom freundschaftlicher Gesinnungen zwischen dem Claraklofter und St. Lorenz hin und her. Für Charitas mußte dieser geistige Verkehr um so willkommener sein, als gerade in der ersten Zeit, da sie mit Sixtus Tucher bekannt wurde, ihr geliebter Bruder, dem sie sonst Freud und Leid vor allem anvertraute, von Nürnberg abwesend und durch

den Schweizer Krieg (1499) für geraume Zeit von der Heimath ferngehalten war. Als Wilibald dann zurückkehrte, da war ihr die neue Freundschaft für ihr inneres Leben bereits so werth geworden, daß sie dieselbe nicht entbehren mochte, sondern als einen gottgefälligen Zuwachs neben der des Bruders festzuhalten wünschte. Und in gleicher Weise kam ihr auch der Propst mit dem Wunsche entgegen, es möge die Wiederkunft des Bruders keine Minderung ihrer Freundschaft herbeiführen, vielmehr dieses Bündniß zu einer rechten „brüderlichen Einigung" verfestigen, die, „in dem Ungewitter dieser Welt angefangen, bis in das künftige Leben nit aufhöre, sondern währe ewiglich, und mehre uns hie in der Widerwärtigkeit Ergötzung, und im Vaterland die Ruh und Glori."

Der religiöse Verkehr dauerte denn auch in der gleichen herzlichen Weise noch mehrere Jahre fort und wurde nur durch Tuchers ziemlich frühen Tod gelöst. Der Propst hatte im Jahre 1504, zum großen Bedauern des Rathes und seiner Gemeinde, sein einflußreiches Amt bei St. Lorenz niedergelegt, um sich in die sehnlichst gewünschte Ruhe und Einsamkeit zurückzuziehen; diese Muße konnte er noch drei Jahre lang genießen, worauf er am 26. October 1507, erst achtundvierzigjährig, starb. Sein Nachfolger in der Propstei wurde Dr. Anton Kreß, dem wir später ebenfalls als einem Gönner des Claraklosters begegnen werden.

## II.

### Die neue Aebtissin.

Inzwischen aber hatte sich im Clarakloster ein Ereigniß vollzogen, das im Lebensgang der Charitas zu einem wich-

tigen Wendepunkt sich gestaltete. Die seit 1488 regierende, schon ziemlich bejahrte Aebtissin, Helena Meichsnerin, legte im Jahre 1503 ihr Amt aus freier Resignation nieder. Eine neue Wahl war nöthig, und da das Recht hiezu dem Convente zustand, so richteten sich die Augen der Nonnen auf Charitas Pirkheimer, deren hervorragende Begabung und rechtschaffene Strebsamkeit seitdem allen offenkundig geworden. Die einmüthige Zustimmung der Nonnen erkannte sie für die zur Nachfolge würdigste und so ward sie am 20. December 1503 zur Aebtissin des Klosters erwählt.

Ein neuer Abschnitt begann damit in ihrem Leben.

Vielleicht hatte Charitas ein Vorgefühl der kommenden Stürme, die ihrer harrten, da sie nur mit großem Widerstreben und aus Gehorsam gegen ihre Obern das verantwortungsvolle Amt übernahm. Verantwortungsvoll war dieses Amt in mannigfacher Beziehung, aber die Erwählte, jetzt in einem Alter von 38 Jahren, vereinigte in sich auch die Eigenschaften, welche einer Oberin nöthig sind: sie verband mit der Rechtschaffenheit des Gemüthes zugleich die Festigkeit des Willens und jene klare Urtheilskraft und Besonnenheit des Verstandes, welche die Leitung eines so bedeutenden Klosterwesens vor allem erheischte.

Darum wurde ihre Wahl nicht nur im Kloster, sondern auch von den Freunden in der Stadt mit Beifall aufgenommen, und der einsichtige Propst von St. Lorenz war einer der ersten, der seinen Glückwunsch mit einer ermunternden Zusprache an die Neugewählte begleitete, worin er sagt: Obgleich er, so er ihr Gemüth ansehe, ihr Mitleiden bezeigen sollte, da sie nur ungern und aus Gehorsam die schwere Bürde übernehme, die sie lieber entbehren möchte, so könne er doch, gleich allen Andern die sie lieben, über die Wahl „nicht trauern, sondern begierlich frohlocken."

Die würdige Altmutter habe die begehrte Ruhe nach so langwieriger Arbeit, die sie dem Gotteshaus „ehrlich, getreulich und heilsamlich" gewidmet, wohl verdient und darum „ganz billich Vacanz und Freyung erlangt." *) Die Nachfolgerin aber werde in deren Fußstapfen treten, und so sei zu hoffen, daß die neue Wahl, die offenbarlich aus Ordination des heiligen Geistes hervorgegangen, dem ganzen Convent zur glücklichen Wohlfahrt ausschlagen werde. „Derhalben wünsch ich" — fährt Tucher fort — „daß dir diese Würde nütz sei zu Seel und Leib und dem ewigen Leben, will es auch von dem allmächtigen Gott zu bitten nit aufhören; bitt dich daneben, wollest nit zu viel, und mehr denn sich geziemt, von wegen der auferlegten Bürde trauern, ingedenk, daß dir die göttliche Gnade, aus dero Verhängnus und Vorsehung sie dir zuerkannt ist, dieselbe zu tragen und wohl zu regieren nit gebrechen wird." Dann schließt er mit einer persönlichen Wendung: „Zudem muß ich mich deiner Wahl von wegen meiner selbst auch freuen, der ich dein begierlicher williger Capellan bin, allezeit bereit, deinen Geboten willfährig zu erscheinen und mich deinen heilsamen Lehren zu unterwerfen. Gehab dich wohl, in dem künftigen König, **) sammt meiner lieben Mumen (Apollonia), in deren Gebet ich mich befehlen thue."

In der Reihenfolge der Aebtissinen von St. Clara war Charitas Pirkheimer die 52., aber nach dem innern Werth zählt ihre Regierung zu den ersten, nach dem äußern Verlauf zu den ereignißreichsten der ganzen Klostergeschichte.

---

*) Helena Meichsnerin, nunmehr die Altmutter genannt, erreichte ein Alter von 83 Jahren, und starb erst am 28. November 1521.

**) Der Brief ist kurz vor dem Weihnachtsfest geschrieben.

Hatte sie nur zögernd nach dem Stab gegriffen, so war sie auch von solcher Art, daß, nachdem er einmal in ihrer Hand, sie auch mit aller Kraft und Treue diesen Stab zu führen entschlossen war. Charitas verwaltete ihr Amt nicht nur mit der geziemenden Würde, sondern trachtete vor allem auch die Erste in der Pflichterfüllung zu sein, durch gewissenhafte Hingabe an die Ordensregel Nacheiferung weckend voranzugehen. War die Ordenszucht schon bisher eine tadellose gewesen, so schien nun ein Geist des Wetteifers zu erwachen. Mit zwei so einmüthigen und begeisternden Führern an der Spitze: Charitas als Aebtissin, Apollonia Tucher als Priorin — wie hätte da nicht im ganzen Kloster der Funke des Wetteifers die Herzen der Nonnen zündend ergreifen sollen!

Und dazu die liebevolle Milde, mit der sie ihre geistlichen Töchter behandelte und zu sich heranzog! Denn das ist das übereinstimmende Zeugniß aller Nonnen: Charitas war ihnen „eine getreue, würdige, liebe Mutter.“ So besagt der rührende Nachruf, den ihr das Kloster nach dem Tode gewidmet, so besagen die Aeußerungen einzelner Nonnen, welche unter ihrer Regierung aus dem Kloster genommen wurden, so bezeugen endlich die gemüthvollen Briefchen, welche sich von der guten Felicitas Grundherrin erhalten haben. Schwester Felicitas, welche seit dem Jahre 1503 im Claraklooster war und das Amt der Thormeisterin versah, hat zwischen den Jahren 1509—1529 eine kleine Anzahl Briefe an ihren „herzlieben Vater“, Leonhard Grundherr, geschrieben, welche durch ihre kindliche Treuherzigkeit uns heute noch wohlthuend anmuthen. Darin unterläßt sie nie, der „würdigen Mutter“, der Aebtissin zu gedenken, und in einer Stelle aus dem Jahre 1511 heißt es: „Ich hab eine getreue, freundliche, liebe, würdige Mutter an ihr

Würden, mehr denn ich sagen kann, der ich keinen Wechsel begehr, dieweil ich lebe.“ Und alle spätern Aeußerungen bezeugen dieselbe Gesinnung, dieselbe treue warme Anhänglichkeit; daher auch die warme glückselige Innigkeit, mit der diese Schwestern ihrem lieben „Klösterlein“ zugethan waren. [6])

Sie war verdient, diese Anhänglichkeit! Denn Charitas sorgte und wachte wie eine Mutter, und gar manche der Schwestern hatte sich bei schweren Schickungen ihrer aufopfernden Güte zu erfreuen. Als im Jahre 1505 Nürnberg von der Pest heimgesucht wurde, fand die unheimliche Seuche ihren Weg auch in das Clarakloster: eine Nonne ward von der Krankheit ergriffen und lag schwer darnieder. Da war es die Aebtissin, die durch Muth und Hingebung dem Convent ein Beispiel gab und die Kranke treulich besuchte. So sehr auch der besorgte Propst Tucher ihr bittend abwehrte und mit eindringlichen Vorstellungen, mündlich und schriftlich, die Gefahr der Ansteckung vor Augen rückte, der sie sich als Vorsteherin der Gemeinde nicht aussetzen dürfe — sie ließ sich nicht davon abhalten, die arme Kranke persönlich zu trösten und zu thun, was sie für eine Pflicht ihres mütterlichen Amtes hielt. Sie hatte die große Freude, die Pestkranke genesen und das Kloster von dem unheimlichen Gaste fortan befreit zu sehen.

Die Arbeit des Amtes, die Leitung der ihr anvertrauten zahlreichen Gemeinde und die Verwaltung des ansehnlichen, für den Unterhalt erforderlichen Besitzstandes, der zum Kloster gehörte, nahmen die volle Kraft der Aebtissin in Anspruch. Indeß gingen die Dinge ihren geebneten Gang, und während der ersten zwanzig Jahre ihrer Regierung führte sie ihr klösterliches Stillleben in friedevoller Thätigkeit dahin.

Eine Schaar von sechzig Nonnen war ihr untergeben, darunter ihre eigene Schwester Clara, ihr geistiges Ebenbild. Von andern Namen aus bekannten Geschlechtern Nürnbergs, welche damals im Kloster oft durch mehrere Mitglieder vertreten waren, seien noch erwähnt: Agnes Zenner, Elsbeth Behaim, Margaretha Volkamer, Anna und Clara Koler, Brigitta Muffel, Margaretha, Brigitta und Fides Kreß, Clara und Katharina Löffelholz, Barbara und Margaretha Schlüsselfelder, Ursula Stark, Dorothea Schürstab, Magdalena Holzschuher, Anna Haller. Die Nonne Anna Kezlin, seit 1494 im Orden, führte ein Verzeichniß der Schwestern, welche unter der Regierung der Charitas aus dem Leben schieden; ihr verdankt man die Erhaltung dieser Namen. Gebet und Betrachtung, Studium und Jugendunterricht füllten den wesentlichsten Theil der Tagesordnung der Klosterfräulein aus, in zeitweiligem Wechsel mit allerlei weiblichen Handarbeiten und Beschäftigungen, namentlich der Teppichwirkerei, worin die Frauenklöster Nürnbergs, nach dem Urtheil eines Kundigen, Ausgezeichnetes leisteten. In außergewöhnlichen Fällen kam es wohl vor, daß auch der Rath der Stadt ihre Dienstleistung in Anspruch nahm. Nürnberg war die Hüterin der Reichskleinodien, welche seit nahezu einem Jahrhundert in der Heilig-Geistkirche daselbst verwahrt wurden. Als nun der neugewählte Kaiser Karl V. aus seinem spanischen Erblande zur Krönung nach Deutschland kam, ließ der Nürnberger Rath den kaiserlichen Krönungsornat nach St. Clara bringen, um ihn von den Klosterfrauen besichtigen und das Nöthige an den alterthümlichen Gewändern von ihnen zurechtrichten zu lassen. Die weiße Dalmatika, bereits sehr alt und vermodert, mußte mit neuer Seide überzogen, andere Stücke der Reichskleinodien mußten gefüttert werden;

solches ward von den Clarissinen besorgt. So klein der Dienst war, so betrachteten die Klosterfrauen den Auftrag doch gewiß als eine ihnen widerfahrene Auszeichnung: war es ja ein, wenn auch untergeordneter, Theil des in aller Welt hochgehaltenen, von Pilgerfahrern besuchten „Heilthums“ der Stadt, der ihren Händen anvertraut war, ehe die Insignien zum Schmuck des neuen Kaisers nach Aachen wanderten. *)

In der Nähe des Klosters, auf dem Clarakirchhof, befand sich das Pfründhaus, in welchem die Clarissinen eine nicht unbeträchtliche Anzahl Pfründner ernährten. Ebendort stand auch die Behausung des Klostervikars, und daneben eine Linde, welche im Jahre 1508, also unter der Regierung der Charitas, gepflanzt wurde.[7])

Ueber die wirthschaftliche Verwaltung des Klosterbesitzes hatte die Aebtissin dem städtischen Rathe jährlich Rechenschaft abzulegen. Die Rechnungsablage hatte wohl zunächst den Zweck, übler Wirthschaft oder Verschuldung vorzubeugen, sie diente aber auch zu Zeiten als willkommenes Mittel für den Rath, dem Kloster seine Abhängigkeit vom städtischen Regiment fühlbar zu machen. Die vorhandenen Rathsbescheide bezeugen übrigens die Tüchtigkeit ihrer Verwaltung: es ist darin jederzeit nur von Anerkennung und Belobung die Rede. Der Rath pflegte diese Rechnungsnachweise regelmäßig damit zu verbescheiden, daß er der Aebtissin sein „Wohlgefallen über ihr Haushalten“ ausdrückte, im Juli 1516 sogar mit dem besondern Bemerken:

---

*) Lienhard Groland, Hans Ebner und Nikolaus Haller brachten dann im Auftrag des Rathes die Reichskleinodien nach Aachen, wo die Krönung Karls V. am 23. Oktober 1520 stattfand.

„Der Rath wolle sie und ihr Kloster in gutem Andenken behalten.“ In den spätern kritischen Zeiten hat er dieses Versprechen leider nur allzusehr vergessen.

Ein vom Rathe bestellter Pfleger hatte das Kloster nach außen zu vertreten und dessen Rechtsgeschäfte zu besorgen. Diese Pflege führte in der Regel einer der beiden „Losungherren“ oder Schatzmeister, die an der Spitze der städtischen Verwaltung standen. Mit dem Pfleger, als der Mittelsperson zwischen Rath und Kloster, hatte daher die Aebtissin häufig zu verkehren, mündlich wie schriftlich. Bis zum Jahre 1514 versah dieses Amt der Rathsherr Anton Tetzel, von da an aber Caspar Nützel, der zweithöchste Beamte der Stadt.

In ihrem Petschaft führte die Aebtissin Charitas das Lamm mit der Fahne. Doch zeigt in frühern Urkunden ihr Siegel auch die hl. Clara, sitzend, mit dem Einhorn und der Umschrift: Ora pro nobis, sancta Clara.[8])

Charitas entsagte als Aebtissin den Wissenschaften nicht, aber sie wollte aus dem weiten Gebiet vor allem das in ihren Kreis gezogen wissen, was einen fruchtbaren Bezug auf das Göttliche, eine wahrhafte Förderung des Geistes in sich barg, und insbesondere was zur Belehrung und sittlichen Erhebung ihrer Frauengemeinde verwerthet werden konnte.

Die Werke der Kirchenväter bildeten die bevorzugte Lektüre, in welche sie sich vertiefte, und unter diesen schien wiederum ihr Liebling der hl. Hieronymus zu sein, der Fürst unter den Theologen, wie Erasmus ihn nannte, der große Bibelgelehrte, den Reuchlin „wie einen Engel“ verehrte, der weise Führer im „Paradies der Einsamkeit“, der ja, wie Charitas selber gegen den Humanisten Celtis hervorhob, „auch ihr Geschlecht mit nichten verachtet, und kei-

neswegs verschmäht hat, den gottergebenen Jungfrauen auf ihr Begehren die heilige Geschrift auszulegen." Seine Gedanken, zum Theil selbst seine Ausdrücke, kehren in ihren Briefen wieder. Propst Tucher kannte diese ihre Vorliebe gar wohl, darum schließt er einen seiner Briefe mit den Worten: „Gehab dich wohl, liebste Schwester, und so du mit Paula und Eustochium unsers Seligmachers und seiner hochwürdigen Gebärerin Geschichte und That, als Sant Hieronymus lehret, beschäulich betrachtest, wollest mein auch nit vergessen; abermals gehab dich wohl."

Besonders hervorzuheben sind die täglichen Bibellektionen im Kloster, auf welche Charitas als Aebtissin sehr viel hielt. Sie folgte auch hierin dem hohen Vorbild Hieronymus, der in einem Briefe an Rusticus schreibt: „Liebe die biblische Wissenschaft. Lies die heiligen Schriften häufig, ja laß sie niemals aus deinen Händen!" Die heilige Schrift wurde lateinisch und deutsch, im Verein und einzeln, von den Nonnen gelesen — eine Thatsache, auf welche die Aebtissin und ihr brüderlicher Vertheidiger später, den ungerechten Angriffen der Klosterfeinde gegenüber, mit berechtigter Genugthuung hinweisen konnte. Sie konnte sagen, daß sie auf grundhaft evangelischem Boden stehe. Denn darin erkannte sie, wie Charitas an denselben Humanisten Celtis schreibt, den Acker des Herrn, wo die Gottesgelehrsamkeit „aus der Schale den Kern, aus dem Buchstaben den Saft, aus dem Felsen das duftende Oel, aus Dornen die Blumen zieht."

Die Nonnen hatten außerdem gerade damals, kurz ehe Charitas Aebtissin geworden, eine vortreffliche Anleitung dazu empfangen in den Vorträgen ihres Predigers und Seelsorgers Stephan Fridelinus aus Winnenden, dessen Predigten und Betrachtungen als überaus anregend und

erwecklich, ja tief und geistreich bezeichnet werden, so daß er veranlaßt wurde, dieselben den Nonnen handschriftlich mitzutheilen, namentlich seine Vorträge über den großen 118. Psalm. Sie wurden wegen ihres ebenso lehrreichen als erbaulichen Inhalts in dem Grade beliebt, daß sie auch von andern Klöstern dieses Ordens zum Abschreiben erbeten wurden; so vom Kloster Söflingen, wo sie von der Nonne Elisabeth Minsinger aus Ulm im Jahre 1501 abgeschrieben wurden.[9])

Charitas besaß endlich auch eine reiche Bibliothek, die sie (laut Bruschius) mit wählerischem Eifer vermehrte. Dafür sorgte vor allem ihr Bruder Wilibald, der Förderer jedes wissenschaftlichen Strebens. Aber auch Tucher, Scheurl, Celtis, Cochleus, Schatzgeyr und andere Gönner führten ihr werthvolle literarische Gaben zu. Von einzelnen werden wir noch hören.

So streng die Clarissinen gegen die Berührung mit der Welt abgeschlossen waren, so war doch der schriftliche Verkehr der gelehrten Aebtissin mit einem kleinen Kreis bevorzugter und strebsamer Geister ziemlich lebhaft, der nicht ohne Rückwirkung auf ihr Kloster blieb. In vorderster Reihe stand hier, neben dem schon genannten Propste Tucher, ihr Bruder Wilibald Pirkheimer, der Freund und Gastherr aller Gelehrten. Ihr geschwisterliches Verhältniß ist so schön, daß es eine besondere Beleuchtung verdient.

## III.

### Die Geschwister.

Wer kennt ihn nicht, den merkwürdigen Mann, die imponirende Senatorengestalt, in der die Tüchtigkeit und

Vielseitigkeit des deutschen Patriziats zum klassischen Ausdruck kam? — Zu seiner Charakteristik wird es also nur weniger Umrisse bedürfen.

Wilibald Pirkheimer war vier Jahre jünger als seine Schwester Charitas. Geboren zu Eichstädt am 5. December 1470, und auf den Namen des ersten Bischofs und Patrons von Eichstädt getauft, betrachtete er doch Nürnberg als seine Vaterstadt, wohin ihn die Erinnerungen seines Geschlechtes zogen, und wohin er auch bei Zeiten mit seinem Vater übergesiedelt war, um gleich seinen Vorfahren der alten Reichsstadt seine Dienste zu widmen.*)

Eine hohe kräftige Gestalt mit ausdrucksvollem Gesicht, das uns die Künstlerhand Dürers verewigt hat, von der Natur mit seltenen Anlagen, schneller Fassungskraft und einem wunderbaren Gedächtnisse bedacht, in Musik und ritterlichen Uebungen ausgebildet, mit tüchtigen humanistischen Studien genährt, auf Reisen in Italien und durch einen siebenjährigen Aufenthalt an den Universitäten Padua und Pavia klassisch und juristisch geschult, durch den steten Umgang mit seinem Vater, den er häufig an die fürstlichen Höfe begleitete, in das Verständniß des Staatslebens eingeführt: so in jeder Weise vorbereitet, nahm der junge, in den verschiedensten Gebieten sich auszeichnende Nürnberger Patrizier bald als Gelehrter, Staatsmann und Krieger einen Rang in Deutschland ein.

Er ward, nachdem er sich am 13. Oktober 1495 mit Crescentia Rieter vermählt hatte, Rathsherr der Reichsstadt Nürnberg (1496). Er nahm als Führer des Nürnberger

---

*) Eichstädt aber hat es nicht vergessen, daß es die Wiege des berühmten Mannes gewesen. Ein Denkstein ziert das Haus, in dem W. Pirkheimer das Licht der Welt erblickte.

Contingents am Schweizerkriege Theil, den er nachher, wie einst Xenophon, mustergiltig beschrieb (1499). Er wurde kaiserlicher Rath bei Maximilian I., dem „letzten Ritter", dem er auf dem Schweizerzug persönlich nahe gekommen war, und fungirte ehrenvoll als Gesandter der Stadt auf Bundes-, Kreis- und Reichstagen, wobei ebenso sehr seine vielseitige Kenntniß wie seine schlagfertige Wohlredenheit für das Interesse der Republik zur Geltung kamen.

Aber höher als seine städtische und diplomatische Wirksamkeit stehen die Verdienste des Gelehrten: Pirkheimers großmüthige Förderung aller Wissenschaften und Künste, und seine eigene schriftstellerische Thätigkeit sind weltbekannt. Seine thätige Freundschaft mit Albrecht Dürer sichert ihm ein Gedächtniß in der Kunstgeschichte. In den Kreisen der Humanisten wurde sein Name nicht anders als mit Hochachtung genannt; die Vornehmsten rechneten es sich zur Ehre, seine Freunde zu heißen, und in den verschiedensten Bezirken des Wissens wandte man sich mit Fragen, Entwürfen und Wünschen an ihn, wie an ein Orakel. Seine erlesenen Bücherschätze waren ebenso berühmt wie seine gastlichen Symposien. Seine literarischen Verbindungen reichten nach allen Richtungen, und sein Haus am Markt, dem schönen Brunnen gegenüber,*) galt als Sammelplatz und Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen in Deutschland, die „Gastherberge der Gelehrten" — diversorium literarium, hospitium eruditorum — wie Celtis sagt.

Der Humanismus stand um die Wende des Jahrhunderts in seinem üppigsten Flor, und schon begann auch seine Sonnenwende; er half die Scheidung der Geister vor-

---

*) Seit 1860 ist das Haus (Nr. 19) durch eine Gedenktafel bezeichnet.

bereiten, gleichwie er selber bereits in einem innern Scheidungsprozeß begriffen war.

Die Wiederbelebung der klassischen Studien, die übrigens im Mittelalter niemals ganz vergessen waren, hatte zunächst eine außerordentliche geistige Bewegung hervorgerufen, und besonders an den neu entstandenen Universitäten, aber auch in Reichsstädten und Domkapiteln, die beflissenste Rührigkeit, eine lebendige und in ihren Anfängen unbefangene Begeisterung für das Sprachstudium und die schönen Wissenschaften erzeugt. Unbefangen nennen wir diese Begeisterung, dieses ameisenhafte literarische Drängen und Treiben: es war eben das Auflodern eines jugendlichen Enthusiasmus mit all' seinen Licht- und Schattenseiten, die frische, unmittelbare, wenn auch oft übersprudelnde Freude an neuen Stoffen und Formen, an den Entdeckungen, die hier auf literarischem Boden zu Tage gefördert wurden, wie sie gleichzeitig, in dieser eigentlichen Epoche der Entdeckungen, auf andern Gebieten die Welt mit Staunen erfüllten, als der genuesische Seefahrer Columbus jenseits der Atlantis die neue Welt, der Frauenburger Domherr Kopernikus am gestirnten Himmel neue Gesetze auffand.

Wenn der Humanismus, wie jede neue Richtung angriffslustig, jugendmuthig, vorwärtsdrängend, eine gegnerische Stellung zur hergebrachten Lehrmethode der Scholastik einnahm, so war derselbe doch von Hause aus keineswegs kirchenfeindlich. War doch diese neue, im Grunde aber alterthümelnde, Richtung von Päpsten wie Nikolaus V. und Pius II. begünstigt, von Cardinälen wie Cusa und Bessarion befördert, von den edelsten Männern aller Länder — man denke nur an Vives in Spanien, an Thomas Morus und Bischof Fischer von Rochester in England —

mit Freuden begrüßt worden. Zwar trat die Entartung des Humanismus zuerst in seinem Mutterlande, in Italien, zu Tage, aber gerade in Deutschland, das den Strom der neuen Bildung von Italien herüberleitete, stand eine Reihe kirchentreuer Männer auf, die, einem besonnenen wissenschaftlichen Fortschritte hold, ihre humanistische Bildung mit ihrem Glauben auf's beste in Einklang zu erhalten wußten: so, um nur einige Namen anzuführen; Rudolf Agricola aus Friesland, von dem Erasmus sagte: „er hätte der Erste in Italien sein können, aber er zog Deutschland vor;" Rudolf von Langen, der Gründer einer musterhaften Schule in Münster; Jakob Wimpheling aus Schlettstadt, der Reformator des gelehrten Schulunterrichts im Elsaß, nicht mit Unrecht „Deutschlands Erzieher" genannt; Sebastian Brant, der berühmte Dichter des Narrenschiffs, in Straßburg; Konrad Peutinger, der staatsmännisch thätige Jurist und emsig sammelnde Alterthumsforscher zu Augsburg; Ulrich Zasius, der größte deutsche Rechtsgelehrte seines Zeitalters, in Freiburg; so Beatus Rhenanus, Ottmar Nachtigall, Johann von Botzheim, und wie viele andere wären noch zu nennen! — Selbst Erasmus von Rotterdam, der durch seinen zweideutigen Charakter, durch die feine und glatte Ironie, womit er über kirchliche Einrichtungen und Bräuche sich erging, dem heranwachsenden Geschlecht ein so gefährliches Beispiel gegeben, selbst dieses gefeierte und angestaunte Oberhaupt der Humanisten sah sich zu dem mahnenden Bekenntniß gedrängt: „daß nur dann die guten Wissenschaften seien, was sie heißen, wenn sie uns besser machen und Christo dienen; denn nicht dazu sind sie in die Schulen eingeführt worden, daß sie die alten Wissenschaften hinaustreiben, sondern daß dieselben reiner und methodischer betrieben werden."

Aber neben dieser christlich-humanistischen Generation wuchs eine jüngere Generation heran, eine jungdeutsche Humanistenschule, die von der ältern wesentlich zu unterscheiden ist und die „Aufklärung“ jener Zeit repräsentirt. Denn allerdings konnte es nicht fehlen, daß die einseitige Liebhaberei für das antike Heidenthum hochstrebende und unruhige Köpfe verwirren, daß die Anbequemung an eine so fremdartige Weltanschauung die Herzen der religiös Lauen gegen das Christenthum erkälten mußte. Der Cultus der schönen Form wurde immer mehr das Vorherrschende, ja bei Manchen Selbstzweck. Die Nachahmungssucht erzeugte den Dünkel, der aufgeblasene Dünkel die Freigeisterei. An die ehrlich Begeisterten schloß sich darum bald ein Schwarm fehdelustiger Rhetoren, schöngeistiger Sophisten und übermüthiger Klopffechter, welche die Methode des Faustrechts auf das literarische Feld verpflanzten, den Krieg um des Krieges willen liebten und die Mittel der neuen Studien am liebsten handhabten, wenn sie sie als vergiftete Pfeile in die Zelte der Kirche schleudern konnten, wie dieß am gewandtesten von den Jüngern der Mutianischen Poetenschule zu Erfurt, am betriebsamsten und gehässigsten aber von Ulrich von Hutten, dem verdorbenen Ritter und frivolen Landfahrer, geschah, der im Jahre 1517 mit der ingrimmigen Freude eines Verschwörers an den alten Reuchlin schrieb: „Längst wird ein Brand vorbereitet, der zur rechten Zeit, hoffe ich, aufflammen soll!“ Hinter dem Schild des Humanismus sammelten sich die mißvergnügten und oppositionellen Geister aller Gattung und rückten in Gefechtsstellung auf gegen die bestehenden Autoritäten der christlichen Gesellschaft. — In allen diesen Erscheinungen gab sich eben die Gährung einer neuen Zeit kund, in der die Elemente in ungeklärter

Mischung brodelnd durcheinander wogten, bis dann mit dem Ausbruch der religiösen Krisis, mit der traurigen Katastrophe der Kirchentrennung, ihre endgiltige Scheidung sich vollzog.

Zwischen den beiden genannten Richtungen des Humanismus suchte Pirkheimer lange Zeit eine Art Mittelstellung einzunehmen, oder vielmehr, als ein Fürst und Patron der Gelehrtenwelt, wie ihn Cochleus und Andere priesen, über den Parteien sich zu halten. Aehnlich wie Picus von Mirandula, wollte er keiner Schule angehören; „er habe, sagte er, „keinen Discipul oder Anhänger, sei aber auch hinwiederum Niemandes Discipul." Dagegen liebte er es, mit allen Celebritäten in Berührung zu stehen. „Von allen äußern Genüssen", versichert er in der Apologie Reuchlins, „die mir die Gnade Gottes verliehen, hat mich kaum etwas so sehr gefreut, als die Freundschaft tüchtiger Männer. Zumal wenn sie nicht der Zufall, sondern wissenschaftliche Bestrebungen herbeigeführt haben. Ich freue mich daher und rühme mich, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa viele gelehrte Männer zu Freunden zu haben." Er wollte anregen, fördern, helfen; für jeden Zweig wissenschaftlichen Strebens war seine Unterstützung bereit, standen seine Sammlungen, seine Bücherei und seine Kunstkammer zur Verfügung.

Bei aller Weitherzigkeit seiner staatsmännisch angelegten Natur neigte er aber doch mit seiner religiösen Gesinnung entschieden der älteren Schule zu, wie er denn das Muster eines ächten Theologen in Geiler von Kaisersberg verehrte. Er schenkte den literarischen Kämpfen seine lebhafteste Theilnahme, aber er bewegte sich überall in den Schranken der guten Sitte, und hielt mit seinem Tadel nicht zurück, wenn die geziemende Maßhaltung, die er verlangte, von seinen

Freunden — selbst Reuchlin nicht ausgenommen — überschritten wurde. Er galt als Säule der Reuchlinisten in Süddeutschland und trat kräftig für die Sache Reuchlins ein in dem großen Streit gegen Pfefferkorn und die Kölner Dominikaner, der über die Frage der Zulässigkeit des Talmud und anderer jüdischer Bücher entbrannt war und die ganze humanistische Welt in stürmische Bewegung setzte; aber wie Reuchlin selbst verharrte er durchaus auf dem Boden des Glaubens und des werkthätigen Christenthums. Mit Hutten unterhielt er etliche Jahre einen Briefwechsel, aus dem die ruhige Ueberlegenheit des welterfahrenen Mannes über den jungen Stürmer und Dränger fast erheiternd hervorleuchtet, aber als dieser mit seinen revolutionären Planen herausrückte, da wurde dem Nürnberger Senator der Abenteurer unheimlich, und im Jahre 1522 bricht die Correspondenz mit ihm ab.

Die schönen Wissenschaften haben für Pirkheimer nur eine Bedeutung, wenn sie einen veredelnden Einfluß auf das Leben und die ganze Gesinnung des Menschen gewinnen, wenn sie praktische Weisheit fördern. Das sucht er vor allem in der klassischen Literatur; dabei will er aber diese keineswegs auf Kosten anderer Disciplinen gepflegt und überschätzt sehen. „Meine Meinung", sagt er in der berühmten Apologie Reuchlins, „ist übrigens nicht, als sei ohne die heidnische Literatur die Lehre Christi mangelhaft. Das sei ferne! Denn die göttliche Weisheit braucht keine menschlichen Erfindungen. Auch ohne Plato und Aristoteles kann man zum höchsten Gipfel der Theologie gelangen. Das sehen wir an den Kirchenvätern." Seinen religiösen Sinn bekundete er gerade in der Herausgabe und Uebersetzung von Schriften der Kirchenväter und anderer frühchristlichen Autoren, und auch aus den Vorreden und

Dedikationen, womit er dieselben begleitet, klingt immer wieder der edle Accent eines gläubigen Gemüthes hervor.

Am meisten aber erkennen wir diese Gesinnung in dem schönen brüderlichen Verkehr und Briefwechsel mit seiner Schwester, der Aebtissin von St. Clara — ein Verkehr, aus dem ihm viel Freude und Segen zufloß, und der all' seinem übrigen Thun und Schriftstellern eine gewisse Weihe aufdrückt. Ja, es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der innige Zusammenhang mit dem Clarakloster das geheimnißvolle Band war, das den zeitweilig Schwankenden der Kirche erhielt. [10])

---

Von allen sieben Schwestern war Charitas diejenige, welche dem Bruder am meisten geist- und herzverwandt erschien, zu der sich darum dieser auch am meisten hingezogen fühlte. Das innige Freundschaftsverhältniß, das zwischen ihnen von Jugend auf bestand, bewährte sich in allen wichtigen Vorkommnissen des Lebens auf's schönste. Nach dem Tode des Vaters war Wilibald das Haupt der Familie, auf das die Schwestern vertrauensvoll als ihre Stütze und Zuflucht, als ihren zweiten Vater blickten. Und hinwiederum, als Wilibald nach einer zehnjährigen glücklichen Ehe seine Frau Crescentia frühzeitig verlor (1504), mußte dem Vereinsamten der Umgang mit seiner ebenbürtigen Schwester nur um so theurer werden. Ihr gegenseitiges Vertrauen war ein fast unbegrenztes, und wie Charitas jederzeit seinen Rath einholte, seine Meinung vor allen schätzte, seinem Gutachten am willigsten folgte, so war es für Wilibald ein Bedürfniß, der verständnißvollen Schwester Freud und Leid mitzutheilen, bei ihr Trost zu holen, ihrem Streben Nahrung und Anregung zu geben.

Wenn Charitas in allen wissenschaftlichen Dingen zu ihm als ihrem Meister und Führer mit herzlicher Bewunderung hinaufblickte und sich mit freudigem Bekenntniß seine Schülerin nannte, so konnte er sich nicht weniger an ihrem schönen Eifer und der Klarheit ihrer goldreinen Seele, und er verbarg es keineswegs, daß er seine Schwester als ein Muster der Frauenwelt Nürnbergs betrachte.

Die redenden Beweise dieser geschwisterlichen Liebe sind uns in ihren beiderseitigen Briefen erhalten: kostbare Blätter, von denen Charitas beim Niederschreiben schwerlich ahnte, daß sie nach Jahrhunderten noch als theure Schriftdenkmale aufbewahrt und von Tausenden wie ein Vermächtniß mit Theilnahme und Verehrung gelesen werden würden.

Das frühest bekannte Dokument dieses Briefwechsels stammt aus dem Jahre 1502 und rührt von der Hand der Charitas, ein Jahr bevor sie Aebtissin wurde. Der Bruder hatte ihr — nicht lange nach dem Hingang des Vaters — zu einiger Erquickung die Hymnen des frühchristlichen Dichters Prudentius und eine ungenannte Schrift des hl. Hieronymus (vermuthlich dessen Briefe) zugesendet, die beide ebenso ihr Wohlgefallen wie ihr Nachdenken anregten und ihr Gemüth mit Dankbarkeit erfüllten. Wie lebhaft sie das empfand, zeigt ihr Dankbrief voll Herzinnigkeit und Demuth, der, in lateinischer Schreibweise gehalten, also beginnt:

„Dem rechtschaffenen und gelehrten Manne, Herrn Wilibald Pirkheimer, ihrem einzigen Bruder und theuersten Lehrer, entbietet Charitas, Schwester und unwürdige Schülerin seiner Liebe, denjenigen zum liebevollen Gruß, der aus übergroßer Liebe an's Kreuz sich schlagen ließ. [11])

„Ich schicke dir, allerliebster Bruder, die frommen Lieder des christlichen Poeten Prudentius zurück, die mich

äußerst lieblich angesprochen haben. Mehrere fand ich darunter, die wir während des Jahres in unserem Chore singen, ob ich gleich bisher ihren Verfasser nicht gekannt habe. Das herrliche Buch des hl. Hieronymus, dieses eigentlichsten Theophrasts [gottbegeisterten Redners] der Zelle, möchte ich, da der Band so reichhaltig ist, noch etwas länger behalten. Denn ich glaube einen ganz köstlichen Schatz gefunden zu haben, wenn ich die so überaus anmuthigen Schriften jenes erleuchteten Vaters lese, die ihn mir vor allen Heiligen liebenswürdig machen. Ich zolle dir deßhalb auch ewigen Dank, und wiederhole ihn tausend und tausendmal mit voller Seele und inniger Zuneigung, für die ungemeine Freundlichkeit, womit du sowohl mich als unsere Schwester Clara bei jedem Anlaß durch heilige Bücher zu trösten liebst, durch welche wir entzückt werden, wie einer, der reiche Beute findet; denn in ihnen ist wahre Ergötzung und ein Schatz des Lebens und des göttlichen Heils. Obgleich wir beide, wie du weißt, einfältig und ungeübt sind, so lesen wir doch, nach dem Maß unseres Verstandesvermögens, alles mit großer Begierde, was zu unserm Heil geschrieben ist. — Verzeihe mir dieses schmucklose und unbeholfene Schreiben; ich fertigte es in der alleinigen Absicht an dich ab, daß du Gelegenheit haben solltest, das Mangelhafte an meiner Ausbildung, sowie auch die übrigen Unebenheiten des lateinischen Styls, dessen ich keineswegs vollkommen mächtig bin, zu verbessern. Du mußt bedenken, daß ich seither keinen andern Lehrer darin hatte als dich, geliebtester Bruder: dich, den ich nicht allein mit schwesterlicher Liebe als meinen einzigen Bruder umfasse, sondern auch als meinen treubesorgtesten Vater und hochwerthen Meister verehre, dessen Zucht ich mich in allem demüthigst unterwerfe. Ich wünschte deßhalb von Herzens-

grund, daß, wenn sich einmal Gelegenheit bietet, du nicht verschmähen möchtest, zu uns zu kommen, um uns Unterweisung zu ertheilen. Denn obgleich ich mit der Gnade Gottes etwas Weniges von der heiligen Schrift verstehe, so weiß ich doch nicht recht, das Verstandene den Gemüthern der meinem Unterricht anvertrauten jungen Mädchen genugsam einzuprägen. Fürwahr, es müßte von hohem Nutzen sein, wenn talentvolle Jungfrauen, die dem göttlichen Dienste Tag und Nacht sich geweiht haben, einen solchen Meister hätten, der sie lehrte, Honig aus dem Felsen und Oel aus dem harten Stein zu saugen; weißt du ja selbst, wie mißlich es wäre, stetig zu psalliren, ohne die Früchte des Gesangs genießen zu können. Inzwischen bitte ich den Allerhöchsten, daß er dir Erfüllung aller deiner guten Wünsche gewähren möge. Lebe wohl in der Gnade des Herrn, und gedenke meiner!"

So schrieb Charitas noch als einfache Klosterfrau und lernbegierige Lehrerin der Novizen, und der bereitwillige Bruder ließ gewiß nicht mit der gewünschten Nachhilfe auf sich warten, obgleich die Fassung ihres lateinischen Briefes hinreichend zeigt, daß die Schwester in ihrer Bescheidenheit das Maß ihrer Kenntnisse und ihrer Fertigkeit in der Handhabung der klassischen Sprache niedriger stellt, als ihr von Rechtswegen gebührte.

In der Folge, nachdem Charitas inzwischen Aebtissin geworden, gab Pirkheimer seiner Zuneigung für die Schwester und seinem brüderlichen Stolz auf sie auch öffentlich Ausdruck, indem er zwei Bücher, die er zum Druck besorgt, ihr widmete: nämlich eine Schrift von Plutarch und die Werke des hl. Fulgentius.

Die erstgenannte Schrift kam im Jahre 1513 heraus. Pirkheimer hatte um jene Zeit mancherlei Mißhelligkeiten

und persönliche Kämpfe im Rathe seiner Vaterstadt durchzufechten, und insbesondere von dem Rathsherrn Anton Tetzel, seinem unversöhnlichsten und mächtigsten Widerpart, der als erster Losunger (oberster Stadthauptmann) die volle Macht seiner Ränkesucht ihn fühlen ließ, viel Anfeindung und Widerwärtigkeit erfahren, bis dieser ränkevolle Mann zuletzt, im Jahre 1514, wegen Amtsmißbrauch gestürzt und auf Lebenszeit in einen Thurm gesperrt wurde. In dieser unruhvollen Zeit kam Pirkheimer auf den Gedanken, die kleine griechische Schrift des Plutarch „über die zögernde Rache der Gottheit" — sich zum Trost, den Widersachern zur Warnung — in's Latein zu übersetzen und herauszugeben unter dem Titel: „Plutarchi Chaeronei, stoici ac viri clarissimi, de his qui tarde a numine corripiuntur libellus." Wir haben im Deutschen einen bekannten Denkspruch, der den Sinn dieses Titels bildlich wiedergibt: „Gottes Mühlen mahlen langsam, doch sie mahlen scharf und fein."

Dieses Plutarchische Büchlein widmete Pirkheimer seiner Schwester, „der ehrwürdigen Mutter Charitas Pirkheimer, Aebtissin der Jungfrauen des Klosters strengerer Regel der hl. Clara zu Nürnberg", in einer ausführlichen Zueignung, datirt „aus unserm Hause, den 1. Juni 1513", welche ebenso die Gesinnung gegen die Schwester wie seine damalige Stimmung gegen den Widersacher ausdrückt:

„Nicht allein deßhalb bist du mir theuer, geliebteste Charitas, weil du meine leibliche Schwester, von denselben Eltern entsprossen, durch das innigste Band der Natur und des Blutes mir verbunden bist, sondern auch weil du neben deinem Lebensberufe den Studien dich hingibst und ein besonderes Verlangen nach den schönen Wissenschaften trägst. Unserer Familie ist außer Ehrenstellen und Reich-

thümern, deren sie längst schon genoß, durch die göttliche Gnade das herrlich schöne Loos geworden, daß sie in einer langen Reihe nicht nur mit sehr gebildeten und durchaus fromm gesinnten Männern geziert, sondern auch mit tugendreichen und ausnehmend gelehrten Frauen geschmückt war. Denn um das männliche Geschlecht und Aelteres zu übergehen, was sah diese Stadt Gebildeteres, Gelehrteres und Vollkommeneres, als unsere Großmuhme, welche du bei deinen glücklichen Anlagen so trefflich wiedergibst, daß man an der Schülerin das Bild der Meisterin erkennen kann.*) In manchem überragst du sie, was jedoch mehr ihr zum Lob als dir zu gereichen scheint. Es sind dies Güter der wahren Tugend, vorzüglicher als alle vergänglichen Titel, mächtiger als Schätze, glänzender als Ehrenstellen, werthvoller als der Adel der Geburt, kurz fester, dauerhafter und beständiger als alle äußerlichen, verrauschenden und verschwindenden Dinge; in sofern sie nicht nur die Menschen, welche auf dem Meere der Welt umherirren, sicher und ungefährdet zum Hafen der höchsten Glückseligkeit und Unsterblichkeit geleiten, sondern auch in allen menschlichen Drangsalen und Leiden heilsam wirken können. Mit Recht behaupten die Stoiker: Es ist Gottes Geschenk, daß wir leben, dasjenige der Philosophie aber, daß wir gut leben.

---

*) Frauen ihrer Art waren übrigens damals keine Seltenheit. Auch Albrecht von Eyb, der fruchtbare Schriftsteller und Bruder des ebenfalls literarisch bekannten Ludwig von Eyb, nennt im Eingang seiner berühmten „Margarita poetica“, die 1472 zu Nürnberg erschien, seine Mutter Margaretha von Wolmershausen eine clarissima femina. Diese preist er als seine beste Lehrerin. — Bekannt als Kunst- und Literaturfreundin ist die Pfalzgrafentochter Mechtild (1419—1482), die Mutter des trefflichen Grafen Eberhard im Bart, ersten Herzogs von Wirtemberg.

Und in der That, was ist den Menschen Größeres und Vorzüglicheres gegeben? Nicht jene verfängliche sophistische meine ich, welche wenig oder nichts zum gut und glücklich leben hilft, sondern jene welche, wie Cicero sagt, die Seelen heilt, nichtige Sorgen hinwegnimmt, von Leidenschaften befreit und jede Furcht verbannt. Mit dieser also ausgerüstet und bewaffnet, theuerste Schwester, wollen wir alles Ungemach, alle Schmerzen, Anfeindungen und Mühsale geduldig ertragen und insbesondere auch die Beleidigungen Ruchloser großmüthig dulden (du verstehst wohl, was ich meine), indem die Bösen weder lebendig noch todt dem Gerichte Gottes entfliehen können. Denn Jupiter (wie die Poeten sich ausdrücken) erwacht endlich, und ersetzt, wie unser Autor sagt, die Langsamkeit des Gerichts durch die Schwere der Strafe. Denn es ist unmöglich, daß ein meineidiger und lügnerischer Mann feste und dauernde Macht gewinne; wenn er auch eine Weile den Erfolg für sich hat, so kommt die Zeit, wie Demosthenes sagt, wo sein Glück zerfließt.

„Damit du also erkennest, was selbst jene Menschen, in welchen nicht der Geist, sondern das Fleisch die Herrschaft hatte, von dem zögernden Gericht der Gottheit und der langsamen Bestrafung ruchloser Menschen gedacht und aufgezeichnet haben, habe ich gegenwärtiges Büchlein des Plutarch, eines sehr bedeutenden und gelehrten Mannes, aus dem Griechischen in das Lateinische so gut wie möglich übertragen und deinem hochachtbaren Namen zueignen wollen. Für wen sollte auch mein Geist sich lieber mühen? Nimm also dieses papierene Geschenk an, das, wenn ich recht vermuthe, dir nicht ganz unangenehm sein wird, und durchblättre mit Sorgfalt die Schriften eines heidnischen Mannes. Wenn du das thust, wirst du erken-

nen, daß jene alten Philosophen nicht allzu weit von dem Pfade der Wahrheit abgeirrt sind.

„Lebe wohl, meine Schwester, und unterstütze mit wohlwollender Nachsicht unsere gemeinsame Schwester Clara in ihrem wissenschaftlichen Streben. Denn leer und nichtig ist alles irdische Gut:

Nobilis at virtus aeterna in saecula durat.

[Aber der Adel der Tugend besteht für ewige Zeiten.]

„Nochmals lebe wohl.“ [12])

Mit Erröthen nahm Charitas die auszeichnende Gabe des Bruders entgegen, und die Antwort, die sie darauf gab, ist ihrer liebenden Dankbarkeit und ihrem bescheidenen Wesen gleich angemessen. Verräth die Form des Gedankenausdrucks bereits die größere Reife und Sicherheit, so erkennt man am Inhalt die Art ihrer Geistesbildung: ohne ihrer christlichen Gesinnung etwas zu vergeben, ja gerade, weil sie sich in ihrem Glauben so sicher fühlt, versteht sie die Vorzüge und den Nutzen der alten Classiker mit freiem Blick und freudiger Unbefangenheit zu würdigen. Sie hielt es auch hierin mit ihrem Liebling, dem Kirchenlehrer Hieronymus, der in seinen Briefen (epist. 119, 11) schreibt: „Mein Vorsatz ist, die Alten zu lesen, zu prüfen, zu behalten von ihnen was gut ist, und niemals abzuweichen von dem Glauben der katholischen Kirche Christi.“ Das war, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, ihre eigene Stellung zu den humanistischen Bestrebungen ihrer Zeit. Doch hören wir sie selber:

„Charitas, Aebtissin zu St. Clara in Nürnberg, ihrem Bruder Wilibald Pirkheimer.

„Heil, Friede und Freude sei mit dir, mein theuerster Vater und Bruder! Mit freudigem Antlitz und höchster

Bewunderung erhielt ich jüngst einen unvergleichlichen Schatz, nämlich das Büchlein Plutarchs, des berühmten Mannes, das du mir zu Liebe nicht ohne große Mühe, wie ich glaube, aus dem Griechischen in das Lateinische übertragen hast, ein Werk, das mir nicht blos dankenswerth, sondern auch höchst willkommen sein muß. Vor allem aber sage ich dem allmächtigen Schöpfer Dank, der nach seiner gewohnten Gnade deinen so scharfen Geist mit dieser hohen Weisheit erleuchtet und dir das Glück verliehen hat, jene kostbare Perle aufzufinden, die so lange auf dem Felde der griechischen Literatur vergraben lag. Mögen andere nach Gold und Silber graben und es aus verborgenen Adern hervorholen: du hast einen herrlichen Edelstein, kostbarer als Gold und Silber, aus dem Dunkel gezogen und an's Licht gebracht, nicht allein, wie ich hoffe, mir zu Nutz und Frommen, sondern so zu sagen zum Gewinn der ganzen Christenheit. Denn Alle, wie der Apostel sagt, die leben wollen, müssen Verfolgung erdulden. Die Geduld ist also nöthig, und zu dieser Geduld fordern auf und ermahnen die Lehren jenes höchst geduldigen Plutarch, dessen Beweise wie Feuer sind und das Innerste durchdringen. Denn er schreibt nicht wie ein ungläubiger Heide, sondern wie ein Gottesgelehrter und Nachahmer evangelischer Vollkommenheit — ein wunderbarer Umstand, der mir Freude zugleich und Staunen erregt hat. Ich meine einen zweiten Hiob zu hören und zu lesen; denn wie oft er auch versucht wird, dennoch bleibt er unerschütterlichen Sinnes.

„Ich sehe ein, daß es nicht geringere Klugheit erfordert, von einem wilden Dorne eine Blume zu pflücken, als die Frucht von einem edlen Baume zu genießen. Fürwahr, du hast wohlgethan, liebster Bruder, daß du das von Gott dir anvertraute Pfund nicht vergraben. Denn in den gött-

lichen Büchern wird nach dem Zeugniß des hl. Ambrosius der für schuldig aufgezeichnet, der nicht bemüht ist, umsonst zu geben, was er umsonst empfangen hat. Denn er wird beschuldigt werden, der Kirche Gottes entzogen zu haben, was ihr zum Nutzen gereicht hätte, indem er nicht allen mittheilen wollte, was er selbst nicht zur Verheimlichung erhalten hat. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, und bist wahrlich ein Nachfolger jenes Theophrastus-Hieronymus geworden, welcher auch auf die Bitte von Jungfrauen den größern Theil der heiligen Schriften aus dem Hebräischen in's Lateinische übertragen hat.

„Uebrigens kann ich dir nicht verbergen, daß ich mehr verwirrt als erstaunt war beim Lesen der Vorrede zu dem kostbaren Büchlein, indem du darin an mir lobst, was keineswegs an mir zu finden ist. Scham und Verwirrung bedeckte mein Antlitz, in der Furcht, du möchtest höher von mir denken, als ich verdiene. Denn wie du selbst weißt, bin ich ja nicht eine Gelehrte, sondern blos eine Freundin gelehrter Männer; ich bin keine Kennerin der Literatur, sondern freue mich nur die Reden von Schriftstellern zu hören und zu lesen. Deßhalb erkenne ich mich unwürdig eines so kostbaren Geschenkes, obwohl, die Wahrheit zu sagen, du recht und wohl gethan hast, einem so trefflichen Werke den Namen Charitas vorzusetzen. Denn Charitas ist ja die mittheilende Tugend, welche alle Güter gemeinsam macht. Jene Charitas also, welche der hl. Geist selbst ist, sie erstatte dir unvergänglichen Dank hier und im künftigen Leben, wo herrliche Frucht für gute Thaten sein wird. Möge, o möge es geschehen!

„Es grüßt dich unsere gemeinsame Schwester; sie freut sich gar sehr, daß du sie in der Vorrede so geehrt hast.... *Lebe wohl*, einziger Bruder, Hälfte meiner Seele; entschul-

dige diese unvollkommenen und unzusammenhängenden Zeilen, denn ich bin viel beschäftigt und habe weder Zeit noch Geschick zum Schreiben. Nochmals lebe wohl, und in Ewigkeit und darüber hinaus lebe wohl!“ [13]) — —

Einen noch größern Werth legte Pirkheimer auf die Herausgabe der Werke des heiligen Fulgentius (Bischofs von Carthago), welche er ebenfalls seiner Schwester als Weihnachtsgeschenk oder Neujahrsangebinde — die Widmung ist vom 23. December 1519 — dedicirte. Er erzählt in dem Vorwort ausführlich all' die Schwierigkeiten, mit denen er dabei zu kämpfen gehabt: wie er die Handschrift aus dem Nachlasse seines Freundes Johann Trithemius, des berühmten Abtes von Spanheim, der sie ursprünglich selbst herauszugeben beabsichtigt hatte, nach langem fast hoffnungslosem Suchen vorgefunden; welche Hindernisse sodann die Erwerbung und Benützung des Codex bereitete; welche unsägliche Mühe dazu gehörte, die uralte, fast unlesbare Handschrift zu entziffern und abzuschreiben, bis sich endlich in dem gelehrten Theologen Joh. Cochleus der richtige handschriftenkundige „Notar“, in dem Nürnberger Buchdrucker Koburger der willige Verleger fand. Alles das mit dem werthvollen Inhalt zusammen hatten ihm das altehrwürdige Buch besonders theuer gemacht, und so widmete er es seinen Schwestern Charitas und Clara, indem er, wie er am Schlusse bemerkt, gar wohl wüßte, daß ein solches geistliches Geschenk ihnen weit angenehmer sein werde, als wenn er ihnen die kostbarste, aber immerhin vergängliche Sache verehrt hätte. „Und zwar um so mehr“, fügt er hinzu, „weil aus den Schriften dieses großen Bischofs durchaus nichts Irdisches oder aus blos menschlicher Ueberlieferung Geschöpftes, sondern rein Göttliches und Himmlisches athmet. Ihr werdet von der Wahr-

heit meines Urtheils am besten euch selbst überzeugen, wenn ihr sie genau durchgelesen. Daß ihr solches thun wollet, brauche ich euch nicht erst zu gemahnen. Lebe wohl, meine gute Schwester, mit deinem ganzen jungfräulichen Verein, ehrenwerth durch gediegenes Wissen wie durch Reinheit der Sitten und Frömmigkeit des Lebens." [14])

Ueberhaupt war Pirkheimer immer bedacht, dem Wissenseifer seiner Schwestern entgegenzukommen und Bücher, die ihm passend und anmuthig dünkten, ihnen zum Lesen zu übergeben. Ihnen zu liebe übersetzte er auch die Reden des hl. Gregor von Nazianz — jenes berühmten und redegewaltigen Vertheidigers der Gottheit Christi gegen die Arianer in der Anastasiakirche zu Constantinopel, der von seiner Vertheidigung den Beinamen des „Theologen" erhalten hat — aus dem Griechischen in's Lateinische: sechs Vorträge über die kirchlichen Hauptfesttage, welche im Jahre 1521 zu Nürnberg im Druck herauskamen. In dem Widmungsschreiben an Wenzeslaus Link sagt er ausdrücklich, daß die Uebersetzung ursprünglich nicht für die gelehrte Welt, sondern nur für die Lektüre frommer Jungfrauen bestimmt gewesen sei, nämlich „für Charitas und Clara, meine zärtlich geliebten Schwestern" (sororibus meis suavissimis).

Die lateinische Uebersetzung war aber nicht blos den Schwestern ein willkommenes Gastgeschenk, sondern den humanistisch gebildeten Kreisen überhaupt, in denen die Kenntniß des Griechischen damals noch keineswegs sehr verbreitet war, und nicht wenige Verehrer Pirkheimers freuten sich, daß durch ihn, wie Gabriel Hummelberg sich ausdrückt, Gregor von Nazianz lateinisch reden gelernt habe. War doch selbst Reuchlin von den Gedichten Gregors so lebendig angesprochen, daß er ihn mit Homer verglich und sogar

behauptete: „in der Lieblichkeit des Gesanges wie im Glanze der Wahrheit trete Homer ihm den Vorrang ab!“

Gregor von Nazianz scheint von da an Pirkheimers Lieblingsautor unter den Griechen geblieben zu sein, denn er kehrte immer wieder zu ihm zurück und übersetzte noch dreißig weitere Reden dieses ausgezeichneten Kirchenschriftstellers, die indeß erst nach seinem Tode, im Jahre 1531, in Druck gekommen sind, von seinem Schwiegersohne Hans Straub herausgegeben, von Erasmus mit einer Vorrede versehen, und nach Pirkheimers eigenem Wunsch (nomine et obsequio) dem Herzog Georg von Sachsen, einem der trefflichsten Fürsten seiner Zeit, gewidmet. — Einen Satz aus diesen Reden hätte Pirkheimer für seine Zeitgenossen schon der ersten Sammlung als Motto voranstellen können: „Der Glaube und die Praxis sind die Vorstufe zur Erkenntniß und Theorie; denn es ist unmöglich, daß wer nicht weise lebt, weise denken und an der Weisheit theilhaben könne.“ Ist das nicht ein Spruch, der in der Zeit des Humanismus — dessen Vertreter nur allzu oft die in Schriften gefeierte Humanität im eigenen Leben vermissen ließen — vor allem der Auffrischung würdig, und von der Hand eines Gelehrtenfürsten dargeboten, ganz besonders des Nachdenkens und der Beherzigung werth war?

---

In diesem wechselseitigen geistigen Verkehr verfloß dem trefflichen Geschwisterpaar ein schöner Theil des Lebens ungetrübt, und das reine Glück wurde dadurch noch erweitert, daß auch eine jüngere Schwester neben Charitas im Kloster lebte. Es ist die bereits mehrfach erwähnte Clara, ein Mädchen von großen Anlagen, in derselben Schule gebildet wie Charitas, von aufgewecktem Geiste und zart-

fühlendem Gemüthe, verständig und mit Mutterwitz begabt.

Sie war im Jahre 1494, also sechzehn Jahre nach Charitas, in's Kloster eingetreten, und erwies sich fortan ihrer ältern Schwester so anhänglich, gelehrig und treu, daß sie von dieser, nachdem sie zur Abtissenwürde gelangt, in allen wichtigen Angelegenheiten des Klosters beigezogen, als Schreiberin, Vermittlerin und Stellvertreterin gebraucht wurde und in Glück und Noth durch fast vierzig Jahre dicht an ihrer Seite, gleichsam die rechte Hand der Charitas war, wie sie denn nach dem Tode der letztern auch ihre Nachfolgerin im Amt geworden. Charitas selbst nennt sie schon im Jahre 1502, in dem Brief an Celtis, ein Mädchen von vielversprechenden Eigenschaften, und der Bruder Wilibald hielt sie hoch genug, um auch ihr, als sie mit dem Lehramt über die Novizen betraut war, ein kleines Büchlein zu dediciren: nämlich die „Moralischen Sprüche des Bischofs und Märtyrers Nilus", 238 kurze griechische Sentenzen, welche Pirkheimer in lateinischer Uebersetzung zwischen Weihnachten und Neujahr 1516 herausgab.

„Damit du, meine liebste Clara", sagt er in dieser Dedikation, „gegen die Mutter Aebtissin, unsere gemeinsame gute Schwester Charitas, keine Eifersucht empfindest — ich meine jene löbliche Art von Eifersucht, welche Hesiod beschreibt — habe ich dir diese Xenien widmen wollen, nicht solche wie sie das blinde Heidenthum in den Tagen der Saturnalien zu senden pflegte, sondern wie sie christlicher Frömmigkeit gerade in der Weihnachtszeit besonders ziemen. Nimm also dieses, meiner Meinung nach, nicht zu verachtende Geschenk an, und da du Lehrerin der Jugend bist (virginalis chori institutrix), so benütze es, um seinen Inhalt den noch zarten Seelen als ein wirksames Heil-

mittel wider die Sünde einzuflößen. Ein so edler Same wird seiner Zeit die lohnende Frucht bringen." [15])

Ihre eigenen Briefe, deren ebenfalls mehrere vorhanden sind, beurkunden ganz den edlen, festen Charakter und zugleich den muntern, geraden Sinn, wodurch sich Clara im Leben auszeichnet. Sie wußte in allen vorkommenden Fragen wacker mitzureden, verstand in Nothfällen feinfühlig zu vermitteln und zu begütigen, schrieb frisch von der Leber weg und traf in ihrer hellen Naivität gar oft den Nagel auf den Kopf. — Clara war gleich ihrer Schwester eine Verehrerin des hochgelehrten Erasmus von Rotterdam und las mit ihr fleißig das neue Testament, welches Erasmus mit einer Uebersetzung versehen im Jahre 1516 herausgegeben hatte. Pirkheimer schrieb damals an diesen: „Es grüßen dich meine beiden Schwestern, die eine Abbatissin der heiligen Clara, die andere Nonne von derselben Regel, welche deine Schriften emsig in Händen haben; besonders finden sie ein wunderbares Vergnügen an dem neuen Testament, und zeigen sich kundiger als manche Männer, welche sich auf ihr Wissen etwas einbilden. Sie würden dir selbst in lateinischer Sprache schreiben, wenn sie nicht einem solchen Manne gegenüber zu schüchtern wären." — Ebenso ergötzten sich die beiden Schwestern an einigen Schriften des berühmten Reuchlin, worüber dieser von Ingolstadt aus (12. Januar 1520) sein freudiges Erstaunen äußert und in warmen Worten den guten Nonnen durch den Bruder seine Grüße sendet.

Vor allem aber theilte Clara mit ihrer Schwester die Vorliebe für die Schriften der Kirchenväter, und ihr höchster irdischer Traum war eine mit solchen alten Kleinodien ausgestattete Büchersammlung. „Ich hab", schreibt sie einmal an ihren Bruder im Beginn der reformatorischen Be-

wegung, „alle Zeit nie kein Anfechtung gehabt in die Welt, aber an kein Statt auf Erden möcht ich baß [lieber] denn in deine Liberey [Bibliothek]. Ich wollt dir dennoch keinen großen Schaden thun, ich wollt nur etwan einen alten Lehrer suchen, den du zwiefach hast. Es sind die alten Lehrer ohne Zweifel nit Narren gewest, wiewohl sie jezund nimmer gelten." [16])

Von den vier andern Schwestern Pirkheimers, welche gleichfalls den Schleier nahmen, hatte Walpurg sich in's Claraklöster nach München begeben, wo sie, laut dem handschriftlichen Nekrologium, am 12. November 1541 starb; Katharina das Kloster zu Geisenfeld sich ausgewählt, woselbst sie seit 1518 als Priorin wirkte; Sabina und Euphemia endlich finden wir im Kloster der Benediktinerinen zu Bergen, bei Neuburg an der Donau, der Stiftung der bayerischen Herzogin und ersten Aebtissin Wiltrudis, wo dereinst auch Relindis, die Lehrerin der berühmten Herrad von Landsperg, gewirkt hatte. Sabina waltete dort seit 1521 ebenfalls als Aebtissin und legte als solche, von dem häufigen schwesterlichen Zuspruch der Charitas ermuthigt, viel Eifer und Charakterfestigkeit an den Tag. Sie scheint eine große Kunstfreundin gewesen zu sein; namentlich zeigte sie Vorliebe für Malerei und war vielthätig für Verbreitung religiöser Bilder. In ihrem Kloster war eine eigene „Malerin" (Illuministin) damit beschäftigt, die „Brieflein auszustreichen", d. i. die Heiligenbilder zu illuminiren, die dann bei schicklichen Anlässen an das Landvolk ausgetheilt wurden. Meister Dürer stand in besonderer Gunst bei Sabina, die den Maler oft zu sich als Lehrer wünscht, mitunter auch seine Beihilfe zur Uebermittlung von Farben für ihre „Malerin" in Anspruch nimmt. Alles das spricht sie in den Briefen an den Bruder Wili-

bald aus, dem sie ebenso anhänglich war, wie die andern Schwestern, der sich aber mit ihr nicht so gut verständigte wie mit Charitas, obgleich sie voll Sanftmuth und Nachgiebigkeit war. Aus ihren Briefen an ihn athmet eine treue, dankbare, demüthig liebevolle Seele.

Als Sabina am 22. December 1529 starb, folgte ihr Euphemia in der Würde nach (1530—1547). Auch sie war eine muthige Frau und regierte glücklich, nur in ihren letzten Lebensjahren hatte sie schwere Schicksale zu erdulden, indem sie 1544, in Folge der durch Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg eingeführten Religionsänderung, aus ihrem Kloster vertrieben wurde. Mit einigen ihrer Nonnen lebte sie längere Zeit zu Rain, flüchtete dann während des schmalkaldischen Krieges zu ihren Verwandten nach Nürnberg, bis sie nach dem Siege Kaiser Karls V. bei Mühlberg 1547 von dem Bischof von Eichstädt wieder in ihr Kloster zurückgeführt wurde. Alles das ertrug sie mit starkem Geiste und blieb ungebrochenen Gemüthes bis an's Ende; Wilibald und Charitas selbst erlebten davon nichts mehr. [17])

Das waren die Schwestern. Aber nicht genug: auch von den Töchtern des Wilibald Pirkheimer nahmen drei den Schleier: Katharina, Crescentia und Charitas, und die gute Aebtissin von St. Clara hatte die Freude, zwei dieser Nichten neben sich erblühen zu sehen, nämlich die beiden erstern, welche im Jahre 1513 kurz nach einander in's Claraklostér kamen, während die letztgenannte, die jüngste, im Kloster Bergen bei ihrer Tante Sabina erzogen und eingekleidet wurde, und dort, obgleich von schwächlicher Natur, ein ziemlich hohes Alter erreichte.

Katharina besonders machte der Aebtissin von Anfang an große Freude, so daß diese dem Bruder nur Rühm-

liches von ihr zu berichten hatte. Schon im ersten Jahre ihres Eintritts schreibt Charitas an Wilibald: „Von deiner Tochter magst du wissen, daß sie nicht nur mir, sondern allen Schwestern insgesammt sehr lieb ist, sowohl wegen ihres hellen Verstandes als wegen der Würde ihres Betragens. Denn nicht wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sondern wie eine Matrone, so sittsam, klug und sinnig schreitet sie einher. Der ganze Convent ist erfreut, ein Mädchen von so schönen Anlagen in seiner Mitte zu haben. Wir sehen an ihr viel gute Anzeichen, welche, wie wir hoffen, Vorboten von künftiger Trefflichkeit sind.“ — Die kleine „Matrone“ hat die frohen Hoffnungen der Klostergemeinde nicht Lügen gestraft. Sie vervollkommnete sich mit jedem Jahre lieblicher und fand in der Aufgabe ihrer spätern Tage als Aebtissin Gelegenheit genug, die edlen Gesinnungen und Grundsätze, die sie in solcher Schule sich angeeignet, in That und Leben umzusetzen. Sie erwarb sich allgemeine Hochachtung, und Caspar Bruschius, der in jener Zeit eine Geschichte der vornehmsten Klöster verfaßte, hat sie durch mehrere Elegien und Gedichte gefeiert.

Nur zwei Töchter Pirkheimers blieben im weltlichen Stande und wurden brave Hausfrauen; sie hießen Felicitas und Barbara. Die erstere vermählte sich (1515) mit Hans Imhof, einem angesehenen Patrizier, und erscheint in den Briefen der Geschwister als die „Hänsin Imhof.“ Die andere heirathete (1518) einen reichen Bürger Nürnbergs, Namens Hans Straub, weßhalb sie in den Briefen aus dem Kloster, mit Grüßen bedacht, öfters vorkommt unter dem Namen „die Straubin“ oder „Streubin.“ Sie besonders ist fast in keinem Briefchen vergessen, und mit Grund; denn sie hielt gute Freundschaft in guten und schlimmen Tagen. Der innige Zusammenhang, welchen die

Clarissinen in ihrer klösterlich umfriedeten Freistatt mit den Ihrigen in der Stadt fortwährend und überall treulich antheilnehmend unterhielten, tritt überhaupt nirgends natürlicher und menschlich schöner zu Tage, als in den Beziehungen der Pirkheimer'schen Familienglieder.

Von dem fortdauernden lebhaften Verkehr zwischen Wilibald und dem Claraklöster bieten die noch erhaltenen Briefe die mannigfaltigsten und anmuthigsten Belege. Pirkheimer vergaß nie bei besondern Anlässen und Festtagen seine Blutsverwandten im Kloster mit einer kleinen Gabe zu überraschen, und er wußte, daß auch die geringfügigste Aufmerksamkeit, womit er sie erfreute, mit herzinnigem Dank aufgenommen wurde. Bald waren es erbauliche Schriften, die er ihnen zur Seelenergötzung schickte, bald aber auch stofflichere Dinge, als da zu nennen schmackhafte Fische, Südfrüchte oder etwas Wein, oder gar für die jüngeren Kinder gute feine Bröddchen und Süßigkeiten. Da ist denn allemal ein großes Vergnügen unter den genügsamen Klosterfräulein, die so leicht zu befriedigen waren, und die Grüße und Dankworte fliegen fleißig hin und her. In einem deutschen Briefe der Clara heißt es: „Wir danken dir herzlich der schönen Büchlein, die du uns geschickt hast. Es gefällt uns von Herzen wohl, als weil wir es gelesen." Und wieder: „Wir danken dir auf das freundlichst um den guten Fisch und alles Gut, das du uns thust. Grüß uns sonderlich die Streubin freundlich." An Neujahr: „Herzlieber Bruder, ich dank dir zu hunderttausendmal von der Würdigen Mutter, von mir und dem Käterlein deins köstlichen neuen Jahrs. Uns nimmt nur Wunder, wie du solche feine Ding erdenken kannst, die wir so gern haben." — St. Martinstag insbesondere war ein altherkömmlicher Schenkungstag. An einem solchen schreibt Pirkheimers Toch-

ter Katharina: „Mein herzlieber Vater! Die Mutter und Soror Clara entbieten dir ihren Gruß, und wir danken dir herzlich und freundlich des guten Weckespitzleins, mit dem du uns verehrt hast; auch des guten Weins und Brods, das du uns als heut geschickt. Gott und der heilig St. Märtein wollen dir vergelten; du läßt ja die gar lang herbracht löblichen Gewohnheiten nit abgehen . . . . Alle Schwestern lassen dich grüßen. Damit befiehl ich dich allzeit der Gnade Gottes. — Soror Katharina, dein Kind."

In gleicher Weise pflegte Pirkheimer an Sankt Wilibaldstag, seinem eigenen Namenstage, das Kloster zu beschenken — in der Regel mit Fisch und Wein — und die noch ungedruckten Briefe der Katharina Pirkheimer sind vielfach Danksagungen für die schöne und köstliche „Presenz" des Vaters auf diesen Tag, dem die Klosterfräulein immer mit einer wahrhaft kindlichen Festfreude entgegensahen. „Wir haben uns lang darauf gefreut", heißt es in einem dieser Dankbriefchen der liebevollen Tochter, „und haben längst ausgerechnet, wenn des heiligen Herrn Sant Biliwaldstag ist. Es ist gar ein milter Heyling!" In einem folgenden Jahre schreibt dieselbe Katharina: „Mein herzlieber Vater! Die Mutter, Schwester Clara und ich danken dir zu tausendmal freundlich der köstlichen erlichen Presenz, mit der du uns nit wenig erfreut hast. Wir haben uns auch unbillich darauff gefreut, dieweil sich der lieb Herr Sant Biliwald so erlich gestellt hat; ist er je ein Biedermann gewest, so ist er es gestern gewest. Wir haben in langer Zeit nie baß gelebt. Gott geb mit Freuden bis [über's] Jahr aber[mals]." — Auch zu andern Zeiten kommen aus dem Pirkheimerhaus dem Kloster kleine Spenden zugeflossen: auf Sant Johannistag z. B. Meth, oder wenn die Aebtissin leidend ist, „ein gutes süßes Trünk-

lein“, das die Kranke erlaben soll, und das muntere Käterlein, als die Sprecherin des Klosters, hat immer wieder neue Danksagungen hinauszusenden, in die sie am passenden Ort wohl auch ein scherzhaft artiges Wort mit einzuflechten weiß. Der gute Fisch sei zur rechten Stunde gekommen, schreibt sie einmal dem Vater. „Wir glauben, der heilige Geist hab dir es eingeben: es ist morgen deiner Mutter Jahrtag und der Würdigen Mutter geburtlicher Tag. Auch dank ich dir freundlich des guten Weins. Die Fisch müssen schwimmen, sie seien lebendig oder todt; du hast es wol bedacht. Es hat der Mutter zumal wol geschmeckt.“

Solchen Spenden gegenüber konnten die Nonnen ihrerseits freilich nur wenig entgegen bieten, aber sie boten, was sie vermochten: sie schickten dem väterlichen Freunde Obst und Blumen aus ihrem Klostergarten, oder auch von ihnen selbst bereitetes Confekt und Lebkuchen. Insbesondere am Neujahrstag fanden sie sich regelmäßig mit ihren bescheidenen Gaben ein, und Katharina, die geschickt in Handarbeiten war, legte gewöhnlich eine kleine Arbeit von ihrer Hand für den geliebten Vater bei. Auch auf Bäckerei verstand sie sich: „das Confekt hab ich selbst gemacht“, bemerkt sie ausdrücklich zu einer solchen Neujahrssendung. „Zu einer kleinen Anzeigung der Dankbarkeit“, schreibt Katharina an einem abermaligen Neujahrstag, dem Vater für die Gutthaten des Jahres dankend, „schickt dir die Würdige Mutter hiemit einen Lebzelten und eine Kräftigung, da mit du dein Haupt sollst stärken, zu einem guten Jahr. Und ich hab dir eine Decke auf deinen Becher gemacht, die behalt von mir deinem Kind.“ Katharina wird von der Aebtissin auch ausersehen, um die von Wilibald für eine Stiftung gewünschten Paramente, Albe und Meßgewand, herzustellen.[18])

Nur einmal, um das Jahr 1518, erlitt die wolkenlose Eintracht zwischen Wilibald und Charitas eine vorübergehende Störung. Man kennt den eigentlichen Anlaß nicht; doch scheint derselbe mit der Heirath von Pirkheimers zweiter Tochter (Barbara) im Zusammenhang gestanden zu haben. Pirkheimer war eine reizbare, herrische Natur, noch dazu damals von den bösen Plagen des Podagra heimgesucht und in solcher Stimmung wenig geneigt, Einreden und Ermahnungen in Familiensachen ruhig zu ertragen; vielleicht mochte es auch geschehen sein, daß Charitas in den Kundgebungen ihrer Besorgniß, die freilich nur aus übergroßer Liebe für den Bruder hervorging, die Worte nicht genugsam abwog oder etwa ihr zugetragene nachtheilige Gerüchte über die strittige Angelegenheit zu leichtgläubig aufnahm und dadurch die Mißstimmung bestärkte. Neidische Ohrenbläser mögen dann das Uebel noch verschlimmert haben. Wie dem sei, es kam dahin, daß Wilibald sich fast ein Jahr lang dem Kloster und der Schwester ferne hielt. Charitas litt unsäglich unter dieser Entfremdung des Bruders, der ihr Helfer und Vertrauter war, und so legte sich denn zuletzt die immer bereite Clara in's Mittel, indem sie die unterbrochene Correspondenz mit dem Bruder aus eigenem Antrieb fortsetzte und mehrere begütigende Zuschriften an den Schwerversöhnlichen richtete, worin sie mit glücklichem Feinsinn sich verständigend zwischen die Geschwister stellt, ohne eines von den beiden zu verletzen.

„Du machst mir einen großen Argwohn — schreibt Clara an Wilibald — daß ich mir gedenke, es möchten unnütze Leute sein, die dir unser Lieb und Freundschaft, die wir zusammengehabt haben, nit leiden mögen; die wollen gern Unfrieden zwischen uns machen. Du weißt, daß wir dir die Sach, die sich vor der Barbara Hochzeit verloffen

hat, oft abgebeten haben; ich hätt halt gemeint, wenns noch um ein größer Ding zu thun gewest, wir wollten Verzeihung erlangt haben von Gott und dir. Darum bitt ich dich noch herzlich um unsers Erlösers Willen, der darum in diese Welt gekommen ist, daß er Friede zwischen Gott und den Leuten gemacht hat, laß diese Sache schlecht [geschlichtet] sein, so doch unser lieber Herr so barmherzig ist, daß er niemand nichts versagt, der ihn anruft, wie viel mehr wir arme Menschen, die ohne Unterlaß Sünden und viel Uebles thun, so wir doch täglich beten: Et dimitte nobis debita nostra. Ich will dein Bürge werden, daß dich die würdige Mutter nit mehr wird kapiteln, und laß uns mit Lieb und Freundschaft leben. Wer weiß, wie lang es noch möcht währen? Ich gedenk mir wohl, wir haben die meiste Zeit gelebt. Du hast ja die besten und getreuesten Freunde hinnen, die du auf Erden hast, man sag dir gleich von uns was man wolle. Darum bitt ich dich allerfreundlichst, laß dir das Herz nit also verbittern gegen uns, denn ich weiß wohl, daß mit Ingrimmsigkeit deine Krankheit nur ärger wird . . . . . Ich glaub gänzlich, wenn du in deine Conscienz gehest, du findest der Dinge nit, die du von der Mutter schreibst, die sie dir gethan hab, wann ich allweg dabei bin gewest, wenn sie mit dir geredt hat; so hab ich auch alleweg die Brief gelesen, die sie dir geschrieben hat. Darum kann ich mich nicht genug wundern, wie diese Ding zu müssen gehen . . . Du sollst mir in Wahrheit glauben, all dein Anliegen und Anfechtung geht mir so genau zu Herzen, als meine eigene Sach, und ich sorg mehr für dich, denn sonst für alle meine Freund in der Welt. Aber ich hoff je, unser lieber Herr hat einen großen Theil an dir, daß er dich also mit Leiden visitirt [heimsucht] und dir das mittheilt, das er selber durch alles

sein Leben erlitten hat. Um desselben milden Herrn willen, und um aller Lieb und Freundschaft willen, die du je zu mir gehabt hast, bitt ich dich, laß diese Sache schlicht sein, und laß es in der alten Freundschaft bleiben. Wir wollen dir in keine Sache mehr reden, dafür will ich Bürg werden. Die würdige Mutter, die Altmutter, und deine zwo Töchter lassen dich all herzlich grüßen. Hiemit viel seliger Zeit!"

Am Schluß fügt Clara noch bei: „Herzlieber Bruder! ich kann in Wahrheit bei Glauben sagen, daß ich diesen Brief allein aus meinem Kopf, ohn alles Eingeben und Befelch der würdigen Mutter geschrieben habe. Sie hat mir allein befohlen, dich freundlich von ihr zu grüßen. Sie tröstet sich, daß Gott ihre Unschuld weiß, daß es nit also in ihrem Herzen ist."

Clara ließ sich durch die anfänglichen „scharfen und spitzigen" Antworten des Bruders nicht abschrecken. In einem folgenden Briefe nahm sie auch den Humor zu Hilfe, indem sie ihre Friedensmahnungen, die sie in herzhaft frischen Worten erneuerte, mit einer heitern Wendung gegen sich selber schloß: „Darum, herzlieber Bruder, nimm mein Schreiben in der Liebe an, wie ich es meine, und wo du etwas Ungeschickts und was dir beschwerlich möcht sein, darinnen findst, so schreib es niemand zu denn meiner Ungeschicklichkeit, und verzeih mir, wo ich zu grob bin gewesen: es sind jezund die Hundstag gewesen, möchten mir vielleicht Sant Marien Würmlein im Kopf um sein gangen." — Die nächste Antwort des Bruders war schon milder, er gab sich der standhaften Beredsamkeit der Schwester gegenüber halb gefangen und besiegt. Clara ruhte aber nicht, bis die Versöhnung von seiner Seite eine unbedingte und vollständige war. „Deines andern Schreibens halb — entgegnet sie ihm — hab ich sehr wohl mögen lachen. Es gibt mir

mehr Trost, daß ich einen solchen starken Mann von seiner harten Meinung und Fürsatz soll bringen, denn hätt' ich den Markgraven überwunden, und insonderheit erfreut mich, daß du mein Schreiben so gütlich angenommen hast und mir schreibst, du könnest mein Schreiben nit übel aufnehmen. Aber doch ist meine Freude nit ganz, und mich bedünkt, du seiest noch nit ganz mit der Würdigen Mutter vertragen, als ich es gern sähe. Dieweil kann ich nit zufrieden sein, wann es nit unbillig ist, daß ich mich ihrer also annehme, da sie mir mehr Lieb und Treu erzeigt hat, denn kein Mensch auf Erden. Wir haben nun fünfundzwanzig Jahr mit einander gewohnt in solcher Lieb und Freundschaft, daß jetlich Freud und auch Widerwärtigkeit der andern mehr zu Herzen ist gangen, denn ihr eigen Sach selbst." Darum bittet sie den Bruder noch einmal, sich nicht mehr von Andern aufbringen zu lassen, sondern ihnen brüderlich treu zu bleiben, wie vordem.

Die Herzen der Guten sind heilbar, sagt der alte Homer. Wie hätte die liebevolle Geradheit, womit Clara diese Sache angriff, nicht zum sehnlich gewünschten Ziele führen sollen? Die gute Schwester hatte in der That die Freude, eine Verständigung und Versöhnung zu stiften, die fernerhin nicht getrübt wurde.[19])

Wohl ihnen, denn es nahte die Zeit, wo die Schwestern von St. Clara des Beistandes ihres väterlichen Berathers ganz besonders bedurften! — Aber auch der Bruder wußte, was er an seiner treuen und anhänglichen Charitas besaß. Wenn böse Tage kamen, wenn er leidend war, wenn Verleumdung und Neid dem vielthätigen Manne das Leben verbitterten — wo fand er bessere Zuflucht, wo trostvollere Beruhigung als in dem theilnehmenden Herzen der gemüthvollen Schwestern? Und wie entfaltete alsdann

die wackere Aebtissin die Schätze ihres reichen Gemüthes, wie betete sie für den leidenden Bruder, wie beredt zog sie die Schaar ihrer Klosterfrauen zur Theilnahme an ihrer Sorge und ihrem Gebet! Noch ist ein Brief aufbewahrt, den Wilibald nach seiner Genesung von schweren körperlichen und geistigen Leiden an Charitas richtete, um ihr und dem ganzen Convent seine Erkenntlichkeit für die wohlthuende Antheilnahme auszudrücken. Er ist ein so schönes Zeugniß edler Geschwisterliebe, daß er wohl verdient, in deutscher Uebersetzung unverkürzt mitgetheilt zu werden.[20]) Er lautet:

„Wilibald Pirkheimer entbietet der ehrwürdigen Mutter Charitas, Aebtissin von St. Clara, seiner theuersten Schwester, seinen Gruß.

„Wie die Schiffer, welche von mancherlei Stürmen umhergetrieben und von endlosen Mühen erschöpft, ja dem Tode schon nahe, durch Gelübde und Gebete von den drohenden Gefahren errettet worden sind, endlich, wenn sie wider Erwarten und Hoffen das freundliche Land erreicht haben, durch wechselseitige Klagen sich trösten und, kaum erst in Sicherheit, noch von dem Schrecken des Schiffbruchs durchzittert, im Angesicht des noch immer rasenden Sturms und der tiefaufschäumenden Wogen unter frommen Freudenthränen sich begrüßen — so umarme ich mit frommer Liebe dich, theuerste Schwester und bester Theil meiner tiefbetrübten Seele, der ich, von vielen Mühsalen erschöpft, den Gefahren zwar entrissen, noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebe, und begrüße dich mit thränenerstickten Worten. Daß du mich beglückwünschest und so geschwisterlich mich tröstest, war mir herzerquickender, als ich es dir zu schreiben vermag. Denn außerdem, daß ich auf einzige Weise dich liebe, weiß ich nicht, warum alle deine Briefe mir so wohl thun und meiner tiefsten Seele so hei-

lig sich eingeprägt haben. Ich wünsche auch dir Glück, daß du den fast verlornen Bruder wiedergewonnen hast. Denn der todt war, er begann wieder aufzuleben; der verloren war, er ist wieder gefunden worden. Gebe Gott, daß ich auch von den Gefahren und der immer noch drohenden Sorge befreit sein möchte! Theuerste Schwester, ich danke dir für deine eifrige Fürsorge und für die Gebete all, die du zu Gott gesendet. Deinem Convente kann ich nicht würdig genug meine Dankbarkeit bezeigen. Gott, der alles Gute vergilt, möge der Vergelter sein! Denn jene Gebete sind heilbringend gewesen. Lebe wohl, meine Charitas!"

## IV.

### Die Freunde in der Stadt und im Reich.

Da Pirkheimers Haus die „Gastherberge der Gelehrten" war, und seine mit seltenen Büchern und Handschriften wohl ausgestattete Bibliothek von allen Seiten Zuspruch fand, so konnte es nicht fehlen, daß die Aufmerksamkeit der gelehrten Leute sich auch auf die Schwester lenkte, auf welche der Bruder mit so gerechtem Stolz hinblickte, und daß von dort aus der Name der Aebtissin von St. Clara einen Klang gewann, der bald weit hinaus in die Kreise der Humanisten Deutschlands drang. Mehrere unter diesen, gefeierte Namen, betrachteten es als eine Ehrensache, der hochgebildeten Klosteroberin näher zu treten und ein Zeichen ihrer persönlichen Hochachtung darzubringen. Dies pflegten die Einen dadurch kund zu geben, daß sie neugedruckte Werke der Charitas Pirkheimer zueigneten oder zusandten, Andere, indem sie Geschenke zum Schmucke ihres Klosters stifteten.

Einer der ersten, der sich ihr näherte und der Herold ihres Rufes wurde, war der Humanist Konrad Celtis, der von Kaiser Friedrich III. auf der Burg zu Nürnberg gekrönte Dichter, der erste „Poeta laureatus" unter den Deutschen (geb. 1459, gest. 1508). Von einem unsteten Wandertrieb geleitet, hatte dieser regsame, aber ruhelose Geist, von Geburt ein Franke, nach einander Italien, Polen, Ungarn und das deutsche Reich der Donau und dem Rhein entlang durchzogen, überall anregend und literarisch sammelnd, und von den umfassendsten Plänen für Ausbreitung seiner humanistischen Ideen erfüllt. Celtis war eine hochbegabte Natur, aber in einseitiger Richtung befangen. Er hatte sich völlig der antiken Weltanschauung zugewendet und führte auch eine dieser entsprechende epikuräische Lebensweise. Sein Verdienst indeß bleibt es, das Interesse für die Wissenschaften in weiten Kreisen geweckt und namentlich die Pflege der historischen Studien durch eigenes Beispiel und durch Stiftung gelehrter Gesellschaften gefördert zu haben.

Die Herausgabe seiner lateinischen Gedichte und anderer Schriften führte ihn im Jahre 1502 wieder einmal nach Nürnberg, wo der fahrende Poet in gewohnter Weise bei seinem Gönner Pirkheimer Gastrecht genoß. In der Zeit dieses Aufenthalts lernte er Charitas kennen, die ihrerseits wohl schon durch ihren Bruder von ihm, wenn auch nur im Allgemeinen, als einem berühmten Manne gehört hatte. Obgleich der antikisirende Gelehrte dem Glauben entfremdet war, so empfand er doch Hochachtung vor dem reinen Streben der kenntnißreichen Nonne und wünschte diese Gesinnung ihr durch eine literarische Gabe kund zu geben. Nun hatte er kurz zuvor in einer Bibliothek zu Regensburg die lang begrabenen Werke der Roswitha aufgefunden und dem erstmaligen Druck übergeben — konnte

es ein passenderes Geschenk für eine Nonne geben, als die Dichtungen einer gesinnungsverwandten Klosterfrau aus einem frühern Jahrhundert? Im Geleit eines freundschaftlichen Schreibens sandte ihr Celtis in der That die lateinischen Dichtungen der berühmten Nonne von Gandersheim als ein Zeichen seiner Verehrung in's Kloster zu. Es war um die Osterzeit 1502.

Ganz betroffen vor Ueberraschung empfing Charitas — damals noch einfache Klosterfrau — die werth- und sinnvolle Gabe, und in weiblicher Schüchternheit trug sie anfänglich Bedenken, das Schreiben eines so gelehrten Mannes zu erwidern. Aber ihr Bruder redete der Schüchternen so lange und fast gebieterisch zu, bis sie zur Antwort in einem lateinischen Briefe sich entschloß. Außer der schuldigen Dankbarkeit leitete sie übrigens auch weibliches Mitgefühl dabei. Celtis war nämlich kurz vorher auf dem Wege zwischen Regensburg und Nürnberg von zwei Räubern angefallen und geplündert worden, und in seinem Schreiben an Charitas hatte er dieses Unfalls erwähnt. Daran knüpft Charitas an und weiß ihren Dank mit gar herzvollen Bemerkungen zu verflechten.

Sie kann sich — also beginnt sie — nicht genug verwundern, daß ein so gefeierter Philosophus sich herbeilasse, ein unbedeutendes Klosterfräulein ohne jegliches Verdienst mit einer so auszeichnenden Ansprache zu begrüßen. Aber sie verstehe wohl, daß er nach dem Gebot jenes Weisen gehandelt habe, der da sagt: je größer du bist, desto mehr sollst du dich demüthigen. Dazu komme, daß sie „mit dem Schwert des Mitleidens verwundet“ worden sei, als sie aus seinem Schreiben vernommen, daß er von grausamen Straßenräubern so erbärmlich beraubt und so schonungslos geschlagen worden sei, wiewohl sie nicht zweifle, daß der

Humanist von der Zahl jener wahren Liebhaber der Weisheit sei, die alles Mißgeschick mit Gleichmuth zu tragen wissen und, wenn ihnen alles Vergängliche genommen wird, den köstlichen Schatz der wahren Wissenschaft und Weisheit als einzigen und edelsten Reichthum, als ihren Trost im Ungemach bewahren. „Denn — so fährt sie fort — was haben Euch die Räuber für Schaden gethan, als daß sie Euch der Sorge für zeitliche Güter entlediget? Und was haben sie Euch durch Schläge zugefügt, als daß sie Euch Anlaß zur Uebung der Tugend gegeben? besonders jener heiligen Geduld, die nach dem Ausspruch des Apostels ein vollkommenes Werk ist, weil, wie auch der hl. Jakobus sagt, selig der Mann ist, der Anfechtung erleidet. Fürwahr, ich zweifle nicht, Eure Herrlichkeit sei nicht allein ein trefflicher Philosoph, sondern auch ein guter Kenner der heiligen Schrift, ja was noch mehr, ein Jünger Christi, der die Widerwärtigkeiten nicht nur gleichmüthig, sondern sogar freudig erträgt“ . . .

Und nun kommt sie auf das Gastgeschenk selbst zu reden, indem sie weiter fährt: „Vor einigen Tagen erhielt ich auch die lieblichen Schriften der gelehrten Jungfrau Roswitha, von Eurer Herrlichkeit meiner Wenigkeit ohne all mein Verdienst gewidmet. Dafür erstatte und bewahre ich Euch unvergänglichen Dank. Denn ich freue mich, daß der Spender des Geistes nicht nur den rechtskundigen und gelehrten Männern tiefe Weisheit mittheilt, sondern auch dem schwachen Geschlecht und den zurückgesetzten Wesen einige Brosamen, welche von dem Tische der Gelehrten fallen, nicht versagt. An jener verständigen Jungfrau hat sich das Wort des Apostels erwahrt: Gott erwählt das Schwache, damit er das Starke verwirre. Und zu preisen ist in der That die Gnade des heiligen Geistes, daß er dies jungfräu-

liche Talent mit solchem Glanze der Wissenschaft und des Fleißes schmückte und verherrlichte. Zu erheben und zu loben ist aber auch die herablassende Sorgfalt, mit der Ihr bemüht waret, die Schriften und Gesänge eines Weibes an's Licht zu bringen und drucken zu lassen, ohne Verachtung des gebrechlichen Geschlechts und des geringen Standes eines armen Nönnleins. Fürwahr, ich muß gestehen, Ihr habt solches gegen die Gewohnheit vieler Gelehrten oder vielmehr Hoffärtigen gethan, welche sich unbillig bemühen, alle Worte, Thaten und Aussprüche der Frauen so gering zu schätzen, als wenn das andere Geschlecht nicht denselben Schöpfer, Erlöser und Seligmacher hätte, und ohne zu beachten, daß die Hand des höchsten Werkmeisters noch keineswegs verkürzt ist. Er hat den Schlüssel der Kunst und theilt einem Jeden aus nach seinem Wohlgefallen, ohne Ansehen der Person .... Wollet mir, ich bitte Euch, meine Kühnheit verzeihen, daß ich mich unterstanden, Eure Herrlichkeit mit diesem mädchenhaften und ungereimten Briefe zu belästigen, über den mir die Schamröthe aufsteigt. Aber es geschah aus Liebe zu meinem theuren Bruder, der Euch sonderlich zugethan ist; und die er liebt, liebe billig auch ich. Jene Charitas, welche Alles trägt, möge die Fehler mit dem guten Willen entschuldigen. Lebt wohl." [21])

Die edle Einfalt dieses Briefes, die in anmuthigem Gegensatze steht zu der bei den Humanisten beliebten Ruhmredigkeit, begeisterte den gekrönten Poeten zu einem Lobgedicht, einer antikgehaltenen Ode in sapphischer Strophe, worin er Charitas in klangreichen Wendungen als eine seltene Zier des deutschen Vaterlandes preist.

Und schon hatte er eine zweite literarische Gabe bereit, womit er die sinnige Schwester seines Gastfreundes beschen-

ken konnte. In der Zwischenzeit war nämlich der Druck seines neuesten poetischen Buches, dessen Herausgabe ihn in Nürnberg festgehalten hatte, zur Vollendung gelangt. Das Bändchen enthielt außer den lateinischen Gedichten des Celtis noch mehrere andere Schriften, darunter zwei, welche gerade für eine Nürnbergerin manches Anziehende darboten: es war dies eine „Beschreibung der Stadt Nürnberg" und ein „Hymnus auf das Leben des hl. Sebaldus", des Schutzpatrons der Stadt. Die Sendung dieses Büchleins begleitete der Dichter mit der eben erwähnten Ode an Charitas, die in deutscher Uebertragung ungefähr also lautet:[23])

Jungfrau, wohlgeübt in der Römer Sprache,
Du der Frauen leuchtender Stern und Krone,
Nimm, so bitt ich, freundlichen Sinns von mir dies
Kleine Geschenk auf,

Das dir zeigt der eigenen Heimath Lobpreis,
Auch, wie einst erhabener Glanz umstrahlte
Jenes gottbeseligten Manns Sebaldus
Leben und Thaten.

Schwester, o fürwahr des Gesanges würdig,
Charitas, huldreich mir in Lieb verbunden,
Die mir in lateinischer Zunge weihte
Liebliche Worte,

Seltne Zier bist du in den deutschen Gauen,
Bist, o Jungfrau, ähnlich den Römertöchtern,
Wie einstmals auch Spanien sie und Frankreich
Barg in den Klöstern.

Hochgelehrt folgst du dem gelehrten Vater,
Der in Recht und Kirchengesetz bewandert,
Theuer war den Hirten und unsern Fürsten
Oft ein Beschützer.

Hochgelehrt folgst du dem gelehrten Bruder,
Doch in Demuth, ihm, der so hellen Geistes
Hier in Noris griechische Weisheit kunstvoll
Römischer einigt.

Jüngst, ach, fiel ich in die Gewalt der Räuber,
Gold und Silber nahmen sie weg mir Armen
Und versetzten Schläge mir noch und blutig
Schmerzende Wunden.

Sieh, da kam dein Briefchen, du güt'ge Schwester,
Süßen Trost als lindernden Balsam bringend,
Und der erst erlittenen Unbill Schmerzen
Waren vergessen.

Dafür zollt mein Geist den verdienten Dank dir,
Jungfrau, Schmuck und Zierde der deutschen Erde,
Charitas, mir immer von Herzen theure
Würdige Jungfrau.

Auch dafür erstattete Charitas (am 25. April 1502) ihren Dank in einem gar schönen und charakteristischen Briefe, einem der besten, die sie in lateinischer Sprache geschrieben, weil er so recht ein Spiegel ihres Wesens ist, zugleich bescheiden und freimüthig, zugleich warm und klar, zugleich liebevoll und unbestechlich. Aus den Dichtungen des Humanisten hatte sie genugsam herauslesen können, weß Geistes Kind er sei; die Luft seiner heidnisch-weltlichen Anschauungen wehte ihr aus allen Blättern entgegen. So lebhaft daher das Gefühl ihrer Dankbarkeit und der Respekt vor seiner Gelehrsamkeit ist, so hält sie doch in ihrem Gewissen sich verpflichtet, dieser Richtung gegenüber ihre eigene Ueberzeugung mit Freimuth zu bekennen, und dem gelehrten Freunde, der sich so ausschließlich und nicht ohne eitle Gefallsucht mit dem klassischen Heidenthum beschäftigt, in schlichter Treuherzigkeit zu Gemüthe zu führen, daß es

für sie noch etwas Höheres gebe, daß das Wissen allein nicht beselige.

„Eure Würdigkeit — schreibt Charitas unter Anderm — kennt mich als Eure besonders anhängliche Gönnerin, und ich darf sagen, als eine Liebhaberin Eures Seelenheils: darum möchte ich Euch von ganzem Herzen gar fleißig bitten, die weltliche Weisheit zwar nicht aufzugeben, wohl aber dieselbe höher auszuprägen, d. h. von den Schriften der Heiden zu den heiligen Büchern, von dem Irdischen zum Himmlischen, von dem Geschöpf zum Schöpfer Euch zu erheben. Wiewohl keine Wissenschaft, noch irgend eine Kenntniß der Erfahrung, die von Gott geordnet, zu verwerfen ist, so ist doch die mystische Theologie und ein gutes tugendhaftes Leben allzeit höher zu achten. Denn die menschliche Vernunft ist schwach und kann sich täuschen; der wahre Glauben aber und ein gutes Gewissen kann niemals getäuscht werden.“ Daher ist ihre Meinung, man würde besser die Fabeln der heidnischen Gottheiten aus dem Munde der Christen verbannen. Die wahrhaft beglückende Weisheit liege in der heiligen Schrift verborgen. „Da finden wir die kostbarsten Perlen; denn auf jenem Acker des Herrn zieht die Gotteswissenschaft aus der Schale den Kern, aus dem Buchstaben den Geist, aus dem Felsen das Oel, aus den Dornen die Blume. Zu dieser ernsten Betrachtung des göttlichen Gesetzes und der heiligen Schrift lade ich Eure Würdigkeit mit vertrauensvoller Herzlichkeit ein, als meinen sonderlich theuren Freund und Meister, den ich gerne groß geachtet wünschte vor den Augen des Herrn, und bitte Euch, solches nicht auf den morgigen Tag zu verschieben. Jetzt, o Theuerster, arbeitet, so viel Ihr arbeiten könnt; denn Morgen ist ein ungewisser Tag, und Ihr wißt nicht, ob Ihr ein Morgen habt . . . In dieser freundschaftlichen

Gesinnung möchte ich Euch auch zureden, daß Ihr doch ablassen möchtet von der Verherrlichung der unziemlichen Sagen von Jupiter, Venus, Diana und andern heidnischen Geschöpfen. O, machet doch [anstatt der Götter] die Heiligen Gottes Euch zu Freunden, indem Ihr sie verehrt und ihre Handlungen nachahmet, damit, wenn Ihr das Irdische verlassen müßt, sie Euch in die ewigen Wohnungen nehmen. Möge es geschehen, möge es geschehen!"

Ihre Freimüthigkeit entschuldigend schließt sie dann mit den Worten: „Alles dieses habe ich Euch jedoch mehr in der Absicht geschrieben, um freundschaftlich mit Euch zu plaudern, und keineswegs um Euch zu belehren. Bin ich zu weit gegangen oder habe ich die Ehrfurcht gegen Euch einigermaßen verletzt, so muß ohne Zweifel die Schuld auf den zurückfallen, welcher mir, dem unerfahrnen und unkundigen Mädchen, bei der Strafe des Ungehorsams geboten hat, Euch zu schreiben. Mein demüthiger Gehorsam möge mir darum in diesem Falle zur Entschuldigung dienen." [23])

Der hier Gemeinte ist selbstverständlich ihr Bruder. Ihm, auf dessen Andringen und Geheiß sie diesen Brief geschrieben, schickte sie darum auch das Geschriebene zuvor zum Durchlesen zu, damit er „die Fehler verbessere und das Thörichte, das etwa untergelaufen, nach Gutdünken beseitige." „In der That", ruft sie ihrem Wilibald zu, „wenn ich nicht gefürchtet hätte, dich zu beleidigen, deine brüderliche Liebe zu verletzen, nimmermehr würde ich es gewagt haben, einem so bedeutenden Gelehrten zu schreiben, zumal in lateinischer Sprache, die ich weder hinreichend zu schreiben noch zu sprechen gelernt habe. Vielleicht wird es jedoch wegen der Verbesserung, die ich von dir zu erhalten hoffe, etwas nützen, nicht sowohl zu meiner, als zur Unterweisung

und Tröstung meiner Schwestern, denen ich mit bereitwilligem Herzen alles, worüber du zu belehren mich würdigen magst, treulich mittheilen werde. Uebrigens glaube ich nicht, daß mein etwas eilig niedergeschriebener Brief dem Gelehrten, wegen der eingeflochtenen Vermahnung, besonders angenehm sein werde; doch habe ich es mit redlichem Gemüth und in gerader schlichter Meinung gethan; ich glaube, daß es dem Menschen mehr nütze als schade, den Tag des Todes einmal vor Augen zu haben. Du selbst hast mich aufgefordert, ohne Scheu zu schreiben; stoße ich mit meinem Gehorsam an, so ist es deine Pflicht, mein Anwalt zu sein." [24])

Bald nachher verließ Celtis die Reichsstadt Nürnberg, und von einem weitern Verkehr mit der Aebtissin von St. Clara ist keine Spur vorhanden. — Es ist wohl anzunehmen, daß die Seelsorger der Nonnen, die Franziskaner, den Verkehr mit Humanisten vom Schlage des Celtis nicht gerne sahen. Sie kannten seine heidnischen Tendenzen, seinen religiösen Indifferentismus wie auch die Schlüpfrigkeiten in seinen Poesien, und befürchteten wohl davon einen beirrenden Einfluß auf die arglosen Gemüther der Nonnen. Damit steht vielleicht im Zusammenhang, daß sie im Jahre 1504, als Charitas Aebtissin geworden, ihr den Gebrauch der lateinischen Sprache zur Correspondenz nach außen untersagten. Das Verbot erschien hart und wurde von Wilibald Pirkheimer als ein Akt der Engherzigkeit mit großem Unwillen aufgenommen; da er aber die eigentlichen Motive des Verbotes nicht angibt, so ist schwer darüber zu urtheilen. [25]) Für Charitas selbst war indeß der wirkliche Schaden nicht groß. Denn die lateinische Diktion führte doch, wenigstens im Munde von Frauen, eine gewisse Getragenheit des Styles mit sich, die nicht frei von Pathos war und der schönen

Natürlichkeit ihres Wesens einigen Eintrag that. Ihre deutschen Briefe sind uns lieber, weil sie ihre geistige Eigenthümlichkeit besser wiederspiegeln; was diese etwa an gefeilter Ausarbeitung vermissen lassen, wird durch das, was gerade der Vorzug aller brieflichen Mittheilung ist, durch die frische Unmittelbarkeit des Ergusses ersetzt. Uebrigens muß das Verbot nicht allzu streng vermeint gewesen sein; wenigstens finden sich auch in Briefen der Charitas aus späterer Zeit, z. B. in einer Zuschrift an Emser, lateinische Sätze reichlich eingestreut und Pirkheimer selber berichtet ja an Erasmus im Jahre 1516 noch: seine Schwestern würden ihm in lateinischer Sprache schreiben, wenn sie einem solchen Manne gegenüber nicht zu schüchtern wären. Die Lektüre und das Studium lateinischer Autoren blieb der Aebtissin und ihrem Convent natürlich auch ferner ungeschmälert.

Celtis aber war es ohne Zweifel, der von da an den Ruf ihrer hohen Bildung auf seinen Reisen durch Deutschland verbreitete, so daß man mit einem gewissen patriotischen Stolz auf sie hinwies und selbst Erasmus von Rotterdam ausrief: „England hat seine Morien, Deutschland seine Pirkheimerinen!"

Ein anderer sehr eifriger Verehrer der Aebtissin Charitas war Christoph Scheurl, ein angesehener Rechtsgelehrter und Staatsmann Nürnbergs, der „Cicero der Republik", aus einem ursprünglich schwäbischen Geschlechte, aber durch seine Mutter, eine geborene Tucher, mit den ältesten rathsfähigen Geschlechtern der Reichsstadt verwandt (1481—1542). Scheurl verweilte über acht Jahre zur gründlichen Ausbildung in Italien, insbesondere zu Bologna, der „Mutter der Studien", wohin er auf Anrathen seines Oheims Sixtus Tucher sich begeben hatte und wo

er namentlich die Vorlesungen des nachmaligen Cardinals Lorenz Campeggi hörte. Von 1504 bis 1506 bekleidete er daselbst das Syndikat der deutschen Nation, ein dem Rektorat zunächst stehendes Ehrenamt, und wurde im letztgenannten Jahre zum Doktor beider Rechte creirt.

Die Berichte, welche Scheurl von seinem Oheim aus Nürnberg über das klösterliche Leben und Streben bei St. Clara erhielt, entflammten seine Begeisterung für die wißbegierigen frommen Nonnen, und in der frischen Wärme des Gefühls beschloß er, von Bologna aus, der Aebtissin von St. Clara in Nürnberg ein Büchlein zu widmen. Denn er war, wie er selbst von sich äußert, „von Natur für alle Menschen, welche sich durch Talente und Herzensgüte auszeichneten, von Liebe, Bewunderung und Verehrung durchdrungen." Das Büchlein, das er zu diesem Zweck verfaßte, ist unter dem Titel „Utilitates missae" (Nutzen der Messe) bekannt — eine Sammlung literarischer Kleinigkeiten, deren unterschiedlichen Inhalt er in der Zueignung mit den Worten beschreibt: „Einige Briefe, nicht von Cicero, sondern die auf das Leben Christi sich beziehen, sind mir in die Hände gefallen. Zugleich sammelte ich alle Aussprüche von Kirchenlehrern über den Nutzen, welchen wir bei Anhörung der Messe und aus dem Gebete für die Verstorbenen erlangen. Solches habe ich darauf in ein Büchlein gebracht; und damit dasselbe einige Größe erhalte, sind auch noch etliche andere Sachen [aus alten Handschriften] beigefügt, welche hierauf nähern oder ferneren Bezug haben." Dieses nachmals viel gelesene Büchlein gab Scheurl zu Bologna in den Druck, und ließ es dann durch den Propst Tucher, im Herbste 1506, der Aebtissin überreichen, mit einem Widmungsbrief an Charitas, der von Lob und Bewunderung jugendlich überströmt.

Er habe sich vorgesetzt — heißt es in dieser Widmung — dem gelehrten Sixtus Tucher nachzuahmen und in seine Fußstapfen zu treten. Wie nun dieser oftmals geäußert, daß er in seinem Leben nur zwei Männer gesehen habe, die durch Glanz der Geburt und Glanz der Wissenschaft zugleich gestrahlt, auf denen die Gaben des Glücks und die Güter der Natur sich in Fülle vereint, nämlich Johannes Picus von Mirandula und Johannes von Dalberg, Bischof von Worms, dieser ein Deutscher, jener ein Italiener von Geburt — so wage er zu behaupten, daß er bis jetzt nur zwei Frauen kennen gelernt habe, welche „durch Geist und Glück, durch Wissenschaft und Reichthum, durch Züchtigkeit und Schönheit gleich ausgezeichnet, den Töchtern des Lälius und Hortensius und mit Cornelia, der Mutter der Gracchen, zu vergleichen wären: nämlich die fromme Cassandra in Venedig, und Charitas Pirkheimer in Nürnberg.“ Scheurl rühmt dann die Verdienste des Pirkheimer'schen Geschlechts, aus dem er Einzelne mit Namen hervorhebt und besonders bei dem Bruder der Charitas mit freigebigem Lobe verweilt. Sie selbst aber, die von dem Beispiel ihrer Vorfahren geleitet, „statt der Wolle das Buch, statt der Spindel die Feder, statt der Nadel den Griffel begehrt“, und den Rang ihrer Bildung in Briefen und Reden bekunde, welche „durch die jungfräuliche Anmuth ebenso wie durch die Lebensweisheit und Sinnigkeit der Gedanken ansprechen“ — sie preist er glücklich, daß sie frühzeitig erkannt, wie die Wissenschaft nur im Bunde mit der Religion gedeihlich sei, und daß sie eine tugendhafte Zurückgezogenheit dem Flimmer und Geräusch der Welt vorgezogen habe. „Deßhalb, und weil ich gehört, daß mein Patron, der Propst Sixtus, an dich und an meine süßeste Muhme Apollonia Tucher zuweilen Briefe schreibe, wie sie

einst der hl. Hieronymus an Paula und Eustochium geschrieben: begann ich darüber nachzudenken, was ich wohl schreiben könnte, das deiner Frömmigkeit und meiner Person würdig wäre, um mich deiner Freundschaft mehr und mehr zu empfehlen und dir zu danken für deine mir kundgewordenen wohlwollenden Gesinnungen. Ich bitte dich also, dieses Büchlein einer Durchsicht zu würdigen und mir zum Besten zu deuten." [26])

Nach seiner Rückkehr aus Italien folgte Christoph Scheurl einem Rufe an die neuerrichtete Universität Wittenberg, wo er einige Jahre als Professor der Rechte und als Rath der Herzoge von Sachsen mit Anerkennung wirkte. Im Frühjahr 1512 aber wandte er sich wieder nach Nürnberg zurück und wurde hier als Consulent der Reichsstadt angestellt. Als solcher nahm sich Scheurl des Claraklosters auch in geschäftlichen Sachen thätig an, und unterhielt fortwährend freundschaftliche Beziehungen mit den Nonnen, die im Beginn der Reformation wohl eine zeitweilige Erkaltung, aber niemals eine völlige Unterbrechung erlitten, und zuletzt eine recht liebenswürdige Form annahmen.

So wissen wir aus seinen eigenen Briefen, daß er am 3. Mai 1519 der Einkleidung zweier edler Nürnberger Töchter, Katharina Ebner und Clara Nützel, beiwohnte und seine herzliche Freude daran hatte; daß er am 26. Juli 1522 den fünfzigjährigen Aufenthalt seiner Tante Apollonia Tucher, deren Liebling er war, im Kloster theilnehmend mitfeierte, und hinwiederum seinerseits kein glückliches Familienereigniß im eigenen Hause vorübergehen ließ, ohne die Clarissinen in Mitwissenschaft zu ziehen, ihre Theilnahme und Gebetshilfe mit herzlichen Zurufen in Anspruch zu nehmen, insbesondere als er einen Erben seines Namens erwartete. Auf die Geburt dieses ersehnten Sohnes und

Erben, im Frühjahr 1532, wollte er der Aebtissin und dem Convent eine kleine Verehrung thun zum Dank für ihre Fürbitte und „zu Ergötzlichkeit und Anzeig eines sohnlichen, vetterlichen, geneigten guten Willens.“ Die Verehrung bestand in einem Gulden, einer Lachsforelle, vierundzwanzig Neunaugen, einem Feigenkörblein, einem Lebkuchen nebst sechzehn Maß Wein. Dies sandte er an seine Muhme Apollonia Tucher mit der Bitte: „solches alles am Sonntag conventlich auszutheilen, des Tages Schaffnerin zu sein und wohl zu verwalten.“ „Ich gedenke noch wohl“, bemerkt er launig in dem Brief, „wie du in meiner Jugend mich viel und oft mit Lebküchlein erfreut hast; ich machet einmal meine liebe Mutter lachend, daß ich sie Flinderling nennet, denn sie waren genug dünne Plätzlein, gegen jene meiner lieben Mumen deiner Schwester seligen zu St. Katharina, die etwas stärker und basleibiger waren; doch schmeckten die von St. Clara auch wohl. Darum ich den Convent bedankt haben will, abermal bittend, ihr wollet uns alle in eure innigen Gebete fleißig befohlen haben. Wir grüßen die würdige Mutter, dich, Behaimin, Zennerin und ganz Convent.“

Als dieser Sohn Georg drei Monate alt war, richtete der glückliche Vater abermals ein Schreiben an seine Tante Apollonia Tucher, die nun gerade sechzig Jahre im Claraklоster war. Er dankt ihr, unter Berufung auf biblische Stellen, daß sie den Sohn bei Gott erbeten, und läßt dann den kleinen Georg eigenhändig fortfahren, indem er ihm die Feder führt: „Ich bin aus Gottes Barmherzigkeit heut eines Viertel Jahrs alt und gleichwohl meinem Vatern ein angenehmer lieber Sohn, und wollt euerm Convent je gern schuldige Dankbarkeit erzeigen. Demnach übersend ich euch mit meiner Ammen von meines Vaters Arbeit auf künf-

tigen euern Jubileo, in Fröhlichkeit zu verbrauchen, außer dem Weinkrug, so hernach kommen wird, zween Gulden und einen halben Centner Reis, den ich weißer und größer nie gesehen, zu geschweigen gessen habe, freundlich bittend, sammt dem würdigen Convent für gut zu nehmen und den Herrn der Gnaden weiter für mich und meine Eltern zu bitten. Denn wie der Abraam (Gen. 21) am Tag der Entwöhnung seines Sohnes Isaak ein groß Convivium und Wirthschaft hielt, verhoff ich's alsdann auch reichlich zu bessern und mittlerzeit gegen die ehrwürdige Mutter Aebtissin, alle meine Mumen und die ganze Versammlung meine Dankbarkeit in allerlei Weg zu erzeigen und euch nichtzit mangeln zu lassen. Thue mich darauf euch allen in euer innig Gebet treulich befehlen, bittend, in demselben zu verharren und mich für euren lieben Sohn anzunehmen. Der Herrgott sei mit uns allen, Euer Würden getreuer, liebster Sohn Jörg Scheurl manu paterna." — Das überschickte Geld sollte am Feste der hl. Anna (26. Juli) verwendet werden. Jeder der Klosterfrauen schenkte Dr. Scheurl einen Dreihellerer, weiß Brod für Alle und zusammen vierunddreißig Maß Wein.

Ja noch in seinem Testament bedachte er das Claraklofter, indem er jeder Klosterfrau einen Joachimsthaler, der Aebtissin und den ihm persönlich befreundeten und verwandten unter ihnen zwei solche Thaler vermachte mit der Bestimmung, dabei seiner in Freundlichkeit zu gedenken und den Herrn Gott für seine lieben Söhne zu bitten „um die göttliche Gnade, daß sie in seinen heiligen Geboten aufwachsen." — Christoph Scheurl ist es endlich gewesen, der die „Vierzig Sendbriefe" des Propstes Sixtus Tucher an Charitas und Apollonia, zunächst zur Erbauung der Nonnen, im Druck herausgegeben hat.[27])

Aus seinem Briefwechsel mit den Freunden in Wittenberg erfahren wir ferner, daß auch in dortigen Kreisen der Name der Aebtissin von St. Clara in Ehren bekannt war, und Scheurls warme Begeisterung sorgte dafür, daß die Erinnerung nicht sobald verwische. Noch im Mai 1519, in einem Briefe an Professor Otto Beckmann und an Martin Luther, berichtet er in rühmlichen Worten über das Clarakloster und zählt dabei die Aebtissin Charitas zu den „freundlichsten, rechtschaffensten, reinsten und aufrichtigsten Menschen", die er kenne. Spalatin, seit 1511 Erzieher der Prinzen von Braunschweig-Lüneburg, trat sogar, um das Jahr 1514, in Correspondenz mit Charitas.

Auch mit Kilian Leib, dem tüchtigen Chronisten und Alterthumskenner, von 1503 bis 1553 Propst von Rebdorf im Altmühlthal, stand Charitas in freundlichen Beziehungen. Dieser selbst hält sie hoch in Ehren und gedenkt ihrer in seinen Annalen als einer mit dem Schmuck der Sittsamkeit und jeder Tugend gezierten Jungfrau; in ihrer klugen Klosterleitung aber erkennt er einen großen und männlichen Geist.

Von den Freunden, welche dem Kloster Stiftungen machten, seien hier nur zwei erwähnt: der Nürnberger Rathsherr Anton Tucher, Bruder des mehrgenannten Sixtus, „das Haupt der Familie und der Republik", der im Jahre 1517 die Aebtissin mit dem Antrag überraschte, das Kloster mit einer neuen Orgel zu beschenken; sodann Dr. Anton Kreß, ein trefflicher Ehrenmann aus patrizischem Geschlecht, der seinem ehemaligen Lehrer Sixtus Tucher als Propst von St. Lorenz 1504 im Amte nachfolgte, indeß schon am 7. September 1513 starb. Er vermachte dem Clarakloster, dem er „in Ansehung der Tugenden der Charitas vorzüglich zugethan" gewesen, hundert Dukaten. Scheurl hat

von diesem Manne einen Lebensabriß veröffentlicht (1515), worin er dieses Vermächtnisses gedenkt und von Charitas sagt: „es sei herkömmlich in Nürnberg, daß Alle, welche durch Geist und Macht über Andere hervorragen, auch die Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und edle Sittenreinheit der Aebtissin bewundern und verehren.“ [28])

In der Reihe dieser Verehrer finden wir endlich auch Albrecht Dürer, den berühmten Maler, und das Dokument, das uns darüber einigen Aufschluß gibt, zeigt uns Charitas von einer bis jetzt weniger berührten Seite. Der ernste Zug ihres Wesens, der aus so vielen Briefen der Aebtissin herausspricht, hatte durchaus nichts Düsteres und ließ einer harmlosen Heiterkeit neben sich noch freien Raum genug. Sie wußte einen guten Scherz nicht nur zu verstehen, sondern auch freundlich auf ihn einzugehen. Eine kleine Probe davon ist uns nun eben in einem Briefe erhalten, zu welchem Albrecht Dürer mit zwei Reisegefährten den Anlaß geboten.

Meister Albrecht war im Jahre 1518 nach Augsburg gegangen, um dort das Porträt des auf dem Reichstag anwesenden Kaisers Maximilian zu malen. Aus Dürers eigenen Aufzeichnungen wissen wir, daß er daselbst am 28. Juni 1518 das Bildniß des alten Kaisers entwarf, welches für das jetzt im Belvedere zu Wien befindliche Oelbild, sowie auch für den großen Holzschnitt als Grundlage diente. *) Gleichzeitig mit ihm hatten sich auch Caspar Nützel, der Pfleger des Claraklosters, und der Raths-

*) Die Originalzeichnung Dürers trägt die Inschrift: „Das ist Kaiser Maximilian; den hab ich, Albrecht Dürer, zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stüble konterfeit, da man zählte 1518, am Montag nach Johannes Täufer.“

schreiber Lazarus Spengler als Abgesandte des Rathes von Nürnberg zum Reichstag dahin begeben — zwei Männer, welche wir später in ganz anderer Richtung kennen lernen werden. In guter Stunde waren die drei befreundeten Nürnberger auf den Einfall gekommen, von Augsburg aus einen gemeinsamen, schwankhaft gehaltenen Brief über das dortige Leben an Charitas zu richten, der ihr augenscheinlich Vergnügen bereitete und sie bestimmte, in dem gleichen scherzenden und launigen Tone zu antworten.[20]) Diese Antwort, in dem gemüthlichen Deutsch ihrer Zeit, beginnt wie folgt:

„Alles Gut von dem obersten Gut wünsch ich euch für einen freundlichen Gruß, fürsichtige, weise, günstige lieben Herren und besunder gut Freund, Vetter und Gönner! Euer freundlich Geschrift von neuer Zeitung hab ich mit sunder [besonderer] Fröhlichkeit empfangen und solches mit so großer Andacht verlesen, daß mir die Augen mehr denn einmal darob sind übergangen, doch mehr Lachens denn Innigkeit halb. Nimm hoch zu Dank, daß Euer Würden in so großen Geschäften und bei so viel Fröhlichkeit mein nit vergessen, und mich armes Nünlein so fleißig unterrichtet in regulirisch Leben, deß ihr jetzo klaren Spiegel vor Augen habt." Dann spricht sie scherzend „von den witzigen Schwaben", von denen sie ihr Lebtag viel gehört und nun aus dem Schreiben der drei Herren des Lobes noch mehr vernommen habe, wie sie „mit so fürsorglicher Weisheit bei kaiserlicher Majestät sich darum bemühen, daß das apostolische Leben nicht zerstört werde." Dabei gibt sie jedem der drei Briefschreiber noch eine besondere Mahnung, indem sie mit schalkhafter Anspielung die eigenthümliche Richtung eines jeden berührt, damit sie „bei den freyen schwäbischen Geistern" Exempel nehmen, wie sie „die

armen gefangenen Sandhäslein" *) unterrichten und regieren sollen: Herr Nützel, ihr gestrenger Klosterpfleger, der als ein Liebhaber der Geistlichkeit gern helfe gründlich reformiren, werde „ein Ebenbild heiliger Observanz" in dem schwäbischen Bunde sehen; **) Herr Lazarus Spengler, der Rathsschreiber, könne sich ebendort „in dem apostolischen gemeinen Leben wohl erkundigen", auf daß er ihnen und andern in der Jahresrechnung Rath und Anleitung gebe, wie sie „alle Dinge verschlemmen mögen." Von dem Maler aber heißt es: „Desgleichen auch Herr Albrecht Dürer, der fast visirlich ***) und ingeniosus ist, mag die ordenlichen Gebäu [zu Augsburg] nach Nothdurft wohl absehen, damit, wenn wir der Tag' einsmal unsern Chor anders würden bauen, er dann Hilff und Rath weiß zu geben, weite Schlupffenster zu machen, auf daß uns die Augen nit zu gar ersticken." Bei alledem ist es ihre demüthige Bitte, sie möchten zu Augsburg über „den schwarzen und weißen Agelastern" der „grauen Wölflein" zu Nürnberg nicht ganz vergessen. ****) Am Schlusse aber bittet sie um Nachsicht, auf ihre Namen anspielend: „Verzeiht mir, meine lieb günstigen Herren, mein scherzhaftes Schreiben. Es geschieht Alles in Caritate! — Summa Summarum ist das End davon, daß ich gern wollt, daß ihr gesund, mit Gelück und

---

*) Sandhasen war ein den Nürnbergern beigelegter Spottname. Nach Lochner ist dies das erstmalige Vorkommen des Namens.

**) Augsburg war seit 1512 der Sitz des schwäbischen Bundesgerichts und häufig auch der Bundesversammlung.

***) D. i. ein gar geschickter Zeichenmeister.

****) Agelastern, Elstern, scherzhafte Bezeichnung der schwarz- und weißgekleideten Klosterfrauen anderer Orden. Unter den grauen Wölflein sind die Clarissinnen gemeint, nach der Farbe ihrer Ordenstracht.

seliger Endung befohlener Sach wiederkömmt, deß ich Gott Nacht und Tag mit meinen Schwestern herzlich bitt. Damit viel seliger Zeit! — Datum Nurenberg, 3. Septembris 1518. S. Charitas, unnütze Aebtissin zu Sant Claren."

So viel über den zahlreichen Kreis der Freunde und Verehrer, welche dem Pirkheimer'schen Hause und der Aebtissin insbesondere nahe traten. Es könnten ihrer noch mehr genannt werden, wie z. B. Jodocus Trutvetter, Pellicanus, Cochleus, aber bedarf es weiterer Zeugnisse, um eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Ansehen Charitas bei ihren Zeitgenossen stand, welcher hohen und ungetheilten Achtung sie namentlich bei ihren Mitbürgern genoß? Sie war in den Augen der Besten ihrer Zeit, was der britische Dichter von dem dänischen Königssohne sagt:

„Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter." —

Es macht dem Charakter der Charitas alle Ehre, daß sie sich von den vielen und oft verschwenderischen Lobeserhebungen, die aus dem Munde hervorragender Männer und aus der Feder tonangebender Stimmführer ruhmredig über sie erflossen, keinen Augenblick beirren ließ, daß sie in keine falsche Richtung abgelenkt, nicht zum Hochmuth und dünkelhafter Gefallsucht verführt wurde, daß sie immer dasselbe einfache, gemüthvolle, selbständige aber bescheidene Wesen blieb, das aus ihrem ersten wie aus ihrem letzten Briefe unverstellt sich offenbart. Das ist ein großer Zug an ihr, größer vielleicht als er dem oberflächlichen Blick erscheinen mag, inmitten einer Generation, wo gerade unter den Gebildeten die gegenseitige Beräucherung, die Ueberhebung, die Schmeichelei, der hochtrabende Redepomp zur Sitte und Tagesgewohnheit, zu einem Zeichen der Zeit ge-

worden. Man weiß ja, und es ist schon oft gesagt worden: unter allen Arten von Hochmuth ist der Hochmuth der Wissenschaft der gefährlichste und unheilbarste.

Gewiß ist, daß Charitas in den schweren erschütternden Kämpfen, welche sie in den herankommenden Jahren ihrer letzten Lebenszeit zu bestehen hatte und so heldenhaft bestand, nicht gewachsen gewesen wäre, ohne jene wesentliche Eigenschaft. Und worin hatte diese ihren Grund? Ohne Zweifel darin, daß Charitas über allem Menschenwitz das höchste Menschenziel nicht aus den Augen verlor, daß sie, den Grundsätzen ihres Mentors Sixtus Tucher getreu, das Wissen nicht vom Glauben, die Gelehrsamkeit nicht von der Religion trennte. Verstand und Gemüth waren bei ihr gleichmäßig durchgebildet und standen in harmonischer Wechselwirkung. Was einer ihrer Zeitgenossen, der gelehrte Abt Tritheim, als Beschwörungsmittel gegen geistigen Hochmuth so schön in zwei Worte gefaßt, war ihr selbst, bewußt oder unbewußt, zur lebensvollen Maxime geworden: „Wissen ist Lieben!" Sie war eben eine ächte Humanistin — im Gegensatz zu so vielen humanistischen Schönrednern ohne Herz und Gemüth. Ihre Seele war offen und empfänglich für alles Schöne und Wissenswürdige, aber sie athmete am freiesten und glücklichsten in jenen erhabenen Regionen, zu welchen sie sich auf den Flügeln einer gläubigen, durch Opfergeist geläuterten Liebe emporschwang. Ihr Leben ist eine Bestätigung dafür, daß hohe Bildung und tiefe Frömmigkeit friedlich und förderlich neben einander sich vertragen, und in ihrer Vereinigung den schönsten Schmuck des Menschen bilden.

# V.

## Die Lage des Kampfes.

1522—1532.

In so stetigem Gleichmaß schwanden der Aebtissin des Claraklosters an zwei Jahrzehnte dahin. Aus dem schönen Zusammenwirken mit den Geschwistern und Nichten entfloß ihr viel Glück und friedliche Erhebung; unter den Nonnen ihres Klosters selbst herrschte eine musterhafte Eintracht, und die allgemein verehrte Charitas sah um sich nur die Ruhe seliger Genügsamkeit und den milde waltenden Segen des Gottesfriedens.

Es sollte anders kommen — „des Lebens ungemischte Freude wird keinem Irdischen zu Theil.“ Ihr aber war ein wohlgemessenes Theil schwerster Heimsuchung zubeschieden, in der sie nun zeigen sollte, ob die Bildung ihres Geistes probehaltig, ob die Kraft ihres Glaubens der Gewalt der Stürme gewachsen sei, ob ihre Seele der fürstlichen Palme gleiche: Palma crescit sub pondere — „Die Palme wächst unter Last und Druck.“

Es war jene Zeitwende in der Geschichte eingetreten, welche das schöne deutsche Reich durch religiöse Zerwürfnisse in zwei Hälften spalten sollte. Die Spaltung vollzog sich mit dem Beginn der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts, als der Wittenberger Reformator, der im Jahre 1517 den folgenschweren Kampf begonnen, nicht mehr blos einzelne Lehrsätze anfocht oder Mißbräuche bekämpfte, sondern direkt gegen den Primat des apostolischen Stuhles sich auflehnte und das kirchliche Autoritätsprincip selber angriff und umstieß. Als nun vollends mit den religiösen Elementen der Opposition die politischen Interessen sich

vermengten, als mit den abtrünnigen Theologen die weltlichen Machthaber sich verbündeten, da war der Bruch mit Rom, mit der ganzen kirchlichen Vergangenheit unheilbar geworden.

Das Geräusch der welterschütternden kirchlichen Kämpfe, welches von da ab die Provinzen und Städte Deutschlands erfüllte, und den Hader aus den Hörsälen in die Gotteshäuser, die gegenseitige Entfremdung in die Rathscollegien und in die Familien trug, fand in der Reichsstadt Nürnberg sehr frühzeitig Widerhall. Nürnberg war eine der ersten Städte, welche für die Reformation mit Bestimmtheit eintrat und durch ihren Vorgang sich anschickte zu einem nicht unwichtigen Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung für das südöstliche Deutschland zu werden.

Schon beim ersten Auftreten Luthers ließen sich hier Stimmen zu seinen Gunsten vernehmen. Unter ihnen befand sich anfänglich auch Pirkheimer; aber bei ihm war es anders vermeint, als nachmals bei den zielbewußten politischen Häuptern des Raths. Ihm erging es wie so vielen andern hervorragenden Gelehrten, die mit Wohlgefallen die neue Bewegung begrüßten und in die Strömung sich hineinziehen ließen, weil sie an eine ehrlich gemeinte Reform, und nichts anderes, glaubten. Denn nach einer Besserung und Hebung eingerissener Mißstände verlangte alle Welt, und niemand hat diesem Verlangen einen freimüthigeren Ausdruck verliehen, als Papst Hadrian VI. in seiner Instruktion an den Nuntius Chieregati auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522). Aber er meinte eine legitime und naturgemäße Regeneration, eine aus dem lebendigen traditionellen Organismus der Kirche selbst hervorgehende Heilung — und so verstanden es Tausende mit ihm. „Selbst Männer, die nachher ihr ganzes Leben der Bekämpfung des

Protestantismus widmeten, gehörten in den Jahren 1518 und 1519 zu Luthers Bewunderern und verhehlten es nicht, wie viele Sympathie sie für seine Sache hegten. So fest war die Hoffnung, welche die bestgesinnten Männer im Beginne der großen Bewegung auf ihn setzten, daß er ein auserwähltes Werkzeug einer legitimen, innerhalb der Kirche und nach kirchlichen Grundsätzen vorzunehmenden Verbesserung werden würde, und es kostete viele einen schweren Kampf, bis sie dieser Illusion entsagten, und in ihm einen Zerstörer der Kirche und Urheber einer neuen Lehre erkannten." (Döllinger, Reformation. I. 510.)

Auch Pirkheimer machte diesen Prozeß, den herben Weg von der Sympathie und Begeisterung bis zur Ernüchterung und schmerzlichen Enttäuschung durch. Er wollte eine Reform, aber keinen Umsturz, eine Verbesserung kirchlicher Uebelstände, aber keine Spaltung und Trennung von der Gemeinschaft der Kirche; und als er endlich diesen grundstürzenden Charakter der ganzen Neuerung erkannte, sagte er sich los und wandte sich, wie seine Landsleute Christoph Kreß, Christoph Scheurl, Christoph Fürer, Konrad Haller und Andere, wieder der geschmähten Kirche zu, langsam zwar, aber immer entschiedener — zur nicht geringen Freude seiner besonnenen und klar blickenden Schwester, die seinen ersten Schritten mit Schmerz und Befremden gefolgt war.

Ihr hatte der ausbrechende kirchliche Kampf und zumal der greifbare Umschwung in ihrer Vaterstadt Nürnberg, „dieser edlen christlichen Stadt mit so viel geistlicher Uebung", von Anfang an viel Unruhe, Aufregung und Herzeleid bereitet, und peinlich war es ihr, zu sehen, wie kirchliche Lehren und Institutionen, an denen sie mit Innigkeit hing, den heftigsten Angriffen und Schmähungen preisgegeben waren, ohne daß ihre gelehrten Freunde, die Männer der

Wissenschaft, zu deren Schutz und Vertheidigung sofort sich erhoben. Es geschah ihr daher ein großer Trost, als Hieronymus Emser, der schlagfertige Licentiat des kanonischen Rechts zu Leipzig und Geheimsekretär des Herzogs Georg von Sachsen, der auch mit ihrem Bruder Wilibald befreundet war, für die angefochtene Kirche mit seinen Streitschriften in die Schranken trat. Begierig und voll Eifers las sie diese Schriften, die ihr von der Aebtissin des Claraklosters in Eger zugeschickt wurden, und ließ dieselben auch in ihrem Kloster über Tisch vorlesen, wo sie jedesmal mit allgemeiner Freude aufgenommen, wiedergelesen und durchgesprochen wurden.

Auf wiederholtes Bitten der Schwestern und auf Zureden der Aebtissin von Eger schrieb Charitas endlich, am 6. Juni 1522, einen Brief an Emser, worin sie ihm, als „dem kräftigen Verfechter christlichen Glaubens", in ihrem und ihrer sechzig Kinder Namen dankt und ihre herzliche Genugthuung ausspricht für sein tapferes und muthiges Auftreten in dieser bösen Zeit der Verwirrung. Sie sage Gott dem Allmächtigen auf's innigste Dank dafür, daß er ihn mit seinem heiligen Geist erleuchtet und zu einer Säule der Kirche erwählt habe. Der Name Emser sei in ihrem Convent und in andern Klöstern, wohin sie seine Büchlein weit und breit verschicke, seitdem in großer Gunst. „Wann Ihr wüßtet", schreibt sie, „mit was Freuden meine Schwestern Eure heilsame Büchlein empfahen, es würde Euch im Herzen sanft thun. Wann mir Emsers Büchlein von Egra kommen, o da ist Jubel, und sind die Schwestern also wonnesam, als wären sie vom Tod auferstanden, daß doch noch ein Mensch auf Erden ist, der die Wahrheit kennt und getraut sie zu sagen und zu schreiben." Ebenso sei es bei den Barfüßern, bei den Carmeliten, aber auch bei

vielen ehrbaren Bürgern und Bürgerinen der Stadt, denen sie die mit Verlangen erwarteten Büchlein zu lesen gebe. In warmen Worten muntert sie ihn auf, in seinem Unternehmen fortzufahren, da es im geistlichen und weltlichen Stande, besonders auch in Nürnberg, noch viele wohlgesinnte Christen gebe, die des Trostes und der Stärkung bedürftig seien.[30])

Dieser Brief, aus dem Drang eines erkenntlichen Herzens hervorgegangen und in aller Harmlosigkeit niedergeschrieben, zog der Aebtissin viel Verdruß und Kummer zu. Durch Mißbrauch war der Brief in andere Hände gerathen und von einem Gegner Emsers und der Aebtissin mit allerlei gemeinen, pöbelhaft anzüglichen Glossen dem Druck übergeben worden. Wohl beeilte sich Emser den muthwilligen Mißbrauch aufzudecken und wußte sogar absichtliche Fälschungen in dem gedruckten „Sendbrief" nachzuweisen; allein die Sache selbst war nun einmal dem öffentlichen Gerede nicht mehr zu entrücken und wurde von der Gegenpartei in Nürnberg weidlich ausgebeutet. Man wollte darin eine gegen „die Regenten der Stadt" gerichtete Kritik, einen unliebsamen Tadel über das Verhalten des Magistrates sehen, und gegen solche Kritik war dieser jederzeit sehr empfindlich. Selbst Wilibald, um jene Zeit nach eigenem Ausdruck noch „gut lutherisch", war ungehalten und wünschte, seine Schwester hätte besser geschwiegen, diese Wirren Andern überlassen und sich unnöthiges Leid erspart. Das Alles preßte der Charitas manche stille Thräne aus; die niedrige Bosheit des Angriffs hatte sie tief verwundet. Und doch war es nur ein gelinder Vorgeschmack dessen, was noch kommen sollte. Wenn man indeß, wie einige Historiker thun, daraus die Folgerung ableiten wollte, als ob der Emser'sche Brief das spätere strenge Vorgehen des

Magistrats gegen das Claraklöster beeinflußt hätte, eine solche Vermuthung durchaus unbegründet. Dem Claraklöster erlitt nichts anderes, als was die übrigen ster, die der Willkür sich nicht beugten, eben auch z leiden hatten. Der Rath von Nürnberg verfuhr gege mit der gleichen — Unparteilichkeit.

Als Pirkheimer zu anderer Einsicht kam, war er mehr Mitglied des Rathes, aus dem er 1523 gesc war. Hier aber hatten um diese Zeit die Vertrete kirchlichen Neuerung bereits die Oberhand gewonnen

Unter den Rathsherren der Reichsstadt waren es h sächlich drei Persönlichkeiten, welche die Reformation ihrem ganzen Einfluß begünstigten und förderten, und Drei waren die mächtigsten: Hieronymus Ebner, C Nützel und Lazarus Spengler. Ebner und Nützel die beiden Losunger oder Schatzmeister der Stadt, in Amtsgewalt das eigentliche Regiment der Republik ruh in solcher Stellung hatten sie alle Macht in Händen der Einführung der neuen Religion Vorschub zu l Doch zählten beide noch zu den „gemäßigten Gegnern alten Kirche. Das Haupttriebrad der religiösen U zung war der Rathsschreiber Lazarus Spengler ( bis 1534), ein herrschsüchtiger und rücksichtsloser Ag der durch seine Rührigkeit und Geschäftsgewandtheit den größten Einfluß auf die Maßnahmen des Rathe

---

*) Die oberste berathende Körperschaft der Republik bildete heime Rath der sieben „Aeltern Herrn“ (Septemviri), aus dem kleinen oder patriziatischen Rathe, und hier zunächst aus den dreizehn Altbürgermeistern gewählt wurden. Innerha ser Körperschaft der „ältern Herrn“ aber waren wiederum dre unter die beiden Losunger, die höchste ausführende Behörde. Sie die drei obersten Hauptleute.

errang und diesen, im Bunde mit dem leidenschaftlichen und brutalen Prediger Osiander, zu immer gewaltsameren Schritten vorwärts drängte. Denn hier wie anderwärts in den Reichsstädten erkannten scharfsichtige und ehrgeizige Köpfe mit raschem Blick den politischen Vortheil, den außerordentlichen Machtzuwachs, der den Gewalthabern, den städtischen Magistraten nicht minder als den Dynasten, aus der Religionsänderung entspringen mußte. Ein Territorialkirchenthum verstärkte ihre Territorialgewalt: dieser Gesichtspunkt ward immer mehr die oberste Richtschnur ihres Handelns; die Religion, das „Evangelium" wurde Mittel zum Zweck. Melanchthon selber klagte in einem Briefe an Luther: „Nach der Lehre und der Religion fragen die Reichsstädte nicht viel, es ist *ihnen Alles um die Regierung* und die Unabhängigkeit (von der kaiserlichen Obergewalt) zu thun."

Hatten Spenglers Berichte vom Reichstag zu Worms 1521 schon das Verhalten des Rathes in kirchlicher Richtung bestimmt, welcher von da an, vorsichtig zwar, aber mit geschmeidiger Beharrlichkeit, der Neuerung die Wege bahnte, so war er noch viel mehr die bewegende Ursache aller spätern Vorgänge. Spengler war, wie Camerarius im Leben Melanchthons sagt, „dem Namen nach zwar nur ein Rathsschreiber, in Wirklichkeit aber aller Rathsbeschlüsse Urheber und Lenker." Pirkheimer, der sich mit Unmuth von dem frühern Freunde abwandte, klagt in seinen Reimen (1524) bitter darüber, daß zwei Zeloten, „ein stolzer Schreiber ohne alle Erbarkeit" (Spengler) und „ein hochfärtiger Pfaffe ohne alle Erfahrenheit" (Osiander), eine so löbliche Stadt wie Nürnberg eigenmächtig „sollen regieren und alle Dinge nach ihrem Willen corrigiren. Was sie wollen, muß recht und geändert sein!"

Bis zum Jahre 1524 hatte der Rath, in kluger Rücksichtnahme auf den Kaiser und den in Nürnberg versammelten Reichstag, eine Politik des Temporisirens beobachtet; in diesem Jahre aber ging man bereits entschlossen mit Eingriffen gegen kirchliche Anstalten und mit Abschaffung bisheriger kirchlicher Bräuche vor, und im folgenden Jahr, nach dem mehrtägigen Religionsgespräch auf dem Rathhause, wurde die lutherische Lehre förmlich in Nürnberg eingeführt. [31])

Von nun an war es auch mit dem Frieden des Claraklosters dahin, und für die bisher so hochgefeierte Aebtissin begann der Weg der Passion — eine Zeit der Verfolgung und unverdienter Schmähung, die fortan, mit wenigen Unterbrechungen, bis zu ihrem Tode nicht mehr aufhörte. Denn die Feindseligkeit der herrschenden Partei richtete sich vor Allem gegen den Bestand und das Besitzthum der Klöster, und selbst der fleckenlose Ruf einer Charitas Pirkheimer war nicht im Stande, den stürmenden Eiferern und Gewalthabern das Gefühl für andere Rücksichten beizubringen.

In welchem Umfange und mit welchen Mitteln aber die Angriffe gegen das Kloster von St. Clara eingeleitet und betrieben wurden, das zu übersehen sind wir durch das Tagebuch der Charitas in Stand gesetzt, welche in ihrer Umsicht Sorge getragen hat, daß der Verlauf derselben aktenmäßig, mit allen Briefen und Verhandlungen, die der jahrelange Kampf zur Folge hatte, aufgezeichnet wurde. Diese aktenmäßigen Denkwürdigkeiten waren nach dem Untergang des Klosters mit andern Papieren und Akten nach Bamberg geflüchtet worden, wo sie erst vor zwei Jahrzehnten wieder aufgefunden und an's Tageslicht gefördert wurden. Sie bieten die verlässige Grundlage für die nachfolgende Schilderung.

Wenn Ranke in seiner Darstellung der Reformation noch den Schein erwecken konnte, als ob die Einführung derselben in Nürnberg in harmloser Friedlichkeit und ohne merklichen Zwang vor sich gegangen sei, so stehen dagegen neuere protestantische Historiker, angesichts so unverdächtiger Dokumente, nicht mehr an, die offenkundigen Gewaltsamkeiten zuzugeben und den dabei geübten Gewissenszwang zu verurtheilen. Dr. Loose sagt: „Als die neue Kirche, welche aus der religiösen Bewegung hervorgegangen war, in der Verkennung der ihr innewohnenden Kraft, sich unter den Schutz des weltlichen Armes begeben und den Obrigkeiten das jus reformandi übertragen hatte, mischten sich in die bis dahin reine Sache viele menschliche Leidenschaften, im Vordergrunde die Habsucht nach den reichen Klostergütern. Zur Erlangung derselben wurde unter dem Scheine des Rechts manches Unrecht geübt. Auch der Rath zu Nürnberg begann nach 1524 die gewaltsame Reformirung der Klöster.“ Und Dr. Lochner, Nürnbergs erster und unbefangenster Specialhistoriker, der das Claraklοster als eine von den Anstalten bezeichnet, „die ihrem Zweck, soweit es möglich ist, entsprochen und ohne durch sich selbst je ein Aergerniß zu geben, eine Lücke in den menschlichen Zuständen, die erst nach ihrer Aufhebung recht offenkundig und sichtbar hervortrat, wohlthuend und segensreich ausgefüllt haben“ — dieser ehrliche Forscher bekennt geradezu: „Das Clarakloster wurde ein Opfer derjenigen Gewalt, die sich in manchen Zeiten mit dem Scheine einer geistigen und sittlichen Berechtigung umgibt, ohne dennoch etwas Anderes als — Gewalt zu sein.“ [32])

Die Denkwürdigkeiten der Charitas sind somit die Geschichte ihrer Leidenszeit, und kein Unbefangener, der sie liest, wird der hochherzigen Frau das Mitgefühl versagen,

das in aller Welt der Unschuld und dem duldenden Muthe gebührt.

## VI.

### Erste Bedrängnisse.

1524.

Die Angriffe und Anfeindungen heben mit dem Jahre 1524 an, und in stufenmäßiger Steigerung sehen wir nach einander die Mittel der List und der Gewalt in Anwendung bringen, um die treuen Frauen der sichern Burg ihres Gottesfriedens zu entreißen. Zuerst versuchte man es mit der Ueberredung. Seitdem die Prediger der neuen Lehre, vom Rathe nicht mehr gehindert, ihre Donnerkeile von den Kanzeln herab gegen das Klosterwesen schleuderten, wurde auch das Clarakloster fast täglich von aufgereizten Leuten, namentlich Frauen, überlaufen, welche das Gehörte sofort in That umsetzen wollten.

Charitas erzählt: Es kamen viele Leute allerlei Standes in's Kloster, um den Nonnen von den neuen Dingen zu erzählen, die man jetzt von den Kanzeln herab höre, und ihnen die Thorheit des klösterlichen Lebens vorzustellen, das ein „verdammlicher Stand" sei, darinnen man nicht selig werden könne; die Nonnen „wären alle des Teufels", hieß es. Etliche wollten in Folge dessen ihre Verwandten aus dem Kloster herausnehmen, und ließen es, um sie zu überreden, weder an Versprechungen noch an Drohungen fehlen. — „Dies Fechten und Streiten währet lange Zeit, oft mit großem Zorn und Schimpfworten", berichtet die Aebtissin.

Da nun weder die Aebtissin gewillt war, diesem Ansinnen stattzugeben, noch irgend eine der Mitschwestern von

einem Austritt etwas wissen wollte, so gab man solche Hartnäckigkeit dem Einflusse ihrer Seelsorger, der Barfüßer, Schuld: es sei nicht möglich, die Nonnen zu bekehren, so lange man nicht die Barfüßer von ihnen entferne! So redeten und klagten die Klosterfeinde, und die Stimmführer im städtischen Rathe gaben dieser Meinung Recht, indem sie, in der zweiten Hälfte des Jahres 1524, den Antrag stellten: das Kloster von St. Clara der bisherigen Leitung des Barfüßer-Ordens, der sich allerdings durch seine entschiedene Vertheidigung der altkirchlichen Lehre bereits seit 1522 mißliebig gemacht hatte, zu entziehen, und die geistliche Aufsicht der Clarissinen Andersgesinnten, die dem Rathe genehm wären, d. h. den neuen Prädikanten, zu übertragen.

Die Kunde von diesem Anschlag brachte Schrecken und Aufregung in das Claraklorster, wo man die Tragweite des Planes rasch durchschaute. Die Aebtissin sann darum auf Mittel, um der Ausführung desselben noch rechtzeitig zuvorzukommen. Sie berief sogleich ihren Convent zusammen und legte ihm in kurzen Worten den bedrohlichen Stand der Dinge dar. Alle Schwestern erklärten, daß sie keine Lust verspürten, „aus dem ordentlichen Regiment der Väter und unter die Gewalt der wilden Pfaffen und ausgeloffen Mönch“ zu gerathen, und es ward einhellig beschlossen: an den Rath der Stadt eine Supplikation einzureichen und darin ausführlich mit Gründen vorzustellen, was Beschwerden und Schaden ihnen zeitlich und geistlich aus solcher gewaltsamen Aenderung erwachsen müßte. Charitas verfaßte die Bittschrift und las sie dem versammelten Convente vor, der in allem vollkommen zustimmte und nur den Wunsch beifügte, es möchten zuvor noch eigene Schreiben an den Pfleger des Klosters, sowie an die Herren Hieronymus

Ebner und Martin Geuder gerichtet werden, „auf daß die Supplikation desto mehr Fürgang hätte."

Diesem Wunsche entsprach die Aebtissin unverweilt und hatte keine Ruhe, bis sie den drei genannten einflußreichen Herren die Sache in besondern Schriften an's Herz gelegt hatte.

Der Pfleger ihres Stiftes war der Rathsherr Caspar Nützel, der es zwar, wie sie wohl wußte, mit den Klostergegnern hielt, der ihr aber doch als ein rechtlicher und wohlwollender Mann bekannt und bisher persönlich befreundet gewesen war. Er lag um diese Zeit krank, darum schickte sie ihm die entworfene Eingabe des Conventes zu, da sie, wie sie ausdrücklich bemerkt, nicht hinter seinem Rücken handeln wolle. Und dazu schreibt sie ihm nun gar eindringlich und bittet ihn wie ein flehendes Kind „demüthiglich" um einen väterlichen Rath und getreue Mithilfe, damit die Bittschrift in der rechten Weise vorgetragen und „nit in die lange Truhen" gelegt werde. In fünfundvierzig Jahren habe sie den Convent nie betrübt gesehen, außer jetzt in dieser Sache. In weltlichen Angelegenheiten habe der Pfleger ihnen immer treulich zur Seite gestanden; in dieser geistlichen bedürfen sie seiner redlichen Hilfe mehr denn je.

Auf gleichem Wege wandte sich Charitas an den mächtigen Rathsherrn Hieronymus Ebner, der selbst eine Tochter im Kloster hatte, und dem sie in's Gedächtniß ruft, daß es ein Ebner, sein Vorfahr, gewesen sei, welcher schon im Jahre 1295 des Klosters Pfleger und Gewissensrath gewesen und als ein frommer auserwählter Herr die gute Ordnung angefangen habe, die man jetzt zerstören wolle. So möge denn auch er in dieser Sache handeln wie ihr getreuer Vater und Patron, dem das Kloster befohlen sei.

Es müßte ihr Leben gelten, wenn die frommen Kinder, die Gott in großer Gutwilligkeit mit Freuden dienen, und welche sie in der Liebe Christi nun einundzwanzig Jahre her erzogen habe, wider ihren Willen von ihrem Seelenheil sollten abgezogen und zu Leichtfertigkeit verführt werden. Sie hoffe — so schließt sie — der heilige Geist werde ihn erleuchten, dem allein möge er folgen, niemand anders! — Diesen Brief ließ Charitas durch Ebners Tochter, „sein liebes Kätterlein", schreiben, die ihre kindlichen Bitten mit denen der Aebtissin vereinigt.

Ein besonders einläßliches Schreiben fertigte die Aebtissin an den Rathsherrn Martin Geuder ab, um bei einem so „fürsichtigen weisen Herrn in einem merklichen Anliegen" Hilfe zu finden. Martin Geuder war ihr Schwager, seit 1495 mit ihrer Schwester Juliane vermählt, ein angesehener Mann von Einfluß und mehrere Jahre Stadthauptmann (Triumvir); ihm gehörte das reiche Dorf Neunhof mit den großen Wäldern, Maierhöfen und anmuthigen Schloßanlagen, welche Pirkheimer so sehr liebte und von denen er in einem Briefe eine wahrhaft idyllische Schilderung entwirft. Zu ihm hatte Charitas daher ein besonderes Zutrauen, und es ist eine meisterliche, nach allen Seiten treffende Vertheidigungsschrift, die sie an ihn abgefaßt. Sie zeigt darin das Ungerechte des Verfahrens gegenüber dem Barfüßer-Orden, für welches „keine redliche Ursache" vorhanden sei, denn derselbe hätte das Kloster immer ehrlich und friedlich, ohne Aergerniß und Zwietracht geleitet, und die zwei Väter, welche bei St. Clara das göttliche Amt (als Prediger und Beichtvater) verrichten, beziehen außer Speise, Trank und Kleidung gar nichts weiter. Sie zeigt das Unziemliche des Zwangs, den man den Klosterfrauen anthun wolle: man zwinge ja keinen Ehe-

halten und keinen Bettler, eben dort zu beichten, wo es seine Herrschaft haben wolle, und ihnen muthe man noch Schlimmeres zu; sie wären ärmer als arm, würde man ihnen auch den schönen göttlichen Dienst niederlegen; dann, versichert Charitas, „wollt ich lieber todt denn lebendig sein.“ Mit Würde weist sie namentlich die Vorwürfe zurück, welche man gegen die klösterliche Lebensweise erhebt: „Ich bitt euch“, sagt sie hierüber, „laßt euch das nit bewegen, daß man jezund mit Unwahrheit fürgibt, das klar hell Gotteswort sei uns verborgen; denn es von den Gnaden Gottes nit wahr ist. Wir haben das alt und neu Testament ebensowohl hinnen als ihr draußen, lesen es Tag und Nacht, im Chor, ob Tisch, lateinisch und deutsch, in der Gemein und eine jetliche besunder wie sie will. Darum haben wir von Gottes Gnaden keinen Mangel am heiligen Evangelium und Paulo; ich halt aber mehr von dem, daß man solche hielte im Leben und mit den Werken vollbringt, denn daß man mit dem Mund viel davon redt und mit den Werken gar nichts angreift.“ Doch will sie gerechten Beschwerden und Verbesserungen sich nicht verschließen und sich gerne in Güte belehren lassen: „Wir wollten je nit gern jemand beschwerlich oder ärgerlich sein; hat man aber eine Beschwerung an unserm Thun, zeig man uns den Mißbrauch an, wollen uns gern bessern. Denn wir bekennen uns für gebrechliche Menschen, die nit in allen Dingen recht thun, verlassen uns auch auf unsere Werke nit. Aber begehren dasselbe auch wiederum, daß man uns nit Gewalt und Unrecht thue, und uns nit zwinge zu dem, was wider unsere Seligkeit und wider unsern Glimpf und Ehre ist, an dem unsers Klosters Verderben in geistlichen und zeitlichen Dingen steht.“ — Zum Schlusse bittet sie den Schwager, sich ihrer anzunehmen und von

solchen, die ihm anders rathen, sich nicht abwendig machen zu lassen. Von solchen unbefugten Rathgebern meint sie nicht unwitzig: „sie wissen so wenig mein Kloster zu regieren, als ich ihre Häuser — glaubt mir darum als Einer, die solchs lange versucht hat!“

Es war in diesen Tagen eine große Bewegung unter den erschreckten Nonnen, denn sie fühlten alle, daß dieser erste Schritt bestimmend und entscheidend sein würde für ihre ganze Zukunft; und wer unter ihnen Verwandte von einigem Einfluß in der Stadt wußte, verfehlte sicher nicht, deren Mithilfe in dieser folgenschweren Frage anzurufen, wie wir dies aus den herzlichen Mahn- und Dankbriefchen der Felicitas Grundherrin an ihren Vater, der im Rathe saß, entnehmen können, und wie wir dies noch deutlicher aus ähnlichen Briefchen der Clara Pirkheimer erfahren.

Die gute Felicitas, die als Thormeisterin oder Pförtnerin fungirte, schrieb an ihren Vater Leonhard Grundherr unter Anderem: „Ich bitt dich herzlich, du wollest uns arme Geistlichen, jetzo von Vielen verschmäht und verachtet, dir lassen befohlen sein, wie wir bisher nit anders von dir erfahren: du bist wohl die einig Säul, an die wir uns jetzo in den beängsten Zeiten mit rechten Treuen mögen halten.“ Und ein andermal: „Mich bedünkt, wenn ich nur sicher wäre, daß man uns und unsere würdigen Väter [die Barfüßer] in dem alten löblichen Herkommen und Gebrauch ließe Gott mit Ruhe dienen, wüßt ich jetzo keine größere Freud auf Erden.“ — Auch schickt sie dem Vater zu seiner Belehrung wider die vielfachen Verunglimpfungen ihres Standes ein neues Büchlein von Caspar Schatzgeyer, Guardian der Franziskaner, früher in Nürnberg, jetzt in München: es sei „fast ein gutes köstlich Ding und sehr nutz wider die verkehrten Lehren“, er möge

es ja ganz durchlesen und besonders eine Stelle, die sie ihm durch Einbiegen bezeichnet hat: „ich bitt dich, lies hinten bis zu End, da ich dir ein Blättlein gekrumpt hab, wie schön er von den geistlichen Klosterfrauen schreibt, woraus du wohl sehen wirst, wie ein abtrünniger Mönch St. Francisci Ordens [Johann Eberlin] so unbillige lästerliche Dinge davon geschrieben hat.“ An der Heldin (ihrer verheiratheten Schwester Ursula Held) habe sie wohl gemerkt, daß sie dies schändliche Büchlein gelesen habe, es wäre ihr lieb, wenn sie das von Schatzgeyer nun auch dagegen läse. — Von sich selbst aber versichert Felicitas ihren Vater: „Mit der Hilfe Gottes soll mich niemand aus meinem Klösterlein bringen, dieweil ich lebe. Ich hab dir's mehr geschrieben: schändet man den geistlichen Stand noch also gräusamlich, so bin ich des Gemüths: hätt ich noch meinen freien Willen, wollte ich mich Gott freiwillig in das geistliche Leben opfern; man sing und sage gleich was man wolle, im geistlichen Stand will und begehr ich zu leben und zu sterben, und meines Richters, er gebe mit seinen Genaden, da gewarten“ . . . „Gott der Allmächtige geb dir und allen, die mir dazu geholfen haben, einen sundern ewigen Lohn dafür. Darum, mein herzelieber Vater, so bös die Leute dir dein Herz dadurch wollen beschweren, laß dichs nit gereuen, daß du mir dazu durch meinen guten freien Willen geholfen hast, daß ich mich Gott geopfert hab; ich hoff, es soll dir in Ewigkeit eine besondere Ehre und Freude sein, ja mehr als hättest du mich dem römischen Kaiser vermählt, in dessen Palast ich nit dafür wollte wohnen“ . . . „Darum, mein herzallerliebster Vater, sei stät und verharr! Wahrlich du irrst nit.“ [38])

Während Charitas auf's emsigste mit der Abfassung der

kurz berührten Schriftstücke beschäftigt war, wandte sich ihre Schwester Clara an den Bruder, um ihm die Noth und Angst der Aebtissin und die Betrübniß aller Nonnen zu klagen und auch seine Hilfe für die Sache zu gewinnen, obgleich seine Haltung in der religiösen Bewegung bisher noch eine schwankende gewesen.

„Herzlieber Bruder! — schreibt Clara an Wilibald — in sonderem großen Vertrauen, das wir nach Gott in dich haben; wann [da] wir jezund keinen Menschen auf Erden haben, dem wir glauben oder getrauen dürfen, denn dir allein, der du uns allweg getreulich geholfen und gerathen hast: also in guter Zuversicht, du werdest treu noch an uns halten, klagen wir dir unser Anliegen, daß man uns gesagt hat, es sei in einem ehrbaren Rath beschlossen, daß man uns von unsern Vätern scheiden wolle, die uns länger denn dreihundert Jahr getreulich versehen und die heiligen Sakramente und das göttlich Wort mitgetheilt haben, und wolle uns Laienpfaffen geben; daß uns groß Wunder nimmt, womit wir solches verschuldet haben, so sie doch in solich langer Zeit wohl, recht und passirlich sich gehalten haben und nie kein böser Leumund von ihnen gehört ist worden . . . Die würdige Mutter hat gesagt: es wird ein groß Uneinigkeit zwischen dem Rath und Convent; und ist also betrübt, geängstet und besteckt an allen Orten. Wenn du es wüßtest, ich weiß, es würde dich betrüben. Darum, so rufen wir dich an als unsern besten getreuesten Freund auf dieser Erden, komm uns zu Hilf und gib uns einen getreuen Rath, wie wir uns sollen halten, und laß dich unser Elend erbarmen. Gedenke, daß du dein Blut und Fleisch hinnen hast. Es wäre ja zu erbarmen, sollte man den schönen Convent und Kloster verderben. Und laß uns bald wieder eine Antwort wissen.

Man hat uns gesagt, man hab es gestern im Rath beschlossen, was man uns thun wöll. Darum sorg ich, man wird bald an uns kommen. Ich befelch dir die Sach ganz in deine Treu. Ich mag nit mehr schreiben. S. Clara, deine Schwester."

Der Hilferuf verhallte nicht ungehört; Pirkheimer sandte den bedrängten Schwestern durch seine Tochter Barbara ungesäumt die ersehnte Antwort zu, worin er ihnen seine Winke und Rathschläge ertheilte über die an den Rath zu richtende Bittschrift, die er entweder selbst entwarf oder vor der Uebergabe wenigstens einer gründlichen Revision unterzog. Denn so verstehen wir die Dankworte, welche Clara hierauf an den Bruder richtete. Sie schreibt:

„Mein herzlieber Bruder! Die Streubin hat uns wohl gesagt deinen guten Rath und Trost, den du uns zu entboten hast, der Supplikation halber. Dankt dir die würdige Mutter und der ganze Convent zu hunderttausendmal deines guten Willens. Es ist doch wahr, daß man in Nöthen die Freund erkennt, denn wir jezo von jedermann verlassen sind; wenn wir dich nicht hätten, wüßten wir nit, was wir anfahen sollten, denn niemand zu trauen ist, so spricht die W. Mutter. Sie wird ganz zu einem Kind vor Untreu der Leut. Wir bitten dich herzlich, daß du dich mühest mit der Supplikation, wir wollen dir gerne folgen. Wir sind den Leuten zu einfältig. Uns bedünkt gleich, wir sind in einer andern Welt, vor großen Wundern der seltsamen Ding, die sich täglich begeben . . . Darum, herzlieber Bruder, hilf und rath, daß wir der Pfaffen abkommen; wir bedürfen dir nit viel befehlen, denn gelehrten Leuten ist gut predigen."

Und als der Entwurf der Bittschrift aus seinen Händen zurückkam, dankt sie im Namen der Genossenschaft mit

der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens: „Herzlieber Bruder, ich kann und mag mit Worten nit aussprechen, mit was herzlicher Freud und Dankbarkeit die W. Mutter und der ganze Convent deine Supplikation empfangen haben. Ich hab sie selbst dem Convent gelesen. Die haben sie mit viel Vergießung der Zäher gehört. Wir wollen dir all unser Lebtag diese Treu nimmer vergessen. Wir mögen dich mit besserm Gewissen nennen unsre einige Hoffnung nach Gott, denn die Rathsherrn.“

Was Charitas in ihren Briefen kurz berührt, ist nun in der „Supplikation“ des Convents an den Rath des Weitern ausgeführt. Ihr allzeit tadelfreies Verhalten gegenüber der Obrigkeit, ihre nicht minder vorwurfsfreie Stellung zu den Franziskanern, ihre Lebensweise unter sich, insbesondere ihr regelmäßiges und Allen ungehindertes Lesen der heiligen Schrift und anderer Bücher (mit Ausnahme der jetzt aufkommenden „Schmähbüchlein“, die ihres Erachtens „nit allweg der christlichen Einfältigkeit gemäß sind“), ihre wahre Ansicht vom klösterlichen Leben und von dem Verdienst Christi — das Alles wird in der Bittschrift der Nonnen mit ungeschminkter Geradheit dargelegt. Sie stellen dem Rath die offenbare Beeinträchtigung ihrer Freiheit vor Augen, wofern man ihnen willkürlich andere Seelsorger aufdringen wollte, und zeigen, daß das eine Zerstörung ihrer „Sammung“ sein würde. Warum doch, fragen sie zum Ende, sollte der Rath eine alte Pflanzung zerstören und ihnen durch Gewissensbeschwerung eine Bürde auflegen, die so schrecklich und grausam wäre wie der Tod? Was verschlägt es, wenn Etliche gern und ungezwungen bei einander im Kloster leben? Haben wir in einer Sache Unrecht gethan, so wollen wir uns gerne darin bessern und bereitwillig Strafe leiden; kann man uns aber nichts

zur Last legen, warum uns so hart beschweren? Vor Gott bekennen wir uns Alle als Sünderinen, vor der Welt aber wissen wir uns von Tadel frei und rein. So möge denn der Rath, um der christlichen Liebe und Hoffnung künftigen seligen Lebens willen, ein Einsehen haben und ihnen eine gnädige Antwort ertheilen.[34])

Es war im Advent 1524, als die Bittschrift der Clarissinen dem Rathe übergeben wurde, und mit Bangen harrten die Nonnen dem Bescheid entgegen. Die Kraft und Wahrheit der vereinigten Vorstellungen scheint bei einem Theil der Rathsherrn nicht ohne Eindruck geblieben zu sein, wenigstens hatte die Eingabe so weit einen Erfolg, daß man nach einigem Zögern die Antwort ertheilte: ein ehrsamer Rath wolle die Sache einstweilen in Ruhe stellen bis auf weitern Bescheid. Das war freilich nicht viel, aber die unmittelbare Gefahr war wenigstens abgewendet.

Ohne Zweifel war Wilibald der erste, der den um ihr Loos bekümmerten Schwestern die tröstliche Nachricht hinterbrachte; wenigstens ließ er es nicht an seinen guten Diensten und ermunternden Zusprüchen fehlen, denn Clara hatte ihm — es war im Anfang des Jahres 1525, „vor Fastnacht" — im Namen der Aebtissin auf's neue ihren gemeinsamen Dank zu sagen.

„Mein herzlieber Bruder!" schreibt sie, „die würdige Mutter und ich danken dir herzlich zu hunderttausendmal um deinen Trost, den du uns nächtens zuentboten hast, denn uns die Weil sehr lang ist gewest, daß man in unserer Sach also ganz schwygt. Ich glaube, du habest es im Geiste erkannt, wir sind Trosts also nothdürftig, als des täglichen Brods. Gott wolle sich erbarmen über unser Elend!" Dann gießt sie dem Bruder in weiblichem Eifer so recht ihre Meinung und ihre Klagen aus, um sich zu

erleichtern; denn, sagt sie in ihrer frischen Naivität, „ich muß dir je schryben, wie es mir um das Herz ist;“ oder wie es bei einem spätern Anlaß heißt: „ich hab einmal meine Grillen aus müssen lassen.“ — Aehnlich läßt sie in andern Briefen dieser bewegten Tage ihrem gekränkten Gefühle freien Lauf über das ungestüme Treiben der Prädikanten, über das Ansinnen der Rathsherren, die aus dem Kloster ein offenes Haus machen wollen, und über die Verleumdungen, welche böswillige Leute, besonders auch Weiber, über sie in Umlauf setzen. Man merkt aus dem lebhaften Ton ihrer Sprache, wie es ihr wohlthut, gegen den Bruder das übervolle Herz ausschütten zu können. Am Ende aber überkommt sie dann wieder die Reue, und so bittet sie zum Schluß gar demüthig und kindlich: „Verzeih mir um Gotteswillen mein ungeschickt Schreiben. Du kennst mich wohl, ich bin eine grobe Baierin, darum habe ich eben geschrieben, wie es mir um das Herz ist. Verbrenn den Brief. Das Kätterlein läßt dich freundlich grüßen. Hiemit bist Gott ewiglich befohlen.“ [35])

## VII.

### Die Märztage 1525.

Wenn der Sturm schweigt, so holt er Athem, sagt ein Sprichwort, und die Klosterfrauen von St. Clara erfuhren das. Im Frühjahr 1525 brach das Wetter, das über ihren Häuptern unheilbrütend schwebte, in voller Ladung los.

Zu Anfang März 1525 fand auf dem Rathhaussaale das auf Raths Befehl angeordnete mehrtägige „Religionsgespräch“ statt, welches die Bestimmung hatte, die Einführung der neuen Lehre in Nürnberg durch einen öffentlichen Akt

einzuleiten. Colloquenten bei dem Gespräch waren auf altkirchlicher Seite acht Ordensgeistliche: Dr. Andreas Stoß, Carmeliter-Prior,*) Michael Frieß, Barfüßer-Guardian, Konrad Pflüger, Prediger-Prior, Leonhard Ebner, Barfüßer-Prediger, Ludwig Hersvogel, Carmeliter-Prediger, Jobst Pretzler, Predigerordens-Prediger, Georg Erbar, Prediger zu St. Katharina, Nikolaus Lichtenstein, Prediger zu St. Clara. — Auf protestantischer Seite standen: der Augustiner-Prior Wolfgang Volprecht und die sechs Prediger Andreas Osiander, Dominikus Schleupner, Thomas Venatorius, Sebastian Fürnschild, Johann Heberlein, Johann Tholmann.

Das Religionsgespräch begann am 3. März und wurde dann, immer weiter sich ausdehnend, durch fünf Sitzungen fortgesetzt, ohne ein Ende zu finden; in der sechsten aber, am 14. März, gaben die katholischen Ordensgeistlichen eine schriftliche Erklärung ab, dahin lautend, es sei aus der Sache eine (durch kaiserliches Mandat ausdrücklich verbotene) Disputation geworden, man möge es nennen wie man wolle; auch dürften sie keinen Sieg erwarten, weil kein unparteiischer Richter da sei (die Vorsitzenden des Colloquiums, Abt Pistorius von St. Aegidien, die Pröpste Hektor Pömer und Georg Peßler, und der Prediger Poliander aus Würzburg, den der Rath hiezu besonders berufen, waren offenkundige Anhänger der neuen Lehre); sie wollten sich überhaupt in keine Neuerung oder Aenderung einlassen, sondern provocirten auf die Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Heidelberg, und ihren Ordinarius, den

*) Er war ein Sohn des kunstreichen Bildschnitzers Veit Stoß, dessen Meisterwerk, der „englische Gruß" in der Lorenzkirche, weltbekannt ist.

Bischof von Bamberg; seinem Gutachten wollten sie sich fügen.

Damit war die Sache zu Ende, unfruchtbar wie alle derartigen Versuche.

Der Rath aber hatte seinen Zweck erreicht; die Disputation war, was sie sein sollte, das feierliche Grabgeläute der altkirchlichen Ordnung. Unmittelbar nach der Disputation setzte der regierende Magistrat die förmliche Annahme der neuen Lehre in Nürnberg durch, und begann in Stadt und Land, wie Lochner sagt, „in der Eigenschaft eines Landesherrn nach dem Grundsatz Cujus regio ejus religio" zu verfahren, d. h. mit Gewaltschritten vorzugehen. Die kleine Republik beherrschte ein großes Gebiet: an fünfzig bis sechzig Ortschaften unterstanden der Nürnbergischen Landeshoheit. Hier, wie in der Stadt selbst, wurde nun überall die Religionsänderung von Obrigkeitswegen dekretirt. Jetzt sprach man nicht mehr von der „Freiheit der Lehre", jetzt sprach man wieder von der nothwendigen „Gleichförmigkeit des Glaubens." Und diese Gleichförmigkeit suchte die siegende Partei mit der Vollgewalt des weltlichen Armes durchzusetzen. Von Duldsamkeit und schonender Milde ist da wenig die Rede, von der Achtung standhafter Ueberzeugungstreue vernehmen wir kein Wort.

Insbesondere war nunmehr das Urtheil über die Klöster gesprochen. Sie wurden aufgefordert, sich zu unterwerfen. Von den sechs männlichen Ordensgenossenschaften, welche in Nürnberg angesessen waren, fügten sich vier dem Machtgebote des Rathes und übergaben nach einander, theils freiwillig, theils widerstrebend, ihre Klöster: voran die Augustiner, die schon gegen Ende 1524 die Mönchskutte abgelegt hatten, dann die Carmeliter (nachdem ihr Prior, Dr. Stoß, aus der Stadt verwiesen war), Abt und

Convent von St. Aegidien (Benediktiner) und zuletzt, nach einigem Zögern, die Karthäuser. Nur zwei hielten länger Stand: die Barfüßer und die Dominikaner, letztere (und auch von diesen nur ein Bruchtheil) bis 1543, wo sie das Kloster dem Almosenpfleger überantworteten; erstere, die Barfüßer, allein blieben fest und beharrlich, bis der letzte Mönch gestorben war. Diesen aber wurde jede öffentliche Wirksamkeit untersagt; der Rath verbot ihnen zu predigen und Beichte zu sitzen; ebenso wurde ihnen die geistliche Pflege der beiden Frauenklöster (St. Clara und St. Katharina) abgenommen und an diese nunmehr neue Prediger verordnet.

Die Klagen, welche der Bischof von Bamberg, Weigand von Redwitz, über diese Eigenmächtigkeiten des Rathes beim schwäbischen Bund in Nördlingen anbrachte, blieben ohne Nachdruck; die Nürnbergischen Regenten erklärten kurzweg, sie erkennen den Bund nicht als Richter in Glaubenssachen an. Wohl aber, fügt Dr. Lochner hinzu, gedachte man das, was man selbst in Glaubenssachen als zuträglich erachtete, „Andern gegen ihren Willen mit Gewalt aufzudringen, und die Pirkheimerischen Frauen, Charitas, Clara und Katharina, legen noch heute in ihren auf uns gekommenen Briefen Zeugniß gegen die Unbilligkeit und Unduldsamkeit ab, mit der die Reformatoren zu Werke gingen.“ [36])

Welche Wege der Rath einschlug, um auch die Clarissinen zur Unterwerfung willig und durch Ermüdung mürbe zu machen, davon erzählt uns die Aebtissin Charitas in ihren Denkwürdigkeiten — und zu diesen wenden wir uns nun wieder zurück. Die Frauen von St. Clara, würdig ihrer braven Ordensschwestern in Memmingen, in Genf und anderwärts, hatten den Muth, den Kampf gegen

Willkür und Gewalt aufzunehmen, dem die Mehrzahl der männlichen Religiosen Nürnbergs mit so wenig Würde ausgewichen war. Den Frauen von St. Clara, im Verein mit den Barfüßern, blieb es vorbehalten, der unrühmlichen Fahnenflucht der andern geistlichen Corporationen gegenüber, durch würdige Haltung, männlichen Muth und Berufstreue die Ehre ihres Standes, ja die Ehre der alten Kirche in Nürnberg, zu wahren.

---

An einem Sonntage, den 19. März 1525, fünf Tage nach der stattgehabten Disputation auf dem Rathhause, erschien eine Rathsdeputation bei St. Clara und begehrte Einlaß in das Innere des Klosters, um vor dem versammelten Convent der Frauen ihre Botschaft vorzutragen. Die Aebtissin erbot sich, den Convent an das Redefenster treten zu lassen, aber die Deputation bestand auf ihrem Begehren. Mit bangem Gehorsam ließ Charitas die Clausur öffnen und die beiden Abgeordneten, Herrn Christoph Koler und Bernhard Baumgartner, in das Winter-Refektorium führen, wohin sie den Convent zusammen rief.

Hier huben die Beiden, wie Charitas sagt, „eine lange Rede“ an, deren kurzer Sinn dahin ging: Nachdem nun die ganze Stadt „durch die Predigt des Evangeliums erleuchtet“ sei, so wünsche ein ehrbarer Rath „in väterlicher Gunst und Sorge“ diese Gnade auch den Nonnen mitzutheilen und habe deßhalb angeordnet, daß ihnen inskünftige Herr Poliander aus Würzburg, „ein hochgelehrter und köstlicher Prediger“, das helle Gotteswort verkündige. Die Barfüßer aber müßten entfernt werden, und wolle der Rath für andere Beichtväter sorgen, die ihm besser anstehen.

Auf diese umständliche Ansprache erwiederte die Aebtissin: Der väterlichen Gunst und guten Meinung eines ehrsamen Rathes seien sie Dank schuldig, aber mit Befremden und wahrer Betrübniß vernehmen sie das jähe Abschaffen der Barfüßer, die ihnen bisher das heilige Evangelium auch klar gepredigt und sich in aller Weise ehrsamlich und friedlich gehalten hätten. Sie hoffen und getrauen, daß ihnen der Rath keine Beichtväter aufnöthigen werde, die sie nicht annehmen könnten. Die zwei Orden (der Minoriten und Clarissinen) gehören von ihrer Stiftung an zusammen, die Einigung sei befestigt von Päpsten und Kaisern; eine Aenderung eintreten zu lassen, haben sie weder Fug noch Recht. „Müssen wir aber Gewalt hierinnen leiden, so müssen wir's Gott befehlen, vor dem wir protestiren und erklären, daß wir solche Gewalt leiden wider unsern Willen." — Auf diese Rede erhob sich der ganze Convent zum Zeichen der Zustimmung.

Die beiden Abgeordneten legten sich nun auf's Vermitteln und bemühten sich eifrig, die Nonnen zu beruhigen und ihnen ihre Bedenken auszureden. Die vom Rathe vorgeschlagenen Beichtväter seien „doch je frumm hochgelehrte und erfahrne Männer"; haben sie aber eine Scheu gegen „Laienpriester", so mögen sie einen der (abgefallenen) Augustiner nehmen, die ja auch Ordenspersonen seien. Aber Charitas entgegnete: „Will man uns Mönche geben, so lasse man uns die Barfüßer, die wir kennen und wissen, was Tapferkeit und guter Sitten an ihnen. Wir kennen die Mönche auch, die ihr uns genannt habt, und wissen, was für einen losen Orden sie jezund führen." Es war kein glücklicher Einwand, als die Abgesandten darauf bemerkten: Die Nonnen sollen sich das nicht anfechten lassen; diese Mönche werden die Kutten ablegen und einen andern Stand

annehmen. „Da wird erst recht nichts daraus", fiel Charitas ein. „Was sollen wir uns von Apostaten Gutes versehen? Sie würden uns nichts lehren, als was sie selbst thun: wie sie Weiber, so sollten wir Männer nehmen. Gott behüt uns!" Schließlich verlangte die Aebtissin die Ursache zu wissen, welche den Rathsbeschluß hervorgerufen, insbesondere ob etwa Aergerniß von ihrer Seite solches mitverschuldet habe. Darauf mußten die Abgesandten offen bekennen: „von Mißbrauch oder Aergerniß habe der Rath kein Wissen, vielmehr nur von Zucht, Ehrbarkeit und gutem Leumund"; aber an andern Orten sei es nicht so, und die neue Ordnung müsse nun einmal überall eingeführt werden.

So folgte Red' und Widerrede, bis die Abgesandten endlich den Rückzug antraten. Da sie den Convent so betrübt und alle Schwestern bitterlich weinen sahen, sagten sie noch: Wir merken wohl, daß ihr undankbar seid und eines Raths gute väterliche Meinung übel aufnehmet; ihr solltet euch um euretwillen einer bessern Antwort bedenken! Aber die armen Schwestern hatten keine andere Antwort; sie schwiegen auf diesen Vorwurf, der fast wie bitterer Scherz klang — und so verabschiedete man sich „mit kleinem Glimpf von beiden Seiten."

Auch als die beiden Herren zwei Tage später auf's neue sich einfanden, und auf's neue mit ihren Werbungen, ihren Vorwürfen, ihren Drohungen herausrückten, erlangten sie von den Nonnen keinen besseren Bescheid. Charitas bat um Nachsicht und Vergebung, wenn sie durch ihre Reden und ihre Thränen den Verdruß der Herren erregt, im Uebrigen blieb sie bei ihrem Worte stehen: in weltlichen Dingen habe sie sich allzeit gefügt, hier aber handle es sich um das Gewissen.

Allein, was fragt die Gewalt nach dem Gewissen! Die Verfügung des Rathes wurde unabänderlich ausgeführt. Schon am folgenden Tage begann der zur Bekehrung der Nonnen bestellte Poliander (Graumann) im Claraklostér zu predigen. Den beiden Vätern aus dem Barfüßerorden aber, welche das göttliche Amt bei St. Clara bisher versahen, dem Prediger Nikolaus Lichtenstein und dem alten Beichtvater Erhard Horolt, wurde jede geistliche Verbindung mit den Nonnen fürderhin untersagt. Sie fügten sich der Gewalt. Am 21. März kamen beide Väter zum letzten Male, predigten noch, lasen die Messe in der Kapelle und theilten den Nonnen die heilige Communion aus; dann schieden sie für immer.

Die armen Clarissinen aber blieben fortan ohne Seelsorge und alles geistlichen Trostes beraubt. Denn von dieser Zeit an wurde im Kloster kein Sakrament mehr gespendet, selbst nicht einmal für die Sterbenden, die darnach verlangten. Die Schwester Clara Löffelholz, eine Siebzigjährige, welche am 9. April 1525 verschied, mußte ohne den Trost der heiligen Wegzehrung sterben, weil man keinen katholischen Priester zuließ, so herzlich sie auch darnach begehrte. Das war die „väterliche Fürsorge" des Rathes. „Gott im Himmel sei dieser geistlichen Mängel geklagt!" seufzt Charitas bei dieser Aufzeichnung. „Der erbarme sich unser und schick uns schier ein gutes Mittel durch seine grundlose Barmherzigkeit!" [37])

## VIII.

### Verhandlungen mit dem Pfleger.

Die Aussicht auf eine Wendung zum Bessern war für die nächste Zeit eine sehr geringe; denn die antikirchliche

Strömung ging in hohen Wogen. Dennoch wollte die Aebtissin ihre Sache nicht verloren geben, so lange auch nur ein Schimmer von Hoffnung sichtbar, ein Weg noch zu beschreiten übrig war, um aus diesem unleidlichen Zustand herauszukommen.

Auf den Rath ihres Bruders entschloß sie sich, ihr Heil in einer persönlichen Unterredung mit dem mächtigen Losunger der Stadt, dem Pfleger Nützel, zu versuchen. So schwer sie der Schritt, nach den jüngsten Erfahrungen, gerade dieser Persönlichkeit gegenüber ankam, sie wollte den Versuch wagen, den mächtigen Mann durch mündliche Vorstellungen, wie sie sagt, zu „überbitten" und durch seinen Einfluß auch die Häupter des Raths zu milderen Maßregeln gegen das Frauenkloster zu bestimmen. Herr Caspar Nützel hatte selbst eine Tochter bei St. Clara, er hatte sich als Pfleger um die geschäftlichen Angelegenheiten des Klosters bisher mit löblichem Fleiße angenommen und galt im Allgemeinen für einen Mann von nüchterner Besonnenheit. Auf der andern Seite war ihr nicht verborgen, wie tief er sich bereits in die Bewegung eingelassen, ja daß er unter den thätigen und treibenden Förderern der Religionsänderung mit in vorderster Reihe stand. Der Pfleger Nützel gehörte zu jenen berechnenden Naturen, die auf ihr vorgesetztes Ziel mit langsam abwägender Bedächtigkeit, aber darum nur um so unbeugsamer und sicherer losgehen; er war, wie Joachim Camerarius ihn nennt, ein Mann von scharfem Blick, „der bei durchdringender Kenntniß der staatlichen Verhältnisse Nürnbergs von seinem einmal gefaßten Entschluß auf keine Weise mehr abging, sondern, wenn man schon glaubte, er habe den Gedanken aufgegeben, plötzlich wieder darauf zurückkam und seinen Willen durchsetzte." Auch die Clarissinen hatten ihn von dieser

Seite schon zu ihrem Schrecken kennen gelernt. Kein Wunder, wenn sie seinem nächsten Auftreten nur mit bangem Herzen entgegensahen. Aber Pirkheimers Wort und Meinung war ihnen ausschlaggebend. „Die würdige Mutter", meldet Clara dem Bruder, „hat nächten deinem getreuen Rath gefolgt und dem Pfleger geschrieben, daß er herauskomme . . . Ich schreib dir aus meinem eigenen Herzen: uns ist ganz schwer, mit diesem falschen Mann zu handeln, der doch der Heber und Leger in der Sach ist . . . Wir wollen aber gern ein bislein über Noth essen und wider unser Herz und Gemüth freundlich mit dem harten Mann reden, ob wir dies steinen Herz möchten erweichen."

In einem von Charitas am 22. März berufenen Kapitel war beschlossen worden, daß eine zweite Bittschrift an den Rath verfaßt und dem Pfleger bei seiner Anwesenheit übergeben werden solle. Charitas entwarf die Schrift und ersuchte dann den Pfleger zu diesem Zweck nach St. Clara zu kommen. Herr Nützel eilte gleich am folgenden Tage in's Kloster, ergriff sofort das Wort und bezeugte in feierlicher Ansprache seine hohe Freude darüber, daß ihn die Nonnen in ihre Versammlung berufen hätten, eine Freude, die auch der gesammte Rath mit ihm theile, nicht anders meinend, als daß sie sich nunmehr eines Bessern besonnen hätten. Er setzte ihnen darum auch wortreich auseinander, wie es nur zu ihrem eigenen Vortheil gereiche, wenn sie sich ganz willig und unweigerlich darein fügen und unterwerfen, da jeder Widerstand vom Uebel und vergeblich, ja verderblich wäre — und was dergleichen Dinge mehr. „Saget viel History her unter viel langen Worten"; dann wollte er sich „mit gutem Muth" hinwiederum entfernen.

Mit staunendem Schweigen hatte die Aebtissin die befremdliche Rede angehört, die einer Ueberrumpelung nicht

unähnlich sah. Nun trat sie vor und erklärte: Wir haben eure Rede wohl vernommen. Aber darin ist nichts gemeldet worden von der Sache, um derentwillen wir eure Gegenwart begehrt: von der Angelegenheit unserer Seelsorger. „Wir merken, daß Alles darauf abgesehen ist, uns zu dem neuen Glauben zu zwingen. Den aber werden wir so lange in keinerlei Weise annehmen, bis ihn nicht die ganze allgemeine Kirche annimmt. Wir haben uns alle mit einander geeinigt, uns weder im Leben noch im Sterben, mit der Hilfe des lebendigen Gottes, von der Mutter der heiligen Christenheit bringen zu lassen und von den Dingen, die wir Gott gelobt haben. Was ich hier rede, das rede ich im Namen des ganzen Convents." Zum Zeugniß standen alle Schwestern von ihren Sitzen auf. — Charitas fuhr dann fort: „Damit es aber nicht heiße, die Schwestern müßten reden und thun wie ich wolle, so will ich abtreten. Fragt sie selbst aus, alle Schwestern insgemein oder eine jegliche besonders, wie es euch gefällt."

Der Pfleger meinte jedoch, das sei unnöthig, und wiewohl die Aebtissin dreimal darum bat, lehnte er dennoch das Anerbieten beharrlich ab mit den Worten: er sehe an den Geberden der Schwestern wohl, daß keine ihm folgen werde. Dagegen wollte er auch die für den Rath bestimmte Bittschrift der Clarissinen nicht annehmen und lesen, weßhalb die Priorin, auf Geheiß der Aebtissin, dieselbe laut vorlas.

In dieser zweiten Supplikation bitten die Nonnen auf's neue gar inständig, daß man ihnen doch in ihrem Glauben keinen Zwang anthun möchte. Es wäre doch ein kläglich erbärmlich Ding, sagen sie ganz treffend, wenn man ihnen in einer Zeit, wo die evangelische Freiheit gepredigt wird, das Gewissen gefangen nehmen wollte.

Sie haben den vom Rath verordneten Prediger (Poliander) am Montag angehört und wollen auch ferner das heilige Evangelium gutwillig und mit durstigem Herzen anhören; wolle man ihnen aber ihren alten Beichtvater nicht lassen, so möge man sie um Gotteswillen mit keinem andern beschweren, der ihren Ueberzeugungen widerstrebe. Sie seien arme einfältige Frauenbilder, die nicht hoch disputiren können, darum wolle man ihnen auch nicht verargen, wenn sie in dieser aufrührigen zwiespaltigen Zeit, in der viele Neuerungen und Veränderungen bald fürgenommen und bald wieder abgethan werden, bei ihrem Glauben und den guten löblichen Gewohnheiten der heiligen christlichen Kirche so lange bleiben, bis diese sich ausgesprochen und festgestellt hat, was zweifelhaftig ist. Von dieser wollen sie sich in keinerlei Weise scheiden, sondern mit Susanna sprechen: „Angst wird uns allenthalben, aber dennoch ist besser zu fallen in den Zorn der Menschen, denn in die Hände des lebendigen Gottes.“

Der Pfleger, dem diese Bittschrift „nit gar wohl“ gefiel, weigerte sich ernstlich, das Schriftstück zu übernehmen, ließ sich jedoch endlich zu der Zusage herbei, den Inhalt dem Rath mündlich vorzutragen. Als er nun den Remter verlassen wollte, da liefen die Nonnen ihm nach, fielen ihm zu Füßen und baten ihn „mit aller Demüthigkeit“ auf das allerhöchste, „daß er möchte helfen und ihr Beschützer und Beschirmer sein“, und sie wollten ihn nicht loslassen, ehe daß er ihnen zusage, daß man dem Convent keine Gewalt in geistlichen Dingen anlege. Aber, erzählt Charitas, „es war bei ihm übel vermeinet, stellet sich zornlich und heftiglich, und riß sich mit Gewalt von den Schwestern.“

Indeß kam dem klugen Pfleger ein anderer Einfall. Er nahm die Aebtissin bei Seite in den Chor, und rückte

hier mit einem Ansinnen heraus, das ihrem Charakter und moralischen Ansehen ein merkwürdiges Zeugniß ausstellt: er versuchte sie persönlich zu gewinnen. Er redete ihr eine geschlagene Stunde lang zu „mit viel Liebkosen und auch Drohen", sie sollte sich in das Verlangen der Mehrzahl in der Stadt ergeben und sich bekehren; denn der ganze Rath, der sie hochschätze und ihr gewogen sei, setze auf sie Vertrauen und glaube: „wenn er sie allein hätte auf seiner Meinung, so hätte er die ganze Landschaft!" Er stellte ihr vor, sie könne dadurch Aufruhr und großes Blutvergießen verhüten! Er gab ihr zu bedenken, daß alle Prälaten im Gebiete der Stadt sich zur Folgsamkeit erboten hätten, und nur sie allein mit ihrem Convente bleibe halsstarrig; es gehe aber die Rede, daß sie auch die übrigen Frauenklöster in der ganzen Umgegend durch ihr Wort und Beispiel zum Widerstand anreize, so daß alle erklärten, sie werden sich nach ihrem (der Charitas) Vorgange verhalten. Darum noch einmal, wenn sie sich bekehre, so würde sich das ganze Land bekehren und damit viel Unheil abgewendet. — So redete der Pfleger ihr lange und freundschaftlich drängend zu; aber in dieser Frau hatte er sich verrechnet. Versprechungen und Schmeicheleien hatten bei ihr die Kraft verloren, wo es sich um das Heiligste des Menschen handelte. Die treffenden Antworten, womit Charitas diese Versuchungen von sich wies, sind nur der lautre Widerschein ihrer unbestechlichen Geradherzigkeit: sie wolle und könne und dürfe nicht weichen; jeder Versuch, sie von ihrem Convente zu trennen, sei vergebens; zu allen Zeiten habe man die Leute mit süßen und scheinenden Worten verführt, aber weder Menschengunst noch Menschenfurcht könne sie bewegen. Sie sprach frischweg wie ihr zu Muthe war, und antwortete auf seine Ein=

würfe so rund und klar, so herz- und ehrenhaft, daß auch ein Gegner ihrer Ueberzeugung dieser hohen Denkweise nicht die Achtung, dieser Schlagfertigkeit nicht die Bewunderung vorenthalten kann.

Als sie endlich aufstanden, kam Clara Nützel, des Pflegers Tochter, mit andern Nonnen, deren Väter ebenfalls im Rathe waren, herzu; sie umringten den Pfleger und thaten nochmals einen Fußfall, um seine Fürbitte bei den Rathsherrn zu erflehen, auf daß sie unbehelligt möchten im Kloster bleiben. Der ganze Vorgang hatte den Pfleger sehr ernst gestimmt, so daß er zuletzt ganz schwermüthig von dannen ging und, wie des andern Tags seine Frau mit großem Zorn erzählte, die ganze Nacht keinen Schlaf finden konnte.[38])

Allein mit ihrer Eingabe erreichten die Klosterfrauen nichts. Man ließ sie hangen und bangen, man kam immer mit den alten Zumuthungen, und schreckte die Armen sogar mit dem Vorwurf, daß es ihrer Hartnäckigkeit zur Schuld falle, wenn demnächst — es tobte gerade der Bauernkrieg — die aufrührerischen Bauern auch über Nürnberg herfielen! Das ist der alte Proceß zwischen Wolf und Lamm. Namentlich war es wiederum der Pfleger Nützel, der nicht oft genug mit diesem unerhörten Vorwurf der Aebtissin zusetzen konnte und den Nonnen damit Schrecken einzujagen versuchte, während gerade die Haltung Nürnbergs im Bauernkriege eine derart zweideutige und Mißtrauen erweckende war, daß die Stadt bei den benachbarten Reichsständen insgemein in den Verdacht kam, sie spiele mit den aufrührerischen fränkischen Bauern unter der Decke.[39]) Charitas ließ sich auch durch solche Spiegelfechterei nicht einschüchtern, sondern stand dem Pfleger tapfer darauf Rede. „Man weiß recht gut“, entgegnete sie, „daß die Bauern

sich erhoben haben, weil sie nicht [leib]eigen sein, weil sie sich der christlichen Freiheit in dem Maße bedienen wollen, daß sie, dem hellen klaren Evangelium zufolge, Niemanden mehr etwas schuldig seien."

Die gelassene Standhaftigkeit, welche die Clarissinen allen Anfechtungen entgegensetzten, erweckte und steigerte den Aerger der erhitzten Leute in der Stadt, besonders auch unter den Weibern, sogar solchen, deren Kindern die Nonnen mannigfache Liebesdienste erwiesen hatten. Auf hämische Anzüglichkeiten, welche man nicht aufhörte gegen sie vorzubringen und zu erfinden, erwiderte Charitas würdig: „Das müssen wir Gott befehlen, wollen aber je nit das Spitzige mit der Spitzigkeit verantworten, dieweil das wider Gott und die Liebe des Nächsten ist." Weitern Angriffen auf das klösterliche Leben setzt sie einfach das Bild der ersten Christenheit entgegen: „von der in actibus geschrieben steht, daß sie beieinander waren und theilten in allem, als einem jeglichen noth war, und verharrten täglich im Tempel und lobten Gott — das was je auch ein guts Klosterleben."

Seit der letzten Unterredung mit Caspar Nützel konnte sich die Aebtissin keiner Täuschung mehr hingeben über die wahre Sinnesart des Pflegers, und da dieser nicht abließ, seine Bekehrungsversuche auf schriftlichem Wege fortzusetzen, und den Nonnen von St. Clara durchaus einen der neuen städtischen Prediger als Gewissensrath aufnöthigen wollte, so verfaßte Charitas im Namen und Auftrag ihres Convents, kurz nach Mariä Verkündigung, ein d r i t t e s  S c h r e i b e n, gerichtet an den Pfleger und die „alten Herrn" im Rathe, um ihnen ihr einmüthiges und standhaftes Bekenntniß noch einmal zu erneuern und ihnen „deutsch" zu sagen, wie sie mit ihnen daran seien. Auch dieses Schriftstück ist ein Muster von Klarheit und Logik, indem die wackern

Frauen nicht müde werden das Gespinst all jener Vorwände und Vorwürfe, wodurch man sie „aus dem Kloster hinaus betrügen wolle“, in ihr Nichts aufzulösen und mit der Beredsamkeit eines rechtlichen Bewußtseins Verwahrung einzulegen gegen unbilligen Gewissenszwang, ganz des Willens, in schmerzlicher Resignation lieber jeden andern Trost zu entbehren, als sich von der Kirche und der klösterlichen Gemeinschaft zu trennen. Wohl wissen sie, daß sie ohne die Gnade Gottes nichts vermögen; aber mit St. Paulus sprechen sie: „ich vermag alle Dinge in dem, der mich stärkt.“ In dieser Kraft hoffen sie zu leisten, was sie Gott verheißen haben, und weder Schwert noch Tod werde sie dahin bringen, ihrem Herrn und Gott meineidig zu werden. Sei aber gegen das Kloster, wie die Prediger von den Kanzeln ausschreien, unerbittlich Zwang und Vernichtung beschlossen, so möge man sie lieber geradezu austreiben, statt sie mit Disputiren und andern Dingen zu quälen. Denn kein Mensch auf Erden werde sie zu einem andern Glauben bringen. Es sei ihnen schmerzlich, in dieser wichtigen Angelegenheit dem Willen des Rathes nicht folgsam sein zu können, aber hier heiße es: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Charitas setzte dem Schlusse die Erklärung bei, daß sie diese Schrift aus Antrieb ihres eigenen Gewissens und betrübten Herzens, ohne allen Rath von außen, verfaßt hätten. Denn auch daraus hatte man den gequälten Frauen einen Vorwurf gemacht, daß sie bei früheren Bittschriften geistlichen und weltlichen Rath sich erholt hätten. Alle Schwestern verlangten, dieses Schriftstück mit ihrem Namen unterschreiben zu dürfen, und gelobten insgesammt: sie wollten der würdigen Mutter getreulich helfen tragen, was Leides daraus entspränge.[40]) —

Und in Wahrheit, es bedurfte des gemeinsamen Tragens und treuen Zusammenhelfens. Der Pfleger fuhr zwar fort, die Nonnen in Zuschriften mit seinem Zelotismus zu quälen, der oft sehr verletzende und kränkende Formen annahm — er warf ihnen Starrsinn, Hoffart, Abgötterei und ähnliche liebselige Dinge vor — aber auf einen gnädigen Rathsbescheid harrten die armen, von aller Welt verlassenen Frauen vergebens.

Im Gegentheil. Auch die bescheidenste Bitte wurde ihnen abgeschlagen, auch ihr nachgiebiges Entgegenkommen fand keine Beachtung; man wollte bedingungslose Unterwerfung. Da sie die Hoffnung aufgeben mußten, daß je wieder ein Ordensmann zu ihrer Seelsorge zugelassen würde, hatten sie durch den Pfleger an den Rath das Ansuchen gestellt, man möchte ihnen einen Priester aus dem Weltklerus als Beichtvater gewähren, und hatten hiefür einen alten würdigen Geistlichen, Namens Schröter, bezeichnet. Die Bitte wurde von den regierenden Häuptern abschlägig beschieden; auch dieser friedfertige alte Priester war nicht nach ihrem Sinn. Die Nonnen sollten sich durchaus Leute aufdrängen lassen, denen sie nun einmal kein Vertrauen schenken konnten und die dieses Vertrauen auch nicht verdienten. „In der That", äußerte selbst Pirkheimer gegen Melanchthon, „waren es Menschen, denen auch ich mein Gewissen nicht hätte eröffnen mögen."

Es waren düstere Stunden und Tage, die sie unter dem dumpfen bleiern schweren Druck dahinlebten, und unzählige Seufzer mögen aus dem Clarakloster zum Himmel gestiegen sein. „Ist es nicht ein jämmerlich Ding", schreibt Clara Pirkheimer an ihren Bruder, mit dem sie in diesen Tagen eifrig correspondirte, „daß sie uns mit Gewalt zu einem andern Glauben wollen nöthen, der uns nit

im Herzen ist, daß wir müssen glauben, was sie wollen?... Denn nichts ist in ihrem Sinn christlich, als das sie selber machen ... Sie sind selber die Kirch; ich sorg aber, der heilige Geist regiere nit allerwegen in dieser Kirche, wie die Früchte wohl ausweisen ... Wie sollten wir unsere Seelenanliegen diesen Leuten anvertrauen?" So schüttet sie aus tiefster Seele ihre Klagen über die Willkür ihrer Peiniger aus, bis sie zuletzt, über sich selbst erschrocken, wieder plötzlich innehält und einlenkend hinzufügt: „Verzeih mir, herzlieber Bruder, ich kann sonst gegen niemand murmuriren; ich getrau dir wohl, es sei gegen die ohne Schäden. Die W. Mutter ist betrübt bis in Tod; bitt dich freundlich, daß du ansehest, daß wir Gott und dir allein verlassen sind in diesen schweren Sachen, und daß du ihr eine Form stellst, wie sie dem Mann eine Antwort soll geben, daß sie sich nichts vergebe und doch nichts versäume; denn wahrlich werden sich die Schwestern nit dazu lassen rathen, daß sie denen beichten, die sie uns eindringen wollen, besonders so sie merken, daß man mit solcher Listigkeit mit ihnen umgeht."

Unter dem „Mann" war der Klosterpfleger Nützel vermeint, vor dessen Schlauheit und Zelotismus sich die Nonnen zu fürchten begannen, und von dem Clara in einem andern Briefe bemerkt: „Es wird uns je wohl eintränkt, was er uns je Guts hat gethan." Gegen den schreibseligen Eifergeist dieses Mannes muß Clara immer wieder den Beistand des Bruders ansprechen. „Lieber Bruder", schreibt sie ihm am Ostertag in ihrer treuherzig naiven Weise, „du hast uns viel guter Räthe gegeben; hilf und rath, daß wir des Manns mit Glück abkommen; er ist uns zu listig und gescheut; darum fürchten wir uns nit unbillig vor ihm. Er hat uns oft gewitzigt, darum bleiben wir gerne

unberührt von ihm; ich wollt, er ließ uns auch mit Frieden. Ich hoff, er werde von unsers Glaubens wegen nit in die Höll kommen, wenn er sonst nichts auf der Nadel hat. Grüß uns die Streubin freundlich; ich wollt, daß sie hier gesund würde, wir bedürften nun ihrer so wohl! Das Kätterlein läßt dich fleißig grüßen. Hiermit viel gute Nacht."

Die „Streubin", die an Hans Straub verheirathete wackere Schwester, war in diesen schweren Tagen ihre getreue und allzeit froh begrüßte Trösterin. So schreibt auch Katharina an den Vater: „Die W. Mutter ist oft herzlich betrübt, daß sie mich von Herzen erbarmt, daß nit wunder wär, wenn sie von Leiden krank würde. So kommt dann die Streubin und tröstet sie so wohl, daß sie gleich ein anderer Mensch wird. Grüß die Streubin freundlich von unser aller wegen." 41)

## IX.

### Die Passionszeit der Clarissinen.

Inzwischen hatten die Zwangsmaßregeln ihren ununterbrochenen Fortgang. Die Klosterfrauen waren gezwungen, die Schmähreden der ihnen eigens aus der Stadt zugeschickten Prediger, die von der Kanzel herab unter großem Zulauf des Volkes allen Schimpf über sie und ihren Glauben häuften, unter Angst und Zittern lautlos mitanzuhören. Man merkte ihnen scharf auf, und drohte, wenn sie nicht pünktlich zur Predigt erscheinen würden, ihnen Aufpasser zur förmlichen Controle zu schicken, ob alle zugegen wären. Auch darüber wollte man sich vergewissern, wie sie sich bei den Predigten verhielten, ob sie nicht etwa Wolle in die

Ohren stopften, oder auf irgend eine andere Weise sich dem Zwang entzögen. Kurz, es wurde eine kirchliche Polizei geübt, die wahrhaft erfinderisch war in kleinlicher Quälerei.

Erst predigte Poliander, der aber Nürnberg bald wieder verließ und nach Königsberg zog; dann ein ausgelaufener Karthäuser aus Würzburg; vom Palmsonntag an wechselten mit diesem die Prediger von St. Sebald und St. Lorenz, Dominikus Schleupner und Andreas Osiander, ab, und hielten allwöchentlich drei Predigten in der Klosterkirche. Der roheste scheint der ehemalige Karthäuser, der leidenschaftlichste und gefährlichste aber Osiander*) gewesen zu sein, der die Stadt durch den Anhang des Pöbels terrorisirte und das Volk gegen die Clarissinen förmlich aufhetzte. („Gott vergeb jms und geb jms hie zu bekennen!" merkt Charitas zu dieser Aufschreibung an.)

Von welcher Beschaffenheit diese Predigten waren, davon gibt uns die Aebtissin eine Vorstellung, wenn sie sagt: „— — Aber wie gar unchristlich sie die heilige Geschrift auf einen fremden Sinn zwungen, wie gewaltiglich sie die Satzungen der Kirche umstießen, wie heftig sie schändeten und lästerten alle Orden und geistlichen Stände und weder

*) Ueber Osiander äußerte Pirkheimer: „Ich wollt, ihr solt wissen, was der Mann . . . für hendl treibt, würdet ihr euch nit gnug verwundern, wie sich in einem menschen wort und werk so widerwertig könten halten." Auch Dr. Lochner (Gesch. d. Ref. v. Nürnb. S. 64) nennt ihn einen „zwar geistvollen, aber leidenschaftlichen, sittlich rohen, und wie es bei den meisten Emporkömmlingen der Fall ist, eitlen und hochmüthigen Menschen." — In der That hat Osiander durch seine rücksichtslose Eigenmächtigkeit, sein ungebändigtes Wüthen auf der Kanzel, sein „grobes, unschickliches" Dreinfahren beim Wormser Religionsgespräch dem Rathe von Nürnberg selber arge Verlegenheiten bereitet und ihm (wie Soden, Beiträge, S. 484 u. a. berichtet) die Klage ausgepreßt, daß Osiander „eines hoffärtigen, aufgeblasenen Geistes sei."

Papst noch Kaiser schonten, die sie offenlich Tyrannen, Teufel und Antichristen nannten, wie gröblich und unchristlich, wider alle brüderliche Liebe sie uns antasteten und große Sünden uns andichteten, damit sie die Leute aufreizen möchten, die sie sogar ermahnten, daß man uns gottlos Volk ganz austilgen, die Klöster zerreißen und uns mit Gewalt daraus zerren sollte, denn wir wären in einem verdammlichen Stand, Ketzer, Abgötter, Gotteslästerer und müßten ewig des Teufels sein — das kann und mag nit alles geschrieben sein!" . .

Diese Schilderung ist nicht übertrieben, sie wird durch einen Brief W. Pirkheimers an Melanchthon bestätigt: „Die Prädikanten", schreibt er, „schreien, fluchen, ja wüthen und setzen Stein und Bein in Bewegung, um den Unwillen der Massen gegen die armen Nonnen zu erregen; sie sagen geradezu: da Worte nichts fruchten, müsse Gewalt helfen."

Es war gerade um die Osterzeit, und so bemerkt Charitas in ihrem Tagebuch: „Hatten wahrlich eine schwere Marterwochen, groß Geläuf, Geschrei und Unruh in unserer Kirchen." Und an einem spätern Ort, in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, fügt sie hinzu: „Es wär nit Wunder, daß uns das Mark in dem Bein gedorrt wäre."

Sie lebten in fortwährender Aufregung, weil man ihnen wiederholt drohte, sie jählings auszutreiben, oder das Kloster zu verbrennen. Tag und Nacht besorgten sie einen Auflauf, denn die Aufreizungen der Prädikanten von der Kanzel herab verhallten nicht wirkungslos. Als die Frucht ihrer Bemühung hatte sich, wie Pirkheimer dem Melanchthon klagt, nun schon die Meinung festgesetzt, „es sei eine Gott wohlgefällige Handlung, die Nonnen zu beleidigen

oder zu mißhandeln" — und was war von einer zum Wahneifer entflammten Menge nicht alles zu erwarten? „Es ist in der That ein Wunder, daß das Kloster nicht längst schon geplündert und zerstört wurde; so sehr wird der unselige Haß mit Absicht genährt", setzt Pirkheimer im selben Briefe hinzu. Und Charitas versichert einer im Kloster erschienenen Rathsdeputation: „Wir sitzen manchmals an der Predigt, daß wir alle zittern und all Augenblick müssen erwarten, daß man uns das Kloster aufstoßt." Die Dienstmägde des Klosters vermochten kaum das Nöthige zum Lebensunterhalt einzukaufen, denn wo sie sich blicken ließen, wurden sie mit groben Schmähworten empfangen. Ihre guten Freunde durften nur heimlich und scheu sich in die Nähe des Klosters wagen, während andere zudringliche Besucher am Redefenster sie „vexirten bis auf's Mark." „Wenn man nur an der Porten läutet", schreibt Katharina Pirkheimer, „geht uns ein Stich durch das Herz; also übel fürchten wir uns vor den Leuten." Namentlich waren es einige von Osiander aufgereizte Weiber, darunter auch Hieronymus Ebners Frau, welche den Nonnen mit häßlichen Reden und Drohungen das Leben sauer machten. „Es will die Sache je länger je ärger werden", schreibt Clara Pirkheimer um diese Zeit an den Bruder; „wir merken wohl, man will je das Kloster mit Gewalt zertrümmern. Es sind gestern die Weiber da gewest und also bös und spitzig gewest, daß ich mir gedacht, wenn sonst keine Pein in der Höll wär, denn solch böser Weiber, es sollt sich eins vor Sünden hüten, daß es nit zu ihnen käme." Ueberhaupt meint sie: „wären die Weiber und die Prediger nit, so wär unsre Sache nit so arg." Aber eben die Prediger kannten in Verunglimpfung und unanständiger Verzerrung kein Maß. „Man predigt uns solche Dinge",

klagt sie, „daß einem jungfräulichen Herzen tausendmal nutzer wär, aus der Welt hinweg, als solches anhören zu müssen.“ Und in den Denkwürdigkeiten wird dies näher erläutert: „Man hielt uns viel schmäher denn die armen Frauen hinter der Mauer [ein verrufenes Haus], denn man predigte offen, wir wären ärger denn dieselben.“

Alles das und Anderes beschreibt Charitas in’s Einzelne — ein jammervolles Bild! Böse Leute aus dem aufgehetzten Pöbel quälten die Nonnen ungestraft, indem sie vor den Klostermauern, besonders wenn die Glocken zum Chorgebet läuteten, Flüche und Scheltworte ausstießen, in die Kirche hineinschrieen, Steine in den Chor schleuderten, die Kirchenfenster einwarfen, schändliche Lieder auf dem Kirchhofe sangen und nächtlicher Weile die armen Frauen mit wilden Schreckrufen ängstigten. „O, da waren wir in großen Aengsten und Nöthen, also daß wir vor Furcht wenig schliefen.“ [42])

Dagegen schritt keine Behörde ein! Nein, man hatte sogar den traurigen Muth, den stillen Dulderinen vorzuwerfen, ihre Hartnäckigkeit wäre Schuld, wenn ein Auflauf entstünde! Gewiß, das Wort, welches Pius IX. gesprochen, findet in allen Jahrhunderten seine Bestätigung: Es ist nichts Neues, daß der Unterdrücker seine Opfer verleumdet.

Wohl aber erschienen nach einigen Pausen wieder Rathsverordnete, welche den Klosterbestand visitirten und neue Zugeständnisse und Verzichte von der Ordensgenossenschaft verlangten: Es sollte — so lautete das Begehren des Rathes, welches die Herren Sigmund Fürer, Sebald Pfinzing und Andreas Imhof am 7. Juni in fünf Artikeln überbrachten — ein Inventar mit Angabe sämmtlicher Einkünfte ausgefertigt, eine freiere Regel eingeführt, die Ordenstracht

abgelegt, die vergitterten Redefenster in Gesichtsfenst
art umgewandelt werden, daß Jedermann die Nonne
Zeugen sprechen könne; namentlich aber sollte jeder
der Austritt gestattet werden mit Verabfolgung ihr
gebrachten Gutes oder eines ziemlichen Leibgedings a
Klosters Gütern. Charitas vertrat ihre Sache den
sandten gegenüber mit Ruhe und taktvollem Freimuth.
giebig in untergeordneten Punkten, hielt sie um so 1
an der Hauptsache. Als man von ihr verlangte, si
die Schwestern der Gelübde ledig zählen, so gab si
sen zur Antwort: „Was sie meiner Person schuldi
will ich sie ledig zählen; aber was sie Gott gelobt
will mir nicht geziemen als einer Creatur, dem a
tigen Gott in seine Gewalt zu greifen."

Es ward ihr eine Frist von vier Wochen ve
um die verlangten Neuerungen einzuführen. Wenn
fünf Artikel annehmen, könne der Rath sie vor t
meinde beschützen; wo sie aber sich dessen weigerten
der Rath weder sie noch das Kloster erhalten. M
sem kategorischen Bescheid entfernten sich die Raths
neten und überließen die Klosterfrauen ihrem spr
Staunen. Die Ueberraschung der letztern grenzte e
setzen. „Wir gehn durcheinander umher wie die g
ten Schafe", schreibt Clara in ihrer drastischen Bil
an den Bruder, dem sie auch über diesen Eingriff d
gistrats ihre schmerzvollen Klagen ergießt.

Dennoch verlor die Aebtissin die Besonnenhei
Bald nachdem die Rathsdeputirten das Kloster v
hatten, versammelte sie den Convent der Schweste
Kapitel, legte ihnen die neuen Forderungen vor u
ihnen die Entscheidung anheim, indem sie alle und
Sonderheit fragte, was sie zu thun gesonnen wären, ih

aber erklärte, daß sie in einem „offenen Kloster“ keinen Tag länger regieren möchte. Jedesmal war die Erklärung der Nonnen die gleiche: sie versicherten einstimmig, daß sie ihrer bisherigen Ordensregel in Demuth gehorsam verbleiben und sich nicht „freimachen“ wollten, und baten die Aebtissin flehentlich, doch bei ihnen zu bleiben und sie in den Nöthen und Aengsten nicht zu verlassen. Da gelobte dann auch wiederum Charitas, treulich bei ihren lieben Kindern auszuharren und Leib und Leben bei ihnen zu lassen bis in den Tod, so lange sie standhaft wären in ihrem Glauben und ihrem geistlichen Stande. Alle umschlossen sich unter heißen Zähren, trösteten sich unter einander und betheuerten, in Liebe und Leid einmüthig zusammenzuhalten. — Das waren die Waffen, mit denen sich die gehetzten Lämmer gegen ihre Bedrücker wehrten.

Die Drangsal und Verfolgung nahm nicht ab, sondern spitzte sich mit jedem Tage zu, so daß selbst die wohlwollendsten Freunde, die es im Rathe noch mit den Nonnen hielten — und darunter waren Männer wie Martin Geuder, Jakob Muffel, Leonhard Grundherr und Hieronymus Holzschuher*) — an der Möglichkeit eines Widerstandes zu verzweifeln begannen und zu thunlichster Nachgiebigkeit wenigstens in Nebendingen, namentlich hinsichtlich des Gesichtfensters und der Kleidung, riethen. „Alles“, ließen sie der Aebtissin sagen, „werde jetzt mit Gewalt durchgesetzt, ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit; man fürchtet weder Papst noch Kaiser, ja Gott selbst nicht, außer allein in Worten — es gilt jezund nur: das wollen

---

*) Hieronymus Holzschuher ist derselbe, dessen berühmtes, von Dürer 1526 gemaltes Bildniß zu den Kleinodien deutscher Porträtmalerei gehört, das Bild eines ganzen Ehrenmanns.

wir haben, das muß sein, das und kein andres!“

Diesem Freundesrath zufolge handelte die Aebtissin. Das verlangte Inventarium wurde aufgenommen und übergeben. Auch in dem zweiten Punkt, der das Gesichtfenster betraf, fügte sich der Convent dem Begehren des Rathes. Bezüglich der Tracht schlug Pirkheimer seiner Schwester einen Mittelweg vor. Er meinte, die Klosterfrauen sollten einen Theil ihrer Kleider schwarz färben lassen, die sie dann zur Unterredung am Gesichtfenster und im Garten anlegen könnten, während sie unter sich die übliche Ordenstracht auch fernerhin trügen. Im Uebrigen aber ließ er seiner Schwester entbieten: wenn man sie des Glaubens halber würde anfechten, oder nöthigen wollte wider ihr Gelübde zu handeln, so sollten sie sich wehren so stark als sie vermöchten, und es auf das Aeußerste ankommen lassen. Er wolle seine Schwestern und seine Töchter lieber bei den Haaren herausziehen, ehe er sie „in einem offenen Kloster“ wolle lassen.

Das war der Stand der Dinge im Sommer 1525. Noch gab es ruhige und billige Männer im Rath, welche mit den Willkürmaßregeln unzufrieden und tief betrübt sich zeigten; trat doch der redliche Christoph Fürer, einer der klarblickendsten Staatsmänner der Republik, zuletzt sogar aus Unmuth darüber aus dem Rathe aus, und auch der einsichtsvolle Christoph Kreß äußerte sein Mißfallen über die fortgesetzten Gewaltsamkeiten. Aber gegen den herrschend gewordenen Terrorismus war nun nicht mehr aufzukommen. Diejenigen, welche zur Mäßigung riethen, wurden vielmehr — wir gebrauchen Dr. Lochners Worte — „von den wüthenden Eiferern als Laue und Schlechtgesinnte verdächtigt und verleumdet.“

„Inimici nostri sunt judices“ (unsere Feinde sind unsere Richter geworden), klagt Clara Pirkheimer ihrem Bruder, und das war in Wahrheit und im prägnantesten Sinn ihre augenblickliche Lage.[43])

---

Einer der empörendsten Auftritte fand am Vorabend des Frohnleichnamstages statt, dessen Feier diesmal gänzlich unterblieb.

Schon einige Monate früher hatte Frau Ursula Tezel im Einverständniß mit ihren beiden Brüdern den Versuch gemacht, ihre Tochter, die seit neun Jahren bei den Clarissinen war — „das lieb frumm Kind Schwester Margareth Tezlin“, wie Charitas sie nennt — aus dem Kloster zu fordern. Allein die Aebtissin hatte damals ihr Begehren ordnungsmäßig abgewiesen und vertheidigte die Gerechtsame des Stiftes auch gegen ihre Beschwerden im Rathe, um so mehr, da auch Margaretha mit allen Kräften sich gegen das Ansinnen der Mutter wehrte und die Aebtissin herzbeweglich beschwor: sie sollte sie doch nicht aus ihrem Kreise reißen lassen, „sie müßte sonst ihre Seele am jüngsten Tage von ihr fordern.“ In Folge dessen blieb die Sache eine gute Weile ruhen.

Inzwischen aber war der Rathsbeschluß erfolgt, wornach es in das Belieben der Eltern gestellt sein sollte, ihre Töchter, welche Profeß gethan, aus dem Kloster zurückzufordern und hinwegzunehmen, „es möge diesen lieb sein oder leid.“ Und bald erfuhr die Aebtissin, daß von dieser Erlaubniß nicht blos die Tezlin, sondern auch die Frauen der Rathsherrn Nützel und Ebner Gebrauch zu machen vorhätten. Die Töchter der letztgenannten waren, wie wir wissen, vor sechs Jahren eingekleidet worden, und Christoph

Scheurl hatte die Feier ihrer Einkleidung mit den
theilnahmsvoll mitgefeiert: „wahrlich, ein schönes
spiel!" schrieb er damals, und die Eltern selber dachte
anders. Inzwischen aber hatte sich die Welt gedreh
die Klosterfräulein, die sich in ihrem Berufe so g
fühlten, sollten nun mit Gewalt aus dem Kloster
herausgerissen werden. Die Frauen ließen in's Cl
ster vermelden, daß sie ihre Töchter innerhalb einer
abholen würden.

„O, da hub sich Noth und Angst und Herzel
die armen Kinder, man kann nit glauben, was sie v
selben Stund an für eine elende Zeit haben gehabt
wohl sie dennoch immer hofften, sie wollten sich er
So berichtet die Aebtissin. Aber die Hoffnung wa
eitle, und alle Anstrengungen, welche Charitas den
haben der ungestüm drängenden Weiber entgegensetzte,
vergeblich: die Willensmeinung des Rathes lag v
war ihr durch zwei Rathsglieder noch in aller For
Strenge eingeschärft worden.

Am 14. Juni, um die Mittagsstunde, kamen d
Frauen mit ihren Verwandten, wie sie angekündig
zwei Kammerwagen angefahren. Das Gerücht davon
sich schnell verbreitet und eine Menge Volks in die
des Klosters gezogen; Gasse und Kirchhof waren dar
gefüllt. Auf den Wunsch der Aebtissin fanden si
Rathsherren, Sebald Pfinzing und Andreas Imho
Zeugen ein. Und nun begann ein herzbeklemmendes S
spiel.

Die drei Nonnen waren noch jugendliche, gar g
kluge Wesen: Katharina Ebner zählte zwanzig,
Nützel neunzehn Jahre; Margaretha Tezel wa
undzwanzig Jahre alt. Als sie von der betrübten A

jetzt den Zweck der Ankunft ihrer Verwandten erfuhren, erstarrten sie vor Schrecken: alle drei stürzten auf die Kniee, weinten und jammerten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen und alle Klosterfrauen gleichfalls in Thränen ausbrachen. Sie wollten sich verbergen, und als die Aebtissin dies nicht gestattete, umklammerten sie diese mit Schluchzen und Flehen, sie möchte doch nicht zugeben, daß sie aus dem Kloster gerissen werden gegen ihren eigenen Willen und gegen ihr Gelöbniß.

Die Aebtissin hatte Mühe, ihre Fassung zu bewahren. Was konnte sie der Gewalt entgegensetzen? Sie stand mit den armen Kindern in der Kapelle, durch welche sie dieselben einst in's Kloster aufgenommen hatte. Wohl weigerte sie sich entschieden, die Jungfrauen über die Schwelle der Kapellenthüre hinauszuführen, noch auch ihnen, wie man begehrte, zu befehlen, daß sie zu den Ihrigen hinausgehen: „Ich kann und will sie zu dem nicht nöthigen, was ihnen von Seel und Herzen zuwider ist", erklärte die Aebtissin. Da traten die Frauen herein „wie die grimmen Wölfinen", um sich ihrer widerstrebenden Töchter zu bemächtigen, und so konnte Charitas nur ihre „armen Waislein dem obersten Hirten befehlen" und die Weinenden noch einmal „unter unzählig heißen Thränen" segnen.

Mit blutendem Herzen mußte sie es geschehen lassen, daß den drei Jungfrauen trotz ihres Sträubens die Ordenskleider abgenommen und andere angelegt wurden. Es half nichts, daß die drei Nonnen ihre Mütter und Verwandten um Gottes Barmherzigkeit willen anflehten, beschworen und vor Herzeleid aufschrien — sie wurden mit herrischen Worten angefahren. Es half nichts, daß die muthige Katharina Ebner mit den Worten der Schrift lange gegen ihre Mutter stritt und ihr das Unrecht dieses Gewissenszwangs mit

so feuriger Beredsamkeit vorhielt, daß die als Zeugen anwesenden Rathsherren ihr Erstaunen nicht verhehlen konnten*) — die jähzornige Mutter hatte dafür kein Ohr und drohte zuletzt mit Zwangsmaßregeln; auch Lienhard Held, der Pflegerin Bruder, drohte „wie ein Henker.“ Es half nichts, daß alle drei feierlich erklärten, kein Mensch bringe sie willig von der Stelle, der sie ihr Leben geweiht; daß insbesondere Katharina Ebner ausrief: „Da steh ich und will nicht weichen, zieht man mich mit Gewalt, so will ich's Gott im Himmel und aller Welt auf Erden klagen!“ — man schob und zerrte sie mit roher Gewalt vorwärts. Sie streckten die Arme nach der Aebtissin aus: „O liebe Mutter! laßt uns nicht also von Euch treiben!“ Aber vier Personen nahmen je eine an den Armen, zogen, schleppten und schoben sie unter großem Geschrei und unter den schadenfreudigen Geberden der Weiber zur Kapelle hinaus. Auf der Schwelle fielen Katharina und Margaretha über einander, und der jungen Margaretha wurde bei diesem Gezerr beinahe der Fuß abgetreten. Die alte grimmige Ebnerin drohte ihrer Tochter Katharina, wenn sie nicht gutwillig sich füge, so würde sie sie über die Stiegen hinabstoßen und auf das Pflaster werfen, daß sie aufprelle. Es war „ein unglaubliches Schreien, Klagen und Weinen.“

Vor so herzzerreißendem Anblick verhüllte die Aebtissin das Gesicht und floh in ihre Zelle zurück . . . .

Auch die beiden Rathsherrn erklärten: hätten sie den peinlichen Streit vorausgesehen, sie wären um viel Geld

---

*) Pfinzing und Imhof versicherten nachher, sie hätten so etwas in ihrem ganzen Leben nicht gehört: das „Ebnerlein“ hätte fast eine Stunde ohne Unterlaß gesprochen, aber „kein vergeben Wort, sondern so wohl bedächtlich, daß ein jetlich Wort ein Pfund hätt gewogen.“

nicht gekommen; Niemand soll sie mehr zu einem solchen Schimpf bringen!

Die drei Nonnen wurden auf Wägen gesetzt und nach der Stadt geführt. Sie hörten nicht auf, dem zusammenlaufenden Volke zuzurufen, sie litten Gewalt und Unrecht und begehrten in ihr Kloster zurück. Das verdroß die alte Ebnerin dermaßen, daß sie ihre Tochter auf den Mund schlug mit solcher Gewalt, daß diese den ganzen Weg entlang blutete. Das Mitleiden unter den verständigen Leuten war groß, und manche weinten mit ihnen. Selbst einige Landsknechte, welche dem Zuge folgten und die Mißhandlung mitansahen, ließen sich vernehmen: wenn nicht ein Stadtauflauf und die Einmischung der Stadtknechte zu besorgen wäre, so möchten sie gerade mit dem Schwert dreinschlagen und den armen Kindern helfen.

Charitas sah die Entrissenen nie wieder; sie hörte nur, daß die Armen immerfort weinten, daß Clara Nützel vier Tage lang keinen Bissen zu sich nehmen wollte; vom Kloster aber sagten sie nur Gutes aus und verlangten immer wieder zurück.

„Sie haben sich stets wohl aufgeführt: deß geb ich ihnen Gezeugniß vor Gott und den Menschen; so haben sie auch dem Convent nie etwas Böses nachgeredet, sondern allwegen, wie man sie auch angelassen hat, das Beste von uns gesagt und groß Sehnen und Belangen wieder in ihr Kloster gehabt. Gott helf uns wieder mit Freuden zusammen, wir haben uns wahrlich mit großem Herzeleid geschieden" — so schließt Charitas diese Jammerscene. Wer sie in ihren Denkwürdigkeiten nachliest, dem treibt es das Blut in's Gesicht.[44])

Es ist noch ein Schreiben vorhanden, welches Charitas etwa fünf Tage nach diesem Ereigniß an einen Ordens-

mann in München (vermuthlich an Guardian Schatzgeyer) gerichtet hat. Es enthält ebenfalls eine Schilderung dieser Vorgänge, theilweise in denselben Worten, wie in den Denkwürdigkeiten, und noch zittert ganz der frische Schmerz über die erlittene Unbill durch den Brief, den die Aebtissin einer Schreiberin diktiren mußte, weil sie vor Erschütterung noch nicht im Stande war selber zu schreiben. „Ich und alle Schwestern", klagt sie dem Pater, „haben uns dieser Sachen so herzlich bekümmert, daß ich schier meine Augen ausgeweint hab; deßhalb ich diesen Brief nit hab können noch mögen schreiben, wiewohl ich ihn der Schreiberin von Wort zu Wort hab gesagt . . . Mir ist all mein Tag kein Ding nie so innerlich zu Herzen gegangen!"

Die Gewaltthat erregte in weiten Kreisen Aufsehen und Befremden. Sabina Pirkheimer schrieb an ihren Bruder aus Bergen (Aug. 1525): „Ich wollt, du solltest hören, was für Geschrei, das täglich mehr ist, über Nürnberg geht: die Handlung mit den zu St. Claren ist weit erschollen, macht großen Lärm." In ihrer Besorgniß und ihrem Mitleid mit den schwer Bedrängten bot sie ihnen Zuflucht in Kloster Bergen an. Wenn zu Nürnberg ihres Bleibens nicht mehr sei, ließ sie der Schwester entbieten, möge sie herzhaft zu ihr nach Bergen kommen mit allen, die ihr treu und zugethan bleiben; ihr ganzer Convent sei willig und bereit, sie sämmtlich aufzunehmen und zu behalten, bis es besser werde, oder auch länger, wie es sich füge. — „O, sie erbarmt mich überaus", schreibt Sabina an den Bruder. „Gott helfe ihr und den ihren!" [45])

---

Welch eine Veränderung innerhalb weniger Jahre! Vor Kurzem noch das heitere Glück und die harmonische

Strebsamkeit in dem so friedlichen Clarakloster — und nun das Bild eines vom Sturm zerwühlten Blumengartens. Vor Kurzem noch der allgemeine Wetteifer der Gebildeten in Stadt und Reich, das Lob des blühenden Claraklosters zu verkünden — und nun dieses Uebermaß der Kränkungen! Von allen Vorwürfen, die man gegen die Entartung einzelner Klöster geltend machte, traf das Frauenstift von St. Clara auch nicht der leiseste Schatten. Und doch kein Unterschied, keine Rücksichtnahme! Nicht die Blüthe des Klosters, nicht das Wissen und die hohe Bildung der Aebtissin, nicht der fleckenlose Ruf des ganzen frommen, anspruchslosen, friedfertigen, glücklichen Frauenvereins — nichts von alledem, was bisher als das Höchste gegolten, war im Stande, dem rohen Machtgelüste politischer Gewalthaber Einhalt zu gebieten, einem wahnbethörten Haufen die Gefühle der Achtung und Schonung einzuflößen.

Es mußte viel geschehen, um solche Herzenslaute des Bangens und Hoffens, des Unwillens und der Ergebung, des stillen Kümmerns und demüthigen Flehens argloser Frauenseelen fast in einem Athemzuge auszupressen, wie wir sie aus dem Munde der Charitas und aus den jammernden Hilferufen ihrer guten Nonnen vernommen. „Es meint die würdige Mutter", schreibt Clara Pirkheimer an den Bruder, „hätt sie dich nit, sie müßt vor Leiden sterben, so doch Niemand weder zu glauben noch zu trauen ist, denn dir. Darum, herzlieber Bruder, hilf und rath! Du kannst kein größer Almosen thun. Gott gebe dir ewigen Lohn dafür!"

Man fühlt, wie Charitas mit ihrem Herzblute schreibt, wenn sie kurz nach den letzten Vorgängen gegen Dr. Wenzel Link, einen Gesinnungsgenossen Nützels, der sie eben-

falls mit seinen Bekehrungsschriften behelligte,*) am Schlusse einer längern Entgegnung sich äußert: „Wir haben diese Noth um Gott wohl verdient, aber um die Menschen wollten wirs je nit gern verschulden .... Wer uns am meisten schänden, lästern und betrüben kann, der meint, er habe Gott ein sonderlich Gefallen erzeigt. Da ist keine Liebe, kein Mitleiden, keine Barmherzigkeit. Da wird nicht bedacht die Noth der alten verlebten Menschen; da wird nicht zu Herzen genommen der jungen Personen Fährlichkeit; nur allein wenn die Klöster zerrissen werden, so wären alle Dinge ausgerichtet ... Ist das die Frucht der christlichen Liebe, so ist es wahrlich eine bittere Frucht, dieweil sie soviel heißer Zähren vergießen macht, und soviel Herzeleid, Müh, Jammer und Noth verursacht. Die Wahrheit ist, daß wenn wir uns nicht auf den gekreuzigten Christum verließen, wir aller Welt halben verzweifeln müßten ... Gott der Herr gebe uns den heiligen Geist und genade, daß wir alle von allem Irrthum erlöset werden."

Auch Wilibald Pirkheimer, dem das Loos seiner Angehörigen sehr zu Herzen ging, ohne ihnen doch kräftig helfen zu können, erklärte gegen seinen Freund Melanchthon: wenn er Augenzeuge der vielen Heucheleien, Verhöhnungen, Ränke und Verleumdungen wäre, mit denen man jene Aermsten tagtäglich quäle, gewiß, er würde Thränen vergießen! [46])

Im Spätherbste kam Melanchthon selber nach Nürnberg. **) Während seines vierzehntägigen Aufenthalts fand

---

*) Wenzeslaus Link, früher Augustiner-Provinzial und Professor in Wittenberg, war seit 1524 Prediger am Neuen Spital in Nürnberg.

**) Er traf am 12. November 1525 in Nürnberg ein und verweilte bis gegen Ende des Monats, eingeladen vom Rathe der Stadt, um über die Einrichtung eines neuen Gymnasiums seine Meinung

er sich, vom Pfleger Nützel begleitet, auch im Clarakloster ein und hatte dort eine lange Unterredung mit der Aebtissin, wobei er sich sehr rücksichtsvoll benahm. Nach all' den Gewaltsamkeiten der gebietenden Herrn in Nürnberg mußte sein versöhnliches Auftreten daselbst wie eine wahre Erquickung erscheinen. „Er war bescheidener mit seiner Rede, als alle, die ich noch gehört habe" — sagt Charitas von diesem Manne, dessen Gelehrsamkeit sie hochachtete und von dessen Billigkeitssinn sie die beste Meinung gewann.

„Er sagte — so lautet ihr Bericht im Tagebuch — viel Dings auf die neue Lehre; da er aber hörte, daß wir unsere Zuversicht nicht auf die Werke, sondern auf die Gnade Gottes setzen, sprach er, wir möchten ebensowohl im Kloster selig werden, als in der Welt. Wir verständigten uns in allen Punkten, mit Ausnahme der Gelübde, von denen er meinte, sie binden nicht. Dagegen mißbilligte er sehr die Gewalt, die man sich gegen die Schwestern erlaubt hat. Er schied mit guter Freundschaft von uns, und hat darnach dem Pfleger und den andern Herrn heftiglich zugeredet, besonders darüber, daß man den Barfüßern den Gottesdienst [bei St. Clara] untersagt und die Kinder mit Gewalt aus dem Kloster gerissen habe; saget ihnen unter vier Augen, daß sie groß Sünde daran gethan hätten."

Ihm auch glaubte die Aebtissin es zu verdanken, daß der Rath der Stadt von dem abermals geplanten Anschlag, die Klosterfrauen auszutreiben, so schnell wieder abstand, wie denn Melanchthon nicht minder auf das fernere Ver=

abzugeben und über die Besetzung der Lehrstellen Vorschläge zu machen. Im folgenden Frühjahr, 10. Mai 1526, kam er dann zum zweiten Mal nach Nürnberg, zur Eröffnung dieser neuen Schule.

halten des Pflegers Nützel dem Kloster gegenüber einen mildernden Einfluß übte, weßhalb sie in dankbarer Anerkennung bemerkt: „Ich hoffe, Gott habe diesen Mann zu rechter Zeit uns hergesandt." Noch in einem spätern Brief äußert sie gegen den Pfleger: „Wollte Gott, es wäre jedermann der Bescheidenheit wie Herr Philippus, hofften wir, es sollte viel Dings unterwegen geblieben sein, das also nit zum Besten gelangt ist." — Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in dem humanen Auftreten Melanchthons zugleich den Reflex der Pirkheimer'schen Autorität sieht und annimmt, daß des Reformators freundschaftliches Verhältniß zu Wilibald Pirkheimer auf sein Benehmen gegen die Aebtissin von St. Clara nicht ohne bestimmende Einwirkung geblieben sei. Clara Pirkheimer dankt dem Bruder für seine Mithilfe hierin mit ausdrücklichen Worten: „Gott sei dein und der Streubin ewiger Lohn, daß ihr also viel bei dem Philippo zuwegen habt gebracht, daß er diesen harten Mann [den Pfleger] überhobelt hat, daß er nimmer so rauch ist." Der Geist des Bruders hat auch hier im Stillen wohlthätig gewaltet. [47])

Von nun an wurde wenigstens keine Schwester mehr mit Gewalt aus dem Kloster hinweggeführt, und die Eltern der drei Hinweggenommenen fühlten sich, wie in einer Anwandlung von Scham über das Vorgefallene, nachgehends gedrungen, der Aebtissin über die gute und aufopfernde Erziehung derselben ein ehrendes Zeugniß auszustellen, indem sie ihr, etwa ein Vierteljahr später, durch Sigmund Fürer und Leonhard Tucher ausdrücklich sagen ließen: „sie merken, daß sie [die Aebtissin] ihre Töchter wohl und ordentlich erzogen und ihnen alle Liebe und Treue erwiesen habe." Von den Töchtern selbst aber machten die beiden Herren das denkwürdige Geständniß: „sie wollten der Wahr-

heit gemäß sagen, daß, wenn es an den Kindern läge, sie alle drei noch vor Nacht wieder hereinkämen." Ach, wie gern hätte Charitas die guten Kinder wieder aufgenommen!

Ungefähr das Gleiche wiederholte Caspar Nützel persönlich der Aebtissin, indem er sich dankschuldig bekannte für das, was seine Tochter Clara im Kloster genossen: er wisse, sagte er, daß die Klosterfrauen uneigennützig ihr das Beste gethan und mitgetheilt haben, und sei bereit, dafür durch eine nachträgliche Entschädigung noch sich erkenntlich zu bezeigen. Das Liebste und Angenehmste war wohl der Aebtissin, daß er in einem freundlichen Briefe versprach, seine Bekehrungsversuche — von denen er gesteht, daß er wohl zu Zeiten „weiter gegriffen habe, als sein Befehl und Amt sein möge" — künftighin aufzugeben, in zeitlichen Dingen dagegen mit allem Fleiß fortdienen zu wollen. Darüber bezeigte sich Charitas herzlich erfreut und sprach ihm in einem eigenen Briefe den Dank des Convents dafür aus. Sein Töchterlein aber blieb hier in gutem Andenken: „Grüßt unser frummes Clärlein von allen Schwestern freundlich!" heißt es in einem Briefe der Aebtissin aus diesen Tagen.[48])

Hatte nun seit Melanchthons Anwesenheit die eigentliche Hetzerei nachgelassen, so war doch ein wirklicher Friede von keinem Bestand. Die Anfechtungen von Seite der Klosterfeinde im Rathe und auf der Kanzel hörten nie ganz auf, wenn sie jetzt auch in längern Pausen und auf andern Wegen zum Vorschein gelangten. Dazu kamen jetzt noch materielle Sorgen. Der Besitzstand des Klosters war durch die unruhigen Zeiten, den Bauernaufruhr und andere Folgen der religiösen Wirren sehr bedeutend herabgedrückt. Die Einnahmen blieben häufig aus, fällige Zinsen wollten nicht mehr fließen.

In ihrer dürftigen Lage war es daher eine drückende

Quälerei, daß man die Clarissinen jetzt auch mit dem „Ungeld“ beschwerte, von dem sie bisher durch kaiserliche Privilegien befreit gewesen. Sie mußten fortan eine Getränksteuer entrichten, wofür sie die erforderliche Geldsumme nur mit Mühe aufbrachten; Vorstellungen dagegen fanden taube Ohren. Die Aebtissin wandte sich in der Angelegenheit an den Pfleger, da ihm vor allen der durch die bösen Zeiten beengte und bedrängte Haushalt des Klosters bekannt war, und bat „in Ansehung ihrer Armuth und Unvermögenheit“ um Rath und Auskunft. Charitas bemerkte dabei: künftig werden die Schwestern Wasser trinken müssen, was ihr allerdings um ihrer eigenen Person willen ganz und gar nicht beschwerlich falle, wohl aber um der hochbejahrten willen; wenn sie „an die alten Mütterlein gedenke, die etlich achtzig Jahr alt sind und viele siebzig und noch mehr in sechzig, die am meisten mit dem Wein gelabt werden“, so gehe es ihr zu Herzen, obgleich alle erklärten, sie wollten gern mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, wenn man sie nur bei einander in der Gemeinschaft leben lasse. „Man predigt uns zu Zeiten“, schreibt Charitas an einer andern Stelle, „wir sollten hinaus und uns verdingen. Du lieber Gott, was sollen denn die alten Schwestern von 60 und 70 Jahren thun, die doch selbst aller Gutthat nothdürftig sind? Käme es auf mich allein an, so wäre bald geholfen, da ich von Gottes Gnaden des Almosens nit bedürftig bin.“ —

Die Antwort des Rathes lautete aber, wie von ihm nicht anders zu erwarten: er bestand auf seiner Verfügung. Wohl übte man zu Zeiten Nachsicht bezüglich des Termins der Einforderung, aber es blieb bei der neuen Auflage des Ungelds. — Die Armuth der Clarissinen muß zuweilen groß gewesen sein, wenn selbst der Kaiser Karl V. sich ver-

anlaßt sah, sie zu unterstützen, indem er ihnen, wie Kilian Leib in seinen Annalen berichtet, im Jahre 1530 fünfzig Goldkronen nach Nürnberg sandte. [49])

Kein Jahr verging, ohne daß man wieder auf neue Mittel sann, um sich in die innern Angelegenheiten des Klosters einzumischen und die Auflösung der ohnehin zum Aussterben verurtheilten Genossenschaft zu beschleunigen. Wie wir wissen, waren die Nonnen seit Jahr und Tag aller Seelsorge beraubt. Mehrere Nonnen starben daher ohne Genuß der Sakramente und die Tröstungen der Religion dahin, und alle litten schwer unter der Entbehrung dessen, was ihnen das Höchste und Theuerste war. Nun hatte man das Gerücht verbreitet, es wären wohl Schwestern vorhanden, welche den vom Rathe gesetzten Predigern Gehör schenken würden, wenn sie von der Aebtissin und andern Schwestern nicht daran gehindert und in strenger Unterwürfigkeit gehalten würden. Um „dem Gewissen dieser bedrängten Kinder zu Hilfe zu kommen", ernannte daher der Rath eine Commission mit dem Auftrage, das Claraklоster zu besuchen und eine genaue Visitation vorzunehmen. Auf diese Weise hoffte man der einen oder andern Schwester Klagen über die Aebtissin und das Klosterleben zu entlocken.

Am Allerseelentage 1527 erschienen bei St. Clara zwei Rathsherrn, Sigmund Fürer und Andreas Imhof, in Begleitung des Dr. Christoph Gugel und eines einäugigen Gerichtsschreibers Namens Oertel, und verlangten vor den Convent geführt zu werden, um im Namen der Obrigkeit die Nonnen einzeln um ihre besondern Anliegen zu verhören. Der Doktor führte das Wort und setzte in wohlgefügter Rede auseinander: es sei eines erbaren Rathes Wille, daß alle Schwestern frei und unerschrocken, eine nach

der andern, die Mängel und Gebrechen des Klosters a
und ihre Beschwernisse und Scrupel in geistlichen un
lichen Dingen ohne Furcht kundgeben sollten, dan
Rath darnach Fürsorge treffen könne, wie alle Di
bessert werden möchten. Würde man aber des
Willen hierin verachten, so würde man die Folgen z
spüren haben.

Der Plan war gut, aber nicht von dem erwü
Erfolg begleitet. Zwar standen die armen Nonn
Aengsten aus und sträubten sich anfänglich insgesam
aller Kraft gegen jedes Einzelverhör. „Liebe Herr
seid sehr heftige Beichtväter", entgegnete Charitas
etwas drohende Ansprache. „Die Ohrenbeicht hat n
geschafft, welche vor Einem Menschen abgelegt wird u
schwiegen bleibt, und nun verlangt ihr, daß wir vier
nern beichten und alle Mängel unseres Gewissens vo
auslegen sollen, und sagt dabei noch, daß nichts wer
schwiegen bleiben." . . „Ihr habt gesagt, es sei
Rath solche Mängel und Gebrechen unter uns g
vorgekommen. Diese wünschten wir zu wissen. Wir
uns durch drei Jahre gedruckt und geschmuckt wie
men Würmlein; hätten wir uns unter einen Stein
verbergen, hätten wir's gern gethan. Haben wir a
mand beleidigt, so zeige man es uns an." Der
wendete sich verlegen zu Sigmund Fürer: „was
sagen? ich verstehe die Sache nicht." Fürer fand au
bessere Antwort und versetzte: „Dieser Punkt bleib
antwortet." Es entspann sich eine sehr lebhafte Unt
lung, bei der die geistige Ueberlegenheit der Chari
Rathsherren gegenüber, und wiederum die unbedin
hänglichkeit der Schwestern an ihre allverehrte Aebti
in schönstem Lichte zeigten. Als dann die wackern

auf das Zureden der Aebtissin selbst, endlich doch sich darein ergaben und im Kreuzgang, der Reihe nach und gesondert, die Fragen der Commission beantworteten, fielen ihre Aussagen ganz und gar nicht zur Zufriedenheit der Herren aus — so wenig zufriedenstellend, daß diese, nachdem neununddreißig Schwestern vernommen waren, die Geduld verloren und das Verhör abbrachen, ohne die noch übrigen dreizehn abzuwarten. Es sei genug, äußerten die Herren verdrießlich, weil ja doch „alle in ein Rohr pfiffen und alle ein Liedlein sängen."

Die Beschwerden, welche die Nonnen vorzubringen hatten, waren nicht gegen die Aebtissin, sondern gegen die Eingriffe und Rechtsvorenthaltungen des Magistrats gerichtet! So zog die Commission unverrichteter Dinge wieder von dannen.

Charitas aber bemerkt darüber in ihrem Tagebuch: „Gott behüt uns fürbaß vor solchen Visitatoren in breit Baretten, in zerhackten Hosen, ausgeschnittenen Schuhen und langen Schwingen an der Seiten, denn sie sind ohn allen Trost und Gewinn für die Andacht."

Nur eine einzige Nonne, Anna Schwarz, eines „Gesalzenfischers" Tochter, deren Schwestern bereits aus dem Katharinakloster ausgetreten waren, zog sich die Reden und Einflüsterungen der Rathsverordneten zu Herzen, fing an widerspänstig zu werden und schied endlich, etwa ein Vierteljahr nach der eben berichteten Scene, aus dem Clarakloster aus — zum großen Leidwesen ihrer eigenen Mutter, die sie nur ungern abholte und oftmals bekannte, daß, seitdem sie ihre beiden Töchter aus dem Katharinakloster genommen, nur Unglück über sie gekommen sei. Die Ausgeschiedene hat denn auch nur wenig Glück und Freude in der Welt erlebt. Ihr Bruder betrog sie um ihren Ver-

mögensantheil und mußte Schulden halber flüchtig werden, die Geschwister lebten in Zwietracht unter einander, die Mutter gerieth in gänzliche Verarmung und starb bei Verwandten — was mochte da das Loos der armen Tochter sein? Wir wissen Näheres nicht; sie ist verschollen.[50])

Dies war die einzige Abtrünnige des Claraklosters. Alle übrigen Nonnen — jetzt noch einundfünfzig an der Zahl — harrten aus und blieben treu geschaart um ihre brave Führerin und Aebtissin, welche die Mauern ihrer kleinen Burg vertheidigte wie ein ritterlicher, wenn auch aus Wunden blutender Kriegsmann.

## X.

### Rückblick.

Ueberblickt man das ganze Verhalten der Aebtissin seit dem Beginn der Verfolgung, ihr Thun und Reden, ihr Schreiben und Verhandeln, ihr Leiden und Streiten: so muß der standhafte Muth und die ruhige Ueberlegenheit des Geistes, welche sie bei allen diesen aufregenden Vorgängen offenbarte, auch dem Kühlsten ein Gefühl der Hochachtung abnöthigen. Fast von aller Welt verlassen und auf sich allein gestellt, wankte sie keinen Augenblick und wich nicht einen Schritt von dem Wege ab, der ihr durch das Gewissen vorgezeichnet war. Die endlosen Anfechtungen waren nicht im Stande, ihre Gesinnung zu erschüttern, und so schwer sie oft darniedergebeugt war, immer richtete sie sich zu neuem Muthe auf, ihres Berufes und ihrer Pflichten eingedenk.

Unermüdlich wendete sie sich an sachkundige Personen von Einfluß, um ihr altes gutes Recht klar zu legen, um in Wort und Schrift die unbefugten Einsprachen zu ent-

kräften. Täglich mußte sie auf neue Ränke und neue Gewaltsamkeiten gefaßt sein, und um unter dem Gefühl dieses fortwährenden Druckes nicht zu erliegen, dazu gehörte eine Spannkraft des Geistes, die nur aus einem reinen Gewissen und aus der vollen Zuversicht innigster religiöser Ueberzeugung Nahrung und Stärkung schöpfen konnte. Nur durch die taktvolle Sicherheit, die ihr eigen war, vermochte sie auch den Künsten und Winkelzügen, den Schlingen, die man ihr legte, um sie „in Worten zu fangen", oder wie sie es einmal mit einem drastischeren Bilde nennt, den „Mausfallen" des Rathes aus dem Wege zu gehen.

Geradezu überraschend ist es, mit welcher Geistesgegenwart sie oft die schulmeisternden Herren bei ihren eigenen Widersprüchen packt. Und an solchen Schulmeistern hatte sie wahrlich keinen Mangel! Wie scharfsinnig wußte sie jederzeit den bis zur Ermüdung wiederkehrenden Beschuldigungen und Verdrehungen des Pflegers zu begegnen, wie schlagfertig die von andern Rathsmitgliedern vorgebrachten Beschwerden und Vorwürfe gegen diese und den Rath selber zu kehren! Mit dem Prediger Osiander hatte sie einmal eine religiöse Unterredung zu überstehen, die an vier Stunden währte, aber freilich so ausfiel, daß sie den eifernden Prädikanten noch grimmiger machte. Dem Prediger am Spital, Dr. Link, der ihr eine Controversschrift in's Kloster schickte, um sie auf andere Meinung zu bringen, antwortete sie in ausführlicher Gegenschrift, prompt und schlagend, Satz für Satz, und deckt ihm gelassen und sogar witzig seine „sophistischen Argumente" auf.

Dabei sind ihre raschen Antworten treffend ohne je verletzend zu werden, während ihre Gegner nur zu oft die Grenzen des Anstandes überschritten. Selbst ein leiser Humor ist nicht zu verkennen, wenn sie den vorlauten Ge-

richtsschreiber Oertel, der ihr während der Klostervisitation mit breitspuriger Wichtigkeit ein Kapitel über die Beichte ertheilen wollte, in freundlicher Gelassenheit mit den Worten abfertigt: er rede von Dingen, die nicht zur Sache gehören. Auch Herr Nützel hatte sich eines Tages vernehmen lassen, er hätte Lust, ihr „ein Kapitel zu schreiben.“ Charitas erwiderte, seine Absicht wohl durchschauend: das sei Sache des heiligen Geistes, und nicht eines Klosterpflegers. Ueber die vielfältigen Einreden Berufener und Unberufener, die das Kloster mit ihrer Weisheit überliefen, äußert sie einmal gegen den Pfleger nicht unwitzig: „Wenn wir ebenso viele Helfer hätten, als wir Unterweiser und Lehrmeister haben, wir wollten einem Bauernheer stark genug sein; und sollten wir alles thun, was uns angerathen wird, wir würden ein wunderlicher Regiment haben, als die Zigeuner — verzeiht mir das!“ — Dr. Link, der ehemalige Augustiner, hatte sich beigehen lassen, in seiner Controversschrift ihr zuzurufen: sie solle sich an ihm ein Exempel nehmen. Darauf entgegnet ihm die Aebtissin: Also ein Exempel nehmen sollen wir an Euer Würden? Verzeiht mir, sollt' ich Euch nachfolgen, müßt ich auch einen Mann nehmen! Ich könnte vielleicht keinen finden, dieweil ich alt und ungeschaffen bin. Nein, unser Exempel soll Jesus Christus sein. Es bedünkt mich seltsam, daß lebende Menschen sollten als Exempel nachgeahmt werden, während man doch St. Augustin, St. Hieronymus, St. Cyprian und andere große Heilige verwirft. Solchen, welche für Christus ihr Blut vergossen haben, glaube ich mehr, als den jetzigen Bilderstürmern und Heiligenschmähern.

Dem Pfleger selbst war diese sichere Urtheilskraft bei seinem Uebereifer oft unbequem genug geworden, so daß er im Aerger einmal der Aebtissin vorwarf, sie sei spitz-

findig und auf ihre Vernunft vermessener als wünschenswerth. Mit Würde wies Charitas eine so unedle Sprache zurück und entgegnete ihm: wohl wisse, sie, daß sie ein armseliges blödes Menschenkind sei, und müsse sich darum Spott gefallen lassen; sie wisse auch, daß alle Erdenweisheit vor Gott Thorheit sei; gewiß wäre ihr aber nie mehr als jetzt vonnöthen, daß ihr in so bedrängnißvoller Lage Gott seinen heiligen Geist verliehe, damit sie genau erkenne, was zu thun und was zu lassen, wo selbst den größten Gelehrten (in zwiespältiger Meinung) die Vernunft zerrinne. — Schon herrschte ja überall grimmige Entzweiung: Zwingli wider Luther, die Bauern wider den Adel, Schwärmer und Rottengeister in wirrem dämonischen Durcheinander. Gar nicht zu reden von den sittlichen Zuständen, die nach den übereinstimmenden Klagen der Reformatoren selber, auch in Nürnberg, nicht nur nicht besser, sondern unendlich viel schlimmer geworden waren.

Unablässig ist Charitas bemüht, dem Pfleger des Klosters, wo es immer angeht, ihren guten Willen zu bezeigen, aber auch zu zeigen, wie sehr es ihnen allen ein heiliger und bitterer Ernst in dieser strittigen Sache sei. Das bekunden ihre Reden, ihre Briefe und Schriftstücke fast auf jedem Blatt der Denkwürdigkeiten. Könnten sie — so versichert Charitas in ihren Zuschriften an den Pfleger und an Dr. Link, wie in ihren mündlichen Aeußerungen gegen die Rathsverordneten — könnten sie die Ueberzeugung gewinnen, daß es Gottes Wille sei und ein Weg zur Seligkeit, das Kloster zu verlassen, so würden sie wahrlich keinen Augenblick zaudern und zum Stabe greifen. Tag und Nacht flehe sie um Erleuchtung ihrer Seele und Mehrung wahren christlichen Glaubens, aber sie könne zu keiner andern Gesinnung kommen, ohne sich selbst zu belügen.

Täglich bete sie zu Gott: „ist die neue Lehre eine Gnade von Gott, so wolle er sie uns mittheilen; ist sie eine Plage, so behüte er uns davor;" aber das neue Wesen wolle ihnen je länger je minder eingehen. Dabei mangle es ihnen durchaus nicht an mannigfachster Unterweisung: von den neuen Predigern haben sie nun schon weit über hundert Predigten angehört, mit Osiander habe sie eine vierstündige Unterredung gehabt, des Doktor Wenzel (Link's) Schrift werde im Kloster fleißig gelesen und abgeschrieben; sie hätten also genugsamen Unterricht darüber, was ihrer aller Grund und Meinung und Endziel sei. „Gibt uns Gott keine Liebe zum neuen Glauben, so können wir uns selbst nicht anders machen. Sollten wir um menschlicher Gunst oder Drohung willen uns anders erzeigen, als wir im Herzen sind, so wäre das Selbstbetrug und große Gleißnerei. Wider das Gewissen glauben oder handeln ist unerlaubt." — Und es sei wahrlich kein verzärteltes Leben, was sie im Kloster zurückhalte — das wisse Gott! Ebenso seien sie weit entfernt von dem Wahne, daß ihnen das Verharren im Kloster allein schon die Seligkeit sichere. Ihre Zuversicht setzen sie nicht auf die Regel des klösterlichen Lebens, sondern allein auf Gott und seinen einigen Sohn. Sie halte auch keine ihrer Nonnen zurück, wenn sie Lust verspüre, das Kloster zu fliehen; nur solle man keine dazu zwingen, wie das leider schon geschehen. Oeffentliche Häuser dulde man in der Stadt, und ein ehrliches tadelloses Zusammenleben im Kloster wolle man unterdrücken! „Mißbräuche sind allerdings überall schlecht, aber sie kommen eben von den Menschen; wo wir solche gemerkt, haben wir sie abgestellt." „Gutes geloben, kann nicht unrecht sein; Böses ist unrecht auch ohne Gelübde."

Das sind nur einige ihrer Aeußerungen, kurze Proben

aus dem vielen Trefflichen, was sie in diesen bösen Tagen gesprochen und geschrieben.

Ihr schönes Gottvertrauen bei all' dem Kummer gibt sich in einer Weise kund, die selbst ihre Anfeinder beschämen konnte. In der Antwort auf ein unmuthiges Schreiben des Pflegers hält sie diesem die gelassene Bemerkung entgegen: „Was Euer Würden mir ferner schreibt, daß sie an uns verzweifle, schmerzt mich sehr. Wir werden nicht an Gott verzweifeln, sondern wir hoffen vielmehr, er werde uns seine Gnade und Barmherzigkeit nicht entziehen, dieweil wir deren so herzlich begehren und nur gern wollten, was recht ist.“ Aehnlich bemerkt sie an einer andern Stelle, indem sie sich über ausgestreute Verleumdungen beklagt: „Das befehlen wir dem ewigen Gott, der wohl weiß, warum er in seinem gerechten und unerforschlichen Urtheil solches und anderes über uns verhängt. Wir wollen lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Er gebe uns nur die Kraft, daß wir Alles mit Geduld und Gleichmuth ertragen.“ [51])

Kaum läßt sich etwas Rührenderes denken, als diese muthige, unter Thränen ringende Standhaftigkeit bei so schutz- und wehrloser Lage und gegen so hartnäckige und übermächtige Anfeindungen.

Und doch — sie konnten sich nicht täuschen — es war Alles vergebens. Die Hoffnung auf eine Wendung oder Besserung sank mit jedem Tage. Charitas flehte und eiferte, stritt und umklammerte ihre Rechte wie ein Fähndrich seine Fahne — das Loos des Klosters war unabwendbar. Zwar wagte man trotz der häufigen Drohungen nicht, dasselbe gewaltsam mit einem Schlage aufzuheben, aber man beschloß, es langsam aussterben zu lassen, und schnitt den Klosterfrauen inzwischen, wie wir gesehen,

ein Recht und Herkommen um's andere ab. Man redete ihnen unaufhörlich in ihre Klosterregeln ein, verkümmerte die kirchlichen Uebungen und Gebräuche, beschränkte sie im Kirchengesang und Glockengeläute, verwehrte ihnen den Empfang der Sakramente. Man bereitete ihnen Verlegenheiten in der Ordnung und Verwaltung ihres geringen Klosterbesitzthums, und es kamen Zeiten, wo es um den nöthigsten Lebensunterhalt sehr knapp bestellt war, hätte es nicht noch menschenfreundliche Seelen gegeben, wie Leonhard Grundherr, Jakob Muffel, Christoph Scheurl, die Pirkheimer'sche Verwandtschaft, die in unverbrüchlicher Anhänglichkeit zum Kloster hielten und von Zeit zu Zeit dessen Bewohnerinen mit Wein, Fischen und andern Gaben erfreuten. Diejenigen endlich, welche in das Jenseits abberufen wurden, ließ man ohne geistlichen Beistand dahinsterben.

Angesichts solcher Thatsachen hatte der Rath von Nürnberg noch die Kühnheit, nach außen hin sich den Anschein zu geben, als ob von Bedrückung keine Rede wäre. Aus Rathsverlässen ist erwiesen, daß im Jahre 1527 Herzog Wilhelm von Bayern, durch Schatzgeyer von dem Stand der Dinge unterrichtet, bei dem König Ferdinand für die Clarissinen sich verwendete und darüber Beschwerde führte, „daß der Rath von Nürnberg sich unterstehe, die Barfüßermönche und die Nonnen von St. Clara zu bedrängen, indem man ihnen die Ausübung ihrer alten Gebräuche nicht gestatte." König Ferdinand hielt diese Beschwerde der Nürnbergischen Gesandtschaft, welche zu seiner Krönung am 24. Februar 1527 nach Prag gekommen war, mit dem Bedeuten vor, „der Rath möge sich in dieser Angelegenheit so benehmen, daß er sich nicht die Ungnade des Kaisers zuziehe." Aber die beiden Gesandten, Hans Ebner und

Christoph Tetzel, legten sich auf's Leugnen und stellten frischweg jede Art von Bedrängung in Abrede.[53])

Alles das erduldeten die Nonnen und harrten aus in demüthiger Ergebung, geschmäht, verachtet, verleumdet, beglückt allein in der freudigen Eintracht ihres Duldens.

## XI.

### Das Jubiläum der Aebtissin.

Die Denkwürdigkeiten der Charitas Pirkheimer brechen mit dem Jahre 1528 ab, und wir sind also für die letzten Jahre ihres Lebens auf andere Quellen angewiesen, die, wenn sie spärlicher fließen, wenigstens an verlässiger Reinheit jenen nicht nachstehen.

Es sind nur noch wenige Jahre, über welche zu berichten ist. Ihr Lebensabend neigte dem Ende zu. In diese letzte Zeit fällt aber ein Ereigniß, das durch seinen heitern Charakter und fröhlichen Verlauf in einem wahrhaft wohlthuenden Gegensatze steht zu den düstern und unerfreulichen Bildern, die wir in langer Reihe an uns vorüberziehen sahen, und das uns anmuthet wie ein unverhoffter sonnig milder Frühlingstag nach langen Winterstürmen. Es ist das Jubiläum der Aebtissin.

Zu Weihnachten 1528 waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit Charitas Pirkheimer mit der Würde der Aebtissin bekleidet worden war — eine Amtsdauer, die bisher in der Geschichte des Klosters von St. Clara einzig dastand, wenigstens bei Menschen-Gedenken unerhört war. Diese Amtsdauer mußte aber den mitlebenden Schwestern um so denkwürdiger erscheinen, als die Regierung der Aebtissin in eine so sturm- und drangvolle Zeit gefallen, die

zu einem wahren Prüfstein der Charaktere und zumal schicksalsvoll für alle Klöster geworden. Ihrer Wahl war dadurch das Siegel providentieller Sendung aufgedrückt. Was auch die schlimme Zeit an Schmerz und Kummer gebracht, die dreiundsechzigjährige Aebtissin konnte mit vorwurfsfreier Befriedigung auf den durchmessenen Zeitraum, auf die arbeitsvolle Wirksamkeit eines Vierteljahrhunderts zurückblicken.

Die lange Kette der Heimsuchungen hatte die Herzen der Nonnen in Freud und Leid auf's innigste zusammengeschlossen, und mehr als je blickten die alten wie die jungen Schwestern in bewundernder Liebe auf zu ihrer liebevollen, treubesorgten, treuerprobten Führerin, Freundin und Mutter. Die Aeußerungen der Anhänglichkeit und Verehrung für dieselbe, die uns in allen wichtigen Vorkommnissen der entscheidungsschweren Zeit so oftmals begegneten, treten nicht minder auch in dem Gang des alltäglichen Lebens zu Tage und sind oft in den kleinsten Zügen zu erkennen. Unsere schon bekannte Schwester Felicitas Grundherrin, der ihr alter Vater am 7. März 1529, zu ihrem Namenstag, eine ansehnliche Bescherung mit Fischen gemacht, ist ganz glücklich, dem guten Vater in ihrem Dankbrieflein vermelden zu können, daß auch „die würdige getreue liebe Mutter, so schwach sie war, von den Fischen versucht hat", und fügt nicht ohne einigen Stolz hinzu: „Ihr Würden hat dich sunders lieb, besonders daß du noch ein frommer alter Christ bist."[53]) Das Jubelfest sollte nun vollends zeigen, wie sehr der Aebtissin alle Seelen zugethan waren.

Der Tag der Feier wurde, aller Berechnung nach, auf die Osterzeit 1529 angesetzt, und die Schwestern ließen es sich nicht nehmen, denselben in festlichster Weise zu begehen. War es ja auch zugleich das Fest ihres fünfzigjährigen

Aufenthalts im Kloster. Es sollte eine rechte „Hochzeit“, eine geistliche Jubelhochzeit werden, und man konnte sich der allgemeinen Freude um so voller hingeben, da von außen her, von Seite der städtischen Regenten, die Verfolgung nachgelassen hatte; es war eine zeitweilige Stille eingetreten.

Das war eine Geschäftigkeit im Kloster! Alle Hände und Herzen in der braven Genossenschaft waren in Bewegung; man zählte die Tage und die Stunden voll sehnsüchtiger Erwartung. Auch Charitas bereitete im Stillen eine kleine Ueberraschung vor, zu der nur die Pförtnerin in's Vertrauen gezogen war. Die Verwandten der Aebtissin in der Stadt blieben ihrerseits nicht zurück und bezeigten ihre Theilnahme durch zweckmäßige Gaben für den festlichen Tag. Wilibald Pirkheimer, der wegen Gebrechlichkeit nicht persönlich erscheinen konnte, schenkte guten Wein und sandte für die Festtafel sein Silbergeschirr. Frau Ursula Kramer, die Nachbarin und alte Freundin der Pirkheimerschen Familie, half gleichfalls mit ihrem kleinen Silbergeschirr aus. Ebenso stellten sich die beiden verheiratheten Töchter Pirkheimers gar ehrlich ein: Felicitas (in zweiter Ehe mit Hans Kleberger vermählt) mit Brod und Wein und zwei Maienkuchen, Barbara, die Straubin, mit fünfundzwanzig köstlichen Forellen. Auch die Geuderin, Pirkheimers verheirathete Schwester, spendete zwölf Maß Wein. Kurz, es war für das Festmahl auf's reichlichste gesorgt.

Zwei Briefe der Katharina Pirkheimer an ihren Vater, die an dem Feste auch einen „Brauttag“ feierte, nämlich den Tag ihres sechzehnjährigen Eintritts in das Kloster, geben uns von alledem erwünschte Kunde und gestatten uns einen Einblick in das fröhliche Treiben und das harmlose Glück der Nonnen während dieser Tage, an dem

Jedermann seine Freude haben muß.[54]) Der erste Brief ist am Vorabend des Festes geschrieben und lautet:

„Jesum pro salute. Mein herzlieber Vater. Die Mutter läßt dich freundlich grüßen und läßt dir auf das herzlichst und freundlichst danken zu hunderttausendmalen, der guten köstlichen Schenk, mit der du sie geehrt hast auf ihr Jubeljahr. Sie weiß nit, wie sie es nur um dich verdienen soll. Sie sagt, es sei ihre Meinung ganz nit gewest, da sie dich hat lassen laden, daß du ihr so herrlich sollst schenken, aber sie freut sich von Herzen des guten köstlichen Weins, daß sie's den Schwestern auf ihre Hochzeit wohl kann erbieten. Du hast es ganz wohl bedacht, es werden die Schwestern fröhlich und guts Muths werden, vinum laetificet cor hominis [Wein erfreut des Menschen Herz]. Sie sagt, es sei sonst Bettelwerk. Du lässest sie wohl bestehen. Herzlieber Vater, wir haben uns all das ganze Jahr auf der Mutter Jubeljahr gefreut und Wochen, Tage und Stunden hingezählt. Gott sei gelobt, daß wir es erlebt haben. Aber es spricht die Mutter, sie sollt billiger ululate [Wehklagen] singen, denn jubilate, daß sie ihr Zeit, ihr von Gott verliehen, nit so wohl angelegt habe. —

„Es hat mir der Schaffer gesagt, daß du so gutwillig bist und willst uns dein Silbergeschirr leihen, wo wir zumal einen großen Trost haben. Ich hab etlichen Schwestern gesagt, du werdest auf die Hochzeit kommen, verstunden sie, du würdest persönlich kommen, sprachen sie, alsbald er kommt, wollen wir ihn herein lassen. Herzlieber Vater, ich bin fast unmüßig [sehr beschäftigt] daß ich muß helfen zurichten, daß alles recht zugeh. Ich will es dir hinnach alles schreiben, wie es ergangen ist. Ich bin als morgen auch eine Braut, es ist sechzehn Jahr, daß ich in das Kloster bin kommen. Es hat mich von den Gnaden Gottes

nicht gereut. Aber ich will dir sein ewiglich danken, daß du mir dazu hast geholfen. — Herzlieber Vater, die Mutter schickt dir hiemit ein Osterlämmlein und ein Gebackens, begehrt, du sollst damit vorgut nehmen und sollst es für Aal und Forellen essen; wenn sie's hätt, wollt sie dir's auch gern von ihrem Tisch schicken, und sollst unser Mutter Kramerin dazu laden, die grüß auch freundlich von unsern wegen. Schwester Clara läßt dich auch freundlich grüßen. Damit wünsch ich dir viel seliger Zeit. S. Katarina, dein Kind."

Das war die Stimmung während der Vorbereitungen. Und nun kam der ersehnte Festtag selber. Wie ging es da hoch her! Huldigung und Bescherung, Jubel und Umarmung, Festmahl und Gesang, ja zu guter Letzt sogar — gestrenger Leser erschrecke nicht! — ein kleiner Tanz, woran Alt und Jung sich betheiligte und wozu die Jubilarin das Hackbrett schlug! Selbst die ehrwürdige betagte Apollonia Tucher, die Jugend- und Herzensfreundin der Charitas, die schon vor sieben Jahren ihren fünfzigjährigen Aufenthalt im Kloster gefeiert hatte, versuchte noch ein Tänzchen. Es war eine unbeschreibliche Freude, und Der müßte sehr verhärtet oder versauert sein, der an dem Glück und der kindlichen Harmlosigkeit, womit sich die Schwestern alle der unschuldigen Lust hingaben, sich nicht von Herzen mit erfreuen könnte.

Doch hören wir unser gutes Kätterlein selber! Ihre treuherzige Schilderung der Feier, voll Wärme und klarer Anschaulichkeit, bedarf keines Commentars. Der Brief ist überschrieben: „Meinem herzlieben Vater, Herrn Wilibalden Pirkheimer gehort der Brief." Dieser selber aber lautet:

„Jesum pro salute. Mein herzlieber Vater, ich hab dir zu dem nächsten geschrieben, ich woll dich eigentlich wis-

sen lassen, wie die Hochzeit sei ergangen. Es sagen alle Schwestern, weil [so lange] sie in dem Kloster seien gewesen, daß sie keiner freudenreicheren, köstlicheren Hochzeit gedenken; gedenk' auch der Schwestern nie fröhlicher, denn auf diesen Tag.

„Zu Morgen kam der ganze Convent zu der Mutter, und trug eine jede Schwester eine brennende Kerze, und Mutter Priorin setzte ihr einen Kranz auf, und trugen sie in den Chor und sangen das Responsorium: Regina mundi. Und die Braut weinete, es war aber nit vor Leiden, sondern vor Freuden. Und sie thät selbst das Officium zu den Tageszeiten, und [wir] verbrachten darnach den Meßgesang mit großer Herrlichkeit. Und die Mutter ließ uns das heilig Sakrament aufziehen, und kniete der ganze Convent davor, und ließen uns gleich bedünken, wir nähmen das heilig Sakrament, trösteten uns des Spruchs des hl. St. Augustini: crede et manducasti [glaube und du hast gespeist]. Darnach setzt man die Mutter vor den Altar, da gingen alle Schwestern zu ihr, von der ältsten bis auf die jüngste, Chor- und Laien-Schwestern. Da empfing die Mutter eine jegliche mit dem Umfang und Kuß, und vereinten uns auf ein neues mit einander.

„Und die Mutter hatte die Hände voller Ring und gab einer jeglichen Schwester ein Ringlein an ihre Hand, zu einem Zeichen einer neuen Vermählung mit ihrem Gesponsen, daß wir bisher treu an ihm hätten gehalten und beständig wären gewest, das wir uns doch nit zuschreiben, sondern der Gnade des heiligen Geists, qui infirma mundi elegit ut fortia quoque confundat [der das Schwache erwählt, um das Starke zu demüthigen]. Wiewohl es vor nit Gewohnheit ist gewesen, daß wir Ring haben getragen, so erbarmets doch die Mutter, daß wir in diesen schweren

Jahren einmütiglich in dem Gehorsam bei einander wären blieben, und zu einer Gedächtniß derselben hat sie viel Jahr Pfenning und Groschen, was ihr ist worden, zusammen gesammelt, daß sie's davon hat lassen machen, heimlich, daß Niemand davon wüßt, denn die Portnerin; kostet eins 35 dl. Herzlieber Vater, es war eine solche Freud unter uns, daß ichs nit kann schreiben. Eine jegliche konnt kaum erwarten, bis es an sie kam, wir hätten die Mutter schier erdrückt! Man sah wohl, wie feind man der Mutter ist! Ich schick dir hiemit mein Ringlein, daß du es sähst; ich thu es aus großer Lieb, die ich zu dir hab, ich getrau dir wohl, du werdest es mir wieder schicken, ich geb es nit um des Kaisers Gut.

„Darnach trug man die Mutter zu Tisch, da sangen sie die Schwestern an. Sie hatte uns ganz wohl erboten zu Morgens und zu Nacht. Es ist kein sparer Wirt da gewest. Aber du hast ja das Best mit deinem guten Wein gethan. Die Mutter ließ einer jeglichen Schwester eine genugsame Pfründ einschenken, und über das ließ sie zu zweienmalen zugeben, daß eine jeglich möcht trinken, als viel sie wollt. Sie sagte den Schwestern deine Meinung, daß du begehrt hast, daß man es alles an der Hochzeit sollt anwenden. Wir haben das Fäßlein geleert, aber wir haben den nächsten Tag davor davon anheben zu trinken, es wär uns ja sonst zu viel gewest an einem Tag. Es ist wahr worden, das ich dir hab geschrieben: vinum laetificet cor hominis.

„Es ward zuletzt, da wir gessen hatten, zu Nacht, ein Tanz daraus. Es tanzten die alten ebenso wohl als die jungen. Mutter Apollonia Tucherin ist 57 Jahr in dem Kloster gewest, die zog mich auf, daß ich mit ihr mußt tanzen, und die Braut schlug auf einem Hackbrett. Es

was der Tanz so groß, daß sie sprach: Lieben Kind, schont mir nur meine Tisch! Wir mußten darnach alsbald Complet halten, daß wir Sorg hatten, es würde zu spät. Da wir vom Oelberg kamen, entbot die Mutter der Kellerin, wer zu ihr käme, sollt sie jedermann zu trinken geben.

„Herzlieber Vater, es sprachen die Schwestern: O daß unser Vetter Pirkheimer da sollt sein, er würd einen Trost davon haben, da würde die Freud ganz werden! Sie heißen dich Vetter, daß du der Mutter Bruder bist. Wir haben auch einen großen Trost von deinem schönen Silbergeschirr gehabt. Ich dank dir herzlich von der Braut wegen und aller Schwestern wegen, daß du uns also zu unserm Trost hast geholfen. Aber wir hatten sonderlich einen großen Trost von der Frauen Kramerin kleinem Silbergeschirr. Das brachten wir an einander, wiewohl wir sonst über die Nothdurft uns nit mögen nöten. Ich bitt dich freundlich, wollst uns gegen ihr mit Dankbarkeit verwesen, auch um den guten köstlichen Wein, den sie uns hat geschickt, von dem wir heut auch getrunken haben, haben auch ganz wohl davon gelebt; der uns ist überblieben, wollen wir morgen trinken. So hat uns die Geuderin auch zwölf Maß geschickt. Auch die Sträubin hat sich ja köstlich heut angriffen, hat uns 25 Foren [Forellen] geschickt, die auf das allerbest gesotten sein gewest; wir haben ja einen köstlichen Eierkuchen gehabt.*) Es hat sich die Klebergerin auch ehrlich gestellt, hat uns gestern Wein und Brod und zwei Mayenkuchen auf das beste geschickt. Gott sei euer aller ewiger Lohn und geb euch das Ewig für das Zeitlich. Ihr habt viel guter Wünsche [von uns] ge-

*) Der zweite Tag der Hochzeit hieß, wie im weltlichen Leben so auch im geistlichen, der Eierkuchentag, oder auch schlechtweg der Eierkuchen.

habt; würden sie alle wahr, so würd euch Glück über Glück zugehen. — Die Mutter läßt dich herzlich grüßen, schickt dir hiemit von dem Eierkuchen, einen Spickscherben und Nägelescherben [Nelkentopf], trägt roth und weiße Nägelein. Es erbarmts, daß du nit in den Garten kannst kommen, sollstu deine Augen darinnen erwittern [erlaben].

„Verzeih mir mein langes und ungeformtes Schreiben. Ich hab dir ja müssen schreiben, wie es ergangen ist. Es ist vor nie gehört worden, solang das Kloster ist gestanden, daß eine Aebtissin ihr Jubeljahr in dem Amt hat gehabt, auch keine vor ihr ist so lang an dem Amt gewest. Ich glaub wohl, es möcht nimmer geschehen, dieweil das Kloster steht. Nit mehr denn. — Ich wünsch dir viel selige Zeit, auch Stärke für unsere alte Braut. Es erjammert uns, daß sie dennoch zu ihrem ehrsamen Alter alle Ding [der Ordensregel] schuldig ist zu halten, wie den ersten Tag da sie es gelobet, wiewohl ich weiß, daß sie ein groß Leiden davon würde haben, daß sie exempt oder frei sein sollt. — S. Katharina, dein Kind."

In so schöner, rührender Weise verlief das Fest der Nonnen, der große Ehrentag der Aebtissin. Es waltete eine Stimmung, wie sie seit Jahren in diesen Räumen nicht mehr geherrscht hatte, und wie sie nachmals wohl auch nicht wiedergekehrt ist. Es war ein kurzer Sonnenblick, der den umwölkten Himmel durchbrach, aber ein Sonnenblick, an dessen strahlender Wärme sich die treuen Töchter von St. Clara noch lange erquickten und in der Erinnerung getröstet emporrichteten. Trugen sie ja an ihrer Hand das Denkzeichen, das ihnen köstlicher war als „des Kaisers Gut", den Ring der Treue, das Zeichen ihres einmüthigen Gehorsams, ihres in Leiden bewährten Zusammenhaltens.

## XII.

### Letzte Lebensjahre.

Aus der Schilderung der gemüthvollen Katharina erfahren wir, was ihre ungedruckten Briefe noch des Nähern bestätigen, daß nicht nur Wilibald Pirkheimer, sondern auch Charitas mehr und mehr von körperlicher Gebrechlichkeit zu leiden hatten. Dem alternden Gelehrten hatte die Gicht seit Jahren merklich zugesetzt, so daß die Abnahme seiner Kraft den Schwestern immer augenfälliger ward. Schon früher einmal hatte Clara ihm, wie es scheint über sein Bildniß, geschrieben: „Herzlieber Bruder, wie ist mir deine Gestalt zu Herzen gangen! Es will dir je der alt Mann nachlaufen. Es wollen die jungen Schwestern nit glauben, daß es deine Gestalt sei, und sonderlich das Käterlein sagt, sie könne nit glauben, daß ihr Vater also säch [aussehe]. Es läßt dich freundlich grüßen.“ Seitdem war sein Zustand noch gebrechlicher geworden, so daß er in der Frühlingszeit nicht einmal den nah gelegenen Garten besuchen konnte.

Aber auch Charitas war in den letzten Jahren häufig von denselben Leiden, wie der Bruder, heimgesucht. Die Bürde des Alters und vielleicht die noch schwerere Bürde erlittener Drangsale fingen an bei ihr sich fühlbar zu machen. Dennoch wollte sie für ihre Person von keiner Erleichterung hören, und ohne sich Dispens ertheilen zu lassen, unterzog sie sich in „ihrem ehrsamen Alter“ allen von der Ordensregel vorgeschriebenen Pflichten und Entsagungen mit gewissenhafter Pünktlichkeit.

Etwa ein Vierteljahr nach der geschilderten Feier folgte ein Ereigniß, durch welches Charitas wiederum persönlich

tief berührt wurde. Ihre Nichte Crescentia, Wilibald Pirkheimers Tochter, die, wie bekannt, ebenfalls im Kloster zu St. Clara erzogen und eingekleidet worden, ward um diese Zeit in dem jugendlichen Alter von achtundzwanzig Jahren dahingerafft. Von Natur schwächlich und auch geistig minder begabt als ihre Schwester Katharina, war sie seit geraumer Zeit dem Siechthum verfallen und länger als drei Jahre schon an's Krankenlager gefesselt. Die Schwester wie die Tanten halfen redlich zusammen, ihr das verkümmerte Leben zu erleichtern, das, wie aus den Briefen ersichtlich, jedoch weniger schmerzhaft als ein langsames Dahinwelken war. Mit Obst, Zucker oder einem Trünklein Meth konnte man dem kindlichen Wesen eine große Freude machen. Trotz der zärtlichsten Pflege von Seiten des gesammten Convents, welcher zuletzt reihenweise mit der Wartung der Leidenden abwechselte, erlag sie endlich im Juli 1529 der langwierigen Krankheit. Ihr schöner freudiger Tod hatte zwar alle erbaut und den Schmerz gemildert; aber der Verlust ging doch unter all dem übrigen Ungemach den Schwestern tief zu Gemüth, um wie viel mehr der Aebtissin Charitas, welche mit mütterlicher Sorgsamkeit die Nichte gehütet und erzogen, dem betrübten Vater Wilibald, der mit so liebendem Eifer um die Sache seiner Kinder sich abmühte!

Clara berichtet über das Hinscheiden der Frühvollendeten in einem Trostschreiben an den Bruder:

„Jesum Christum crucifixum pro salute. Mein herzlieber Bruder! Als dir nun wol wissend ist der Abschied von dieser Zeit deiner Tochter, unsrer Schwester und herzenlieben Bäsleins, die Gott in Ewigkeit wolle trösten, bedünkt mich ohne Noth sein, dich zu Geduld und Gelassenheit zu vermahnen; dann ich keinen Zweifel hab, du könnest und

wissest dich dem Willen Gottes baß zu ergeben, denn ich dir immer geschreiben kann. Aber zu einem Trost laß ich dich wissen, daß sie ein solchs schönes vernünftiges Ende hat genommen, daß ich mich wollte freuen, wann ich sollt wissen, daß ich also würde sterben. Da man sie aus ihrem Stüblein in das Siechhaus thät, da sprach sie: „Herr, seist ewiglich gelobt, daß ich bei dem Convent soll sterben, du hast mein Gebet erhört!" Und wenn man sie vermahnt zu einem willigen Sterben, so hatte sie kein Widerstreben und sprach: „ich will gern sterben, ich weiß, daß mich mein Gespons schier wird holen"; und nahm das Crucifix begierlich zu ihr und ruft die Mutter Gottes, die sie allweg herzlich lieb hat gehabt, begierlich an, daß sie ihr beistünde in ihrem Sterben und letzten Streit, und hat das dryfach Licht selber in die Hände genommen, und da man ihr den Glauben vorbetet, gab sie Zeichen, daß sie gute Vernunft hätte. Sie ist fast [sehr] sänftiglich gestorben, hatte die Züge kaum eine Viertelstund. Sie verschied an S. Magdalena Abend zwischen neun und zehn vor Metten, und was der ganz Convent dabei. — Sie hat eine solche Klag unter dem Convent, als ich kaum gedenk; und wiewol sie ein armes Menschenkind ist gewest ihres Leibs halb, so wollten wir sie noch gern gehabt haben, wo es der Wille Gottes wär gewest. So hat man keinen Fleiß mit ihr gespart und ihr mit allen Treuen gewartet, daß ich glaube, daß ihr in der Welt an keinem Ort also gewartet wär worden. Ich getrau Gott wol, sie habe eine gute Hinfart than und [sei nunmehr] bei Gott."

Es gab geschäftige Leute in der Stadt, welche auch diesen Todesfall zu böswilligen Verdächtigungen ausbeuteten. Sei es, daß die junge Crescentia einmal irgend eine unbedachte Aeußerung gethan, oder daß man überhaupt nur

aus ihrem frühzeitigen Hinscheiden Bedenken gegen die Lebensweise im Kloster erwecken wollte: genug, man versuchte den Tod des Klosterfräuleins als eine Folge der Ueberanstrengung und der verkehrten Behandlung von Seite der Nonnen hinzustellen. Wie unbegründet diese Beschuldigung war, ersehen wir aus dem obigen Berichte der Clara Pirkheimer, wie auch aus einem Briefe der Katharina, welche den Vater von dem wahren Thatbestand treulich unterrichtet und versichert: „Man hat sie je nit hart angestrengt, noch unbescheiden mit ihr umgegangen, als denn etlich davon sagen. Ich hoff, du glaubst uns mehr, wir, die der Wahrheit in dieser Sach erfahren sein, als denen, die nach Wahnreden und Anderer Gesehen nach gehört haben, wie man sie gehalten hat.“ Pirkheimer rechtfertigte das Kloster einfach dadurch, daß er demselben, zum Dank für die getreue Pflege der Verewigten, eine Schenkung machte und diejenigen Schwestern noch besonders bedacht wissen wollte, welche die meiste Mühe mit ihr gehabt.

In einem herzlichen Schreiben dankt die tapfere Katharina, die jetzt überhaupt mehr in den Vordergrund trat, dem Vater für den großen Trost, den er durch diese Anerkennung der ganzen Klostergemeinde, besonders aber auch der würdigen Mutter (Charitas) bereitet habe. „Es thut der Mutter und mir von Herzen sanft“, schreibt sie, „daß du so erkenntlich bist, ob wir wohl ermessen können, daß du es nit schuldig bist. Es ist uns so viel angenehmer und erfreut uns so viel mehr, je mehr es aus Lieb und einem guten Willen geht.“ Und der heimgegangenen Schwester gedenkend, sagt sie: „Sie hat ein so schönes vernünftiges Ende genommen, daß ich mich mein Lebtag will freuen. Ich hab keinen Zweifel daran, die Mutter Gottes, der sie so getreulich hat gedient und an ihrem letzten Ende so getreulich hat

angerufen, sei ihr mit ihrem lieben Kind beigestanden. Darum, herzlieber Vater, bekümmere dich ihrenthalben nit; ich glaub, sie gehr' um nit alle Welt, daß sie hier in diesem Jammerthal sollte sein." —

Pirkheimer, der an den alten Sitten hielt, ließ auch nach landesüblichem Brauch ein Leichenmahl zu Ehren der seligen Crescenz veranstalten, und seine Tochter Katharina erhielt den Auftrag, solches durch den Schaffner im Kloster besorgen zu lassen. Das Mahl, bestehend in gebratenen Fischen nebst gutem Wein, ging denn auch ganz nach ihrer Anordnung von statten. Zugleich hatte er ein Schreiben an das Kloster gerichtet, das bei diesem Anlaß den Nonnen, zur Anerkennung und zum Gedächtniß, vorgelesen werden sollte. Dieser väterliche Brief, den die Aebtissin dem Convent durch eine Schwester vorlesen ließ, weil sie selbst dafür noch zu angegriffen war, verbreitete unter den versammelten Frauen großen Trost. Denn Katharina schreibt: „Ging dein Brief den Schwestern so genau zu Herzen, daß sie fast alle weinten ... Die Schwestern haben einen solchen Trost von dem Brief, besonders von dem letzten Punkten; eine jetliche will ihn abschreiben. Ich hab den Brief seither nit zuwegen bringen [wieder bekommen] können. Aber hinach, wenn ihn die Schwestern gebraucht, will ich ihn mein Lebtag von deintwegen behalten. Damit befiehl ich dich der Gnade Gottes."

Auch später noch, nach Pirkheimers Tod, empfingen die Clarissinen ein Legat von fünfzig Gulden, zur „Verehrung und Ergötzung ihrer Müh und Arbeit", die sie an der Hingeschiedenen gethan.[55])

In der Zeit der Aufregung und Verwirrung waren ein paar Nonnen gemüthskrank geworden. Auch dieses Mißgeschick griffen die Klosterfeinde mit gierigem Eifer auf,

um es zum Nachtheil und Vorwurf des Klosters zu deuten, anstatt darüber selbst ein wenig nachdenklich zu werden und ihre eigenen Hetzereien und Gewaltthätigkeiten in's Gewissen zu ziehen. Katharina Pirkheimer, welche ihrem Vater auch über den Zustand dieser Nonnen berichtet (Herbst 1529), beruhigt ihn und seine Freunde durch einfache Darlegung des Verhalts, indem sie von einer derselben, der Peßlerin, in aller Treuherzigkeit bemerkt, sie habe „ein phantasinisch Köpflein", vertrete aber ihre Stelle so wohl, daß man „ihr nit könnte gerathen", von der andern, der Holzschuherin, in ähnlicher Weise mittheilt, sie habe „ihre seltsamen Zufälle", sei aber sonst harmlos, „gehe zu Chor und verrichte ihre Arbeit wie andere Schwestern." Die Harmlosigkeit dieser gestörten Wesen wurde von Pirkheimer selber anerkannt, indem er ausdrücklich wünschte, die Peßlerin möge bei dem vorerwähnten Leichenmahl zu Ehren der verstorbenen Crescenz den Wein einschenken. Die Peßlerin vollzog denn auch den Auftrag ihres alten Freundes mit gutmüthigem Eifer, und ihre Geschäftigkeit und ihr Geplauder dabei machte, wie Katharina erzählt, „den Schwestern einen guten Muth, daß sie fröhlich aßen und tranken." Katharina verschmäht es, den Klostergegnern ihren Vorwurf zurückzugeben und schließt mit christlicher Ergebung: „Was Gott thut und verhängt, müssen wir lassen geschehen."

Man scheint gleichwohl aus dem Vorkommniß Anlaß zu einer abermaligen Untersuchung und zu neuen Drohungen gegen den Bestand des Klosters genommen zu haben, die vielleicht nur aus Rücksicht gegen den alten Pirkheimer nicht zur Ausführung kamen. Denn Katharina schreibt in dem angeführten Briefe noch: „Auch, herzlieber Vater, danken wir dir herzlich und freundlich deines guten Trosts, den du uns zuentboten und geschrieben hast. Wärest du

nit mit deiner getreuen Tröstung, würde man uns ganz kleinmüthig machen. Wir gönnen Niemand nichts Bös, allein würd uns erbarmen, daß wir jetzund am Ende, da wir besser daran zu sein wähnten, zerrissen sollten werden. Gott woll es durch seine Gnade wenden."

In der That war der alte Wilibald Pirkheimer jetzt die thätigste und rührigste Stütze, ja der eigentliche Anwalt der Nonnen von St. Clara geworden. Denn in diesem Jahre 1529, ein Jahr vor seinem Tode, verfaßte er jenes kleine Document, das zum Lebendigsten und Treffendsten gehört, was er je geschrieben, und ihm zum immerwährenden Lobe gereichen wird. Es ist seine Schutzschrift für das Claraklo ster, welche bestimmt war, im Namen der Nonnen beim Rathe der Reichsstadt eingereicht zu werden. Im Namen der Verfolgten wollte er noch einmal an den Gerechtigkeitssinn der besonnenern unter den Mitgliedern des Rathes appelliren und durch eine Rechtfertigung der klösterlichen Lebensweise einen letzten Versuch machen, um den Fortbestand des Frauenklosters zu retten. Pirkheimer läßt die Religiosen selbst sprechen und ihren Nothstand schildern.[56])

„Obgleich im Allgemeinen für Jedermann nichts leichter scheint" — so beginnt die Apologie — „als daß er seine gerechte Sache persönlich vertrete und die Unschuld des Herzens in offener Rede vertheidige: so fühlen wir Armen uns doch so sehr in die Enge getrieben, daß es für uns nichts Schwierigeres gibt, als zu unserer Vertheidigung vor euch das Wort zu ergreifen, nicht etwa weil es uns an Gründen oder an dem rechten Vertrauen in unsere Sache fehlte, sondern weil wir längst erfahren haben, daß Worte uns nicht nur nichts genützt, sondern sogar sehr viel geschadet haben. Denn wenn es einmal vorkommt, daß wir etwas freier herausreden, so nennt man uns un-

verschämt und zudringlich; sprechen wir dagegen demüthig und kniefällig, so werden wir als Heuchlerinen verspottet; schweigen wir aber gänzlich und trachten das Ungemach in stiller Ergebung zu tragen, dann gelten wir für hartnäckig und starrsinnig. So kommt es, daß, ob wir schweigen oder reden, wir immer dem Tadel und der scheinbaren Schuld verfallen. Allein im Angesicht des bevorstehenden Untergangs, den man uns bereitet, drängt es uns wenigstens, ehe wir gänzlich zu Grunde gehen, noch einmal zu versuchen, ob wir eure Ungnade, die wir ohne Schuld uns zugezogen, nicht mit Worten abzuwenden und unsere Unschuld an der Hand der Wahrheit zu schützen vermöchten. Denn wir möchten nicht den Schein gewinnen, als ob wir durch völliges Schweigen euch verachten oder uns zu irgend einer Schuld bekennen wollten, noch auch unser Gewissen durch Unterlassung aller Vertheidigung in Zukunft beschweren, wenn wir denken müßten, daß wir durch eigene Schweigsamkeit zu Grunde gegangen, während wir durch Reden vielleicht uns hätten retten können. — Deßhalb bitten wir euch um Christi willen, uns gütig anzuhören und es uns nicht zum Vorwurf anzurechnen, wenn wir in unserer höchst bedrängten und trostlosen Lage unser Herz mit Thränen und Seufzern erleichtern. Sind wir doch keine Fremden, sondern alle Töchter eurer Mitbürger, in dieser Stadt geboren und erzogen, und großentheils durch Bande des Blutes und der Verwandtschaft mit euch verbunden, und wissen wir ja, daß die Unbilden, die uns angethan worden, nicht allen Rathsmitgliedern zugerechnet werden dürfen, sondern sogar vielen durchaus mißfallen, andere aber mehr durch Unkenntniß als Bosheit irren, von unsern Widersachern überredet, daß es nichts Verwerflicheres auf der Welt gebe, als Gott geweihte

Jungfrauen, welche ihre Keuschheit unversehrt bewahren wollen.“

Die Vertheidigungsschrift gibt nun einen getreuen Bericht von der ganzen Lebens- und Denkweise der Nonnen, wie wir sie bereits kennen gelernt haben, und knüpft daran eine ausführliche Widerlegung und Beleuchtung der Hauptanschuldigungen der Klosterfeinde, die vornehmlich in drei Punkten gipfeln: 1) daß die Nonnen mehr auf äußere Werke als auf den Glauben bauen; 2) daß sie dem Papste und Menschensatzungen allzu viel anhangen; 3) daß sie das Wort Gottes, d. h. die Predigten der vom Rathe gesendeten Prädikanten verachten. Diese Punkte werden klar und scharf beleuchtet, in einer Erörterung, welche in übersichtlicher Form noch einmal alles das zusammenfaßt, was Charitas während des ganzen Verlaufs der Verfolgung in ihren verschiedenen Bittschriften, Briefen und Unterredungen dargelegt und unermüdlich versucht hatte richtigzustellen.

Endlich folgt eine gedrängte Aufzählung der Gewaltthätigkeiten, welche in diesen schlimmen Jahren gegen die Clarissinen verübt worden sind. Dieses Gemälde spricht in seiner lapidaren Einfachheit beredter als die wortreichste Auseinandersetzung:

„Zuerst“, klagen die Nonnen, „wurden unsere Beichtväter vertrieben: wir haben es dulden müssen. Man verweigerte uns die Erlaubniß, andere zu wählen: wir haben es erduldet. Der Genuß der heiligsten Eucharistie ist uns entzogen, so daß wir nun schon fünf Jahre ununterbrochen des heiligen Leibes Christi entbehren müssen: wir haben es erduldet, wenn auch nicht ohne großen Seelenschmerz, da selbst bei den Türken und barbarischen Nationen den Christen die Freiheit der Communion gewährt ist. Ihr habt uns einen Prediger zugewiesen, welcher, anstatt das

Wort Gottes zu verkünden, uns mit unaufhörlichen Beschimpfungen kränkte: wir haben es erduldet. Drei Schwestern sind uns mit Gewalt und gegen ihren Willen hinweggenommen worden: wir haben es erduldet, ja wir haben noch Gott danken müssen, daß nicht das ganze Kloster überfallen, geplündert und zerstört worden ist. Eine andere schied, durch Ueberredung verführt, [nach zehnjährigem Aufenthalt] von uns aus, und wir mußten ihr Alles, was sie in die Gemeinschaft mitgebracht hatte, wieder zurückgeben: wir haben es erduldet und gehorcht. Unsere übliche Tracht ist uns untersagt worden: wir haben es erduldet. Man hat uns gezwungen, die Clausur der Fenster gegen uralte und gute Gewohnheit zu öffnen: wir haben es erduldet. Man hat uns genöthigt, allen Schwestern die Freiheit des Redens [mit den Leuten aus der Stadt] zu ertheilen: wir haben es erduldet. Gar nicht zu reden von den Drohungen, Kränkungen, Verhöhnungen und Verspottungen, sogar während wir die heiligen Hymnen sangen, was wir alles mit möglichstem Gleichmuth ertragen haben. Ihr habt uns endlich die drückend schwere Getränksteuer auferlegt, so daß wir in einem Jahre mehr als 150 Goldgulden zahlten und außerdem weitere 400 an Abgaben entrichten mußten, während uns selbst nicht einmal das zum Lebensunterhalt Nothwendige zureichte. Wir haben gehorcht, ohne je zu klagen, daß diese Belastung gegen die öffentlichen Gesetze sei. Und dennoch nennt man uns ungeduldig und aufrührerisch, während wir uns doch nur bemühen bei Wasser und kärglicher Nahrung lieber im Kloster auszuharren, als gegen Gewissen und Gelübde zuchtlos und wortbrüchig zu werden. Weil wir aber wissen, daß so große Widerwärtigkeiten nicht ohne Gottes besondere Zulassung geschehen, so werden wir trachten, unsere Seelen

in Geduld zu erhalten, denn Trübsal erzeugt Geduld, die Geduld den Trost, der Trost aber die Hoffnung, welche nicht zu Schanden geht."

Im Schlusse der Vertheidigungsschrift legen die Nonnen feierliche Verwahrung ein gegen unrechtmäßige Vergewaltigung und bitten um Gerechtigkeit.

„Bei der Barmherzigkeit Gottes bitten und beschwören wir euch, in Ansehung unserer Unschuld und eurer Würde nicht Härte gegen uns zu üben, nicht unsern Gegnern Gehör zu schenken und dieses Gärtchen christlicher Pflanzung, welches unsere und andere christliche Hände mit treuer Liebe gepflegt, nicht unter den Füßen wilder Thiere zertreten zu lassen. Fürwahr, wenn diesen harten Herzen auch nur ein Funke christlicher Liebe, ohne die der Glaube nie bestehen kann, innewohnte, sie würden sich nicht blos aller Gewaltthätigkeit, sondern auch jeder Verleumdung und Anklage enthalten. Wem ist denn jemals zu Ohren gekommen, daß man jemand den Glauben aufzwingen könne?

„Hätten wir uns eines Irrthums oder Vergehens schuldig gemacht, so würde viel schicklicher gewesen sein, uns mit Sanftmuth und Wohlwollen zu belehren. Lehrt ja auch der Apostel, die Bösen zu ertragen und mit Milde zu unterweisen, obwohl sie widerstehen. Ohne Widerstreben wollen wir uns den härtesten Bußen und Strafen unterziehen, wenn wir etwas Unziemliches begangen. Die Schwestern, die aus unserer Mitte gerissen wurden, leben unter euch: fraget sie, erforscht von ihnen, ob wir in der Furcht des Herrn, in der Nächstenliebe, in Ehrbarkeit gewandelt? Sie werden es nicht verschweigen, wofern ihnen etwas, was Schande bringt, bekannt ist. Da wir nun Niemand verletzen, Vielen nur Gutes erweisen, Niemanden Beschwerde mit Betteln machen oder auf irgend eine andere Weise Un-

recht zufügen: o, so wehret die Gewalt von uns ab; gebt uns nicht preis der Willkür rücksichtsloser Menschen, welche uns Schuldlose aus dem Kloster verdrängen möchten, damit wir in der Welt umherirrend unsern Lebensunterhalt erbetteln oder noch schwerere Wege zur Fristung unseres Lebens betreten müßten. Es würde nicht eurer Würde geziemen, nicht dem Ruhme eurer Voreltern, welche bei vielen Nationen im Rufe der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Ehrbarkeit standen. Denn welcher Ruhm könnte euch erwachsen aus der Ungerechtigkeit gegen ein so schwaches Geschlecht? welcher Nutzen aus unsern Beschwerlichkeiten, welche Ehre aus unserer gewaltsamen Vertreibung? Erbarmt euch unser, würdige Väter, habt Erbarmen, damit in eurer letzten Stunde auch Gott mit euch Erbarmen habe! Habt Mitleid mit unserem Unglück, Mitleid mit unserer weiblichen Schwachheit! Wir verdienen nicht so bitteres Leiden, euer ist es unwürdig, es zu verhängen."

Schließlich berufen sie sich auf die Gesetze des Reiches und den Schirm des Kaisers. Wenn aber bei den Menschen gar keine Gerechtigkeit mehr zu finden sei, so befehlen sie sich vertrauensvoll in den Schutz des gnädigen Gottes. „Den gequälten, elenden, mühsalvollen Jungfrauen wird er seinen göttlichen Beistand nicht ganz versagen, damit sie in Zukunft nicht blos von Gewaltthätigkeit und Unrecht befreit, sondern auch im Schatten seiner Flügel sicher und unbeirrt dahinleben mögen. Sollte es die göttliche Majestät anders beschlossen haben, oder hätten unsere Sünden noch mehr Drangsale verdient, so geschehe sein Wille. Was wir sind und besitzen, ist Gottes Geschenk. Er hat es gegeben, er kann es auch nehmen. Sein Name sei gelobt." —

Diese beredte und rührende Vertheidigungsschrift hatte das Loos aller übrigen Bittschriften der Clarissinen: sie

blieb wirkungslos und unbeachtet. Rechtfertigung, Klage, Bitte und Beschwörung, sie verhallten ohne Eindruck und Erfolg. Wohl erkennen wir aus der Schrift, daß auch jetzt noch immer wohlwollende und billig denkende Mitglieder im Rathe der Republik saßen, die zur Erhaltung des Klosters die Hand geboten hätten, aber sie waren offenbar in der Minderheit. Die siegreiche Mehrheit verharrte bei ihrem Beschlusse: das Kloster unwiderruflich aussterben zu lassen. Der Rath wartete auf sein sicheres Erbe, auf den Einzug ihrer Güter. Dies gab er den Nonnen im Januar 1532 ganz deutlich zu verstehen, indem er den Frauenklöstern verbot, von ihren Einkünften oder Gütern etwas zu verkaufen, und sie aufforderte, ihre Saalbücher, darin des Klosters Güter, auch Gülten und Renten eingetragen waren, dem Rathe auszuliefern.[57]) Inzwischen aber blieben die armen Frauen in ungewisser Schwebe über ihr Schicksal und mußten fortwährend auf unerwartete Ueberraschungen gefaßt sein; denn sie wußten wohl, daß es ganz in dem jeweiligen Belieben der gebietenden Partei im Rathe stand, ihre Lage zu verschlimmern, ja ihrem Asyle den letzten Stoß zu versetzen — und so hing das Schwert des Damokles ohne Unterlaß über ihrer Existenz.

Die Schutzschrift aber, wenn gleich wirkungslos, behält dennoch unvergänglichen Werth. Meisterhaft im Styl, einschneidend in der Logik, ergreifend durch die glühende Wahrheit der Schilderung, bleibt die Apologie zugleich ein mannhaft edles Bekenntniß. Pirkheimer hätte sein reiches thätiges Leben mit keiner schönern literarischen That beschließen können, als durch dieses ehrenhafte und freimüthige Eintreten für die Sache der Verfolgten. Er hat damit den Clarissinen und sich selbst ein erzüberdauerndes Denkmal gestiftet.

Ungefähr ein Jahr nach Abfassung dieser Schrift verschied Wilibald Pirkheimer, unerwartet schnell, am 20. December 1530, erst sechzig Jahre alt, und ward als der letzte seines Stammes auf dem St. Johanniskirchhof, in der Nähe seines Freundes Albrecht Dürer, begraben. Seine letzten Wünsche galten dem Wohle des Vaterlandes und dem Frieden der Kirche!

Auch Charitas blickte wohl jetzt manchmal mit stiller Sehnsucht ihrer Auflösung entgegen. Ihre Gesundheit war unter den Kämpfen und Kümmernissen gebrochen. Außerhalb des Klosters sah sie die Verwilderung mit jedem Jahre zunehmen; in ihrem lieben Klösterlein selbst aber sah sie die Schaar ihrer Untergebenen immer mehr zusammenschmelzen, ohne die Lücken, die der Tod riß, durch Aufnahme neuer Schwestern ergänzen zu dürfen. Nur einen Trost konnte man ihr nicht rauben: die unverbrüchliche Treue, Liebe und Beharrlichkeit ihrer anhänglichen Nonnen, und das eigene Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung. Sie hatte das Beste ihres Wesens ausgelebt, und als ihre Zeit gekommen, konnte ihre Seele mit ruhigem Gottvertrauen aus dem Kloster scheiden, dem sie den Stempel ihres Geistes aufgedrückt.

Am 19. August 1532, nicht ganz zwei Jahre nach dem Hingang ihres Bruders, befreite sie endlich ein friedlicher Tod, im Alter von sechsundsechzig Jahren und fünf Monaten. Es war der Sebaldustag und die Oktave von St. Clara.

Charitas wurde neben ihren beiden Vorgängerinen begraben, am Weihkessel bei der Kapellenthüre des Klosters.

Unter den Schwestern, die an ihrem Grabe trauerten, stand auch die treueste aller Freundinen, die ehrwürdige 72jährige Apollonia Tucher, die ihren Verlust innig be-

weinte. Sie überlebte aber die Verewigte nur um wenige Monate, dann folgte auch sie derjenigen, der sie durch ein halbes Jahrhundert hindurch eigentliche Lebens- und Leidensgefährtin gewesen, im Tode nach, am 15. Januar 1533. Christoph Scheurl, der sich in diesen Trauertagen wieder als redlich theilnehmenden Freund des Klosters bewährte, hielt an die neue Aebtissin und die Versammlung von St. Clara eine warme, ehrende, liebevoll tröstende Ansprache und feierte nach altkirchlicher Sitte mit den Nonnen das Gedächtniß der theuren Heimgegangenen sieben Tage lang mit Vigilmessen und Gebet, fest überzeugt, wie er vor den versammelten Schwestern sich ausdrückte, daß es „christlich, heilig und nützlich sei, für die Verstorbenen zu bitten, daß sie von den Sünden entbunden würden, in Hinblick auf die Wiederauferstehung.“ [58]) Auf Charitas aber hätte er den Nachruf anwenden können, den Hieronymus der edlen Paula, der christlichen Enkelin der Scipionen, gehalten: „Wir trauern nicht, daß wir eine so hohe Frau verloren haben, sondern wir sagen Gott Dank, daß wir sie gehabt haben, vielmehr noch haben; denn Alles lebt Gott, und was zum Herrn zurückkehrt, das rechnen wir zur Familie.“

**Mortalis esse desiit** — sie ist nicht gestorben, sie hat aufgehört sterblich zu sein! — dies Wort galt von Charitas in der inhaltsvollsten Bedeutung. Ihr Geist lebte und wirkte in der Genossenschaft fort. Als Aebtissin folgte ihr Clara, die gleichgeartete Schwester; und als auch diese schon nach einer nur fünfmonatlichen Regierung, erst dreiundfünfzigjährig (5. Februar 1533) starb, wurde Katharina Pirkheimer, ihre Nichte, zur Nachfolgerin erwählt, welche ganz in die Fußstapfen ihrer großen Tante trat und das Amt dreißig Jahre lang bis an ihr Ende (14. Ja-

nuar 1563) mit so ehrenvoll tapferer Standhaftigkeit verwaltete, daß man glauben konnte, eine zweite Charitas sei in ihr erstanden. — Nach ihr kam die letzte Aebtissin des Claraklosters: Ursula Muffel (1563—1590). Die Nonnen verschieden eine nach der andern, es wurde immer stiller und einsamer in dem Kloster, und so sah endlich, am Ausgang des Jahrhunderts, der Rath von Nürnberg sein Ziel erreicht — das Kloster von St. Clara hatte aufgehört zu sein. Eine Anstalt, die lange segensreich gewirkt, war vernichtet, durch ihre Vernichtung aber, wie Nürnbergs Geschichtschreiber Lochner bekennt, eine Lücke in den gesellschaftlichen Zuständen erzeugt, die erst nach der völligen Aufhebung recht offenkundig und sichtbar hervortrat. *)

Der Aebtissin Charitas aber widmeten ihre Nonnen einen dankbaren Nachruf mit den Worten: „Nach der Geburt Christi 1532, in der Festwoche der hl. Clara, starb im Amt unsere getreue, nützliche, würdige liebe Mutter, Charitas Pirkheimerin, Abbatissa, die bis in das neunundzwanzigste Jahr unsere getreue, würdige liebe Mutter gewesen ist, eine Liebhaberin des göttlichen Dienstes und Handhaberin aller geistlichen Ordnung, die ritterlich und standhaftiglich für sich und uns gestritten hat in den allerbetrübtesten beängstigten Jahren, da sie allerbeständiglichst

---

*) Die St. Clara-Kirche blieb längere Zeit versperrt, wurde dann wieder geöffnet, um zunächst dem protestantischen Gottesdienst eingeräumt, hernach aber zu verschiedenen weltlichen Zwecken — als Waaren-Magazin, als Markt- und Ausstellungslokal, zuletzt sogar als Kaserne — verwendet zu werden. Endlich im Jahre 1854 wurde sie der katholischen Kirchengemeinde zu Nürnberg als zweite Kirche zugesprochen und überwiesen. Im folgenden Jahre begann die Restauration, und am 13. Mai 1857 wurde die Clara-Kirche für den katholischen Gottesdienst feierlich wieder eingeweiht.

verharret hat bis an's Ende. Gott belohne ihr ewiglich alle Angst und Noth, Mühe und Arbeit, die sie um unsertwillen gehabt hat." [59])

In ähnlicher Weise schrieb die Nonne Kezlin in den Todtenkalender des Klosters: „Anno 1532 zu Nacht zwischen zehn und elf Uhr in der Oktava sanctae Clarae da verschied die ehrwürdig Mutter Abtissin Caritas Pirkhamerin: ein Spiegel aller Geistlichkeit und eine Liebhaberin aller Tugend, die groß Schrecken und Betrübniß hat gehabt vier Jahr, im Glauben uns erhalten und getröstet und vorgegangen in aller mütterlichen Treu und Liebe, geistlich und zeitlich, deß wir ihr unser Leben lang nit können verdanken." [60])

---

Es war ein edles reiches Kämpferleben, das Charitas vollbracht hat. Ihr war es beschieden, beides in hohem Maße zu erfahren, die Süßigkeit eines reinen friedlichen Glückes und die ganze Herbe einer schweren erschütternden Drangsal bis an's Ende — und in beiden hat sie bestanden. „Dem Tapfern sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand: er bedient sich beider" — sagte Katharina von Siena, und in diesem Geiste handelte Charitas Pirkheimer. In Glück und Freude, in Noth und Verfolgung, unter Schmähungen und Demüthigungen zeigte und entfaltete sie den Schmuck jener wunderbaren Vereinigung von männlichem Geist und holder Weiblichkeit, die nur großen Persönlichkeiten eigen ist. In der Zeit, da sie von Huldigungen umgeben, wie in den Tagen, da sie von allen menschlichen Stützen verlassen war, bewahrte sie den hohen Sinn, die versöhnliche Milde, den Freimuth der Ueberzeugung, welche die Kennzeichen des

wahren Seelenadels sind. Demüthig und schlicht im persönlichen Wandel, war sie auf dem ihr von der Vorsehung zugewiesenen Posten eine muthige Bekennerin, und was ihr an menschlichen Schwächen und Mängeln anhaften mochte, war durch das Feuer der jahrelangen Prüfung geläutert worden. So ist in Charitas eine sittliche Schönheit zur Anschauung gekommen, die das Gemüth jedes Unbefangenen, weß Glaubens er sei, erheben und erquicken muß. Wahrlich, man hatte Recht, sie eine Perle ihres Geschlechtes zu nennen, die alles in sich vereinigt, was einer trefflichen Frau zum Lobe nachgesagt werden kann.

Das Beispiel einer solchen Frau wirkt begeisternd: wie hätte ihr Convent davon unberührt bleiben sollen! Charitas war es, die den Muth der Schwestern belebte, die ihnen ihren Geist einhauchte und sie mit der Freudigkeit des felsenfesten Vertrauens erfüllte. Es wohnte in ihr eine Heldenseele, die fähig war, wiederum Heldenseelen zu bilden. Sie trug das Panier ihres theuren Glaubens voran, und die treue Schaar folgte ihr. Sie fiel mit der Fahne in der Hand, und wie jene Heldin von Orleans konnte sie im Sinken den Ihrigen tröstend zurufen:

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“

Und so hat Charitas Pirkheimer ihren Lebensauftrag in Ehren vollendet: sie war groß in ihrer Treue und siegreich im Unterliegen.

Es gibt Niederlagen, die an Triumph mit Siegen wetteifern, hat Montaigne gesagt, und Lacordaire bemerkt dazu: „Dies große Wort gilt nicht minder von moralischen als von kriegerischen Niederlagen, und man darf nie müde werden einzuschärfen, daß, so lange Ehre und Gewissen unversehrt sind, auch der Ruhm es ist.“

Ein solches Kämpferleben ist darum nicht umsonst vollbracht. Nein, ein hochherziger Akt der Treue und Standhaftigkeit geht nie verloren. Jeder Einzelne, auch der geringste, der sich weigert, in einer heiligen Sache sich selbst etwas zu vergeben, erfüllt eine Mission. Es quillt aus solcher Handlung eine läuternde sittliche Kraft, die der ganzen Menschheit zu gute kommt. Die Wirkung erstreckt sich nicht blos auf die Zeitgenossen, sie reicht über die Jahrhunderte hinaus. Sie glänzt als ein großes Beispiel opfermuthiger Hingebung und wahrer Willensgröße lebendig durch die Geschlechter fort, tröstend, erhebend, befreiend, und entzündet in manchem stillen Gemüthe den Sinn und Willen zu gleicher Beharrlichkeit, zu gleicher Hingebung, Hochherzigkeit und Treue.

---

# Anmerkungen und Belegstellen.

1) Als Quellen sind vor allem zu nennen: V. illustris Bilibaldi Pirckheimeri Opera ed. Goldast. Frankfurt 1610.

Der hochberühmten Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg, Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter. Herausgegeben von Dr. Const. Höfler. Bamberg 1852.

C. Münch's Büchlein: Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten (Nürnberg 1826) bietet unter 30 Beilagen eilf vorher ungedruckte Briefe, vorzugsweise von Clara Pirkheimer.

Hormayr-Rudhart's Taschenbuch f. vat. Gesch. 1852—1853 enthält drei Dokumente, wovon jedoch nur eines, das letzte, ungedruckt war. Ebenso steht der im Archiv für Kunde d. d. Vorzeit 1869 abgedruckte Brief der Charitas an Sigmund Fürer bereits in den „Denkwürdigkeiten“.

Das „Jubiläum einer Aebtissin“ in den Histor.-polit. Blättern 1870, Bd. 66, S. 614—23, liefert zwei bisher nicht bekannte Briefe der Katharina Pirkheimer.

Endlich: Ungedruckte Briefe aus dem Pirkheimer'schen Nachlaß, gegenwärtig in der Stadtbibliothek zu Nürnberg: darunter drei Briefe von Charitas (jedoch nur geschäftlichen Inhalts), 25 von Clara Pirkheimer, 34 von Katharina Pirkheimer.

Dazu die ältern zerstreuten Notizen bei Würfel, Waldau, Riederer 2c. Will's Nürnb. Gelehrtenlexicon nebst den Supplementen von Nopitsch.

Unter den Vorarbeiten bildete Münch's obengenanntes Buch lange Zeit die einzige Hauptschrift, obgleich sie ungemein lückenhaft und durch seltsame Mißverständnisse entstellt war. Seit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten“ antiquirt, beruht ihr Werth in den Beilagen.

Der Aufsatz in den Histor.-polit. Blättern 1844, Bd. 13, S. 513 bis 539, durch Auszüge aus den Denkwürdigkeiten erweitert in der Linzer Theol. prakt. Quartalschrift 1855, aus der Feder des gelehrten Prälaten Jodok Stülz, behandelt hauptsächlich die letzte Lebensperiode der Charitas, die Zeit der Reformation.

Umgekehrt ist die Inaugural-Dissertation von Wilhelm Loose: Aus dem Leben der Charitas Pirkheimer (Dresden 1870) der ersten Lebensperiode der Aebtissin, der Zeit bis zum Jahre 1521, gewidmet, liefert aber über diesen Zeitraum das Vollständigste und Gründlichste, was bisher geleistet worden.

G. W. K. Lochner gibt in den Lebensläufen berühmter Nürnberger (Nürnberg 1861) einen kurzen, aber sachlich werthvollen Lebensabriß der Charitas Pirkheimer.

J. Lützelberger's Vortrag: Einiges über und von Charitas Pirkheimer, ist gedruckt im Album des Literar. Vereins in Nürnberg 1859.

Andere Schriften sind an geeigneter Stelle angeführt, doch mußte ich mich, im Hinblick auf die Bestimmung dieses Büchleins, auf die Angabe der unumgänglichsten Citate beschränken.

2) J. J. Müller, Reichstagstheatrum unter K. Friedrich V. (Jena 1713), Bd. 2, S. 233 ff. 274. Ranke, Deutsche Geschichte I. 73.

3) Ueber die Geschichte des Claraklosters s. Würfel, Nachrichten zur Stadt- und Adelsgeschichte Nürnbergs II. 818. Waldau, Vermischte Beiträge II. 283. Murr, Merkwürdigkeiten S. 317. J. Baader, Die St. Clarakirche zu Nürnberg, nebst kurzen, großentheils aus ungedruckten archivalischen Quellen geschöpften Nachrichten über das St. Clarakloster, im Sulzbacher Kalender f. k. Christen 1863, S. 88—95. Vgl. auch dessen Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs (1861) I. 90.

4) Ueber Apollonia Tucher: Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation S. 372. 504. 505.

5) Die ursprünglich lateinisch geschriebenen Briefe des Sixtus Tucher wurden von Christoph Scheurl 1515 in deutscher Uebersetzung herausgegeben und dem Propste Georg Peham (Behaim), einem Nachfolger Tuchers zu St. Lorenz, dedicirt. Der ganze Titel der „Sendbriefe" bei Loose a. a. O. S. 78. Die erstmalige, theils wörtliche, theils auszügliche Wiedergabe dieser selten gewordenen Briefe (S. 9—30, 32—44), sowie die chronologische Ordnung derselben, soweit sie über-

haupt bestimmbar, ist ein besonderes Verdienst der Schrift von Dr. Loose.

6) Briefe der Felicitas Grundherrin (mitgetheilt von Dr. Lochner) in den Histor.-polit. Blättern, Bd. 44, S. 392.

7) Die Namen der Nonnen bei Würfel, Nachrichten 2c. II. 889 ff. Ueber den Krönungsornat Soden, Beiträge S. 118. Für das Uebrige vgl. Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs II. 6, und dessen angef. Geschichte der St. Clarakirche.

8) Die Rathsverlässe über den Klosterhaushalt bei Soden, Beiträge S. 44. 45. 58. Ueber das Siegel: Würfel, Nachrichten I. 62. 132. Münch S. 15. Baader im Archiv f. K. d. d. V. 1869. S. 172.

9) Veesenmayer, Sammlung von Aufsätzen zur Erläuterung der Kirchen-, Literatur- und Sittengeschichte (Ulm 1827) S. 197. Vgl. auch Würfel, Nachrichten II. 930. Veesenmayer, der einen Auszug einer schönen Stelle über die Worte: In via tua vivifica me mittheilt, vergleicht den frommen Prediger mit Tauler.

10) Ueber W. Pirkheimer vgl. Karl Hagen, Deutschl. liter. und rel. Verh., dessen erster Band vorzugsweise der literar. Thätigkeit Pirkheimers gewidmet ist. Lochner, Lebensläufe berühmter Nürnberger S. 26—40. Döllinger Reformation I. 161 ff.

11) Die lateinische Aufschrift des Briefes, die ein Wortspiel mit dem Namen Charitas enthält, lautet: „Integerrimo atque eruditissimo viro, domino Bilibaldo Pirckheimer, germano unico ac praeceptori dulcissimo: Tuae charitatis soror, Charitas discipula indigna: Illum, cui ex charitate nimia crucifigi placuit, loco charitativae salutis.“ So nach dem ersten Abdruck in den Utilitates missae Ausgabe von 1515. Vgl. hiezu Loose a. a. O. S. 46, der die Aufschrift nach Goldast, Pirkh. op. p. 345, gibt.

12) Lateinisch steht der Brief in Pirkh. op. p. 230. Uebersetzungen bei Münch S. 68 (nicht frei von Mißverständnissen), Lützelberger S. 133, Loose S. 62.

13) Lateinisch in Utilitates missae Ausgabe von 1515. In dieser Ausgabe, die Loose nicht zugänglich war, werden seine Conjekturen, die er an Stellen des Goldast'schen Textes (Pirkh. op. p. 344) anbringt, in der That gerechtfertigt. Die betreffenden Worte lauten hier wirklich, wie er sie verbesserte: Salus statt solum, und qui pie statt

quippe. — Deutsche Uebersetzungen bei Loose S. 62, Münch S. 72, Lützelberger S. 135.

14) Vgl. Pirkh. op. p. 247. Ueber Titel und Vorworte s. Loose, S. 71. Uebersetzung der Dedikation, aber mit unrichtigem Datum, bei Münch S. 75.

15) Der Schluß der Dedikation an Clara birgt ein Wortspiel auf ihren Namen: „Vale jucunda mea Clara, itaque filias instrue nostras, ut claritatem si minus nomine, attamen re ipsa, quandoque adipiscantur.“ Den Sententiae morales des Nilus angehängt ist „Contra vicia armatura“ des hl. Johannes Damascenus. Das Theatrum virtutis et honoris, 1606 von Hans Imhof herausgegeben, enthält eine Uebersetzung dieser Sprüche. 2. Thl. S. 12 ff.

16) Ungedruckte Briefe der Clara Pirkheimer in der Nürnberger Stadtbibliothek. Die Briefe an Erasmus und von Reuchlin in Pirkh. op. p. 259 und 269.

17) Ueber Walpurg Pirkheimer vgl. Nekrologium des Angerklosters in München (Pergamenthandschrift im Münchener Reichsarchiv). In diesem finden sich auch noch folgende Einzeichnungen: Zum 24. März 1492, „Johannes Pirckamer, von dem hat man C gulden.“ Zum 3. Mai 1502, „Johannes Pirkhamer priester vnd doctor in paiden rechten hat geben LX gulden reinisch.“ Im Jahre 1489 hatte Walpurgens Vater dem Kloster zu München für sie, gegen Verzicht auf alle Erbansprüche, 400 fl. rheinisch übergeben. — Ueber Katharina Pirkheimer s. Rieberer, Nachrichten II. 407. Ueber Sabina und Euphemia Brusch. Monast. Germ. ill. chronol. (1551) und nach ihm M. M. Mayer, Pirkheimers Aufenthalt zu Neunhof S. 49 ff. Die Briefe der Sabina an ihren Bruder (18 Nummern) hat Lochner in der Zeitschrift für histor. Theologie 1866 mitgetheilt.

18) Ungedruckte Briefe der Katharina Pirkheimer in der Nürnberger Stadtbibliothek. Ferner Münch S. 105. 131., vgl. 75. Pirkh. op. p. 345.

19) Der erste Brief bei Münch S. 136—39, der aber das Zerwürfniß irrthümlich in das Jahr 1529 verlegt. Bei Loose S. 68 ist die Zeit richtig gestellt. Ferner Ungedruckte Briefe (Nürnb. Stadtb.).

20) Pirkh. op. p. 346. Deutsch bei Münch S. 83, Loose S. 72.

21) Pirkh. op. p. 341. Deutsch bei Münch S. 50, Lützelber-

ger S. 124, Loose nach den „Sendbriefen" S. 50. Die Aufschrift des Briefes lautet: „Domino Conrado Celti philosopho et poetae, praeceptori suo observando, exigua alumna soror Charitas professa ordinis s. Clarae salutem dicit in eo, qui est omnium salus."

22) Die mehrfach gedruckte lateinische Ode steht in Pirkh. op. p. 343, auch bei Loose S. 54. Deutsche Uebertragung von Münch S. 48, correkter von Lützelberger S. 128.

23) S. Pirkh. op. p. 342. Deutsch bei Münch S. 55, Loose nach der alten Uebersetzung in den Sendbriefen S. 55.

24) Der lateinische Text des Briefes an Wilibald steht in der Ausgabe 1515 der Utilitates missae, und darnach Pirkh. op. p. 344. Letztere enthalten zwei fehlerhaft abgedruckte Stellen, welche nach dem Text in den Utilitates zu berichtigen sind: nämlich statt „propter infirmitatem" ist zu lesen „propter informationem"; anstatt „ad me" lies „ad meam". Auch hier hat Loose (S. 59), ohne die erwähnte Ausgabe vor Augen gehabt zu haben, das Richtige vermuthet, während Münch in seiner Uebersetzung (S. 61) ohne Besinnen der falschen Version folgt.

25) Klüpfel, de vita et scr. C. Celtis, II. 46. Bekanntlich hat Aschbach die Dichtungen der Roswitha für ein Machwerk des Celtis und seiner Freunde von der rheinischen Gesellschaft erklärt und hauptsächlich auf die oben erwähnten Umstände seine Hypothese gebaut: daß Celtis die also gefälschten Werke vornehmlich zu dem Zweck herausgegeben habe, um einerseits den Italienern gegenüber ein Dokument frühester Blüthe deutscher Bildung hinzustellen, anderseits den Franziskanern in Nürnberg das Beispiel einer sächsischen Nonne vorzuhalten, welche mit Zustimmung ihrer Obern sich gelehrten Studien hingegeben hätte (Roswitha und C. Celtis. Wien 1867). Aschbachs Versuch ist eine geistreiche, nicht ohne Scharfsinn aufgebaute Combination, aber sie entbehrt des festen Untergrundes und ist nach den Untersuchungen von Waitz, Jaffé und Andern nicht mehr aufrecht zu halten. Die Aechtheit der Dichtungen Roswitha's bleibt bestehen.

26) Ausgaben der Utilitates missae 1506, 1513 und 1515; die letzte vermehrt mit Briefen. Titel und Inhaltsangabe s. Loose S. 74. Der Widmungsbrief auch in Pirkh. op. p. 340. Deutsch von Münch S. 63, Lützelberger S. 129.

27) Ueber Scheurl und seine Beziehungen zum Claraklofter s. Franz von Soden, Beiträge zur Geschichte der Reform. S. 8. 18. 35. 37.

79—81. 369—373. 513. Hiezu Soden und Knake, Scheurls Briefbuch I. 33. 64. 82. II. 88—90.

28) Kilian Leib's Urtheil über Charitas in Aretin's Beiträgen IX. 1012. — Ueber die Stiftung der Orgel s. den Brief der Charitas an Anton Tucher bei Münch S. 85. Da die Schenkung auf Schwierigkeiten von Seiten der Ordensobern stieß, so hatte Tucher vom Papste ein Indult ausgewirkt, welches den Nonnen den Gebrauch der Orgel erlaubte. Abgedruckt bei Würfel, Nachrichten zur Stadt- und Adelsgeschichte Nürnbergs I. 63. Dort finden sich auch zwei weitere Dankschreiben der Aebtissin an Tucher, den Wohlthäter des Klosters, S. 131. 137. — Ueber Anton Kreß s. Pirkh. op. p. 353.

29) Der Brief mit der Aufschrift: „Den fürsichtigen weisen Herren Herr Casp. Nützel, Lazaro Spengler vnd Albrecht Dürer ytzo zu Auspurg vnsern gunstigen Herren vnd guten Freunden", ist mehrfach gedruckt. Nach Kiefhaber gab sie Mayer, Pirkheimers Aufenthalt in Neunhof S. 49, Loose S. 80, M. Thausing, Dürers Briefe, Tagebücher und Reime, S. 240.

30) Zur Geschichte des Emser'schen Briefes vgl. Riederer, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergesch. I. 191. III. 243. Münch S. 87.

31) Ueber Ebner, Nützel und Spengler s. Lochner, Lebensläufe berühmter Nürnberger, S. 19. 21. 23. 38. Pirkheimers Reime bei Waldau, Vermischte Beiträge I. 250. Ueber die Rathsverfassung s. Baader, Nürnbergs Verfassung im Mittelalter, im Jahresber. des histor. Vereins von Mittelfranken 1869—1870, S. 21—60. Zur Gesch. der Reformation in Nürnberg vgl. insbesondere die auf Müllner's Annalen und „Relation" fußende, aber maßvoll gehaltene Schrift Lochner's: die Reformation der Reichsstadt Nürnberg (1845). Soden, Beiträge, S. 105 ff. 206 ff. Döllinger, Reform. II. 81.

32) Vgl. Loose S. 5. Lochner, Briefe der Felicitas Grundherrin, in den Histor.-polit. Blättern Bd. 44, S. 388.

33) Briefe der Felicitas Grundherr: Histor.-polit. Blätter Bd. 44, S. 442. 443. 447. 448. 455.

34) Sämmtliche Bittschriften bei Höfler, Denkwürdigkeiten der Charitas Pirkheimer, S. 5—19.

35) Ungedruckte Briefe der Clara Pirkheimer (Nürnb. Stadtbibliothek), die andern bei Münch S. 101. 104. 110. Die Briefe sind leider alle ohne Datum.

36) Ueber diese Vorgänge vgl. Lochner, Reform. Nürnbergs, S. 46—51.

37) Denkwürdigkeiten S. 33—40.

38) Ueber Nützel: Camerarii Vita Melanchth. ed. Strobel, p. 101. Lochner, Lebensläufe S. 22. — Die zweite Supplikation und die Unterredung im Kloster: Denkwürdigkeiten S. 41—54. Ungedruckte Briefe der Clara Pirkheimer (Nürnb. Stadtb.).

39) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526, S. 150—55. Hiezu die merkwürdige Aeußerung Mutians ebend. S. 145. Die Antwort der Charitas in den Denkwürdigkeiten S. 60.

40) Dritte Supplikation: Denkwürdigkeiten S. 59—64. Vgl. S. 32—33.

41) Briefe der Clara Pirkheimer bei Münch S. 106. 109. 119. Ungedruckte Briefe der Katharina Pirkheimer (Nürnb. Stadtbibliothek). Vgl. Denkwürdigkeiten S. 71 ff.

42) Denkwürdigkeiten S. 69. 70. 85. 86. 92. 113. Der Brief Pirkheimers an Melanchthon in Pirkh. op. p. 374.

43) Ungedruckte Briefe der Clara Pirkheimer (Nürnb. Stadtb.). Denkwürdigkeiten S. 87—96. Vgl. Rudhart, Taschenbuch f. vat. Gesch. 1852—53, S. 361. Soden, Beiträge S. 236. Lochner, Lebensläufe S. 38.

44) Denkwürdigkeiten S. 97—108. Der Nürnberger Rathschreiber und Chronist Müllner berichtet in seiner Relation diese Gewaltthat mit folgenden aller Wahrheit in's Gesicht schlagenden Worten: „Es seyn auch etlich Klosterfrawen in der Stadt des Closterlebens überdrüßig geworden, dann Hieronymus Ebners, C. Nützels und Friedr. Tetzels Töchter haben die Ordenskleider abgelegt und sich aus dem Clara Closter wieder zu ihren Eltern begeben.“ So wird Geschichte gemacht! Schade, bemerkt Höfler ganz richtig, daß Müllner nicht geradezu sagte, sie seien ausgetreten; dieser freiwillige Akt hätte vortrefflich gepaßt zu der obenerwähnten Thatsache, daß man dem einen armen Mädchen beinahe den Fuß abgetreten hat, als es „sich wieder zu seinen Eltern begab.“ — Selbst Soden, Beiträge S. 206 (238) spricht gelassen von dem „Austreten“ der drei Nonnen, als ob es sich um eine Idylle handelte.

45) Das Schreiben der Charitas bei Rudhart a. a. O. S. 354. 360. Der ungenannte Ordensmann ist ohne Zweifel C. Schatz-

geyer, der früher in Nürnberg gewesen und auch von München aus mit den Clarissinen zu Nürnberg in Verbindung blieb, denen er seine Schriften zuschickte. Am Schlusse ihres Briefes schreibt Charitas: „Auch bitt ich E. Würd, wenn ihr mehr ein Büchlein laßt ausgehn, daß ihr den Artikel erklärt, ob ein Kind, das mit Willen und Wissen seiner Eltern in ein Kloster gangen und Profeß gethan hat, nach dem Gebot Gottes schuldig sei, sie in dem zu ehren, daß es wieder herausgeh, wenn sie wollen. Denn mit diesem Punkten behelfen sich jetzund die Luthrischen allermeist." ibid. S. 363. — Der Brief der Sabina mitgetheilt von Lochner in der Zeitschr. f. histor. Theol. 1866, S. 545.

46) Münch S. 121. Denkwürdigkeiten S. 170. Pirkh. op. p. 375.

47) Denkwürdigkeiten S. 133. 149. 171—75. Ungedruckte Briefe der Clara Pirkheimer (Nürnb. Stadtbibliothek). Vgl. auch Soden, Beiträge S. 260. 264.

48) Denkwürdigkeiten S. 110. 115. 117. 172 ff.

49) Ueber das Ungeld s. Denkwürdigkeiten S. 114. 117. 122. — Die Schenkung Karls V. an die Clarissinen von Nürnberg (quinquaginta aureos Franciscos, quas coronas seu coronatos vocant) berichtet K. Leib zum Jahre 1530. S. dessen Annalen bei Döllinger, Beiträge zur polit. und kirchl. Gesch. II. 565.

50) Ueber die Visitation: Denkwürdigkeiten S. 176—186. Charitas nennt den dort anwesenden Consulenten Dr. Jugler, bei Soden, Beiträge S. 290, heißt er aber nach den Rathsverlässen: Gugel. — Ueber Schwester Anna Schwarz: s. Denkwürdigkeiten S. 186—190.

51) Die angeführten Aeußerungen der Aebtissin in den Denkwürdigkeiten S. 119. 129. 130. 131. 142. 164. 165. 166. 168. 181. Vgl. Höfler's Einleitung S. LXXVIII.

52) Soden, Beiträge S. 276.

53) Briefe der Felicitas Grundherr: Histor.-polit. Blätter Bd. 44, S. 464.

54) Briefe der Katharina Pirkheimer, von Dr. Lochner mitgetheilt in den Histor.-polit. Blättern Bd. 70, S. 616. 618.

55) Ungedruckte Briefe der Clara und Katharina Pirkheimer (Nürnb. Stadtbibliothek). Ferner bei Münch S. 132. 133. Vgl. Campe, zum Andenken Pirkheimers. Nürnberg 1828.

56) Die Schutzschrift in Pirkh. op. p. 375—85: „Oratio apo-

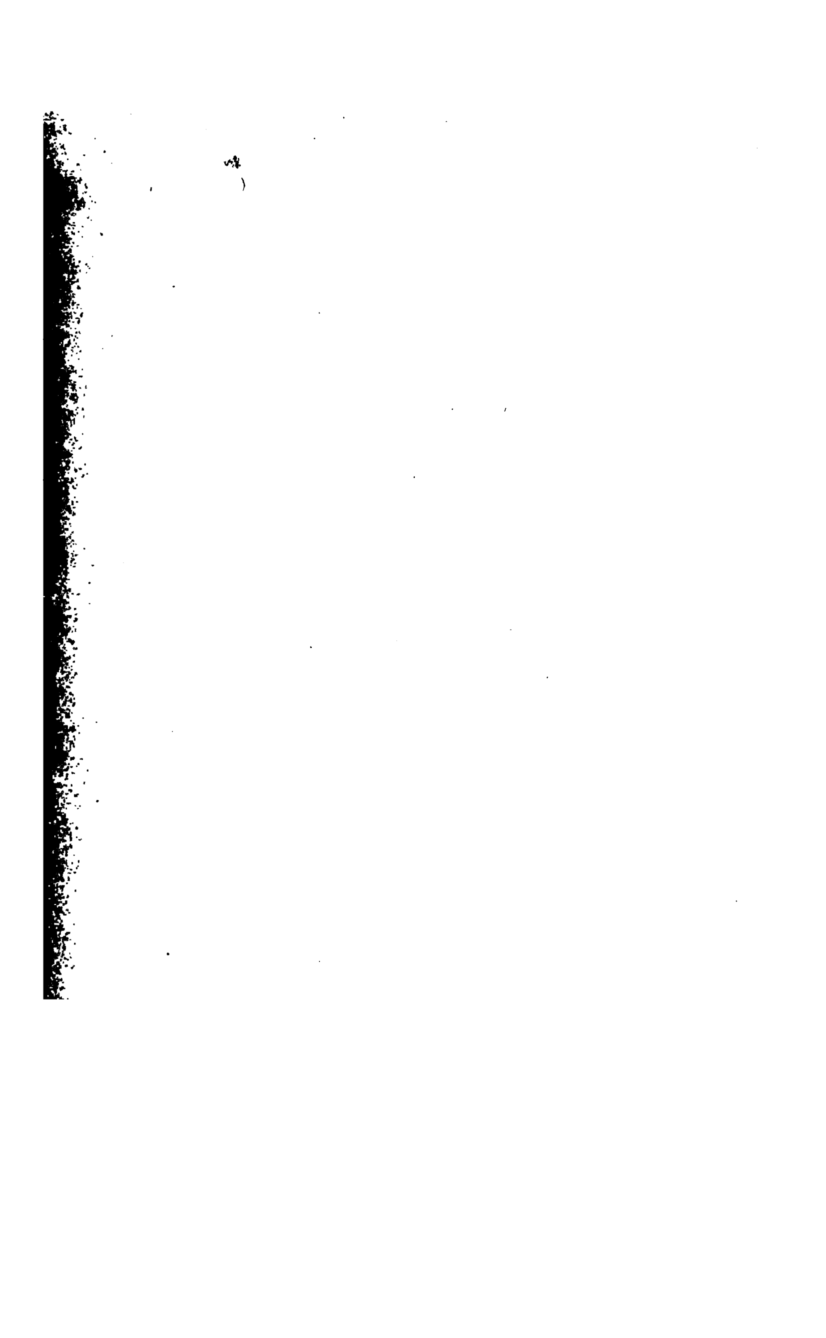
logetica, Monialium nomine scripta a Bilibaldo, qua vitae ac fidei ipsarum ratio redditur, et aemulorum obtrectationibus respondetur, petiturque, ne per vim e monasterio extrahantur." — Eine deutsche Uebersetzung bei Waldau, Vermischte Beiträge (1788) III. 495 ff. Auszugsweise gab sie Stülz in den Histor.-polit. Blättern 1844. Bd. 13, S. 525 ff. Herzog nennt die Schutzschrift, in seiner Realencyklopädie f. protest. Theologie, „meisterhaft vom katholischen Standpunkt."

57) Soden, Beiträge S. 359.

58) Soden, Beiträge S. 372.

59) Würfel, Diptycha IV. 128.

60) Würfel, Nachrichten zur Stadt- und Adelsgeschichte II. 896.





# Sammlung

# historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

III

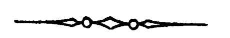


Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.

# Kaiser Leopold I.

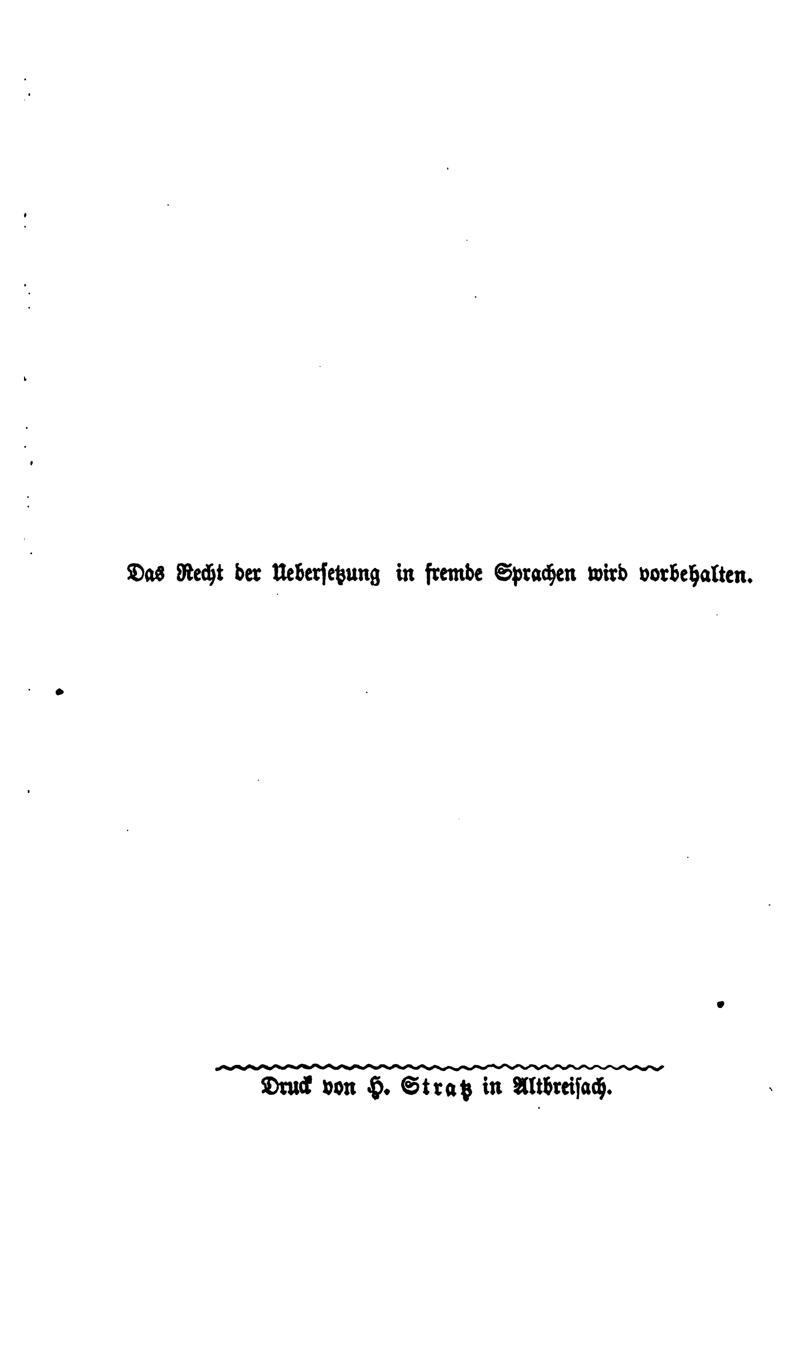
Von

**Reinhold Baumstark,**
Kreisgerichtsrath in Konstanz.





**Freiburg im Breisgau.**
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
**Strassburg:** Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.





Druck von H. Stratz in Altbreisach.

# Vorwort.

Ueber Inhalt und Absicht dieser Schrift möge sie selbst dem freundlichen und dem feindlichen Leser Aufschluß geben. Als Laufpaß will ich ihr nur zwei Worte voranstellen, eins über die Anordnung des Inhalts und eins über die Quellen, aus welchen der Stoff entnommen ist.

In ersterer Beziehung habe ich es nach langer Ueberlegung für das Richtige gehalten, bei dem großen und vielgestaltigen Reichthum der Thatsachen und politischen Fragen unter Leopolds I. Regierung nicht die Geschichte des ganzen halben Jahrhunderts, an dessen Spitze er steht, chronologisch von Anfang bis zu Ende zu erzählen, sondern den Stoff zu trennen nach den Hauptgegenständen und erst innerhalb dieser einzelnen Fächer die Behandlung nach der Zeitfolge der Ereignisse eintreten zu lassen. Es schien

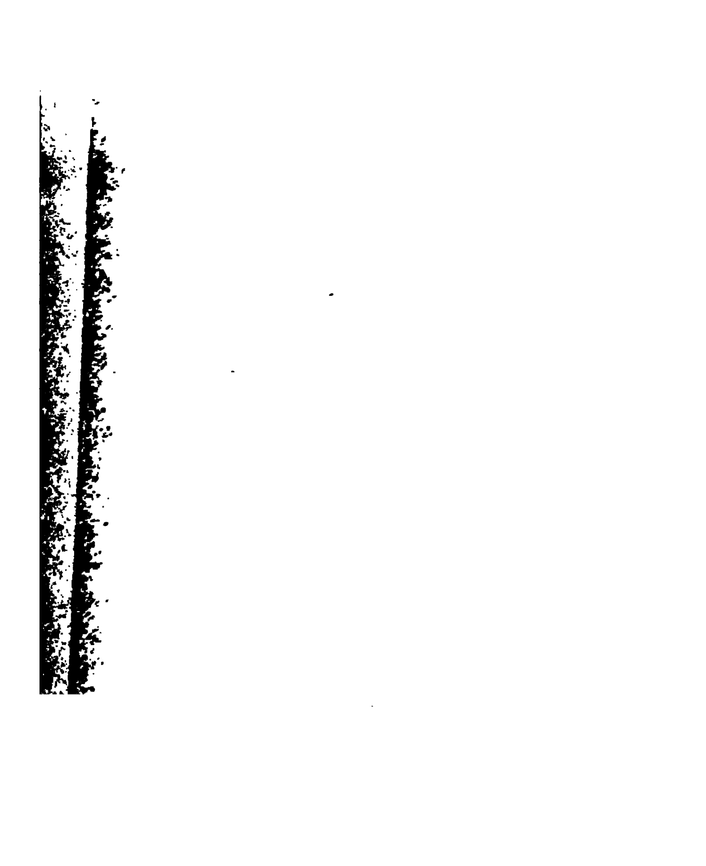
mir, die Klarheit, die Uebersichtlichkeit, das prägnante Hervortreten der geistigen Zielpunkte müsse bei dieser Behandlungsweise gewinnen. Ich wünsche sehr, daß mich diese meine Auffassung nicht getäuscht habe, besonders weil ich, so weit meine Kenntniß der Literatur reicht, der Erste bin, der Leopolds I. Regierung in dieser Weise behandelt hat. Wäre meine Kraft so groß und meine Zeit so lang, wie von Beidem das Gegentheil der Fall ist, so möchte ich wohl gern die Geschichte dieser Regierung eingehend, ausführlich und quellenmäßig schreiben; da mir dieß versagt ist, habe ich den Versuch gemacht, wenigstens durch ein klares und wahres Lebensbild in engem Rahmen mein Mögliches zu leisten.

Ich verdanke den thatsächlichen Stoff, welcher in meiner Arbeit zusammengetragen ist, theils unserer modernen Geschichtsliteratur, theils den zeitgenössischen Geschichtschreibern unter Leopold I. und bald nach seinem Tod. Unter diesen Letzteren muß ich neben den Arbeiten von Rink und Mencken namentlich hervorheben das ausgezeichnete Werk des Jesuiten Franz Wagner: die Historia Leopoldi Magni Cäsaris Augusti, ein Geschichtsbuch, das von Freund und Feind als auf guten Quellen beruhend und in

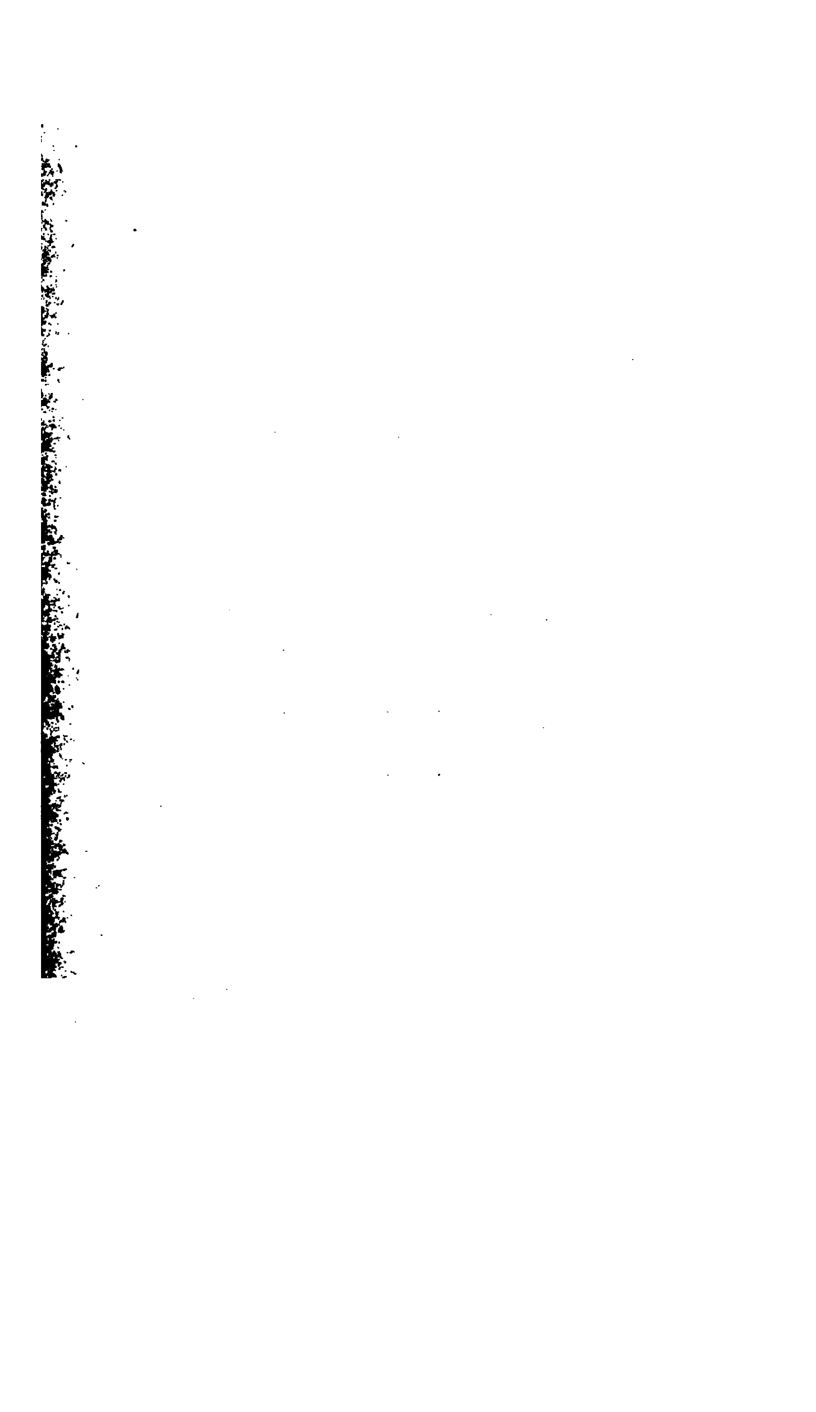
wahrhaft patriotischem Geiste geschrieben anerkannt ist. Unter den Neueren und Neuesten bin ich neben Mailath und K. A. Menzel für die erste Hälfte von Leopolds Regierung ganz besonderen Dank schuldig dem quellenmäßig gearbeiteten Werke von Adam Wolf über Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien 1869). Auch Vehses Geschichte der deutschen Höfe ist berücksichtigt, ebenso Hormayrs österreichischer Plutarch, Karajans Arbeit über Leopold I. und Peter Lambeck und Helbigs Veröffentlichung von Esajas Pufendorfs Gesandtschaftsbericht über Leopold, seinen Hof und seine Politik in den Jahren 1671 bis 1674.

Constanz, im Sommer 1873.

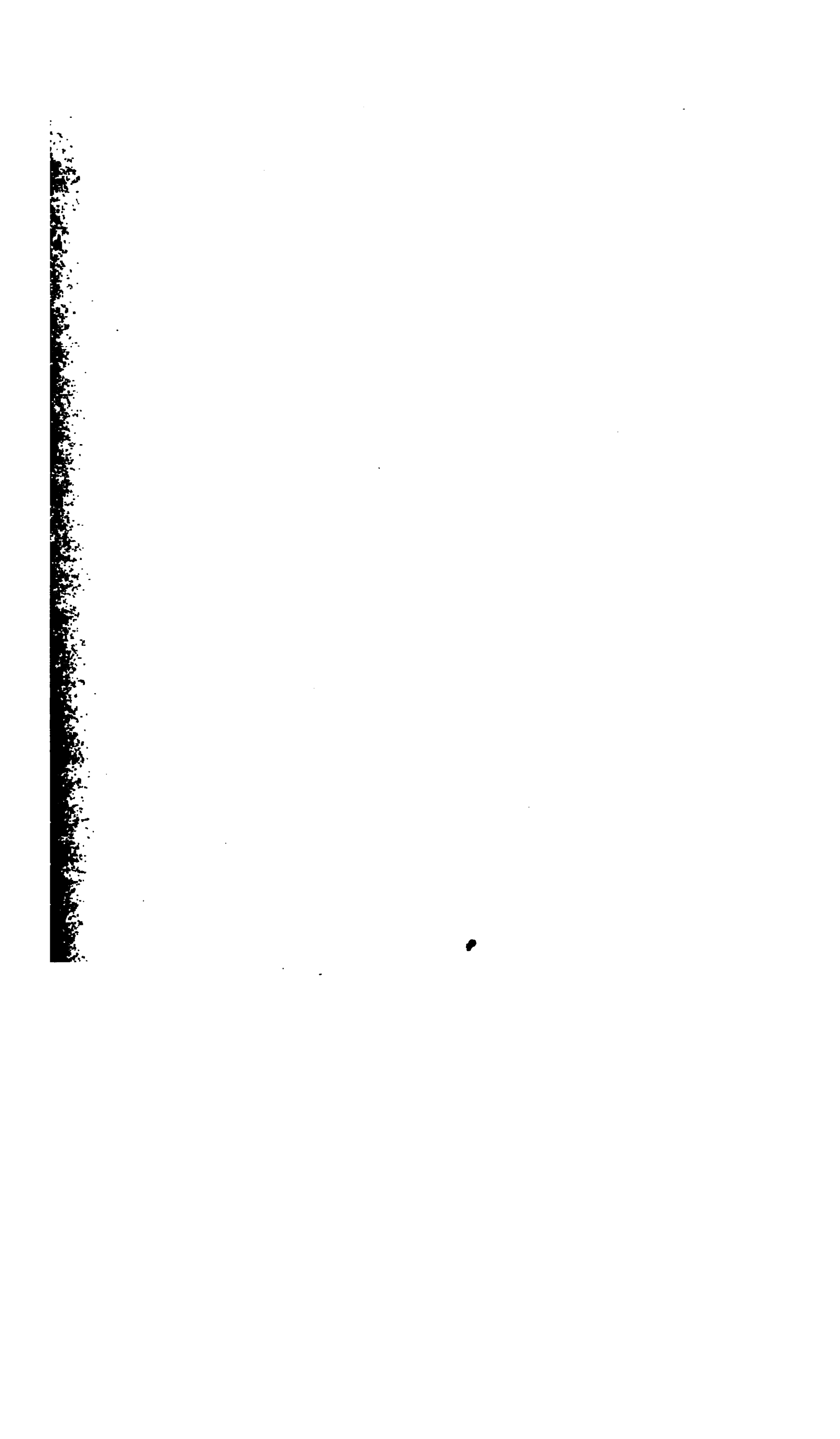
**R. Baumstark.**



# Inhalt.



# Kaiser Leopold I.



# Einleitung.

Die Zeit, welche sich unmittelbar an den Abschluß des dreißigjährigen Krieges durch den westfälischen Frieden anreiht, wird in der europäischen und namentlich in der deutschen Geschichte gewöhnlich als einer der unfruchtbarsten, in jeder Hinsicht traurigsten Abschnitte betrachtet. Die deutschen Protestanten und ihre Fürsten hatten, angeblich um der Religion der Ersteren, in der That und Wahrheit aber um der Souveränetät der Letzteren willen, die fremden Mächte in's Reich gerufen; sie hatten unser Vaterland während anderthalb Jahrzehnten zum Tummelplatz entmenschter Soldatenhorden gemacht, sie hatten unter Mißbrauch des evangelischen Wortes, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, die vaterländische Erde an das Ausland verrathen. Das katholische Frankreich war ihnen ein ebenso erwünschter Bundesgenosse wie das protestantische Schweden: verband doch sie Alle der eine, gemeinsame Zug des giftigen Hasses gegen Kaiser und Reich und gegen das Haus Habsburg als den damaligen Träger des deutschen Staatsgedankens.

Und der im Jahre 1648 endlich erfolgte Friedensschluß hatte im Großen und Ganzen die politischen Absichten des Auslandes und der mit ihm gegen ihr Vaterland verbündeten deutschen Protestanten mit Erfolg gekrönt. Das Reich

blieb zwar äußerlich bestehen und die Kaiserkrone ward thatsächlich nicht von dem Hause hinweggenommen, unter welchem Deutschland die sonderbare Gestalt eines erblichen Wahlreichs gefunden hatte. Aber das Ausland behielt seine Hand in den deutschen Angelegenheiten; deutsche Fürsten, und unter ihnen auch Katholiken und Erzbischöfe, scheuten sich nicht, offenbar landesverrätherische Bündnisse mit Frankreich einzugehen; der Religionshader war allerdings von der Oberfläche der Ereignisse zurückgetreten, allein im Innern des Volkskörpers fraß dieses giftige Geschwür gleichwohl um sich, und es ist bis zur heutigen Stunde nicht geheilt. Deutschland als Gesammtstaat, als nationale Einheit war mit einem Wort durch den dreißigjährigen Krieg und durch den westfälischen Frieden zusammengeschlagen. Es ist deßhalb keineswegs zu verwundern, wenn das forschende Auge des Patrioten auf den Jahrzehnten, welche sich an dieses traurige Ergebniß anschließen, nicht mit Behagen, sondern eher mit bitterer Verstimmung weilt.

Indessen alle Zeiten werden von Gott geschickt, und es ist keine unter ihnen, die nicht ein nothwendiges und vollberechtigtes Glied in der goldenen Kette des göttlichen Erziehungswerkes an der Menschheit darzustellen hätte. Auch findet man, sobald einmal der erste Widerwille durch genauere Betrachtung und sorgfältige Prüfung geschichtlicher Einzelnheiten überwunden wird, in der That eine reiche Ausbeute interessanter Menschen und hervorstechender Eigenthümlichkeiten gerade in jenen Zeiten, die auf den ersten Blick so öde und leer erscheinen möchten.

Vor Allem ist es die unverwüstliche Volkskraft, welche unsere Bewunderung auf sich ziehen muß. Wer in unserem, ohne allen Zweifel wesentlich kriegerischen Zeitalter einmal in der Nähe angesehen hat, wie ein Krieg

von sechs Wochen oder Monaten das menschliche Leben verwüstet, der mag sich eine Vorstellung davon machen, welches schauderhafte sittliche und materielle Elend die Folge eines dreißigjährigen Mordens, Sengens und Brennens in unserem unglücklichen Vaterlande gewesen sein muß. Und gleichwohl finden wir schon nach wenigen Jahrzehnten in Deutschland eine zahlreiche, arbeitsame, kriegerische, in jeder Hinsicht ungebeugte Bevölkerung. Die Wunden des großen Bruderkampfes sind natürlich nicht ausgeheilt, aber dennoch ist Kraft und Gesundheit genug vorhanden, um sich neuen Unternehmungen und großen Zielen mit entschlossenem Muthe zuzuwenden. Zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung sind vor Allem die gewaltigen Türkenkriege und sodann die großen Kämpfe mit Frankreich, durch welche unter der Führung des Hauses Habsburg die von Ludwig XIV. angestrebte Uebermacht der französischen Nation in Europa gebrochen ward. Während Oesterreich nach Osten hin die christliche Cultur vor dem Halbmond rettete, schützte es nach Westen die Freiheit Europa's vor dem brutalen Uebermuth der Machthaber von Paris und Versailles. Man hat wohl schon die Undankbarkeit des Hauses Habsburg zum Sprichwort zu machen gesucht, und mancher Einzelne mag sich in dieser Hinsicht nicht ohne Grund zu beklagen gehabt haben; aber ein größerer Undank, als er gegen das Haus Habsburg in der europäischen, und namentlich in der deutschen Geschichtschreibung verübt wurde und wird, kommt nur selten in der Welt vor. In der That, wenn Oesterreich sonst Nichts gethan hätte als was es in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gegen Türken und Franzosen geleistet hat — schon hiefür sollte sich ihm jeder patriotische Deutsche zu unauslöschlichem Danke verpflichtet fühlen.

Und in diesen gewaltigen Kämpfen, von einem edlen Kaiserhause unter dem Beistand eines trotz alles vorangegangenen Jammers im Großen und Ganzen treu, brav und stark gebliebenen Volkes unternommen und durchgeführt, fehlt es auch keineswegs an wahrhaft hervorragenden Einzelgestalten. Wir sind gar eitel und gar leicht geneigt, über den Größen unserer Tage jene der Vorzeit zu vergessen oder zu verkleinern. Besinnen wir uns aber ein wenig, stellen wir uns vor, wie der glänzende Ludwig XIV., der heldenmüthige Polenkönig Johann Sobiesky, der fürchterlich geniale Peter der Große, der vollendete Staatsmann Wilhelm von Oranien im nämlichen halben Jahrhundert die Throne Europa's einnahmen, betrachten wir Feldherren und Staatsmänner wie Mazarin, Turenne, Eugen von Savoyen, Marlborough, Ludwig von Baden, so werden wir alsbald zugeben müssen, daß jene Zeit an Geisteskraft und an Talenten sich jeder anderen wohl ebenbürtig zur Seite stellen kann.

Für die innere Geschichte Deutschlands hat aber jene zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine ganz hervorragende Bedeutung dadurch, daß gerade in jener Zeit so recht eigentlich die Saat ausgestreut wurde, welche in unseren Tagen aufgegangen ist. In der Person des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zeigt sich zuerst der Gedanke verkörpert, die politischen Zustände Deutschlands auf einem ganz neuen Grunde aufzubauen, und seinen Sohn Friedrich sehen wir bereits als König von Preußen eine Stellung theils in, theils neben Deutschland einnehmen, von welcher alles seither Geschehene nur die folgerichtige weitere Entwicklung gewesen ist. Die Erkenntniß aber, daß und wie unsere Zeiten und Zustände mit vernünftiger Nothwendigkeit aus der Vergangenheit hervorgewachsen sind,

verleiht uns nicht nur Trost in der Gegenwart, sondern sie befähigt uns auch, in einem gewissen Grade die Zukunft zu ahnen, auf ihre Gestaltung vorbereitend mit einzuwirken, und so für das Schicksal unserer Nachkommen thätig zu sein.

Die Zeitperiode, welche wir in dem bisher Gesagten nach ihren allerallgemeinsten Zügen in's Auge gefaßt haben, erblickte auf dem österreichisch-deutschen Kaiserthrone Leopold den Ersten. Während einer langen Regierung von beinahe einem halben Jahrhundert sehen wir ihn mit unerschütterlicher Ausdauer und Geduld den heftigsten Stürmen die Stirne bieten, und nach Drangsalen jeder Art und von allen Seiten den irdischen Schauplatz in einem Augenblick verlassen, wo die Macht seines Hauses und seiner Monarchie so groß und glänzend dasteht, wie nur je einmal zuvor.

Diese Regierungszeit Leopolds I. ist von jeher der Gegenstand der allerentgegengesetztesten Beurtheilung gewesen. Seine Zeitgenossen, und zwar nicht etwa bloß feile Speichellecker, sondern ehrenwerthe, tüchtige und vaterlandsliebende Geschichtschreiber haben Leopold den Großen genannt; einer neueren Geistesrichtung war es vorbehalten, den Verbündeten Friedrich Wilhelms von Brandenburg und Wilhelms von Oranien als ein willenloses Werkzeug der Jesuiten darzustellen, von welchen gleichzeitig behauptet wird, daß sie die Welt im französischen Interesse zu regieren suchten, während ihr angeblicher Sklave Leopold für Oesterreich und Spanien den Riesenkampf gegen das Frankreich Ludwigs XIV. unternahm. Wo immer in der Beurtheilung einer geschichtlichen Erscheinung oder Persönlichkeit so schreiende Gegensätze sich kundgeben, da ist man von vorn herein zu dem Schlusse berechtigt, daß menschliche Leiden-

schaft, und zwar meistens auf allen betheiligten Seiten, die gesunde und maßvolle Ruhe des vernünftigen Urtheils getrübt hat, und daß kein wohlgemeinter Versuch, die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, eine gänzlich verlorene Bemühung sein wird.

Vielerlei Gründe, welche theils in den allgemeinen Verhältnissen jener Zeit, theils in den persönlichen Charaktereigenthümlichkeiten Kaiser Leopolds selbst ihre Quelle finden, haben dazu geführt, daß dieser Monarch in den weiteren Kreisen des deutschen Volkes eine ziemlich wenig gekannte Persönlichkeit ist. Es mag daher nicht unangemessen sein, sein Bild wieder einmal in einem knappen Rahmen zusammenzufassen, um die theilnehmende Mitwelt zu erinnern, auf welchen Grundlagen die Vorzüge und die Mängel der Gegenwart ruhen, und wie man vor zwei Jahrhunderten die Aufgaben des menschlichen Lebens angesehen hat.

# I.

## Leopolds Jugend und erste Regentenjahre.

Beim Abschlusse des westfälischen Friedens regierte in der Hofburg zu Wien Ferdinand III., seit 1637 deutscher Kaiser und österreichischer Monarch, in seiner Jugend ein tapferer Soldat und Feldherr, in seinen späteren Jahren ein friedliebender, kränklicher Herr. Die erste Hälfte seiner Regierung fiel noch in die furchtbarsten Stürme des dreißigjährigen Krieges; in den späteren Jahren mußte er sich dem Zustande fügen, welchen der westfälische Friede für das Reich geschaffen hatte. In Oesterreich selbst blieb er ganz entschieden bei den Regierungsgrundsätzen, von welchen Ferdinand II. geleitet worden war. Doch legte Ferdinand III. besonders großen Werth auf ein gutes und richtiges Verhältniß zu Deutschland. In diesem Sinne erzog er auch seine Söhne.

Kaiser Ferdinand III. war dreimal verheirathet: von 1631 bis 1646 mit der spanischen Infantin Maria Anna; 1648 bis 1649 mit der Erzherzogin Marie Leopoldine von Tirol und seit 1650 mit der Prinzessin Maria Eleonora von Mantua. Aus der ersten dieser Ehen stammten Ferdinand IV., der spätere Kaiser Leopold I. und Maria Anna, in der Folge als Gemahlin Philipps IV. Königin von Spanien. Der Kronprinz Ferdinand IV. war schon bei Lebzeiten seines Vaters als König von Böhmen und Ungarn, sowie 1653 als römischer König gekrönt worden.

Leopold war geboren am 9. Juni 1640. Um jene Zeit dachten die kaiserlichen Eltern in ihrer Freude über die Ankunft des zweiten Sohnes wohl kaum an die Möglichkeit, daß derselbe die Rolle seines ältern Bruders zu übernehmen haben werde. Der Knabe wurde als ein besonderes Gnadengeschenk der Mutter Gottes begrüßt und von Kindheit auf dem geistlichen Stande gewidmet. Schon im Jahre 1646 rief der Tod die Mutter von der Seite des Kindes. Der schon in früher Kindheit ernste und edle kleine Leopold war untröstlich bei diesem Verluste; als seine Umgebung der Thränen und des Schmerzes Mäßigung forderte, weil für den Kaisersohn leidenschaftliche Betrübniß sich nicht gezieme, antwortete er: Thränen um eine Mutter sind auch für einen Kaisersohn nicht ungeziemend, und einen größeren Verlust, als den der Mutter, gibt es für keinen Sohn. Im folgenden Jahre wurde seine Erziehung in die Hände des langjährigen österreichischen Gesandten in Venedig, des Grafen Johann Ferdinand von Portia gelegt, dem ein Graf Fugger als Gehilfe beigegeben ward. Portia war ein Mann von keineswegs außergewöhnlichen Fähigkeiten, und es scheint nicht, daß er auf die Geistesrichtung seines Zöglings irgend einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat; nur die Vorliebe für die italienische Sprache soll Leopold aus dem Umgang mit Portia für sein ganzes Leben beibehalten haben. Wichtiger war für den Knaben der erste Unterricht, welchen ihm ein frommer und eifriger Pater der Gesellschaft Jesu, Namens Christof Müller, ertheilte; als dieser nach kurzer Zeit durch den Tod abgerufen wurde, trat an seine Stelle ein anderer Jesuit, der Pater Johann Eberhard Nidhard, welcher zugleich der erste Beichtvater des jungen Erzherzogs wurde und in der Folge noch zum Cardinalshut gelangt ist. Es

war übrigens gar wenig Mühe nöthig, um den jugendlichen Leopold zur Religiosität und treuen Anhänglichkeit an seine Kirche zu erziehen. Schon die Seele des Kindes war unersättlich im Dienste Gottes und er verlangte aus eigenem Antriebe die Verlängerung der für Religionsunterricht und Gebet täglich bestimmten Zeit.

In den ersten Knabenjahren zeigte Leopold eine schwache Gesundheit und dabei ein lebhaftes, bis zum Jähzorn empfindliches Temperament. Er wurde deßhalb an strenge Regelmäßigkeit in jeder Beziehung des Lebens, an Gehorsam, Demuth und Selbstbeherrschung von Kindheit auf unerbittlich gewöhnt. Seine wissenschaftlichen Studien waren vielseitig; Lateinisch, Italienisch und Deutsch lernte er schon frühe vollständig sprechen und schreiben; später erwarb er sich auch gründliche Kenntniß der spanischen und französischen Sprache, welch' letztere er jedoch nicht liebte; denn, während ganz Europa in Denkweise, Sprache, gesellschaftlicher Sitte zu den Füßen der französischen Mode lag, blieb Leopold, wenn er auch italienisch oder spanisch sprach, in Geistesrichtung und Ausdrucksweise dem deutschen Wesen sein ganzes Leben hindurch unabänderlich treu. Außerdem wurde er in Geschichte, Philosophie und in den schönen Künsten, ganz besonders in der Musik gründlich unterrichtet. Die Hofleute scheinen den für das geistliche Amt bestimmten jungen Erzherzog etwas kaltsinnig, um nicht zu sagen geringschätzig, behandelt zu haben; Aufmerksamkeit und Schmeichelei wendete sich vorzugsweise dem Kronprinzen zu, der bei Ferdinands III. leidender Gesundheit nach wenigen Jahren den Thron zu besteigen nach menschlicher Berechnung alle Aussicht hatte. Doch die Vorsehung fügte es anders. Ein Jahr nach seiner Krönung als römischer König starb Ferdinand IV. am 9. Juli 1654 an den um

jene Zeit furchtbare Verheerungen anrichtenden Blattern, und das Recht der Thronfolge ging damit auf Leopold über. Jetzt erst fing man an, ihn in die militärischen und politischen Geschäfte nach und nach einzuweihen; wahrscheinlich entzog sich Leopold nur mit schwerem Herzen dem geistlichen Beruf, in welchen er sich in Gedanken schon hineingelebt hatte. Uebrigens hat gerade Leopolds Leben glänzendes Zeugniß abgelegt von der Wahrheit, daß höhere Güter als Religiosität, Sittlichkeit und edle Geistesbildung auch für den mächtigsten Fürsten nicht denkbar sind. Wäre Leopold mehr in Aeußerlichkeit, in militärischem Prunk und höfischem Genuß erzogen worden, so würde er nach menschlicher Voraussicht zwar den wohlverdienten Ruhm eines tugendhaften und frommen Fürsten eingebüßt, den bedenklicheren Ruf eines Kriegshelden und gewaltigen Staatsmannes aber nach seiner ganzen Naturanlage gleichwohl nicht erlangt haben.

Ferdinand III. war nach dem Tode seines ältesten Sohnes immer kränklicher und schwermüthiger geworden. Im März 1657 wurde er bettlägerig krank; er arbeitete zwar noch vom Krankenlager aus, unterzeichnete namentlich noch am 30. März einen Allianz-Vertrag mit Polen, allein rasch verschlimmerte sich sein Befinden und am 2. April Morgens zwischen 4 und 5 Uhr verschied er, seinen Sohn Leopold als Erben seiner Reiche zurücklassend.

Leopold hatte schon am 24. Januar 1655 die Huldigung der österreichischen Stände empfangen; am 27. Juni des gleichen Jahres war er als König von Ungarn, am 14. September 1656 als König von Böhmen gekrönt worden. Als er im Alter von kaum siebenzehn Jahren seinem Vater in der Regierung nachfolgte, war er, wie alle dem Hofe nahe stehenden Zeitgenossen übereinstimmend versichern, ein

Jüngling von musterhaftester Sittenreinheit, ferne von jedem Gedanken an Ausschweifungen oder Laster, unermüdlich fleißig in der Arbeit, ein Muster von Bescheidenheit, aber scheu und unsicher im öffentlichen Auftreten, und immer noch von zarter und empfindlicher Gesundheit. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit dem Tode seines ältern Bruders hatte er sich eine große und vielseitige Kenntniß der Geschäfte angeeignet; mit den leitenden Grundsätzen österreichischer Politik war er schon aus seinen früheren Studien durch und durch vertraut, und so kann man sagen, daß seine Vorbereitung zum fürstlichen Amt zwar keine glänzende, aber eine überaus tüchtige und gründliche war.

Hören wir noch einige Worte, mit welchen zwei venetianische Diplomaten jener Zeit den jungen Monarchen schildern. Der Eine sagt:

„Leopold verlebt seine Jugend in einer Reinheit und Unschuld der Sitten, welche fast beispiellos ist bei einem Privaten, und nahezu wunderbar bei einem Prinzen. Er liebt die Arbeit und ist sehr fleißig. Er begreift Alles, antwortet rasch, verschließt seine Neigungen, wählt die besseren Rathschläge, bildet sich eine eigene Meinung und entscheidet mit solcher Feinheit des Urtheils, daß man schon jetzt von seinen bedeutenden Fähigkeiten sprechen kann; für die Zukunft scheint er noch mehr zu versprechen. Seine Hausangelegenheiten hält er in großer Ordnung. Er liebt den Frieden, wie es seine Erziehung mit sich brachte. Es ist seine Ueberzeugung, daß die Größe seines Hauses, die Dauer und der Ruhm seiner Herrschaft, und die Wohlfahrt seiner Unterthanen sich am besten durch einen dauernden Frieden begründen und befestigen lassen. Seine Gesundheit kräftigt sich sehr; er sucht sie durch viele Bewe-

gung im Freien zu stärken. Jagd und Musik sind sein Vergnügen, seine einzigen Leidenschaften."

Der andere zeitgenössische Staatsmann fügt bei:

„Leopolds vorzüglichste Neigung ist die Musik. Er hat Verständniß dafür, componirt selber sehr gut, und genießt die Musik in der Kirche, an der Tafel, in der Kammer, oft ganze Tage hindurch. Uebrigens wünschen Viele, daß diese Neigung nicht zu sehr vorherrsche; Leopold sollte seine Zeit für die Politik und für höhere Ziele verwenden, um im Besitze der Macht zu bleiben. Die Seelengüte und Frömmigkeit dieses Fürsten ist unglaublich; er hat keine Spur von einem Laster und verabscheut jede Unsittlichkeit; er beichtet alle Sonntage, communicirt alle 14 Tage und außerdem noch an großen Fest- und Apostel-Tagen. Dabei hat er übrigens vorzügliche geistige Anlagen und ertheilt seinen Ministern sehr geeignete Antworten. Im Rathe vergleicht er die verschiedenen Meinungen und wählt, wie man sagt, immer die besten. Sehr oft jedoch weicht er von der Meinung seiner Räthe ab, wenn er auch keinen Entschluß faßt, ohne sie zu hören.

Da seine Erziehung mehr religiös als militärisch war, so hat er persönlich keine Neigung zum Soldatenstande; doch liebt er alle ritterlichen Eigenschaften und freut sich des Ruhmes und des Beifalls."

Dieß ist nach dem Zeugniß bestunterrichteter Männer das Charakterbild des jugendlichen Habsburgers, der von der Vorsehung bestimmt war, in einer wahrhaft eisernen Zeit, mitten unter leidenschaftlichen und gewaltsamen Menschen, während der furchtbarsten Kriege und schwersten Bedrängnisse beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch die Zügel der österreichischen Monarchie zu lenken.

Werfen wir nun auch einen kurzen Blick auf dieses

Oesterreich selbst, wie es um die Zeit von Leopolds Thronbesteigung sich unserer Betrachtung darstellt. Von der mittleren Oder bis zum adriatischen Meere sich erstreckend, vielfach in Parzellen zerstreut, war Oesterreich damals mit seiner steiermärkischen Grenze nur wenige Stunden von der Türkei entfernt, während bei weitem der größte Theil Ungarns seit mehr als einem Jahrhundert unter der Herrschaft des Halbmondes stand. Der Gesammtflächenraum der ganzen Monarchie betrug etwa 6000 Quadratmeilen; die Bevölkerung wird auf 12 Millionen Seelen, das Jahres-Einkommen auf nicht mehr als 6 Millionen Gulden angeschlagen. Daher kam es auch, daß Oesterreich um jene Zeit nicht im Stande war, eine Armee von mehr als 80,000 Mann zu halten. Der österreichische Staat befand sich im siebenzehnten Jahrhundert in der Periode des Uebergangs aus den ständischen Gliederungen und Formen des Mittelalters zu dem Staats-Absolutismus der neueren Zeit. Dieser Uebergang war schon ziemlich vollendet in Deutsch-Oesterreich. In Ungarn hatte die eigenthümliche Natur des magyarischen Volksstammes, das alte verbriefte Recht des Landes und die ununterbrochene Fortdauer der Kämpfe gegen die Türken die nämliche Entwickelung, wie sie in Deutsch-Oesterreich vor sich ging, nicht zugelassen. Der Unterschied zwischen dem Oesterreich dießseits und jenseits der Leitha, an welchem die habsburgische Monarchie noch in unseren Tagen so schwer kränkelt, hat schon unter Leopold I. den Gegenstand der ernstesten Sorge für alle österreichischen Staatsmänner gebildet. Uebrigens war auch in Deutsch-Oesterreich keineswegs ein centralistischer Absolutismus nach französischem Muster ausgebildet. Die verhältnißmäßige Milde der Herrscher, der das Land bestimmende Grundzug deutschen Wesens, und die föderative Gestaltung

des Staates hatten das französische Uebermaß in dieser Beziehung glücklich verhütet. Die Lehre vom göttlichen Rechte des Monarchen galt zwar als unzweifelhafter Grundsatz; der Antheil der Stände an der Gesetzgebung war so gut wie vernichtet, und ihr Recht der Steuerbewilligung bestand im Grund genommen auch nur dem Namen nach. Allein das ständische Wesen lebte doch wenigstens noch fort und übte seinen Einfluß auf Regierung und Verwaltung. Darum gab es auch keine einheitliche Verfassung und keine gemeinsame Gesetzgebung. Jede Provinz hatte ihre eigene Rechtspflege, Polizei und Wehrpflicht; es gab sogar eigene Zolllinien zwischen den verschiedenen österreichischen Ländern.

Die Monarchie wurde damals in drei Ländergruppen eingetheilt: die ungarischen Erbländer, die böhmischen Erbländer, welche zu keinem deutschen Reichskreis gehörten, und die deutschen Reichskreislande. Diese letztern zerfielen wieder in Nieder-Oesterreich, wozu Oesterreich ob und unter der Enns gehörten, sodann in Inner-Oesterreich, gebildet aus Steyermark, Kärnthen und Krain, und endlich in Ober-Oesterreich, bestehend aus Tirol und den österreichischen Vorlanden Vorarlberg und Breisgau.

Die Weltstellung des Hauses Habsburg beruhte nicht sowohl auf diesem eigentlich österreichischen Machtbesitz, als vielmehr auf der römischen Kaiserwürde deutscher Nation, auf der Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause und der dadurch begründeten Anwartschaft für den Fall des Aussterbens der spanischen Königsfamilie, und endlich auf Oesterreichs anerkannter Eigenschaft als Schutzmacht der römisch-katholischen Kirche.

Nachdem Leopold durch den Tod seines Vaters Oberhaupt des Staates geworden war und nachdem die durch seine Jugend herbeigeführten staatsrechtlichen Bedenken wegen des

sofortigen Regierungsantrittes in Oesterreich um so leichter beseitigt waren, als er die Krone von Ungarn und Böhmen schon bei Lebzeiten Ferdinands III. auf sein Haupt gesetzt hatte, traten alsbald die Verhältnisse zum deutschen Reich auf entscheidende Weise in den Vordergrund.

Es war dem Kaiser Ferdinand III. nicht gelungen, die Wahl Leopolds zum römischen König durchzusetzen. Der Tod überraschte ihn schneller als man geglaubt hatte, und diese trotz dem unläugbaren Verfall des deutschen Reiches immerhin nach der Meinung Europa's und durch den anerkannten Vorrang des „römischen Kaisers deutscher Nation" vor allen anderen gekrönten Häuptern auch damals noch wichtigste Frage war ungelöst. Das Reich war ohne Haupt, einige Reichsfürsten unterhielten verrätherische Verbindungen mit Frankreich, uneinig unter sich waren sie Alle, und dem Hause Habsburg insbesondere war die Mehrzahl von ihnen entweder aus politischen oder aus religiösen Gründen abgeneigt. Die Kurfürsten von der Pfalz und von Baiern stritten sich in heftiger und ärgerlicher Weise um das Reichsvicariat; es kam sogar dazu, daß der Kurfürst von der Pfalz dem baierischen Gesandten das Dintenfaß an den Kopf warf. Unter diesen wenig günstigen Umständen schrieb der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler des Reiches den Wahltag auf den 14. August 1657 aus. Nachdem langsam genug die Gesandten der acht Kurfürsten in Frankfurt am Main eingetroffen waren, erschienen endlich im Februar und März 1658 die meisten Fürsten selbst; nur Brandenburg und Baiern waren bloß durch Gesandte vertreten. Leopold selbst hatte, trotz seiner damals noch sehr schwachen Gesundheit, zu Ende Januar, mitten in einem durch seine grimmige Kälte bemerkenswerthen Winter die Reise nach der Wahlstadt angetreten. Die Feinde Oester-

reichs hatten zwar anfänglich versucht, Leopold von Führung der Kurstimme für Böhmen auszuschließen, weil nach der goldenen Bulle das zurückgelegte achtzehnte Lebensjahr hiezu erforderlich sei. Allein Leopold hatte ebenso bestimmt als kurz geantwortet, daß er schon vor mehr als zwei Jahren als König und Kurfürst von Böhmen volljährig geworden sei, und es war von diesem Mangel des Alters nicht weiter die Rede.

Wichtiger und ernster waren die Hindernisse, welche das Ausland der Wahl Leopolds entgegenstellte. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so recht, wie jämmerlich der westfälische Friede die öffentlichen Zustände Deutschlands gestaltet hatte. Ludwig XIV., König von Frankreich, konnte es wagen, wenn auch nur andeutungsweise, als Candidat des deutschen Kaiserthrones aufzutreten. In dieser einzigen Thatsache liegt eine ganze Fülle nationaler Schmach, und wenn die deutschen Fürsten jener Zeit auch nur in mäßigem Grade Patrioten gewesen wären, so hätte nach dieser Probe französischen Uebermuthes nie mehr irgend eine Anlehnung an französischen Einfluß möglich sein sollen. Der Fortgang der Geschichte wird uns leider das gerade Gegentheil zeigen. Nachdem sich übrigens Ludwig XIV. überzeugt hatte, daß er trotz allen Elendes der deutschen Nation gleichwohl nicht daran denken dürfe, ihr Kaiser zu werden, daß vielmehr eine offene Bewerbung von seiner Seite wahrscheinlich nur dazu dienen würde, die jetzt getrennten Stimmen rasch auf seinen Gegner Leopold zu vereinigen, so verwendete er nunmehr alle denkbaren Anstrengungen darauf, einen unter seinem Einflusse stehenden deutschen Candidaten aufzustellen und so das Haus Habsburg vom deutschen Kaiserthrone auszuschließen. Allein Leopold, so jung und mild er war und so unerfahren er schien, hatte gleichwohl

eine ganz klare Erkenntniß, daß es sich hier um eine Lebensfrage für ihn und für sein Haus handle; und gleichen Schrittes mit dieser Erkenntniß ging der unerschütterlich feste Entschluß, die Kaiserwahl zu seinen Gunsten durchzusetzen, koste es was es wolle.

Frankreich suchte nunmehr den Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu veranlassen, weil es unter baierischem Namen auf's Leichteste Deutschland zu beherrschen hoffte. Allein dieses Unternehmen scheiterte theils an der deutschen Gesinnung des Kurfürsten selbst, obwohl dieser wankte und während einiger Zeit mit Ludwig XIV. in geheimen Unterhandlungen stand, theils an dem Einflusse seiner Mutter, einer Schwester des verstorbenen Kaisers, die offen für Oesterreich Partei nahm. Der Erzbischof von Köln, ein geborener baierischer Prinz, der aber leider ganz unter französischem Einfluß stand, suchte zwar seinen Bruder, den Kurfürsten, zur Annahme der Wahl zu drängen, allein der Letztere blieb seinem Entschlusse getreu und Oesterreich konnte außer der Stimme Kursachsens, die ihm gewiß war, auch auf diejenige Baierns zählen. Unsicher war dagegen die Stimme des Kurfürsten von Brandenburg, feindselig war Kurpfalz, und in den Netzen der französischen Politik mehr oder minder verstrickt waren die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein. Man macht freilich zu ihrer Entschuldigung geltend, daß im Falle eines Krieges mit Frankreich ihre Länder den Gräueln der Verwüstung zunächst und zumeist ausgesetzt waren; daß sie die Besorgniß hegten, Leopold werde als deutscher Kaiser einen Reichskrieg gegen Frankreich für österreichisch-spanische Interessen führen; und daß man von ihnen nicht verlangen konnte, für solche Interessen Land und Leute zu opfern. Allein diese Entschuldigungen sind

nur scheinbare. Denn die Lage der geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein war für sie immer eine Gefahr, mochten sie sich nun dem Einfluß Frankreichs sklavisch hingeben oder gegen denselben mannhaft zur Wehr setzen. Einen Reichskrieg konnte Leopold unter keinen Umständen ohne Zustimmung des Reiches führen, und schließlich ging die Pflicht nationaler Treue allen anderen politischen Rücksichten unzweifelhaft vor. Auch war der eigentliche und wahre Grund des Verhaltens dieser gewissenlosen Kurfürsten weit weniger der berechtigte Wunsch, deutsche Macht und deutsches Blut nicht für ausschließlich spanische Interessen geopfert zu sehen, als vielmehr das selbstsüchtige Streben, einen Kaiser mit möglichst geringer Hausmacht zu bekommen, auf daß die eigene Souveränetät desto besser aufzublühen vermöge. Diesem Zwecke zulieb schämten sie sich nicht, bei der Wahl eines deutschen Kaisers nach den Absichten und Weisungen des französischen Königs zu handeln. Daß dabei auch das französische Geld seine große Rolle gespielt hat, ist eine anerkannte traurige Thatsache. Suchten sie doch die deutsche Kaiserwahl hinauszuschieben, bis der Krieg zwischen Frankreich und Spanien durch einen Friedensschluß seine Erledigung gefunden habe, angeblich damit das spanische Interesse bei der Wahl keine Rolle spielen könne, in der That aber, weil Ludwig XIV. im nächsten Feldzug die Spanier entscheidend zu schlagen, dadurch auch Oesterreichs Machtstellung zu schwächen und so den Haupteinfluß auf das Wahlgeschäft zu erlangen hoffte. Zu solch' schmachvollen Intriguen ließen sich geistliche Kurfürsten gegen Kaiser und Reich gebrauchen.

An der Spitze der österreichischen Wahlbotschaft, welche allen diesen französischen Ränken mit Geschick und Erfolg entgegengearbeitet hat, stand Fürst Eusebius Wenzel Lobko-

witz, welchen wir als Kaiser Leopolds leitenden Minister noch näher kennen lernen werden. Nachdem er die Anstände wegen der Jugend seines Monarchen mit Leichtigkeit beseitigt hatte, schritt er zur vorsichtigen Ergründung und Eroberung der einzelnen Stimmen. Eine weitere französische Cabale erschwerte ihm seine Aufgabe nicht in hohem Grade. Der französische Hof war auf den Gedanken gekommen, das Haus Oesterreich in sich selbst zu theilen. Zu diesem Zweck gab man den rheinischen Kurfürsten die Weisung, entweder den Erzherzog Ferdinand von Tirol, oder den Erzherzog Leopold Wilhelm, Bruder des verstorbenen Kaisers und Hoch- und Deutschmeister, zum Kaiser zu wählen. Der Letztere, als Mitglied des geistlichen Standes ohne alle eigene Hausmacht, zugleich ein Mann von milden und versöhnlichen Formen und von schwacher Gesundheit, leuchtete den geistlichen Herren am Rhein ganz besonders ein. Der Plan scheiterte aber an der treuen, unerschütterlichen Gesinnung des Deutschmeisters, während für den Erzherzog von Tirol keinerlei Hoffnung auf eine Wahlmehrheit zu gewinnen war. Vergeblich war also das Geld, welches Frankreich in Köln, Mainz und Trier verschwenderisch ausstreute. Vergebens waren die Anstrengungen Johann Philipps von Schönborn, des damaligen Erzkanzlers in Mainz, vergebens auch die treulosen Ränke der Domherren Franz und Wilhelm Egon, Grafen von Fürstenberg; die Aussichten Leopolds I. stiegen langsam, aber entschieden. Man sieht aus dem ganzen Hergang bei dieser Kaiserwahl, welch' außerordentlich großes Gewicht das gesammte Europa trotz aller Zerrüttungen durch dreißigjährigen Krieg und westfälischen Frieden noch immer der deutschen Kaiserkrone beizulegen sich veranlaßt sah. Seit dem Anfang des Jahres 1658 nahm die Angelegenheit eine günstigere Wendung, indem

Lobkowitz die Stimme des Kurfürsten von Trier für seinen Herrn gewann. Die entschiedene Ablehnung des Erzherzogs Deutschmeister hatte den feindseligen Bund gesprengt; nach einiger Zeit ergab sich auch der Kurfürst von Mainz, und nun folgte das allein gelassene Köln nach. Der Kurfürst von Brandenburg war nicht durch Geld, sondern nur durch politische Interessen zu gewinnen. Oesterreich schloß mit ihm ein Bündniß, welches gar sehr an die Ereignisse des Jahres 1864 erinnert. Friedrich Wilhelm sollte nämlich den Oberbefehl über eine vereinigte österreichisch-preußische Armee übernehmen, um die Schweden in Holstein zu bekämpfen; zugleich wurde dem brandenburgischen Kurfürsten die Souveränetät über sein Herzogthum Preußen gewährleistet. Erst nachdem Brandenburg gewonnen war, traf Leopold selbst in Frankfurt ein. Obwohl das Wahlergebniß nunmehr als gesichert erschien, suchten die Kurfürsten doch die Festsetzung der Wahlkapitulation zu benützen, um nicht nur ihre besonderen politischen Interessen zu fördern, sondern auch namentlich ihre Landeshoheit zu erweitern und die Rechte des Kaisers zu schmälern. Sie gingen so weit, eine Bedingung vorzuschlagen, wornach Leopold, wenn er in irgend einer Beziehung diesem Wahlvertrag oder dem westfälischen Frieden zuwiderhandeln würde, entweder selbst dem Throne entsagen oder von den Kurfürsten abgesetzt werden sollte. Mit gerechtem Unwillen verwarf Leopold derartige Bedingungen; doch konnte er schließlich nicht hindern, daß ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, keinen Antheil zu nehmen an dem schon erwähnten Kriege, welcher damals zwischen Spanien und Frankreich in den Niederlanden und in Italien geführt wurde. Schmachvoller Weise wurde dagegen den deutschen Reichsständen das Recht vorbehalten, sich von Frankreich Hilfe zu erbitten, wenn sie von Jeman-

den angegriffen würden. So war immer die Politik der deutschen Kleinstaaten gegen das Interesse des Ganzen; die Politik des Hauses Habsburg dagegen, wenn auch leider nicht stark und entschlossen genug, war dennoch die wahrhaft nationale.

Nachdem Leopold die Wahlbedingungen angenommen hatte, nachdem auch der Widerstand von Kurpfalz längst besiegt war, erfolgte am 8. Juli 1658 die Wahl. Nur wenige Wochen über achtzehn Jahre alt, wurde Leopold I. Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und am 1. August erfolgte die Krönung in Frankfurt, nachdem die Erzbischöfe von Köln und Mainz noch einen nichtsnutzigen Streit darüber geführt hatten, welcher von ihnen beiden die Krone auf das Haupt des jungen Fürsten setzen solle, dessen Interessen an den Feind des Reiches zu verrathen sie gewetteifert hatten. Der französische König murrte einige Zeit über die Kaiserwahl, allein schließlich blieb ihm nichts übrig, als dieselbe anzuerkennen. Dagegen schlossen eine Anzahl deutscher Fürsten, angeblich zur Erhaltung des westfälischen Friedens, ihres Besitzstandes und der inneren Ruhe in ihren Ländern, in der That aber zur fortwährenden Bekämpfung von Kaiser und Reich, die sogenannte rheinische Allianz, eine würdige Vorläuferin des Rheinbundes vom Jahre 1806 und wie dieser unter dem beherrschenden Einflusse Frankreichs. Oesterreich politisch zu vereinzeln und zu schwächen, ihm die wirksame Geltendmachung seiner Interessen in Europa unmöglich zu machen, und um solchen Judaspreis die Hilfe Frankreichs für die selbstsüchtigen Interessen der mitteldeutschen Fürsten zu gewinnen, das war der Zweck der rheinischen Allianz. Wem dieses Urtheil zu stark scheinen sollte, der höre die Worte, welche wenige Jahre nachher der französische Gesandte beim deutschen Reichstag an seinen König schrieb:

„Diese Allianz", schreibt der französische Diplomat, „gibt dem König Gelegenheit, seine Freunde und seinen großen Credit im Reiche zu unterhalten, sie macht ihn zum Mitgliede des Rathes der deutschen Fürsten, ohne ihn davon abhängig zu machen."

Nachdem Leopold den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, nahmen vor Allem die kriegerischen Verwicklungen im Norden Europa's seine Aufmerksamkeit in Anspruch, bevor er den höheren Zielen seiner Regierung sich zuwenden konnte. Der ehrgeizige und ruhelose König Karl X. Gustav von Schweden, ein Neffe Gustav Adolfs, der wenige Jahre zuvor durch die Thronentsagung von Gustav Adolfs Tochter Christine die Pfalzgrafschaft Zweibrücken mit der nordischen Krone vertauscht hatte, war wegen angeblicher Ansprüche des Königs Johann Casimir von Polen auf den schwedischen Thron und auf Liefland in einem blutigen Krieg gegen Polen schon zu Lebzeiten Kaiser Ferdinands III. aufgetreten. Der wahre Grund des Krieges war Karl Gustavs Bedürfniß, seine Armee kriegerisch zu beschäftigen, seine leidenschaftliche Begierde, den schwedischen Namen in Europa hoch und glänzend zu erhalten und der jämmerliche Zustand des von Parteiungen zerrissenen polnischen Staatswesens, welches als der schwächste, auf's Leichteste zu besiegende Gegner im ganzen Umkreise der Nachbarn Schwedens sich darstellte. Karl X. Gustav hatte in der ersten Zeit glänzende Fortschritte gemacht; es war ihm gelungen, vorübergehend den Kurfürsten von Brandenburg in die Kreise seiner gefährlichen Eroberungspolitik zu ziehen, und der Großfürst Franz Rakoczy von Siebenbürgen hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Es war sonnenklar, daß das österreichische Interesse auf der Seite Polens stand; die verwegene und rücksichtslose Einmischung

Rakoczy's mußte den letzten Zweifel hierüber beseitigen. Auch die französische Politik unter Cardinal Mazarins Leitung erkannte das österreichische Interesse in dieser Frage so bestimmt und richtig, daß Karl X. Gustav namentlich von Mazarin zum Kriege gegen Polen gereizt worden war, so weit bei ihm ein solcher Reiz überhaupt noch erforderlich schien. Mazarin sah voraus, daß Oesterreich Polen beistehen müsse und dadurch außer Stand gesetzt werde, die Krone Spanien in ihrem damaligen Kriege mit Frankreich wirksam zu unterstützen. In der That hatte auch Kaiser Ferdinand III. noch auf seinem Todbette einen Vertrag mit Polen wegen Leistung einer Kriegshilfe unterzeichnet, und Leopold setzte die Politik seines Vaters unverändert fort. Im Sommer 1657 rückte General Hatzfeld mit 16,000 Mann österreichischer Truppen in Polen ein, und ihm folgte, nachdem Krakau eingenommen und bald darauf Hatzfeld gestorben war, noch im gleichen Jahre Montecuculi, damals des Kaisers größter Feldherr, nach. Um die gleiche Zeit erklärten sich Dänemark und Brandenburg gegen Schweden. Der brandenburgische Kurfürst hatte wie immer mit der ihm eigenen Verschlagenheit und politischen Ueberlegenheit zugesehen und Karl Gustavs Partei nur so lange ergriffen, als dessen Fortschritte ihm selbst ungefährlich schienen. Im nämlichen Augenblicke, wo der siegreiche Schwedenkönig auch für das Herzogthum Preußen bedrohlich zu werden anfing, trat Brandenburg auf Polens und Oesterreichs Seite. Karl Gustav unternahm zwar, nachdem er aus Pommern verjagt war, mitten im Winter 1658 über den gefrorenen Belt einen ebenso halsbrechenden als glücklichen Feldzug nach der Insel Seeland, wobei die Hauptstadt Kopenhagen beinahe in seine Hände gefallen wäre. Allein im Laufe des Jahres rückten die verbündeten öster-

reichischen und brandenburgischen Truppen auf der dänischen Halbinsel und auf den Inseln ständig vor; die Schweden wurden an allen Orten geschlagen, und wäre nicht schon damals das geheime Mißtrauen zwischen Oesterreich und Brandenburg der Hemmschuh jeder großen nationalen That gewesen, so wäre Schweden durch diesen einzigen Feldzug vollständig vom Boden des deutschen Reiches ausgeschlossen worden. Karl Gustav bemühte sich vergebens, Oesterreich von seinen Bundesgenossen zu trennen; Kaiser Leopold erwiderte, daß nicht die Vergrößerung seiner eigenen Macht der Zweck des Krieges sei, daß er seine Bundesgenossen nimmermehr verlassen werde, und daß ein dauerhafter Friede nicht zu hoffen sei, so lange nicht Dänemark und Polen das Ihrige vollständig zurückerlangt hätten.

Inzwischen hatte jedoch die Eifersucht des brandenburgischen Kurfürsten gegen die österreichischen Truppen sich gesteigert; gleichzeitig war zwischen Frankreich und Spanien am 7. November 1659 der pyrenäische Friede abgeschlossen worden, nachdem Spanien durch die oben angeführten Bestimmungen der Frankfurter Wahlcapitulation der Hilfe Oesterreichs beraubt war. Die Einmischung Frankreichs in den nordischen Krieg war zu befürchten; andererseits war die Unabhängigkeit Polens gesichert, Rakoczy war schon im Jahre 1657 zum Rückzug nach Siebenbürgen genöthigt worden und hatte mit den Türken alle Hände voll zu thun. Karl Gustav von Schweden sah seinen Plan, die drei nordischen Reiche unter seiner Herrschaft zu vereinigen, durch Oesterreich und Brandenburg vernichtet und starb voll des bittersten Unmuthes über sein sinkendes Glück am 20. Februar 1660. Sein Tod beschleunigte die Friedensverhandlungen, welche schon im December 1659 im Kloster Oliva bei Danzig ihren Anfang genommen hatten.. Die Völker seufzten sämmt-

lich nach Frieden. Karl Gustavs Erbe, Karl XI., war ein Kind von fünf Jahren; Oesterreichs Anforderungen waren im höchsten Grade mäßig, und die Furcht vor der Einmischung Frankreichs machte nicht nur Oesterreich, sondern auch den Kurfürsten von Brandenburg dem Frieden geneigt. Bei dieser Sachlage kam am 3. Mai 1660 der Friede von Oliva zu Stande. Der König von Polen entsagte allen Ansprüchen auf die schwedische Krone und auf Liefland; Schweden gelang es, den größten Theil seines früheren Besitzstandes zu erhalten, und zwar nicht nur gegenüber dem Kaiser, Polen und Brandenburg, sondern auch in dem am 27. Mai nachgefolgten besondern Frieden mit Dänemark. So war dieser nordische Krieg beendigt, ohne ein anderes Ergebniß, als die erfolgreiche Zurückweisung der schwedischen Eroberungsgelüste und die Sicherstellung der Unabhängigkeit Polens. Das Erstere war jedoch ein schwacher Gewinn, weil Schweden in seiner bisherigen Machtstellung an der Ostsee durch Frankreichs Vermittlung verblieb; und das Letztere war so gut wie gar Nichts, weil die polnische Nation schon damals durch endlosen inneren Hader ihre gänzliche Unfähigkeit zu einem vernünftigen Staatswesen an den Tag gelegt hatte. Einen dauerhaften und soliden Vortheil aus dem Frieden zog nur der Kurfürst von Brandenburg, dessen Souveränetät über Preußen anerkannt war, und der von jetzt an als Träger des deutschen nationalen Interesses gegenüber den Schweden auftreten konnte. Auf dieser Grundlage fortzuschreiten und einen Staat von europäischer Bedeutung zu gründen, war seither die Aufgabe und das wohlbewußte Ziel der preußischen Politik. Oesterreich aber hatte, genau so, wie es im Jahre 1864 abermals geschehen ist, mit schweren Opfern an Geld und Menschen lediglich der preußischen Politik gedient.

Es wäre gleichwohl ungerecht, dem Kaiser Leopold oder seinen Ministern hieraus einen gar zu schweren Vorwurf zu machen. Die Theilnahme am nordischen Kriege war durch das österreichische Interesse in Polen und Siebenbürgen gefordert; die Bundesgenossenschaft Brandenburgs war werthvoll und unabweislich, die Einmischung Frankreichs nach Abschluß des Friedens mit Spanien nöthigte zur raschen Annahme der gegebenen Verhältnisse. Man darf nicht zweifeln, daß das Ungenügende der erreichten Bedingungen in Wien recht wohl empfunden, und die gefahrvolle Zukunft gegenüber von Brandenburg schon damals sehr bestimmt geahnt ward.

Und nun war für einige Augenblicke Friede nach allen Richtungen. Dieser Friede barg aber, ebenfalls nach allen Richtungen, die Keime schwerer Zwietracht in sich, und es liegt uns nun ob, zu zeigen, wie und weßhalb die blutige Saat aufging.

## II.

### Die Türkenkriege.

Das ruhmvollste Blatt in der äußern Regierungsgeschichte Kaiser Leopolds I. ist ohne Zweifel die Geschichte der Türkenkriege; und wenn es mir bei dieser Arbeit um ein Parteiinteresse, nicht um die Wahrheit zu thun wäre, so würde die Versuchung nahe liegen, gerade diesen Gegenstand recht ausführlich zu behandeln. Den österreichischen Anstrengungen und Kämpfen gegenüber bezeichnet es die ganze Niederträchtigkeit der französischen Politik jener Zeit, daß Ludwig XIV. im Stande war, den gemeinsamen barbarischen Feind der christlichen Religion und jeder edleren menschlichen Bildung aus Haß gegen Oesterreich insgeheim

und offen zu unterstützen. Auch hatte Oesterreich in seine
Kämpfen gegen die Türkei die öffentliche Meinung ga
Europa's unzweifelhaft für sich.

Kaiser Leopold hat an diesen blutigen Kämpfen keine
persönlichen Antheil genommen, wie er überhaupt kein So
dat war. Dagegen gebührt ihm das doppelte Verdiens
mit unermüdlicher Geduld und mit unerschütterlicher Aus
dauer die Fahne des Kreuzes hoch gehalten, und namen
lich die rechten Feldherrn an die rechten Plätze gestellt z
haben. Niemand kann läugnen, daß es ein großes Glüc
oder vielmehr eine große Gnade Gottes war, so ausg
zeichnete Heerführer, wie Montecuculi, Karl von Lothrin
gen, Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoye
zu finden; aber diese Gnade war verdient durch die hohe
Tugenden eines Monarchen, der im glänzenden Gegensat
zu seinem französischen Nebenbuhler in all' seinem Thu
und Lassen nur durch das Gefühl der Pflicht und dur
die Gebote des Christenthums sich leiten ließ. Für di
Zwecke unserer Darstellung muß es übrigens, da de
Kaisers Persönlichkeit bei den Türkenkämpfen nirgends i
Vordergrund der kriegerischen Ereignisse auftritt, an eine
kurzen und raschen Ueberblick der entscheidenden Thatsache
und an einer scharfen Betonung ihrer politischen Tragwei
genügen.

Die kriegerischen Verwicklungen Oesterreichs mit de
Türkei unter Leopold I. knüpfen sich an die Verhältnis
Siebenbürgens an, welche wir schon im vorigen Abschni
flüchtig berührt haben. Dieses Land stand seit 1526 unte
eigenen, sowohl von Oesterreich als von der Türkei angel
lich unabhängigen sogenannten Großfürsten. Die natürlic
Bestrebung dieser Machthaber war darauf gerichtet, ih
Herrschaft auszudehnen und ein wahrhaft unabhängig

Reich zwischen den Karpathen und der Donau zu gründen. Im Sinne dieser Politik hatte sich Rakoczy mit Karl Gustav von Schweden verbündet, weil er auf diesem Weg aus seiner doppelten Abhängigkeit von Oesterreich und der Türkei herauszukommen hoffte. Er wurde zwar von den polnischen Truppen im Bunde mit den Oesterreichern im Spätsommer 1657 geschlagen und mußte sich einen sehr schimpflichen Friedensschluß gefallen lassen; allein ganz besonders erbittert war man über ihn in Constantinopel. Diese Stimmung der Pforte ging so weit, daß Rakoczy noch im Jahre 1657 für abgesetzt erklärt, und als er sich nicht fügte, eine gewaltige türkische Armee in das Land geschickt wurde. Die Pforte verlieh das Fürstenthum, indem sie den Versuch der Siebenbürger, Franz Redey an Rakoczy's Stelle zu setzen, nicht anerkannte, einem gewissen Barcsay, der es aber niemals zu einer wirklichen Herrschaft brachte, sondern schon im Jahre 1660 zu Gunsten des nach Rakoczy's Tode von den Siebenbürgern gewählten Johannes Kemeny auf seine Würde wieder verzichten mußte und gleich nachher umgebracht wurde.

Die Siebenbürger hatten sehr wohl erkannt, daß Rakoczy's Politik für sie eine nationale war; sie unterstützten ihren Großfürsten in heldenmüthiger Aufopferung gegen die verwüstenden Einfälle der Türken. Andererseits wurde eine thatkräftige Unterstützung Rakoczy's durch Oesterreich zur Unmöglichkeit nicht nur in Folge des großen Friedensbedürfnisses der Monarchie, sondern auch durch die mißtrauische Erinnerung an sein Verhalten im nordischen Kriege.

Man konnte Oesterreich nicht zumuthen, um Rakoczy's Willen einen Krieg gegen die Türken mit allen seinen furchtbaren Möglichkeiten zu wagen. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Rakoczy im ungleichen Kampfe schließ-

lich unterlag. Am 22. Mai 1660 wurde er bei Klau
burg geschlagen; er führte selbst die Seinigen zum Ang
erschlug mit eigener Hand siebenzehn Türken im blut
Handgemenge, und erlag wenige Tage später den empfa
nen Wunden; bald nachher fiel die wichtige Festung G
wardein in die Hände der Türken. Sie hatte die von
kaiserlichen General Souches angebotene Besatzung in
ungarischer Verblendung abgelehnt; lieber erlitt sie
Aeußerste von den Ungläubigen.

Allein bald nach Rakoczy's Tod trat an Oestern
gleichwohl die Nothwendigkeit heran, sich in die siebenl
gischen Händel einzumischen. Leopold I. konnte als Ki
von Ungarn nicht zugeben, daß die türkische Macht
Gutdünken in Siebenbürgen schalte und walte. Oester
entschloß sich daher, den Johannes Kemeny in se
Bewerbung um die Großfürstenwürde gegen den an B
say's Stelle ernannten türkischen Candidaten Apafi zu
terstützen. Zu diesem Zwecke wurde Montecuculi nach
garn und Siebenbürgen geschickt; er rückte erfolgreich
und die Türken gingen ihm offenbar aus dem Weg. W
Oesterreich damals, als eben die Armee aus dem nordis
Kriege mit Ehre und Ruhm zurückgekehrt war, den Ko
gegen die Türken mit dem äußersten Aufwand von K
begonnen hätte, so wären vielleicht manche schwere bl
Opfer späterer Jahre erspart worden. Uebrigens muß
gesagt werden, daß das beständige Mißtrauen der Un
und Siebenbürgen Oesterreichs Geneigtheit wie seine M
lähmte. Dazu kam noch, daß der österreichische Cand
Kemeny schon zu Anfang des Jahres 1662 im Kampf
gen die Anhänger Apafi's seinen Tod fand, so daß
den fünf Großfürsten, welche im Lauf dieser wenigen
mischen Jahre sich um das Land gerissen hatten —

koczy, Redey, Barcsay, Kemeny und Apafi — nur der Letztgenannte allein noch übrig blieb. Unter diesen Umständen waren denn der Kaiser, seine Minister und der österreichische Gesandte in Constantinopel übereinstimmend für thunliche Aufrechterhaltung des Friedens; die Versammlungen der oberungarischen Stände zu Kaschau und jene der Stände Gesammt-Ungarns zu Preßburg (1662) lieferten nur den Beweis, daß diese Völker zwar sehr vielen Sinn hatten für ihre partikularistischen, begründeten und unbegründeten Beschwerden, aber gar kein Verständniß für das höhere allgemeine Interesse des Reiches und für die dringende Gefahr der christlichen Bildung Europa's. Ganz besonders waren es die protestantischen Prediger, welche schon damals Ungarn und dessen Nebenländer mit wüstem Aufruhrgeschrei erfüllten. Haß und Verfolgung, so lehrten sie, müsse in weit höherem Grad den Papisten als den Mohamedanern gelten, und ein für sich bestehendes Ungarn und Siebenbürgen unter türkischem Schutz sei unendlich vorzuziehen der „Jesuitenherrschaft" unter dem Hause Habsburg. Allein je mehr Oesterreich unter diesen Umständen seine Friedensliebe und dadurch seine Schwäche zeigte, desto höher stieg das Selbstgefühl und der Uebermuth der Türken. Sie verlangten die Rückgabe der von Montecuculi in Siebenbürgen besetzten Festungen, und Oesterreich war in der That geneigt, selbst diese Forderung zu bewilligen; aber je mehr man den Krieg zu vermeiden suchte, desto höher steigerten sich die maßlosen Ansprüche des Gegners. So brachen denn endlich im Jahr 1663 die Feindseligkeiten aus. Von der Erbärmlichkeit der getroffenen Anstalten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Thatsache erwägt, daß der abermals zum Oberbefehlshaber ernannte Montecuculi zu Anfang des Juli 1663 noch nicht

einmal 6000 Mann mit 12 Kanonen beisammen hatte, während ihm gegenüber eine türkische Armee von 120,000 Mann zum Losbruch bereit stand. Das war immer Oesterreichs Schicksal, die eigene unerschöpfliche Macht nicht zu kennen und nicht zu brauchen. Auch Ungarn zeigte sich bei dieser Gelegenheit genau so, wie es sich bis auf den heutigen Tag immer gezeigt hat. Man wollte die deutsche Armee nicht in's Land lassen, bevor das ungarische Aufgebot aufgestellt sei; sodann brachte man nur einige Tausend Mann widerwilliger Soldaten unter uneinigen Führern zusammen, und setzte sich lieber allen Gräueln eines türkischen Einfalls aus, als daß man dem deutschen Oesterreich gegenüber seine Schuldigkeit gethan hätte.

Trostlos, wie der Beginn des Feldzugs, war auch dessen Verlauf. Unter unsäglichen Gräuelthaten verheerten die Türkenhorden das Land bis Gran. Wien war im höchsten Schrecken; 70,000 Bewohner flohen, so gut es ging, mit Hab und Gut. Die Straße nach Linz war mit Flüchtigen bedeckt; viele starben auf dem Wege. Der Kaiser und die Regierung blieb. Bald wendete sich die türkische Armee gegen die wichtige Festung Neuhäusel, die auch richtig nach dreiundvierzigtägiger Belagerung am 26. September in Folge der Meuterei der ungarischen Besatzungstruppen fiel. Ein Theil dieser Besatzung trat nach der Uebergabe sogleich in türkische Dienste. Mit diesem Ereigniß schloß der Feldzug von 1663. Leopold war so tief erschüttert, als es sein unwandelbares Gottvertrauen zuließ. Uebrigens wurden nunmehr erfolgreiche Anstalten getroffen, um im folgenden Jahre den erlittenen Verlust an Vortheil und Ehre wieder gut zu machen. Während 1663 die Zuzüge Brandenburgs und des Reiches erst nach Oesterreich kamen, als der Feldzug schon vorüber war, wurde nun

allüberall ernstlich gerüstet. Leopold ging zu Weihnachten persönlich nach Regensburg, um die lahmen Nerven des deutschen Reichstages wo möglich durch die kaiserliche Gegenwart zu electrisiren; auch ein großer Theil der Reichsfürsten fand sich in Person ein, und es wurden dießmal bedeutende Hilfeleistungen beschlossen, von denen freilich in bekannter Weise kaum der dritte Theil zum Vollzuge kam. Nachdem im Winter der Banus Niklas Zriny von Croatien in Verbindung mit dem Grafen Hohenlohe einen ziemlich erfolgreichen Streifzug ungarischer, croatischer, österreichischer und deutscher Truppen in das südliche Ungarn ausgeführt hatte, konnte im April und Mai 1664 der Vormarsch der Hauptarmee beginnen. Uebrigens wurde es auch dießmal wieder Juni und Juli, bis die Reichstruppen unter dem Markgrafen Leopold von Baden und das in diesem einzigen Jahr der Türkenkriege von Ludwig XIV. gestellte französische Hilfscorps unter Coligny, dem sich die Blüthe des französischen Adels freiwillig angeschlossen hatte, sich mit der österreichischen Armee vereinigten. Man hatte auch für dieses Jahr zu dem kühlbesonnenen Denker Montecuculi seine Zuflucht genommen, der am Schlusse des vorjährigen Feldzugs in nur zu gerechtem Unwillen das Commando niedergelegt hatte. Es war die höchste Zeit, daß ein Feldherr an die Spitze der Armee kam. Denn die erfreulichen Thaten, mit welchen Graf von Souches auf dem linken Donauufer den Feldzug eröffnet, insbesondere den Pascha von Neuhäusel trotz dessen überlegener Macht am 19. Juli bei Szent-Benedek in einem bedeutenden Treffen geschlagen hatte, waren gleichwohl bei weitem nicht wichtig genug, um den Krieg zu entscheiden. Es stand vielmehr schon in den letzten Julitagen die Gesammtmasse der türkischen Armee den verbündeten Truppen bei St. Gott-

hard am Raabflusse, hart an Steiermarks Grenze, gegenüber. Die europäische Civilisation hatte ihre Streitkräfte nur in der äußerst bescheidenen Anzahl von etwa 30,000 Mann am linken Ufer der Raab versammelt, während auf der entgegengesetzten Seite eine Türkenarmee von 130,000 Mann, worunter freilich nur etwa 60,000 Mann geübter Truppen, den Uebergang zu erzwingen suchte. Am 1. August kam es zur blutigen Schlacht, welche nach harter Arbeit des ganzen Tages mit der entschiedenen Niederlage der Türken endete. Es war ein ruhmvoller Tag, durch dessen glänzenden Erfolg seit einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male wieder die Ueberlegenheit der christlichen Tapferkeit und Kriegskunst über die bestialische Kampfeswuth der Mohamedaner festgestellt und für die noch bevorstehenden Kämpfe neues Selbstvertrauen begründet ward. Uebrigens hatte auch die ohnedieß wenig zahlreiche christliche Armee bei dem hartnäckigen Schlagen schwer gelitten; von einer Verfolgung der noch immer beträchtlichen türkischen Streitkräfte in großem Stil konnte nicht die Rede sein. Der österreichische Resident in Constantinopel, Reninger, leitete im Gegentheil Friedensverhandlungen ein, bei welchen von österreichischer Seite eine nur zu große, mit dem Siege von St. Gotthard nicht in richtigem Verhältniß stehende Nachgiebigkeit entwickelt wurde. Auch das ist von jeher ein Zug österreichischer Eigenthümlichkeit gewesen, daß man es nie verstanden hat, errungene Vortheile mit gehöriger Rücksichtslosigkeit auszubeuten, und einen besiegten Gegner auch herzhaft zu schädigen oder nöthigenfalls zu zermalmen. In der That kam schon am 10. August zu Vasvar unter der Form eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes ein Friede zu Stande, durch welchen die zwei wichtigen Plätze Großwardein und Neuhäusel den Türken überlassen wurden,

während Apafi als von Oesterreich und der Türkei unabhängiger Fürst von Siebenbürgen anerkannt, zugleich aber ausgesprochen ward, daß er der Pforte 60,000 Thaler Kriegskosten zu zahlen habe. So schieden die besiegten Türken aus dem Krieg, als ob sie Sieger wären.

Die öffentliche Meinung Oesterreichs und Europa's war empört. Die Beweggründe der kaiserlichen Regierung für den so ungünstigen Friedensschluß waren gewesen: der Mangel an Geld, die elende Beschaffenheit der Reichstruppen, die immer noch bestehende Ueberlegenheit der türkischen Streitkräfte, die Uneinigkeit der verschiedenen Heerführer, die gegenseitige Abneigung der Deutschen und der Ungarn und endlich der Blick nach Spanien, von wo bei dem damals schon befürchteten Tode des kränklichen Königs Karl II. ein großer Krieg mit Frankreich zu drohen schien. Ob diese Gründe den Frieden von Vasvar wirklich zu rechtfertigen im Stande sind, will ich nicht entscheiden. Thatsache ist, daß selbst der siegreiche Feldherr Montecuculi zum Abschlusse rieth. Auch die auffallende Vertraulichkeit ungarischer Magnaten mit Coligny, dem Führer der französischen Hilfstruppen, scheint nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen der kaiserlichen Regierung geblieben zu sein.

Im folgenden Jahre wurde Graf Walter Leslie als außerordentlicher Botschafter nach Constantinopel entsendet, während gleichzeitig ein türkischer Gesandter, Mohammed Pascha, in Wien eintraf. Interessant und erfreulich ist es, zu lesen, mit welchen Ermahnungen Kaiser Leopold das Gesandtschaftspersonal bei der Abreise entließ: „Sie sollten unter den Ungläubigen sich als ächte Christen erweisen, durch ihre Sittenreinheit die Vortrefflichkeit ihrer heiligen Religion ehren, durch keinerlei Unziemlichkeit oder Sünde die Ehre des christlichen Namens beflecken.“ Wenige Ge-

sandtschaften wurden und werden also instruirt. Die politischen Ergebnisse der österreichischen Gesandtschaft waren übrigens sehr gering: Leslie erlangte nur die Einwilligung, daß die Schiffe der Hansestädte, statt wie bisher unter englischer, von jetzt an unter kaiserlich deutscher Flagge in die türkischen Häfen einlaufen dürfen, sowie das Zugeständniß der Handelsfreiheit für eine damals in Wien errichtete, aber nach einigen Jahren wieder zu Grund gegangene „orientalische Compagnie." Alle übrigen Verhältnisse blieben in einer schwankenden Unsicherheit, welche den baldigen Wiederausbruch des Kampfes in beinahe sichere Aussicht stellte.

Länger, als man unter diesen Umständen vermuthen konnte, hielt die Türkei den Frieden mit Oesterreich. Die osmanische Politik widerstand während eines vollen Jahrzehnts allen Versuchungen, welche ihr theils durch die unzufriedenen und verrätherischen Ungarn, theils durch die treulosen Umtriebe Ludwigs XIV. bereitet wurden; der Großvezier Achmed Köprili wollte entschieden keinen Krieg mehr mit Oesterreich.

Seit aber dieser Staatsmann im Jahre 1676 gestorben war, begann die Annäherung an Frankreich und die Lust zur Einmischung in die ungarischen Angelegenheiten sich von Neuem kundzugeben. Der neue Großvezier Kara Mustafa hatte schon unter seinem Vorgänger eine kriegerische Politik befürwortet, und sein ganzes Streben war von jetzt an auf Herbeiführung eines Bruches gerichtet. Die Verwicklungen der Türkei mit Rußland und Polen machten noch während einiger Jahre die Erreichung des Zieles, an dem Kara Mustafa zu seinem eigenen Verderben anlangen sollte, zur Unmöglichkeit. Als aber der ungarische Graf Tököly, welchen wir später noch näher ken-

nen lernen werden, in den Jahren 1678 bis 1680 die Fahne des Aufruhrs gegen seinen rechtmäßigen Monarchen erhob, vermochte Kara Mustafa der Versuchung nicht länger zu widerstehen. Als Reningers Nachfolger, der kaiserliche Resident Kunitz, den vorbereitenden Antrag auf Erneuerung des Waffenstillstandes stellte, wurden ihm ausweichende Antworten zu Theil, um zu kriegerischen Rüstungen Zeit zu gewinnen. Schon im Jahre 1681 ließ Kara Mustafa ein Verzeichniß aller seit dem Frieden von Vasvar angeblich vorgekommenen Beschwerden aufstellen, so daß an dem festen Entschlusse des türkischen Staatsmannes, um jeden Preis einen Bruch herbeizuführen, nicht länger gezweifelt werden konnte. Die offene Parteinahme der türkischen Regierung für den Aufrührer Tököly ergänzte, was etwa an dieser Gewißheit noch gefehlt hätte.

Gleichwohl wünschte und hoffte man in der Wiener Hofburg noch immer, den Frieden zu erhalten, und schickte sogar im Frühling 1682 einen außerordentlichen Botschafter in der Person des Grafen Caprara nach Constantinopel. Allein der Empfang, welcher diesem Gesandten zu Theil ward, zeigte auch dem friedenssehnsüchtigsten Gemüthe nur allzu deutlich, daß nunmehr gegen den Osten gekämpft werden mußte, gleichviel, ob man den Frieden gegen Westen noch eine Zeit lang zu erhalten im Stande war oder nicht. Die Türken rüsteten zu einem gewaltigen Krieg; Oesterreich hatte die höchste Zeit. Der heranbrausende Sturm wurde auf beiden Seiten als ein Kampf um die Existenz Oesterreichs aufgefaßt, und als nächster Zweck des türkischen Heerführers die Eroberung Wiens betrachtet. Dennoch wurde in der althergebrachten schleppenden Weise unendlich viele Zeit mit Berathungen vergeudet, wo das entschlossenste Handeln so nöthig war. Wäre Wien von den

Türken erobert worden, so würde nach aller menschlich
Berechnung Ludwigs XIV. Uebermacht in Europa den Si
davon getragen haben, sei es nun, daß er sich mit d
Türken abgefunden hätte oder daß er zur Rettung Deutsc
lands und Europa's mit seiner ganzen großen aber selb
süchtigen Macht aufgetreten wäre: in beiden Fällen wä
es um Oesterreichs Kaiserthron und Großmachtsstellung g
schehen gewesen.

Dieser ernsthaften Gefahr gegenüber schloß Leopold u
ter der thatkräftigen Vermittlung des hochherzigen Papst
Innocenz XI., welcher allein unter allen Fürsten der Ze
von der erhabenen Warte der katholischen Kirche aus, d
heranbringende Gefahr in ihrer weltgeschichtlichen Bede
tung erfaßte, am 30. März 1683 ein Bündniß mit P
len, wo der frühere Kronfeldherr Johann Sobiesky zu
König gewählt worden war. Beide Mächte verbanden si
zu Schutz und Trutz, unter Garantie des heiligen Stuhle
gegen die Türken. Oesterreich versprach 60,000, Pol
40,000 Mann zum Kriege in Ungarn zu stellen. A
nämlichen Tag, wo Leopold diesen Vertrag unterzeichne
brach das türkische Heer von Adrianopel auf; wenige Ta
nachher traf Tököly mit seinen Anhängern im türkisch
Lager ein, um unter der Fahne des Halbmondes geg
Christenthum und Habsburg zu kämpfen.

Der Marsch ging über Raab, das ohne Belagerung i
Rücken gelassen wurde, geradewegs auf Wien los. D
kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, hatte a
Eile nöthig, um sich aus seiner bei Komorn eingenommen
Stellung noch rechtzeitig auf Wien zurückzuziehen. Rau
wolken und Flammen verkündeten bereits der Residenzst
die Annäherung des furchtbaren, unmenschlichen Feind
Der Kaiser mußte sich zur Abreise von Wien entschließ

Nachdem er den Grafen Ernst Rudiger von Starhemberg zum Commandanten von Wien ernannt und auch hier wieder seine Eigenschaft, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, glänzend bewährt hatte, verließ Leopold die Kaiserstadt am 7. Juli, Abends 8 Uhr. Die Verwirrung und Bestürzung der ganzen Bevölkerung, des gesammten Hofes war eine namenlose: nur Leopold blieb wie immer, so auch in dieser schweren Stunde ruhig, gefaßt, gottergeben. Er bedurfte dieser Eigenschaften um so mehr, als die Hefe der zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung sich bis zu Schmähungen und Drohworten gegen des Kaisers geheiligte Person verstieg. Bezeichnend genug, und nicht nur für jene Zeit, wurden als die eigentlichen Urheber des Türkenkrieges die Jesuiten, und als des Kaisers schwerstes Verbrechen wurde seine Hinneigung zur Gesellschaft Jesu vom Pöbel jener Tage angebrüllt; einige Priester des genannten Ordens fielen als Opfer der empörten Leidenschaften.

In diesen Tagen, wo jede Stunde unendlich werthvoll schien, verlor Kara Mustafa unbegreiflicher Weise geraume Zeit, und andrerseits zeigte es sich wieder einmal, wie man in Oesterreich zu arbeiten verstand, sobald endlich die äußerste Noth den Teufel des Phlegma's aus dem Ganzen und aus den Einzelnen hinauszutreiben angefangen hatte. Der Herzog von Lothringen warf 14,000 Mann Linientruppen in die Stadt; die Universität, die Bürger, alle Stände, Einheimische und Fremde wetteiferten in äußerster Anstrengung; nach wenigen Tagen waren über 200 Kanonen auf den Wällen aufgefahren und die Besatzung auf 22,000 streitbare Männer gebracht. Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Geschichte dieser für alle Zeit denkwürdigen Belagerung zu schreiben: der mir zugemessene Raum nöthigt

mich zur Beschränkung auf die Hauptergebnisse des großen Kampfes. Vom 13. Juli, an welchem Tage beim Erscheinen der türkischen Reiterei die Vorstädte in Brand gesteckt wurden, wehrte sich Wien gegen eine wüthende Belagerungsarmee von mehr als 200,000 Barbaren mit dem Heldenmuthe nicht der Verzweiflung, sondern des gläubigen Gottvertrauens, der festen Zuversicht, daß in und mit der deutschen Kaiserstadt die Sache des Christenthums siegen werde und müsse, bis zum 11. September, an welchem Tage die Entsatz-Armee den Kahlenberg und Leopoldsberg bedeckte. Oesterreich, Polen, Sachsen, Baiern, der fränkische und schwäbische Kreis hatten in der Zwischenzeit immerhin eine Armee von 85,000 Mann auf die Beine gebracht. Kaiser Leopold war von dem Gedanken, in Person den Oberbefehl zu übernehmen, freiwillig zurückgetreten, um seinem tapferen und ruhmliebenden Verbündeten Sobiesky die militärischen Lorbeeren ungetheilt zu überlassen: nächst diesem, im Geist und in der Wahrheit aber vor ihm, commandirte Karl von Lothringen. Am 12. September brach der entscheidende Morgen an: der hochbetagte, im Rufe der Heiligkeit stehende Kapuziner Marcus Avianus las die heilige Messe in der Leopoldburgkapelle auf dem Kahlenberg; König Sobiesky ministrirte ihm, mehr als 30 Fürsten flehten auf ihren Knieen zu Gott um den Sieg seiner und ihrer Sache. Nach einem schweren vielfach schwankenden Kampfe, in welchem namentlich die polnischen Truppen hart am Rande einer Niederlage standen, war Abends um sechs Uhr der große und allgemeine Sieg der christlichen Waffen entschieden. Ungeheure Beute lohnte die Sieger; die Kaiserstadt war befreit, die Belagerungsarmee vernichtet, Kara Mustafa wurde bald darauf zu Belgrad hingerichtet; die ganze Belagerung hatte den Türken 70,000, den Christen 18,000

Mann gekostet. Am 13. September zogen die Sieger triumphirend in die gerettete Stadt; am 14. kehrte Leopold nach Wien zurück, und begab sich Nachmittags in das Lager bei Schwechat, wo er mit dem polnischen König persönlich zusammentraf. Leopolds Verhalten bei dieser Veranlassung hat ihm die Beschuldigung des Undanks oder der phlegmatischen Steifheit zugezogen, weßhalb es für mich gerathen sein dürfte, bei dieser Frage den Worten und Gedanken eines protestantischen Geschichtschreibers (K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. 9. Bd. S. 127 ff.) zu folgen. „Der Zusammenkunft stand nur das Ceremoniell entgegen", sagt Menzel, „welches dem Kaiser nicht erlaubte, einen König, zumal einen erwählten, als seines Gleichen zu behandeln. Da aber Leopold wiederholt den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft äußerte, machte Sobiesky den Vorschlag, im offenen Felde einander zu Pferde, wie durch Zufall, zu begegnen und zu begrüßen. Demnach ritt der Kaiser, nachdem er in der Stephanskirche seine Andacht verrichtet hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern und einem großen Gefolge hinaus in das Lager bei Ebersdorf. Sobiesky, der ihn auf dem rechten Flügel seiner Truppen erwartete, sandte ihm zuerst seinen Kanzler entgegen, ritt aber, als er ihn kommen sah, selbst in kurzem Galopp vor. Die gegenseitige Begrüßung war sehr freundlich. („Als beide Potentaten einander erblickten, entblößten sie ihre Häupter und beugten ihre Leiber auf's Freundlichste gegen einander", sagt ein Augenzeuge.) Sobiesky richtete an den Kaiser eine kurze Anrede in lateinischer Sprache, und Leopolds Antwort in derselben Sprache drückte in gewählten Worten seinen Dank aus, daß der König durch Theilnahme an einem so heiligen Kriege und durch solchen Erfolg seinem Ruhme Zuwachs gegeben, worauf

derselbe erwiderte: „Er selbst habe wenig gethan, dem Höchsten, der den Sieg verliehen, gebühre der Dank." Dann befahl er seinem Sohne, dem Prinzen Jakob, vom Pferde zu steigen und dem Kaiser die Hand zu küssen. Daß der Letztere dieß geschehen ließ, ohne etwas Verbindliches zu sagen, und ohne an den Hut zu greifen, was er auch gegen die mit entblößten Häuptern herumstehenden polnischen Senatoren, Hetmänner und Palatine unterließ, verdroß den König. Er sagte nun nur noch: Falls Seine Kaiserliche Majestät die Truppen besehen wolle, so habe er den Generalen Befehl gegeben, sie ihm zu zeigen, und kehrte nach gegenseitiger Begrüßung in sein Lager zurück: Leopold ritt hierauf mit dem Kronfeldherrn Jablonowski durch die Reihen der polnischen Truppen. Zwei Tage später schickte er dem Prinzen Jakob einen kostbaren Degen mit einem Schreiben, in welchem er seinen Dank für seine und seines Vaters Theilnahme an den Waffenthaten des 12. September bezeigte." Mit gutem Grunde fügt Menzel dieser Erzählung des wahren Sachverhalts folgende Bemerkung bei: „Daß Sobiesky davon ritt und, anstatt selbst dem Kaiser die Truppen zu zeigen, wie derselbe gewünscht hatte, dieß Geschäft dem Groß-Kronfeldherrn überließ, war ein ärgerer Verstoß gegen die Höflichkeit, als daß der Kaiser vor dem Prinzen Jakob und vor den polnischen Großen den Hut nicht abnahm, was er auch vor den Kurfürsten nicht that." Leopolds von Natur steife Haltung und sein Bestreben, der ihm von Gott anvertrauten kaiserlichen Würde in keinem einzelnen Falle Etwas zu vergeben, mögen sein Benehmen bei dieser Veranlassung vielleicht etwas linkisch oder befangen gemacht haben: von Undank war seine Seele frei, wie andrerseits die Brust seines königlichen Verbündeten

vom Bewußtsein und Gefühl des Geleisteten über die Maßen gehoben und geschwellt war.

Der glorreiche Feldzug des Jahres 1683 brachte, nachdem König Sobiesky in den Sümpfen bei Parkany sich und die Seinigen unvorsichtiger Weise der größten Gefahr ausgesetzt hatte, von den im Hinterhalt liegenden Türken zusammengehauen zu werden, nur zwei Tage nachher (9. October) noch den glänzenden Sieg bei Parkany unter des Lothringers Obercommando; dieser Waffenthat folgte die Belagerung und Einnahme von Gran, welche Stadt 78 Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden war. Auch an der Grenze Steiermarks war umsichtig und glücklich gekämpft worden; die kaiserlichen Waffen triumphirten auf allen Flanken. Mit diesen Ergebnissen bezog man freudig die Winterquartiere; der polnische König kehrte in sein Reich zurück.

Allein gleichwohl dauerte der große Krieg gegen die Osmanen nach der Befreiung Wiens noch volle 15 Jahre fort. Der Verlauf dieses Kampfes bezeichnet auf's Schärfste die Eigenthümlichkeiten der Regierung Leopolds. Es ist kein stetiges, gleichmäßiges Fortschreiten nach einem von vorn herein bestimmten Ziel, wohl aber ein zähes, unerschütterliches Festhalten gegebener Nothwendigkeiten in Glück und Unglück, im stürmischen Wechsel aller menschlichen Dinge.

Der Feldzug des Jahres 1684 brachte dem Kaiser einen neuen Verbündeten in der Republik Venedig, während andererseits die Annäherung zwischen der Türkei und Frankreich Fortschritte machte. Am Jahrestag der Belagerung Wiens stand der Erzherzog Karl von Lothringen vor den Mauern Ofens; die Belagerung dieser Stadt mußte jedoch nach großen Verlusten wieder aufgegeben werden, dagegen

erfocht der Erzherzog im folgenden Jahre, am 16. August 1685, einen großen Sieg bei Gran, in Folge dessen die Festung Neuhäusel übergeben werden mußte. Die Türken, durch das bisherige Mißgeschick gereizt, nahmen ihren wichtigsten Bundesgenossen Tököly gefangen, und ließen ihn, mit Ketten beladen, nach Adrianopel schleppen; obwohl er nach einiger Zeit wieder freigelassen wurde, war doch sein Einfluß auf seine Landsleute von jetzt an gelähmt.

Der Feldzug des Jahres 1686 brachte endlich die erfolgreiche Belagerung Ofens, der Vormauer und zugleich des Hauptsitzes der türkischen Herrschaft in Ungarn. Der Kaiser hatte in diesem Jahre zwei neue Bundesgenossen, nämlich Rußland und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welch' letzterer, durch die Verfolgung seiner calvinistischen Religionsgenossen in Frankreich gegen Ludwig XIV. aufgebracht, nach langem Groll sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte und ihm 8000 vortreffliche Soldaten nach Ungarn schickte. Unter diesen Umständen wurde der Krieg mit größerem Nachdruck geführt; am 18. Juni stand das christliche Heer im Angesicht Ofens, und am 2. September wurde diese Festung nach einer langen Reihe blutiger Kämpfe mit Sturm genommen; bei diesem Anlaß wurde zum ersten Male das Bajonet als entscheidende Waffe gebraucht. Ofen war 145 Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden; seine Wiedereroberung war das entscheidende Vorzeichen, daß es von jetzt an mit der mohamedanischen Herrschaft in Europa abwärts gehen solle.

Die unmittelbare Folge der unter den Augen einer türkischen Entsatzarmee glorreich durchgeführten Einnahme Ofens war die Eroberung von Siklos, Fünfkirchen und Szegedin, sowie eine türkische Anfrage wegen eines etwa möglichen Friedensschlusses. Dieses Gesuch hatte jedoch zunächst keinen

Erfolg, weil die Osmanen sich immer noch nicht von Tököly trennen wollten, während der Kaiser wahrlich nicht in der Lage war, mit einem hochverrätherischen Unterthanen und mit dessen Beschützern zu unterhandeln.

Der Feldzug des Jahres 1687, bei dessen Vorbereitung der Kaiser selbst während des ganzen Winters unermüdlich thätig gewesen war, entsprach in seinem Verlaufe der gesteigerten Siegeszuversicht der Christen, sowie dem sinkenden Muthe ihrer Gegner. Karl von Lothringen, und unter ihm der Kurfürst von Baiern, der Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen rückten an der Spitze ansehnlicher Streitkräfte vor und lieferten am Berge Harkany dem türkischen Großvezier am 12. August eine gewaltige Schlacht, deren Folge die Eroberung Slavoniens war. Durch diese Waffenthat sah sich der ganze auf dem rechten Donauufer liegende Theil Ungarns von der türkischen Herrschaft befreit. An diesen Sieg schloß sich ein erfolgreicher Zug nach Siebenbürgen als würdiger Schluß des Feldzugs an; Klausenburg, Hermannstadt und andere Hauptorte des Landes dienten der kaiserlichen Armee als Winterquartiere bis zum folgenden Frühjahr. Siebenbürgen war von jetzt an thatsächlich ein für Oesterreich erobertes Land.

Auch im Jahre 1688 machten die kaiserlichen Waffen unausgesetzte Fortschritte; Stuhl-Weißenburg wurde mit Sturm genommen, und während seit 150 Jahren der ungarische Boden der Schauplatz der Kämpfe mit den Türken gewesen war, drangen jetzt zum ersten Male die kaiserlichen Truppen unter dem Markgrafen Ludwig von Baden siegreich in Bosnien ein und schlugen die Türken in der Schlacht bei Derbent. Jedoch die glänzendste That des Feldzugs war die unter dem Oberbefehl des Kurfürsten

von Baiern am 7. September mit stürmender Hand erfolgte Einnahme der Festung Belgrad. Mit diesem Ereigniß befand sich Kaiser Leopold, jetzt 48 Jahre alt, auf dem Höhenpunkte seines Ruhmes und äußeren Lebensglückes.

Jetzt erschien auch zum ersten Male eine um Frieden bittende türkische Gesandtschaft, jedoch unter dem Vorwand, die Thronbesteigung des neuen Sultans Suleiman anzukündigen, im kaiserlichen Lager und sodann in Wien. Die eingeleiteten Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, weil die türkische Regierung den gegenwärtigen Besitzstand im Allgemeinen als Grundlage festhielt, ja sogar die Rückgabe Belgrads forderte, während die verbündeten Mächte Oesterreich, Rußland, Venedig und Polen über diese Grenze hinaus Eroberungen zu machen begehrten.

Dieß ist nun wieder einer derjenigen Wendepunkte, wo die schwachen Seiten der Leopoldinischen Regierung unverkennbar zu Tage treten. Entweder hätte man auf der Grundlage des Besitzes von Belgrad Frieden schließen, oder aber mit der Vernichtung der Türkenherrschaft in Europa unerbittlichen Ernst machen, die Fahne des Kreuzes und der römisch-katholischen Kirche in Constantinopel aufpflanzen, und so der ganzen seitherigen Geschichte Europa's eine andere Wendung geben sollen. Den Abschluß des Friedens verweigern und nachher den Krieg mit verminderter Kraft fortführen, war unter allen Umständen das Verkehrteste, was geschehen konnte. Die gleichzeitigen Verwicklungen mit Frankreich, welche wir weiter unten darstellen werden, entschuldigen den im Osten begangenen Fehler nicht. Gerade dieß wäre die Aufgabe einer genialen Politik gewesen, diese gleichzeitige Verwicklung so lange zu verhindern oder aufzuhalten, bis die Dinge im Osten entweder durch raschen

Frieden oder durch vollständigen Sieg ihre Erledigung gefunden hätten.

Zwar schien auch der Anfang des Feldzuges von 1689 den christlichen Waffen günstig, indem Ludwig von Baden die Türken in Bosnien und Serbien zweimal schlug. Unter dem Eindruck dieser neuerlichen Niederlagen schickten die Türken sogar eine zweite Friedensgesandtschaft nach Wien, welche statt Belgrad Temeswar anbieten durfte; allein Belgrads glänzender Name und die Hoffnung, Bosnien dauernd zu erobern, bestimmte die Räthe des Kaisers und ihn selbst zur Ablehnung des Friedens. Dieß war wohl zweifellos ein großer politischer Fehler; denn der mittlerweile zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochene Krieg lähmte von jetzt an die Kraft und die Fortschritte der kaiserlichen Waffen. Zugleich trat mit Mustafa Köprili als Großvezier ein wahrhaft einsichtsvoller und thatkräftiger Mann an die Spitze des türkischen Reiches; unter seiner Leitung nahm die Gegenwehr der Osmanen einen raschen und kraftvollen Aufschwung. Das Jahr 1690 brachte zwar für Oesterreich die Eroberung von Kanischa, aber auf andern Seiten desto größere Verluste. In Siebenbürgen war der durch den Frieden von Vasvar eingesetzte Großfürst Apafi gestorben, nachdem sein 14jähriger Sohn Apafi, der unter Kaiser Leopolds Vormundschaft stand, schon bei Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger gewählt worden war. Diese Gelegenheit benützte Tököly, um mit großer Heeresmacht in Siebenbürgen einzufallen. Während nun Ludwig von Baden den Siebenbürgern eilig zu Hilfe kam und Tököly zum Lande hinaustrieb, eroberten die Türken Widdin, und was das Schlimmste war, Belgrad. Dieser letztere Verlust war für Oesterreich ein empfindlicher Schlag, und befestigte die Stellung des Großveziers in solchem Grade, daß er auch

nach dem Tode des Sultans Suleiman unter dessen Nachfolger Achmed II. an der Spitze der Geschäfte blieb. Die türkische Regierung und Kriegführung wurde von jetzt an wesentlich geleitet durch französische Staatsmänner und Offiziere. Die Türken sowohl, als Tököly mit seinem Anhang waren Werkzeuge der Politik Ludwigs XIV. Das Jahr 1691 brachte übrigens für die österreichische Armee unter der Führung Ludwigs von Baden einen glänzenden Sieg durch die am 17. October gelieferte Schlacht von Salankemen, eine um so großartigere Waffenthat, da Ludwig mit nur 40,000 Mann eine türkische Armee von mindestens 100,000 Mann nahezu vernichtete. In diesem Kampfe fiel auch der Großvezier Mustafa Köprili, dessen Tod für die Pforte ein unersetzlicher Verlust war. Jetzt eroberten die Oesterreicher Großwardein, und abermals schien im Osten des Kaiserstaates eine Wendung eingetreten zu sein, welche zu glänzenden Hoffnungen berechtigte.

Die Türkei war erschöpft, und vielleicht hätte ein einziger, mit dem Aufgebot der äußersten Kraft durchgeführter Feldzug genügt, um einen höchst ehrenvollen Frieden herbeizuführen. Allein in diesem Augenblicke wurde Ludwig von Baden abgerufen, um den Oberbefehl am Rhein zu übernehmen. Seine Nachfolger Croy und Caprara vermochten weder Belgrad noch etwas Anderes von Bedeutung wieder zu gewinnen, und die Kriegführung schleppte sich in langweiliger, unentschiedener Weise fort. Im Jahre 1695 beschloß der nach Achmeds II. Tod auf den Thron gestiegene Sultan Mustafa II., sich persönlich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Dieß war um so gefährlicher für die christlichen Waffen, weil der im Oberbefehl an Caprara's Stelle getretene Kurfürst Friedrich August von Sachsen, späterer König von Polen, seinem Posten in keiner

Weise gewachsen war. In der That schlugen die Türken den vortrefflichen österreichischen General Veterani bei Lugos bis zur Vernichtung, weil der Kurfürst ihm die versprochene Hilfe nicht schickte. Veterani war ein ausgezeichneter Mann und der Liebling des siebenbürgischen Volkes; sein Verlust war eine schwere Niederlage. Dazu kam noch die Einnahme von Lippa durch die Türken. Wie aber das Glück Leopold I. nie ganz verließ, so brachte ihm dieses nämliche Jahr die unerwartete Erwerbung Siebenbürgens. Der junge Apafi vermählte sich nämlich, als er achtzehn Jahre alt geworden war, ohne Wissen des Kaisers und seines Landes mit einer Catharina Bethlen. Er hatte sich durch diese unpolitische Handlung die Gunst Leopolds für immer entzogen, und zugleich sich bei seinem eigenen Volke unmöglich gemacht. Leopold schickte ihm den Befehl, nach Wien zu kommen; dort verzichtete er auf das Großfürstenthum zu Gunsten des Kaisers. Diese Regierungsveränderung brachte in Siebenbürgen selbst nicht die geringste Unruhe oder Unzufriedenheit hervor; der bisherige Schirmherr Leopold I. wurde allgemein und gerne als unmittelbarer Landesfürst anerkannt.

Nachdem im Jahre 1696 durch die Unfähigkeit des Kurfürsten von Sachsen, welchen man unglücklicherweise an der Spitze der kaiserlichen Truppen gelassen hatte, nach einer erfolglosen und unrühmlich aufgegebenen Belagerung von Temeswar am 26. August abermals eine Schlacht am Flusse Bega verloren gegangen war, trat endlich in der Person des erst vierunddreißig Jahre alten Prinzen Eugen von Savoyen derjenige Mann an die Spitze der kaiserlichen Armee, welcher berufen und auch allein befähigt war, den langen und blutigen Kampf zu einem ehrenvollen Abschluß zu bringen.

Eugen war der jüngste Sohn des Prinzen Eugen Moritz von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin. Geboren am 18. October 1663 zu Paris, mußte er, als Ludwig XIV. seine Eltern aus Frankreich verbannte, unter der Pflege seiner Großmutter und unter der Tyrannei Ludwigs im Lande zurückbleiben. Ludwig XIV., in allen Dingen der Aeußerlichkeit und dem Scheine huldigend, wollte den jungen Mann, welcher die entschiedensten Anlagen und eine begeisterte Vorliebe für die Kriegführung zeigte, zum geistlichen Stande zwingen, weil er einen kleinen und zart gebauten Körper hatte. Da Ludwig eigensinnig und unerbittlich, Eugen aber von seinem Berufe erfüllt war, so verließ der Letztere, noch nicht zwanzig Jahre alt, Frankreich, trat in den Dienst des Kaisers und erwarb die ersten Lorbeern persönlicher Tapferkeit in dem großen Feldzuge des Jahres 1683 bei der Befreiung Wiens. Er erhielt damals eine Oberstenstelle, zeichnete sich in den folgenden Feldzügen unter Ludwig von Baden in steigendem Grade aus, und übernahm nunmehr das Commando über die kaiserliche Armee in Ungarn, welche durch des Kurfürsten Friedrich August Thronbesteigung in Polen von diesem Oberbefehlshaber glücklicher Weise befreit worden war. Die übermüthige Thorheit, mit welcher Ludwig diesen wahrhaft genialen Mann von sich stieß, hatte dem Kaiser Leopold ein Geschenk gemacht, das durch alle französischen Armeen nicht wieder aufgewogen werden konnte. Mit ihm trat Intelligenz und Geist an die Spitze der österreichischen Truppen. Zwar hatte er sein ganzes Leben lang mit den Pedanten und Schreibern in Wien, sowie mit der lüderlichen Finanzwirthschaft genugsam zu kämpfen. Allein Leopold I., so langsam und unsicher er oft zu handeln schien,

fand doch in allen wesentlichen Dingen stets das Richtige heraus. Eugen hatte Schwierigkeiten zu übersteigen, aber schließlich bekam er Recht.

Die Wiedereroberung Belgrads, welche er sich schon damals zum Ziel setzte, war zwar erst einer späteren Zeit vorbehalten, allein gleichwohl ward Eugens Auftreten auf dem Kriegsschauplatz im Jahre 1697 durch einen glänzenden Erfolg bezeichnet. Nachdem er an der Spitze von 45,000 Mann zum Schutze von Peterwardein aufgebrochen war, wendeten sich die Türken gegen Szegedin, um nach Eroberung dieser Stadt in Siebenbürgen einzufallen. Eugen folgte der türkischen Armee nach, traf sie bei Zenta, griff sie am 11. September 1697 an und brachte ihr wohl die schwerste Niederlage bei, welche die Türkei bis dahin von den Oesterreichern erlitten hatten. Die Meinung Vieler, Eugen habe gegen Leopolds ausdrücklichen Befehl diese Schlacht geliefert, ist nunmehr als irrig erkannt. Am Schlusse seines Schlachtberichtes an den Kaiser spricht Eugen vielmehr seine Genugthuung darüber aus, daß er dasjenige bereits vollbracht habe, was ihm durch ein unmittelbar nachher angekommenes kaiserliches Schreiben ausdrücklich befohlen worden sei. Man wünschte also in Wien eine Schlacht und Leopolds Regierung war in diesen wie in manchen andern Beziehungen nicht so schlimm und einsichtslos, wie man sie darzustellen gewöhnlich für gut findet. Eugen wurde vom Kaiser mit all' den Ehren und all' der Dankbarkeit empfangen, welche eine so glänzende Waffenthat verdiente.

Noch im nämlichen Jahre unternahm Eugen einen erfolgreichen Streifzug nach Bosnien, und hoffte durch den Feldzug des folgenden Jahres die türkische Macht in Ungarn zu vernichten. Leopold hatte mit Frankreich zu Rys-

wick Frieden geschlossen, und war dadurch in die Lage gesetzt, seine Rheinarmee zur Verstärkung Eugens nach Ungarn zu werfen. Es fehlte nicht an den vortrefflichsten, wohlbegründeten Rathschlägen des Savoyischen Feldherrn. Er wies darauf hin, daß ein entscheidender Schlag geführt, daß Belgrad und Temeswar genommen werden müsse, daß aber ohne eine zahlreiche Armee mit vielem Belagerungsgeschütz, ohne eine Donauflotte, und ohne reichliches Geld so große Zwecke nimmermehr erreichbar seien. Leopold sah die Richtigkeit dieser Bemerkungen vollständig ein und die Anordnungen, welche er traf, waren wohlgemeint und zweckmäßig. Allein beim Vollzug blieb, wie dieß in Oesterreich leider stets der Fall war, gar Vieles lediglich auf dem Papier. Eugen konnte erst spät in's Feld rücken, und traf die Türken in dreifach überlegener Zahl in einer vortheilhaften Stellung bei Belgrad. Der Sommer verstrich ohne entscheidende Waffenthat und gleichzeitig hatten unter der Vermittlung von England und Holland die Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und der Türkei in der Ebene bei Carlowitz begonnen. Nach 72tägiger Verhandlung kam auch in der That am 26. Januar 1699 der auf die Dauer von 25 Jahren lautende Friede von Carlowitz zu Stande. Hiernach blieb ganz Siebenbürgen dem Kaiser. In Ungarn sollte der Fluß Maros die Grenze bilden bis zu seiner Einmündung in die Theiß, so daß nur das Land auf dem linken Ufer der Maros bis an die Theiß und ihre Einmündung in die Donau türkisch blieb. Vom rechten Ufer der Donau bis zur Einmündung der Bosna in die Save wurde die Grenze durch Pfähle und Graben, von der Save an durch diese und durch die Unna bestimmt. Dieser Friedensschluß bezeichnete für die Sache Leopolds und für die Sache des christlichen

Europa einen großen Fortschritt. Noch vor wenigen Jahren hatte die türkische Herrschaft bis Krain gereicht und war der Kaiser in seiner eigenen Hofburg bedroht gewesen. Durch den Carlowitzer Frieden erwarb Oesterreich ganz Siebenbürgen und Ungarn mit Ausnahme des Banats. Es war der feste Grund gelegt zu dem heutigen Besitzstande der österreichischen Monarchie nach Osten hin, die Türken dagegen sahen sich beschränkt auf Belgrad und Temeswar; sie hatten außerdem den alten Ruhm ihrer Waffen und das Vertrauen auf ihr Glück eingebüßt. Der von ihnen im Jahr 1683 frevelhaft begonnene, von Frankreich geschürte Kampf war nach 16jähriger Dauer durch einen ganz entschiedenen Sieg der zweifellos guten und gerechten Sache zu Ende geführt.

Dem Abschlusse des Friedens zwischen dem Kaiser und der Türkei folgte sofort der Abschluß gegenüber von Polen, Rußland und Venedig; alle christlichen Verbündeten gingen mit Ehre und Gewinn aus dem Kampfe hervor.

Dagegen verweigerten die Türken hartnäckig die Auslieferung des unglücklichen Tököly, auf welcher auch die kaiserlichen Diplomaten mit Recht nicht weiter bestanden. Tököly's Rolle in Ungarn war durch diesen Ausgang des Krieges für alle Zeit ausgespielt, und sein gewaltsamer Tod konnte dem Kaiser weder Nutzen noch Ruhm bringen. Die Türken ließen ihn zuerst eine Weile in Constantinopel leben und verwiesen ihn dann nach Klein-Asien. Es wäre in seiner Macht gestanden, ein ruhmvoller, hochgeehrter Diener seines kaiserlichen Herrn zu sein. Er hatte es vorgezogen, ein Abtrünniger unter dem Schutze der Ungläubigen zu werden, und mit Recht mußte er es sich gefallen lassen, daß die türkischen Diplomaten bei den Verhandlungen zu Carlowitz von ihm sagten:

„Tököly ist nur ein Hund, der auf des Sultans Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt.“

Es war in der That kein beneidenswerthes Schicksal, um den Preis solcher Worte einige Jahre irdischen Daseins zu retten.

Vom Frieden von Carlowitz an bis zu Leopolds I. Tod wurde die Waffenruhe gegenüber der Türkei nicht mehr gestört.

## III.

### Die Kämpfe gegen Frankreich.

Nachdem wir in der bisherigen Darstellung uns überzeugt haben, wie Leopolds Regierung im Osten und gegen den Erbfeind der Christenheit unter mancherlei Schwankungen und trotz einzelner großer Fehler im Großen und Ganzen die Aufgaben der Monarchie mit Erfolg vorwärts gebracht und das Staatsgebiet in glänzender Weise erweitert hat, wenden wir uns nunmehr zu der zweiten großen Aufgabe, welche die Vorsehung Leopold I. zugetheilt hatte. Diese Aufgabe bestand in nichts Geringerem, als in der Niederwerfung der französischen Uebermacht in Europa. Auch auf diesem Gebiete war Leopold keineswegs immer glücklich. Wie den Türken gegenüber im Jahr 1683 die Hauptstadt auf dem Spiele stand, so war Ludwig XIV. gegenüber mehr als einmal der Bestand der Monarchie in der höchsten Gefahr. Das deutsche Reich bot in seinen Verhältnissen zu Frankreich ein Bild unsäglichen Elendes dar. Die Politik Brandenburgs war geistvoll und thatkräftig wie immer, aber sie huldigte auch wie immer lediglich selbstsüchtigen Zwecken. Der nationale deutsche Gedanke, untrennbar verknüpft mit dem Gedanken des euro=

päischen Gleichgewichts, war einzig durch Habsburg vertreten, welchem erst in späterer Zeit in Wilhelm von Oranien ein ebenbürtiger Bundesgenosse erwuchs. Bei der Politik gegen Frankreich war Leopolds Stellung um so schwieriger, weil zwei seiner leitenden Minister nacheinander mehr oder minder dem französischen Einfluß preisgegeben waren. Allein trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten war auch auf diesem Gebiete Oesterreichs Politik am Schlusse von Leopolds Regierung siegreich.

Um die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich zu verstehen, müssen wir vor Allem die Verbindung dieser beiden Mächte mit der spanischen Monarchie in's Auge fassen.

Nicht nur Familieninteressen, Erbverträge und Wechselheirathen, sondern vor Allem die Gemeinsamkeit der Politik in den sogenannten Religionskriegen hatten die Verbindung Oesterreichs mit Spanien seit Karls V. Tod immer lebendig erhalten. Nun ging aber die spanische Linie der Habsburger sichtlich ihrem Aussterben entgegen, und die französische Politik unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. war mit dem Aufgebote aller denkbaren Mittel darauf gerichtet, nicht nur zu brechen, was von einstiger Uebermacht und Größe Spaniens noch übrig zu sein schien, sondern auch und ganz vorzugsweise Oesterreich von Spanien zu trennen. König Philipp IV., Philipps II. Enkel, hatte nach dem frühzeitigen Tode seines Kronprinzen Balthasar Karl nur zwei Töchter, Maria Theresa und Marguerite Theresa. Die Königin Maria Anna, Kaiser Leopolds Schwester, wünschte ihre ältere Tochter, Maria Theresa, die schon Leopolds frühverstorbenem älterem Bruder Ferdinand IV. zugesagt gewesen war, mit dem Kaiser zu vermählen; Leopold war einverstanden und warb um die Hand

seiner Nichte. Allein König Philipp IV. zögerte; er wünschte politische und militärische Vortheile an diese Verbindung geknüpft zu sehen, und während dieser Zeit trat auch der junge König von Frankreich als Bewerber um die Hand der älteren spanischen Prinzessin auf. Als nun die Vorgänge vor und bei der Kaiserwahl die Gewißheit brachten, daß Oesterreich nicht im Stande sein werde, die spanische Politik Frankreich gegenüber thatkräftig zu unterstützen, beschloß Philipp IV., dem französischen Brautwerber den Vorzug zu geben. Am 7. November 1659, dem Tage der Unterzeichnung des pyrenäischen Friedens, wurde auch der Ehevertrag zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresa niedergeschrieben; die Spanierin entsagte für sich und ihre Erben allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie, und Ludwig XIV. anerkannte diesen Verzicht. Am 9. Juni 1660 wurde die Heirath vollzogen.

Es läßt sich leicht denken, daß diese folgenschwere Thatsache nicht geeignet war, die Bande der Freundschaft zwischen dem österreichischen und spanischen Zweige des habsburgischen Herrscherhauses fester zu knüpfen. Allein Maria Theresa's Erbverzicht überwog die gereizte Stimmung, und Leopold bewarb sich nunmehr um seine jüngere Nichte Marguerite Theresa. Während die Unterhandlungen hierüber im Gange waren, gebar die Königin von Spanien am 6. November 1661 einen männlichen, wiewohl schwächlichen und elenden Thronerben, mit welchem als Karl II. im Jahre 1700 der spanische Königsstamm aussterben sollte, nachdem der arme Monarch das traurige Schicksal durchgemacht hatte, die gelangweilte Welt fast vierzig Jahre lang auf seinen Tod warten zu sehen. Seine Geburt änderte aber gar nichts an Leopolds ernsthafter Absicht, sich mit Marguerite Theresa zu vermählen, und die spanische Kö-

nigsfamilie gab gern ihre Zustimmung; die Verlobung wurde im Frühling 1663 bekannt gemacht, die Vermählung aber erst 1666 vollzogen. Marguerite Theresa war nämlich erst am 12. Juli 1651 geboren, also zur Zeit der Verlobung noch ein Kind. Der im Spätsommer 1665 erfolgte Tod ihres Vaters verzögerte ihre Abreise; erst am 25. November 1666 sah Leopold seine jugendliche Gemahlin, welcher er bis Schottwien entgegengekommen war. Marguerite Theresa war eine ebenso kindlich fromme und jungfräulich reine Seele, wie ihr kaiserlicher Gemahl ein tadellos sittenreiner und durchaus edelgesinnter junger Mann war. Die verwandtschaftliche Zuneigung der beiden Gatten war in diesem Fall ausnahmsweise die Grundlage, auf welcher sich ein ungetrübtes eheliches Glück aufbauen konnte. Nachdem die rauschenden Hochzeitsfeste vorüber waren, zogen sich Kaiser und Kaiserin in das streng geregelte, stille und fromme Familienleben zurück, an welches sie Beide durch Erziehung gewöhnt und durch Neigung gefesselt waren. Die Kaiserin hatte eine zarte Gesundheit; sie soll zwar die glänzende Sonne und die duftige Luft ihrer schönen, südlichen Heimath vermißt haben, aber sie fühlte sich glücklich an der Seite ihres tugendhaften, ihr treuergebenen Gemahls. Wohl muß ihr Schicksal preiswürdig erscheinen in Vergleichung mit dem glänzenden Elend ihrer älteren Schwester, die, von Anfang an den Rücksichten der Politik geopfert, nur Laster, Untreue und Vernachlässigung am französischen Hofe fand. Auch die österreichische Bevölkerung brachte der kleinen, frommen und zarten Spanierin eine herzliche Zuneigung entgegen, und so lebte sie denn still und glücklich die wenigen Jahre, welche ihr überhaupt beschieden waren. Sie gebar dem Kaiser zwei Söhne und zwei Töchter; ihnen allen mußte der Vater in's

Grab sehen. Das spanische Erbfolgerecht aber, welches er durch diese seine erste Gemahlin im Frühling seines Lebens erworben, sollte Leopold am Abend desselben in einem schweren, gewaltigen Kampfe geltend machen. Marguerite Theresa starb schon am 12. März 1673 an den Folgen ihrer letzten Niederkunft. Sie nahm von dem kaiserlichen Gemahl, welchen sie so treu und kindlich geliebt hatte, rührenden Abschied, indem sie ihn bat, die letzten Augenblicke ihres kurzen Lebens nicht durch stürmischen Schmerz zu trüben, sondern dem ruhig ernsten Verkehr ihrer reinen Seele mit Gott ganz und ungestört zu überlassen.

Inzwischen hatte Ludwig XIV. nie daran gedacht, aus der Verzichtleistung seiner Gemahlin Ernst zu machen. Sein und seiner Regierung ganzes Streben war vielmehr darauf gerichtet, diese Entsagung oder deren Wirkungen durch List, Trug oder Gewalt zu beseitigen. Nachdem er schon 1660 schamlos genug gewesen war, von seinem Schwiegervater Philipp IV., natürlich ohne Erfolg, den Widerruf des Verzichts zu begehren, betrat er nach Karls II. Geburt einen anderen Weg, um seine gegen den Bestand der spanischen Monarchie gerichteten Plane in's Werk zu setzen. Ludwigs Juristen mußten nämlich die Theorie aufstellen, daß auf den Grund des im niederländischen Privatrecht geltenden sogenannten Heimfalls- oder Devolutions-Rechtes Maria Theresia ein ausschließliches, von ihrem Verzicht auf die übrige spanische Monarchie unabhängiges Erbrecht auf die spanischen Niederlande habe, von welchen Karl II., als Kind aus einer spätern Ehe ausgeschlossen sei. Philipp II. hatte nämlich die Niederlande seiner Tochter Clara Eugenia übergeben, und als sie nach deren Tod an Philipp IV. zurückfielen, lebte Maria Theresia's Mutter noch, während Karl II. erst nach diesem Heimfall als Kind einer anderen

Ehe geboren ward. Die volle Rechtlosigkeit dieses Vorbringens gegenüber dem unbedingten Verzicht Maria Theresia's, ganz abgesehen davon, daß das niederländische Privatrecht nimmermehr als spanisches Staatsrecht gelten konnte, ist zu augenfällig, als daß weiter davon gesprochen zu werden brauchte. Gleichwohl zögerte Ludwig XIV. nach dem Tode seines Schwiegervaters nicht, diesen Anspruch mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Nachdem er durch ein Bündniß mit Portugal Spanien an seiner wundesten Seite bedroht, durch Verträge mit den Rheinbundfürsten die Niederlande isolirt, der Neutralität Englands, Schwedens und Brandenburgs sich versichert hatte, machte er sich an den Versuch, auch Oesterreich von Spanien zu trennen, um dann über die gänzlich vereinsamte, ohnedieß kraftlos in sich zusammensinkende spanische Monarchie herzufallen und mindestens die Niederlande von ihr loszureißen.

Leopold hatte um jene Zeit eigentlich zwei erste Rathgeber, welche sich noch dazu gegenseitig in den Haaren lagen. Des Kaisers Erzieher, Graf Portia, ein ebenso vollendeter Höfling als unentschlossener Staatsmann und fauler Geschäftsmann, der aber nebenbei doch für den Vortheil des eigenen Hauses bedacht zu sein verstand, war 1665 gestorben, als auf allen Seiten Frieden herrschte, und bevor die eigentlichen schweren Aufgaben seiner Regierung an Leopold herangetreten waren. Seither war Johann Weichard, Fürst Auersperg Leopolds erster geheimer Rath und eigentliches Haupt der Regierung. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann und namentlich ein fähiger Diplomat, aber die Leidenschaften der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Eifersucht und des Neides ließen ihm keine Ruhe und umnebelten, wie alle Leidenschaften thun, auch seine politische Einsicht; er war schon unter Ferdinand III. erster Mini-

ster gewesen, allein Leopold hatte kein rechtes Vertrauen und keine rechte Neigung zu ihm; so lange Portia lebte, war dieser maßgebend geblieben. Zweiter geheimer Rath war schon seit 1649 Fürst Eusebius Wenzel Lobkowitz, ein geistvoller, aber übermüthiger und frivoler Böhme. Erst nach Portia's Tode wendete sich ihm das Vertrauen des Kaisers zu; seither aber stand er in dessen persönlicher Gunst entschieden höher als Auersperg.

Bei diesen Männern erschien zu Anfang des Jahres 1667 der ruhelose und ränkevolle Graf Wilhelm Fürstenberg als angeblicher Gesandter des Kurfürsten von Köln, in der That aber als französischer Agent, um eine Theilung der spanischen Monarchie bei lebendigem Leibe ihres Monarchen vorzuschlagen. Er wandte sich zuerst an Lobkowitz, der schlau genug war, ihm keine Hoffnung zu nehmen, zumal die Neigung nach der französischen Seite hin gerade diejenige Schwachheit war, an welcher Lobkowitz selbst krankte und schließlich zu Grunde ging. Auersperg jedoch, sei es aus gekränkter Eitelkeit oder aus Ueberzeugung oder aus beiden Gründen, war dem Plane völlig abgeneigt, und Leopolds rechtliche, geradsinnige Natur trat entschieden auf Auerspergs Seite. Der Kaiser erwiederte dem Grafen Fürstenberg, er wünsche zwar lebhaft die Erhaltung des guten Einvernehmens mit Frankreich, aber sein Plan würde nicht nur die Unzufriedenheit der Spanier, sondern den Hohn der ganzen Welt rege machen, wenn man ein Gut theilen wollte, auf welches weder Oesterreich noch Frankreich einen Anspruch haben könne, so lange Karl II. lebe.

Kurze Zeit nachdem Fürstenbergs Sendung gescheitert war, im Mai 1667, eröffnete Ludwig XIV. die Feindseligkeiten in den Niederlanden. Der französische Gesandte

in Wien, der durchtriebene Gremonville, hatte den kaiserlichen Hof über die Absichten seines Herrn so erfolgreich zu täuschen gewußt, daß die Nachricht von dem Friedensbruch höchst unerwartet kam; auch befand sich Auersperg vollständig in den Netzen der Gremonville'schen Intriguenspiele. Jetzt war Ludwig mit einmal schamlos genug, dem Kaiser zu schreiben, er sei an der Spitze seiner Armee in die Niederlande eingerückt, nicht um den Frieden zu brechen, sondern um das zu nehmen, was ihm gehöre. Leopold hätte sehr gewünscht, Spanien zu Hilfe zu kommen; aber des französischen Königs Einfluß bei den verrätherischen oder schwankenden Reichsfürsten machte einen Reichskrieg zur Unmöglichkeit; es war im Gegentheil mit Bestimmtheit zu erwarten, daß sich die Rheinbundsfürsten, deren Politik damals auch Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich angeschlossen hatte, sogar dem Durchzug kaiserlicher Hilfstruppen nach den angegriffenen Niederlanden mit Waffengewalt widersetzen würden. Wo man sonst in Europa anfragte, da fand man den Riegel der Neutralität bereits vorgeschoben, und Oesterreich für sich allein war damals schlechterdings nicht in der Lage, den Kampf mit Frankreich aufzunehmen; auch ließ die zunehmende Schwäche der spanischen Monarchie einen nachhaltigen Widerstand gar nicht hoffen und Leopolds wahrhaft guter Rath, vor Allem mit dem unter dem Hause Braganza von Spanien sich losreißenden Portugal auf irgend eine Weise Frieden zu schließen, um dann mit gesammelter Kraft Frankreich gegenüberzutreten, wurde beharrlich überhört. Lobkowitz, erfüllt von Bewunderung für die äußerlich blendenden Eigenschaften Ludwigs XIV., und ganz eingenommen von dem grundverkehrten politischen Gedanken, Oesterreich von *seiner* alten Verkettung mit Spanien loszureißen, und es

mit Frankreich in dauernder Weise friedlich zu verbinden, bot allen Einfluß auf, um einen Bruch zu verhüten. Mittlerweile hatte Ludwig seinen Feldzug erfolgreich zu Ende geführt, und kehrte jetzt Oesterreich gegenüber zu dem Gedanken eines Theilungsvertrages über die spanische Monarchie zurück.

Dießmal wurde nicht Fürstenberg, sondern der französische Gesandte Gremonville selbst beauftragt, die Unterhandlungen einzuleiten.

Es soll hier weder gebilligt noch entschuldigt werden, daß Leopold sich auf einen solchen Vorschlag überhaupt eingelassen hat. Daß er es aber that, dieß ist jedenfalls ein glänzender Gegenbeweis gegen diejenigen, welche einander die althergebrachte Redensart nachsprechen, Leopold sei unter dem beherrschenden Einfluß der Spanier gestanden. Es ist hieran ebenso wenig Wahrheit, als an der anderen Behauptung, daß der Kaiser, welcher mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Wilhelm von Oranien gegen Ludwig XIV. verbündet war und für den vertriebenen Jakob II. Stuart keinerlei Hilfe hatte, bei seinem politischen Handeln von den Jesuiten geleitet gewesen sei. Die Wahrheit ist, daß Leopold, so freundlich er persönlich gegen Spanien dachte und so durchaus katholisch er gesinnt war, auf dem Gebiete der Politik sich einzig und allein leiten ließ von dem österreichischen Interesse, welches er zwar nicht immer gleich scharfsinnig und gleich glücklich, aber im Wesentlichen richtig und erfolgreich beurtheilt und gehandhabt hat. Mehr als alles andere muß aber bei einer maßvollen und gerechten Beurtheilung der österreichischen Politik jener Tage der Zustand des deutschen Reiches und die fast ausnahmslose Jämmerlichkeit seiner Fürsten in's Gewicht fallen. Die angebliche Furcht vor der österreichischen

Despotie diente als nur zu fadenscheiniger und durchlöcherter Mantel der schamlosesten, nackten Niedertracht. Sich von Ludwig XIV. mit Jahrgehalten bestechen zu lassen, war nicht nur bei deutschen Ministern, sondern auch bei deutschen Fürsten Mode und guter Ton; sollte dagegen für die politischen Interessen Deutschlands irgend etwas geleistet oder gar ein Opfer gebracht werden, so fehlte es stets an Allem, besonders an dem Willen. Ein Geschichtschreiber jener Zeit sagt über diese Verhältnisse mit allem guten Rechte Folgendes: „Die allgemeine Bestechlichkeit war so groß, daß man die Dinge gar nicht glauben könnte, sondern deren Erzählung für die gröbste Verläumdung halten müßte, wenn nicht Alles urkundlich nachgewiesen, ganz allgemein bekannt und dadurch in den Augen der Welt beinahe des Charakters der Schimpflichkeit entkleidet wäre. Um so weiser und angemessener muß unter solchen Umständen Leopolds geduldige, friedliche, nach allen Seiten umschauende und Nichts übersehende Politik erscheinen."

Auch Gremonville wendete sich zunächst an Lobkowitz, der ihn jedoch mit gewohnter Verschlagenheit an Auersperg wies. Dieser hatte seine Ansicht geändert; es scheint, daß bei diesem Wechsel die Ueberzeugung gar Nichts zu thun hatte, sondern daß Auersperg durch politische Wichtigthuerei und namentlich durch den bei einem Ehemann und Familienvater ziemlich verrückten Wunsch, mit Hilfe französischer Königsgunst Cardinal zu werden, sich leiten ließ. Der Kaiser aber war dießmal für den Plan darum leichter zugänglich, weil die Ereignisse des Jahres 1667 gezeigt hatten, wie wenig Aussicht vorhanden war, im Bunde mit Spanien der verwegenen Politik Frankreichs erfolgreich zu begegnen; deßhalb zog Leopold nunmehr einen Ausgleich vor. Der französische Vorschlag ging dahin: Oesterreich

solle Spanien, mit Ausnahme von Navarra, alle amerikanischen Länder und Inseln, die spanischen Plätze in Afrika, die canarischen Inseln, Sicilien, Sardinien und die Balearen, Frankreich dagegen die spanischen Niederlande, die Franche-Comté, Mailand, Neapel, Navarra, die Festung Rosas und die Philippinen erhalten. Auersperg und Lobkowitz wetteiferten nun an Kriecherei gegen den französischen Gesandten, um an diesem Schandhandel noch etwas abzumarkten und gleichzeitig für den eigenen Vortheil möglichst gut zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit soll Lobkowitz in der Niederträchtigkeit gegen seinen kaiserlichen Herrn so weit gegangen sein, daß er zu Gremonville gesagt habe: „Der Kaiser ist nicht wie Ihr König, der Alles selbst sieht und hört; er ist wie eine Statue, die man hinträgt wohin man will, und nach Belieben wieder aufstellt.“ Die beiden französisirenden Minister sollten es noch mit Schrecken inne werden, daß es sich nicht ganz also verhielt. Nachdem längere Zeit in tiefstem Geheimniß und mit der größten Vorsicht verhandelt und gefeilscht worden war, kam in der That am 19. Januar 1668 ein endgiltiger Vertrag zu Stande. Frankreichs Wortbrüchigkeit und die Macht der Ereignisse haben ihn nicht zum Vollzug kommen lassen; erst in neuester Zeit ist er aus dem Staub der Archive gezogen worden; er hat keinen andern Werth als den eines charakteristischen Denkmals seiner Zeit und ihrer Diplomatie. Nach den Bestimmungen desselben sollte Frankreich sogleich einen Theil der spanischen Niederlande, und nach Karls II. Tod ohne männliche Erben diese Niederlande ganz, ferner Franche-Comté, die Philippinen, Navarra, Rosas, Neapel und Sicilien, und die afrikanischen Plätze erhalten; der Rest der spanischen Monarchie sollte an Oesterreich fallen.

Ich bin fest überzeugt, daß Ludwig XIV. keinen Augenblick daran gedacht hat, diesen Vertrag jemals zu halten, sondern daß es sich bei ihm einzig darum handelte, Oesterreich für den Augenblick zu ködern und einzuschläfern. Das war erreicht. Leopold hatte die Traditionen der österreichischen Politik geopfert, sich von Spanien getrennt: es ist in meinen Augen das düsterste Blatt seiner Geschichte.

Die verhängnißreichen Folgen dieses Umschwungs zeigten sich sofort. England, Holland und Schweden hatten am 23. Januar 1668, also fast gleichzeitig mit dem französisch-österreichischen Abkommen, die in der Folge that- und ruhmlos wieder aufgelöste Tripel-Allianz gegen Frankreichs wachsende Uebermacht geschlossen; sie drängten Oesterreich zum Beitritt, aber des Kaisers Hand war durch die unsichtbare Kette gebunden. Und unter dem Druck der neugeschaffenen Lage schloß Spanien mit Frankreich unterm 2. Mai 1668 den Aachener Frieden, durch welchen letzteres in dem Besitz der so rechtlos eroberten niederländischen Städte und Landschaften anerkannt wurde. Dieser Friedensschluß zu Aachen, in Verbindung mit dem Pyrenäischen Frieden vom Jahre 1659 vollendete den Triumph Frankreichs über Spanien, gerade wie schon im Jahre 1648 der westfälische Friede den französischen Sieg über Oesterreich und Deutschland festgestellt hatte. Das Haus Habsburg war in seinen beiden Zweigen geschlagen, und protestantischer Fanatismus suchte damals und sucht noch heute in dem Triumph französischer Willkürherrschaft einen Sieg der Geistesfreiheit zu erblicken. In der That und Wahrheit war es die politische Größe der deutschen Nation, welche dem Protestantismus als Opfer dargebracht wurde.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der damals kaum 28 Jahre alte Kaiser im tiefsten Herzen, bewußt

oder unbewußt, immer gut österreichisch und, was in diesem Falle ganz das Nämliche war, gut deutsch und gut spanisch gesinnt blieb, er war durch seine Rathgeber überlistet und überrumpelt. Der Umstand, daß das Abkommen mit Frankreich das allergeheimste Eigenthum der wenigen dabei thätig gewesenen Personen blieb, brachte gleichzeitig in die europäische Politik Oesterreichs ein Schwanken und eine Ungleichheit, welche für die Machtstellung der Monarchie nur die ungünstigsten Folgen haben konnte. So versprach Bessero de, der österreichische Gesandte in Schweden, dieser Macht in einem förmlichen Vertrage, der natürlich nicht genehmigt ward, 100,000 Thaler Hilfsgelder für den Fall eines Krieges mit Frankreich, und Lisola, der Gesandte in London und Frankreichs geschworner Feind, gab weder die Hoffnung noch die Bemühung auf, seinen Herrn zum Eintritt in die Tripel-Allianz zu bestimmen. Gleichzeitig war Auersperg einfältig genug, dem französischen König eine Tripel-Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Spanien vorzuschlagen. Ludwig XIV. muß wohl herzlich gelacht haben. Und um die nämliche Zeit scheute er sich nicht, mit den aufständischen oder wenigstens unzufriedenen Ungarn in geheime Verbindung gegen ihren Monarchen zu treten.

Aus seinem traurigen Schwanken zwischen den Folgen der geschehenen bösen That und zwischen den immer stärker anklopfenden Regungen des besseren politischen Gewissens wurde der Kaiser aufgeschreckt durch eine Mittheilung des päpstlichen Hofes. Leopold wurde mit den Beweisen versehen, daß sein erster Minister Auersperg, den er mit Gütern und Ehren überhäuft, der ihn zu dem Vertrage mit Frankreich bestimmt hatte, gleichzeitig und heimlich als Bettler vor Ludwig XIV. gekrochen war, um durch seine Hilfe gegen des Kaisers Willen Cardinal zu werden. Papst Cle-

mens IX. war empört über dieses Benehmen des österreichischen Staatsmanns, und fühlte sich mit Recht verpflichtet, dem Kaiser die ganze Wahrheit zu sagen. Auersperg, ohne den Hergang zu erfahren, fühlte oder ahnte, daß sich etwas über seinem Haupte zusammenzog. Er bemühte sich, mit den Trägern des spanischen Einflusses am kaiserlichen Hofe wieder anzuknüpfen, aber es war zu spät. Der spanische Gesandte ersuchte den Kaiser amtlich, dem Fürsten Auersberg von den Geschäften, welche Spanien betreffen, Nichts mehr mitzutheilen, weil er die Interessen beider Häuser verrathe, und am 10. December 1669 erhielt Auersperg aus der Hand des Hofkanzlers Hocher ein kaiserliches Schreiben, welches ihn vom Hofe verbannte, ihm befahl, sich binnen drei Tagen nach Wels in Oberösterreich zu verfügen, sich aller Correspondenz zu enthalten, und bis auf weiteren Befehl an besagtem Orte zu bleiben. Auersperg zeigte sich tief erschüttert, kläglich; er weinte, bettelte und erhielt schließlich die Erlaubniß, in Laibach zu wohnen. Dort ist er im Jahre 1677 gestorben, nachdem er noch den Sturz seines Nebenbuhlers und Nachfolgers Lobkowitz erlebt hatte.

Der Kaiser war nämlich erst halb curirt. Lobkowitz hatte in der französischen Intrigue im Wesentlichen keine bessere Rolle gespielt als Auersperg; er war nur vorsichtiger und schlauer gewesen als dieser, wie er denn überhaupt geistreicher war. Am nämlichen Tag, welcher dem Fürsten Auersperg seine Entsetzung brachte, wurde Fürst Lobkowitz zum ersten geheimen Rath ernannt, und er hat, bald mehr, bald weniger ausgeprägt, den französischen Einfluß und den Gedanken der französischen Allianz noch fünf Jahre lang aufrecht erhalten, bis endlich Leopold der Sache gänzlich müde war und das Heft der Regierung für seine ganze übrige Lebenszeit fast ausschließlich in die eigene Hand nahm.

Für die nächste Zeit nach Auerspergs Sturz genoß Lobkowitz das Vertrauen seines Monarchen in fast unbegrenztem Maß. Der Minister war damals 60 Jahre alt, aber noch ein lebensfrischer, geistig regsamer und heiterer, selbst übermüthiger alter Herr. Es ist sehr die Frage, ob er bei allen seinen politischen Handlungen von dem nämlichen leitenden Gedanken beherrscht und beseelt war; Hofintriguen, Rücksicht auf persönliche Vortheile, Nebengedanken mannigfacher Art mögen ihn im Einzelnen bestimmt haben. Im Großen und Ganzen aber kann man mit Recht sagen, daß seine Politik darauf gerichtet war, Oesterreich von Spanien zu trennen und den Frieden mit Frankreich zu erhalten; auf Oesterreichs Verhältniß zu Deutschland legte er dabei großen Nachdruck, ohne aber für dieses Verhältniß irgend eine neue Form oder einen besseren Weg ausfindig zu machen.

Das Ministerium Lobkowitz, wenn ich mich so ausdrücken darf, bezeichnet daher in den Jahren 1670—1674 eine Periode der Unsicherheit, des Schwankens, der Haltlosigkeit in der österreichischen Politik; es bedurfte der größten Rücksichtslosigkeit von Seiten Frankreichs, um eine Ermannung des österreichischen Cabinets herbeizuführen.

Seit dem Herbst 1669 traf Ludwig XIV. seine Vorbereitungen, um England und Schweden durch Bestechung und Intriguen jeder Art von der Tripel-Allianz zu trennen, und sodann über die vereinsamte holländische Republik herzufallen; es handelte sich nun darum, durch einen neuen Vertrag Oesterreich unschädlich und dem französischen Interesse dienstbar zu machen. Und Oesterreich ging abermals in die Falle. Obgleich gerade um jene Zeit die Regierung sich der Gewißheit nicht länger verschließen konnte, daß der französische Gesandte mit den ungarischen Rebellen und

Hochverräthern in nichtswürdiger Weise Gemeinschaft gepflogen hatte, obgleich selbst Lobkowitz sich genöthigt sah, einige Zeit lang die Verbindung mit Gremonville zu unterbrechen — immer wieder kehrte die österreichische Politik zu dem verderblichen Schielen nach Frankreich, zu dem unsteten Schaukeln zwischen dieser Macht und Spanien zurück. Ludwig XIV. rückte im Sommer 1670, mitten im Frieden, mit einer Armee in das deutsche Reichsland Lothringen, behandelte dasselbe als gute Beute; das Reich rührte sich nicht, Oesterreich verhandelte und vermittelte, aber es handelte nicht. Im folgenden Jahre versuchte Leopold allerdings, den Kurfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse zu bestimmen, welches ganz Deutschland umfassen und alle fremden Einflüsse fern halten sollte. Dieß war die kühnste Form, welche der nationale Gedanke in jener Zeit anzunehmen vermochte. Allein der von Oesterreich gemachte Vorschlag blieb ohne Erfolg, weil der Kurfürst Nichts unentgeltlich zu thun pflegte; er stand gerade ziemlich gut mit Frankreich, und für ihn bestand die nationale Sache und Frage nur darin, ob ihm Oesterreich größere Vortheile bieten wolle und könne; Oesterreich aber glaubte ihm die gewünschten Abtretungen in Schlesien nicht machen zu dürfen; somit trat der Kurfürst auf Frankreichs Seite, und versprach, dahin zu wirken, daß sich Kaiser und Reich in die Händel mit Holland nicht mischen.

Es ist darum sehr unrichtig und ungerecht, wenn man für das deutsche Elend jener Zeit nur einen oder den andern Betheiligten allein verantwortlich machen will. Die Wahrheit ist, daß sich die Schuld auf alle Seiten ziemlich gleich vertheilte. Der dreißigjährige Krieg nebst Allem, was ihm vorausgegangen und nachgefolgt war, hatte das politische Leben der Nation beinahe auf den Tod getroffen.

Den Fürsten fehlte, und zwar Allen ohne Ausnahme, eine höhere Auffassung ihres nationalen Berufes; dem Kaiser fehlte vor Allem die Macht; die Staatsmänner waren politische Intriguanten, und die Völker willenlose, wenn auch unverwüstlich lebenskräftige Werkzeuge.

Da sich Leopold vom Reiche und von Brandenburg verlassen sah, so gab er nach langem Schwanken und Zögern seine Einwilligung zu dem von seinem Hofkanzler Hocher unter dem maßgebenden Einfluß des Fürsten Lobkowitz mit Frankreich geschlossenen Vertrage vom 1. November 1671, durch welchen Oesterreich versprach, sich in keinen Krieg einzumischen, der außerhalb des deutschen Reiches und der spanischen Monarchie geführt würde, und den von Frankreich angegriffenen Mächten keinen anderen Beistand, als den einer freundlichen Vermittlung zu leisten. Damit war Holland geopfert, alle Grundsätze der traditionellen österreichischen Politik waren verlassen, das europäische Gleichgewicht preisgegeben; es war, mitten im Frieden, die schwerste Niederlage, welche Leopold während seiner ganzen Regierung erlitten hat.

Als nun aber im Jahre 1672, nachdem während weniger Monate die ganze civilisirte Welt ausnahmsweise eines vollständigen Friedens genossen hatte, Ludwig XIV. wirklich über Holland herfiel und dieser Staat am Rande des Abgrundes zu stehen schien, da besann sich der Kurfürst von Brandenburg eines Anderen. Er schickte seinen Schwager, den Herzog Georg von Anhalt-Dessau, nach Wien, und es kam in der That ein österreichisch-brandenburgisches Vertheidigungsbündniß zu Stande, durch welches sich die beiden Contrahenten zugleich verpflichteten, kein Bündniß gegen Kaiser und Reich zu gestatten und keine fremden Truppen im Reiche zu dulden. Seinen innersten

Gedanken aber hat Leopold, der jedenfalls besser war, als seine Regierung und als seine Zeit, um jene Tage in einem Briefe an Lobkowitz mit den Worten ausgesprochen: „Das Herz thut mir wehe, daß unter meiner Regierung die Franzosen so vorwärts kommen sollen."

Eine österreichisch-brandenburgische Armee rückte nun in der That zum Schutze der deutschen Grenzen gegen Ludwigs fortwährende Uebergriffe, sowie zur Unterstützung des schwer bedrängten Holland, in welchem eine gewaltsame Umwälzung an die Stelle der bisherigen republikanischen Verfassung die monarchische Herrschaft des Hauses Oranien gesetzt hatte, nach dem Rheine vor. Allein dieser Feldzug nahm einen kläglichen Fortgang. Zwischen dem österreichischen Befehlshaber Montecuculi und dem Kurfürsten von Brandenburg herrschte Mißtrauen und Uneinigkeit; die deutschen Fürsten aber waren voll Angst vor Frankreich und ohne jede nationale Empfindung. Die Kurfürsten von Trier, Mainz und Pfalz verweigerten der preußisch-österreichischen Armee den Rheinübergang, und Montecuculi ließ sich das gefallen, weil er sich keiner sichern Rückendeckung in Wien bewußt war. Behauptete doch der Kurfürst von Trier, er handle im ausdrücklichen Auftrag des Fürsten Lobkowitz, und könne dieß urkundlich nachweisen. Der Kurfürst von Köln dagegen war Frankreichs offener Bundesgenosse, und hatte sein Land von einer französischen Armee besetzen lassen, welche den in Holland operirenden Truppen Ludwigs XIV. freien Spielraum gewährte. Unter diesen traurigen Umständen suchte Lobkowitz nochmals seine nach Frankreich neigende Politik zur Geltung zu bringen, während gleichzeitig der brandenburgische Kurfürst, der überall unmittelbaren Vortheil sehen und spüren wollte, von der gemeinsamen Sache abfiel. Am 6. Juni 1673

schloß er mit Frankreich den Frieden zu Vossem, durch welchen er Oesterreich gänzlich preisgab und sich nur für den Fall freie Hand vorbehielt, daß unmittelbar das deutsche Reich angegriffen werden sollte. So verließ und verdarb und verrieth man sich gegenseitig.

Von Brandenburg verlassen, von feindseligen oder zweideutigen Reichsfürsten umgeben, fuhr Oesterreich gleichwohl fort, mit den Waffen in der Hand für die Wiederherstellung des von Ludwig XIV. so muthwillig gestörten europäischen Friedens einzutreten. Man verband sich auf's Engste mit Spanien und Holland; nicht nur auf die Befreiung Deutschlands, sondern auch auf die Sicherung des spanischen Besitzstandes in den Niederlanden und auf einen für Holland möglichst günstigen Frieden war die Politik des Kaisers gerichtet; Leopolds persönliche, deutsche und ehrliche Gesinnung trug immer mehr über die Richtung des Fürsten Lobkowitz den Sieg davon.

Während französische Truppen Trier wegnahmen, die Reichsstädte im Elsaß besetzten, ungehindert und schrecklich in Mitteldeutschland hausten, und gleichwohl der Reichstag zu keiner That zu bringen war, bereitete sich in Wien langsam, aber gründlich die Rückkehr zu den alten und ächten Grundsätzen österreichischer Politik vor. Ehe der Kaiser entscheidende Beschlüsse faßte, machte er, wie gewöhnlich in schwierigen Lebenslagen, eine Wallfahrt nach Maria-Zell in Steiermark. Die Geschichte hat das Gebet aufbewahrt, mit welchem der fromme Monarch, vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau knieend, sich zu dem verantwortungsvollen Entschlusse eines neuen und schweren Krieges vorbereitete. Möchten doch die Herrscher unserer Tage diesem vielgeschmähten Leopold ähnlicher sein. „Gott, Erlöser des Menschengeschlechtes," so betete der Kaiser, „dessen Bild

ich in meinen Händen halte: Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Habsucht diesen Krieg unternehme: Du weißt, wie zufrieden ich bin mit dem Machtbesitze, den Deine Gnade mir zu schenken geruht hat; Du weißt, wie ungern ich die Waffen ergreife; Du kennst ja alle Tiefen unserer Herzen und Gedanken. Darum hoffe und vertraue ich, Du werdest das Blut, welches vergossen werden soll, nicht von meinen Händen fordern, und es werde dieser Krieg Deine Billigung finden und mit Deiner Hilfe für mich ein siegreicher sein. Denn auf Dir allein ruht alle meine Hoffnung."

Am 4. August 1673 reiste Leopold zur Armee nach Böhmen ab; die letzten Forderungen, welche er während der Reise an Ludwig XIV. stellte, gingen auf Räumung Deutschlands, Herausgabe der deutschen Festungen, Einsetzung eines Schiedsgerichtes über die Streitigkeiten im Elsaß, auf Räumung Lothringens binnen drei Monaten und Friedensschluß mit Spanien und Holland. Wenn unter den deutschen Fürsten ein Funke von Patriotismus, oder unter dem deutschen Volke ein wahres, wenn auch nur schwaches politisches Leben zu finden gewesen wäre, so würde sich die ganze Nation um ihren Kaiser gesammelt haben. Dieß geschah jedoch nur in äußerst geringem Maße. Zwar boten dem Kaiser mehrere deutsche Fürsten ihre Dienste an, allein im Ganzen wurde der Umschwung der österreichischen Politik mit ziemlicher Lauheit aufgenommen. Am 30. August wurden die Verträge unterzeichnet, durch welche sich Oesterreich, Holland, Spanien und Lothringen gegen Frankreich verbanden; wenige Tage später wurden dem französischen Gesandten seine Pässe überschickt und der Krieg begann.

Mit Gremonville schied ein böser Geist aus der öster-

reichischen Kaiserstadt. Die völkerrechtlich geheiligte Stellung eines Gesandten auf's Schnödeste mißbrauchend, hatte er Verbrechen auf Verbrechen gehäuft gegen die Existenz der Monarchie. Mit allen innern Feinden des österreichischen Staatswesens lebte er auf dem vertraulichsten Fuße beständiger Verschwörung, und die allgemeine Meinung beschuldigte ihn sogar, den von den ungarischen Hochverräthern geplanten Nachstellungen gegen Leopolds Leben nicht fremd geblieben zu sein. Sein diabolischer Einfluß war es, der Auersperg und nach ihm Lobkowitz zuerst um die Ehre, schließlich um Amt und Stellung brachte, und die Namen dieser Männer auch in den Blättern der Geschichte mit einer unauslöschlichen Makel befleckt hat. Mit Recht sagte man von Gremonville, er würde ein großer Heiliger geworden sein, wenn er Gott zu Liebe nur halb so viel gethan hätte, als er seinem König zu Liebe wirklich that. Bei Ludwig XIV. war Undank sein Lohn: er starb vernachlässigt und vergessen. —

Es wurde schon weiter oben erwähnt, daß am 12. März 1673 des Kaisers erste Gemahlin gestorben war. Schon im October des nämlichen Jahres vermählte er sich, da ihm Marguerite Theresa keinen Sohn hinterlassen hatte, zum zweiten Male mit der Erzherzogin Claudia Felicitas, einer Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl, durch dessen und seines Bruders Franz Sigismund kurz nach einander erfolgten Tod einige Jahre zuvor (1662 und 1665) der Mannsstamm der Tiroler Nebenlinie des Hauses Habsburg ausgestorben und Tirol der herrschenden Linie anheimgefallen war. Wenn Fürst Lobkowitz durch seine Frankreich zugeneigte Politik sich noch nicht ganz unmöglich gemacht hätte, so würde er diesen Zweck vollständig erreicht haben durch seinen mit Hohn und Schmähsucht begleiteten Wider=

stand gegen den neuen Heirathsplan. Er suchte zwar einzulenken, als er bemerkte, daß die maßgebenden Entschlüsse gefaßt waren; allein es war zu spät. Im October wurde die Vermählung des Kaisers gefeiert. Die jugendlich schöne, lebenslustige, dabei gleichwohl fromme und wohlthätige Kaiserin entwickelte bald einen gewissen Einfluß, und wenn derselbe gegen Lobkowitz zur Geltung kam, so geschah sicherlich Nichts Schlimmes. Uebrigens wurde auch diese zweite Ehe Leopolds nach wenigen Jahren (1676) durch den Tod getrennt, nachdem die Kaiserin in den Jahren 1674 und 1675 zwei Töchter geboren hatte, die jedoch bald wieder starben.

Schon im Jahre 1677 vermählte sich Leopold zum dritten Male mit Eleonora Magdalena Theresia, der Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, welche ihren Gemahl überlebte, nachdem sie ihm in glücklicher Ehe neun Kinder geboren hatte. Von dieser Kaiserin muß, als von Leopolds eigentlicher Lebensgefährtin und Geistesgenossin, an einer späteren Stelle näher gesprochen werden. Hier kehren wir zum Kriege gegen Frankreich zurück.

Noch im Spätjahr 1673 war die Armee unter Montecuculi's Führung über den Main und über den Rhein gegangen, hatte sich mit den holländischen und spanischen Truppen vereinigt, und überwinterte in der Pfalz, während die französische Armee in Elsaß und Lothringen lag.

Wenn dieser meisterhafte Feldzug Montecuculi's keine größeren, geschweige denn entscheidenden Ergebnisse hatte, so wunderte sich hierüber wohl Niemand mehr, als des kaiserlichen Feldherrn genialer, aber Land und Menschen rücksichtslos und grausam zerstörender Gegner Turenne. Montecuculis Erben sollen noch lange Zeit die Briefe aufbewahrt haben, durch welche ihm Fürst Lobkowitz im angeb-

lichen Auftrag des Kaisers jeden entscheidenden Schlag untersagte. Auch war Montecuculi über die Wiener Beamtenwirthschaft so erbittert, daß er um jene Zeit das berühmt gewordene Wort aussprach, der Hofkriegsrath möge doch die für den kaiserlichen Feldherrn bestimmten Befehle lieber gleich nach Paris schicken, statt an ihn, es komme auf das Gleiche heraus.

Im folgenden Jahre (26. Februar 1674) ließ die kaiserliche Regierung den schon mehr erwähnten Kölner Domherrn, Grafen Wilhelm Fürstenberg, welcher schon 1658 bei der Kaiserwahl und seither an allen deutschen Höfen seine französischen Ränke gesponnen hatte, in Köln verhaften, und als Gefangenen nach Wien bringen. In Köln tagte nämlich schon seit dem Anfang Juni 1673 ein Congreß, um den Frieden zwischen Frankreich, dem mit ihm unnatürlich verbundenen England, dem Kaiser und Holland durch Schwedens gute Dienste zu vermitteln. Auch bei dieser Versammlung intriguirte Fürstenberg, ohne eine Vollmacht als Gesandter zu haben, im französischen Sinne, und die österreichische Regierung that wenigstens sachlich, wenn auch vielleicht nicht formell, ganz Recht, indem sie den Reichsverräther unschädlich machte und dadurch ihren vollen Ernst zeigte. Uebrigens wurde Fürstenberg nach einigen Jahren wieder frei gelassen und kehrte abermals nach Köln zurück.

Seine Verhaftung wirkte; der Kölner Congreß, ein Schauplatz und Werkzeug französischer Ränke, löste sich auf, und am 28. Mai 1674 erklärte endlich auch der deutsche Reichstag den Krieg an Frankreich; es handelte sich jetzt, nachdem England mit Holland Frieden geschlossen hatte, die Erzbischöfe von Köln und Münster von ihrer Verbindung mit Frankreich zurückgetreten waren, nur noch um die Verhältnisse zu Brandenburg. Nach längerem Zaudern

schloß auch der Kurfürst am 1. Juli 1674 ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland. Leider hielten sich Baiern und Hanover noch vom Kriege fern, sonst aber stand ganz Deutschland gegen Frankreich in Waffen, und selbst dieses mangelhafte Ergebniß wird von den Zeitgenossen als etwas Glänzendes hervorgehoben, das schon seit einem Jahrhundert nicht mehr dagewesen sei.

Allein die glücklichen Erfolge der veränderten österreichischen Politik wurden vereitelt durch die erbärmliche Kriegführung. Montecuculi hatte kein Commando angenommen, und die andern österreichischen Generale waren traurige Stümper. Der französische Feldherr Condé schlug die Verbündeten bei Senef, Turenne schlug sie bei Sinsheim und Ensheim, wiewohl an letzterem Orte sich beide Theile den Sieg zuschrieben; bei der Reichs-Armee war, wie gewöhnlich, Alles aus Rand und Band. Die Führer waren unter sich uneinig, und der Kurfürst von Brandenburg voll Eifersucht auf Jeden, der neben ihm Etwas sagen oder gelten wollte. Zum Schlusse des ruhmlosen Feldzugs jagte Turenne die Verbündeten zum Elsaß hinaus und über den Rhein zurück.

Mittlerweile war Fürst Lobkowitz endlich gefallen. Es ist nicht ausgemacht, ob er den letzten Beitrag zu diesem längst verdienten Endergebniß dadurch geliefert hat, daß er ein angeblich gegen Wilhelm Fürstenberg entworfenes Todesurtheil dem päpstlichen Nuntius verrieth, dessen Fürsprache die Begnadigung nothwendig machte. Gewiß ist dagegen, daß schon seit einiger Zeit des Kaisers persönliches Vertrauen zu seinem ersten Minister erschüttert war; die Verhältnisse zu Frankreich erklären dieß mehr als hinreichend, und die rücksichtslosen giftigen Redensarten, welche sich Lobkowitz über alle Menschen und Dinge, und zuweilen

sogar über den Kaiser erlaubte, trugen das ihrige zu seinem Sturze bei. Am 17. October 1674 überreichte der Hofkanzler Hocher dem Fürsten Lobkowitz einen kaiserlichen Erlaß, durch welchen er Befehl erhielt, sich binnen drei Tagen auf seine Besitzung zu Raudnitz an der Elbe zu begeben, dort bis auf weitere Befehle zu bleiben, und sich jeder politischen Correspondenz zu enthalten; zugleich wurde er aller seiner Aemter entsetzt. Er starb als alter verlassener Mann am 22. April 1677. Ein hochbegabter, glänzender Geist voll Leben, Feuer, Witz und Reichthum, verschwand er gleichwohl spurlos aus der österreichischen Geschichte, weil sein staatsmännisches Handeln nicht geleitet und getragen war von einer ernsten sittlich-patriotischen Idee, sondern von mehr oder minder selbstsüchtigen und oberflächlichen Intriguenspielen.

Jene Zeit, in welcher die christlichen Diplomaten am türkischen Hofe wegen Verstößen gegen die osmanische Etiquette durchgeprügelt oder ihnen die Köpfe auf den Fußboden gestoßen wurden, pflegte allerdings, wie die Beispiele von Auersberg und Lobkowitz zeigen, auch mit Reichskanzlern und leitenden Ministern zuweilen etwas unsanft umzugehen. Allein dieß war weit mehr der Charakter der Zeit, als eine Eigenthümlichkeit der österreichischen Regierung oder des persönlich mild gesinnten Leopold; übrigens hatte Lobkowitz trotz seiner hervorragenden persönlichen Eigenschaften namentlich in letzter Zeit durch eine wahrhaft verkehrte, man darf wohl sagen „reichsfeindliche“ Politik sein Schicksal reichlich verdient, und einzelne zeitgenössische Geschichtschreiber behaupten sogar auf das Bestimmteste, der sonst so wohlwollende und ruhige Leopold habe sich zu der Aeußerung hinreißen lassen, daß er noch Nichts mit größerem Vergnügen unterzeichnet habe, als das Verbannungs-

dekret gegen Lobkowitz. Die Aeußerung mag erdichtet sein, aber sie ist bezeichnend für die öffentliche Meinung der Zeit.

Wohl mochte Lobkowitz in seiner Verbannung eine gewisse Genugthuung empfinden über die fortwährend traurigen Ergebnisse des Krieges. Ludwig XIV. brachte es dahin, daß Schweden dem Kurfürsten von Brandenburg den Krieg erklärte. Dadurch war der mächtigste deutsche Bundesgenosse der Kriegführung gegen Frankreich entzogen; Hanover und Baiern verhinderten ohnedieß die einheitliche Entfaltung aller deutschen Streitkräfte.

Gleichzeitig unterstützte Ludwig XIV. die Unzufriedenen in Ungarn mit Rath und That. Zwar fiel Turenne am 27. Juli 1675 bei Sasbach und Ludwig verlor dadurch seinen ersten Feldherrn; allein auch des Kaisers bewährter Heerführer Montecuculi, welcher nach den traurigen Ereignissen des Jahres 1674 noch einmal an die Spitze der Armee getreten war, legte den Oberbefehl nieder und starb nach wenigen Jahren, tief gebeugt durch die Mißerfolge der kaiserlichen Politik. Ruhmlos und ohne entscheidende Ergebnisse schleppte sich der Krieg durch die drei folgenden Jahre hin; im Großen und Ganzen blieb der französische König seinen verbündeten Gegnern sowohl mit den Waffen als in der Politik überlegen. Endlich wurde unter der Vermittlung Englands der Friede zu Nimwegen (vom deutschen Volke mit „Nimm weg" bezeichnet) am 10. August 1678 von Holland, am 17. September des gleichen Jahres von Spanien, und am 5. Februar 1679 von Kaiser und Reich mit Frankreich geschlossen, nachdem die Friedensverhandlung sich weit über ein Jahr hingezogen hatte. Dabei war die Lage von Kaiser und Reich die allerschlimmste, weil die andern Verbündeten nacheinander durch Separat-

Friedensschlüsse von der Allianz sich losgesagt hatten. Durch den Frieden von Nimwegen triumphirte Frankreich vollständig und auf allen Seiten; es behielt die Freigrafschaft, sowie eine ganze Reihe fester Städte in den Niederlanden; Lothringen sollte zwar zurückgegeben werden, aber unter so harten und schimpflichen Bedingungen, daß der in österreichischen Diensten stehende Herzog von Lothringen sich feierlich dagegen verwahrte, weßhalb Frankreich trotz des Friedensschlusses Lothringen gleichwohl behielt. Oesterreich trat Freiburg im Breisgau an Frankreich ab und bewilligte freien Durchzug auf den Straßen von Breisach nach Freiburg; Wilhelm Fürstenberg mußte in Freiheit gesetzt werden. Auch Dänemark und Brandenburg mußten sich im Verhältniß zu Schweden der Gesammtlage Europa's fügen; namentlich war der Kurfürst genöthigt, ganz schwedisch Pommern, welches er nach der berühmten Schlacht bei Fehr-Bellin (1675) ruhmvoll erobert hatte, wieder zurückzugeben.

Es lag hierin eine gerechte Strafe für den nichts weniger als deutsch-patriotisch gesinnten Fürsten. Hatte er doch im Lauf der Verhandlungen den Franzosen auf's Angelegentlichste seinen Abfall von Kaiser und Reich angeboten, falls ihm Pommern gelassen würde. Nach dem Friedensschluß war der Kurfürst in Gedanken, Worten und Werken Oesterreichs Feind; er duldete sogar die Schmach, seine Bewerbung um ein französisches Bündniß hochmüthig zurückgewiesen zu sehen, obgleich er, bezeichnend genug für seinen deutschen Patriotismus, seine kräftigste Mitwirkung zur dereinstigen Wahl des französischen Dauphins als deutscher Kaiser versprach. — Doch sollte Leopold noch lange Jahre nach des Kurfürsten Tod seinen Thron einnehmen.

Die Länder waren verwüstet, die Völker, namentlich die

Bewohner der deutschen Rheinlande, durch die wahnsinnigen Grausamkeiten der Franzosen an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die verbündeten Mächte waren getrennt und geschlagen; Ludwig XIV. stand mächtiger als jemals in Europa da. Dieß war das traurige Ergebniß von Leopolds erstem Kriege gegen Frankreich. Die öffentliche Meinung Deutschlands und Oesterreichs faßte denn auch mit ganz richtiger Beurtheilung der Dinge den Friedensschluß als ein großes vaterländisches Unglück auf. Man begriff vollkommen, daß Frankreichs Anmaßungen sich immer höher steigern würden, daß ein neuer Krieg in kurzer Zeit unvermeidlich sein werde, und daß man denselben unter weit ungünstigeren Verhältnissen werde beginnen und führen müssen. Diese Ueberzeugung war so allgemein und sprach sich so deutlich aus, daß Leopold, indem er den öffentlichen Dankgottesdienst anordnete, ausdrücklich die Worte beifügte: „Dem ewigen Gott müsse man auch für die schwersten Prüfungen danken, und die Hand des Allmächtigen küssen, auch wenn sie uns züchtige." — Freude und Beifall spendete dem Friedensschluß einzig und allein der deutsche Reichstag. Bei den Landesherren und freien Städten fand des Reiches Schmach und Schaden allezeit theilnahmsvolle Befriedigung.

Und das nämliche Jahr 1679, welches den ruhmlosen Friedensschluß herbeiführte, sollte auch noch ein anderes und furchtbares Verhängniß über einen Theil der Habsburgischen Monarchie bringen. Im Laufe des Frühjahrs brach nämlich in Ungarn die Pest aus, näherte sich der österreichischen Grenze, und trat in Wien auf. Der Kaiser hatte eine Wallfahrt nach Maria-Zell unternommen und begab sich von da, ohne Wien zu berühren, nach Prag, später nach Linz. Aus Wien floh wer nur immer konnte; selbst Aerzte, Krankenwärter und Todtengräber waren nicht

mehr aufzutreiben. Auf dem Höhenpunkt der Plage traten an einem Tage 3000 Erkrankungen ein. Die Seuche dauerte den größten Theil des Jahres hindurch fort; nach den Angaben eines gleichzeitigen Geschichtschreibers starben in der Hauptstadt während des Monats März 4000, im April 5000, im Mai und Juni zusammen 12,000, im Juli allein 7000 Personen; diese letztere Zahl erreichte auch, nach einer vorübergehenden Besserung im August, sowohl der September als der October. Erst im November nahm die Krankheit ernstlich und stetig ab. Von der allgemeinen Verzweiflung und Todesangst machten rühmliche Ausnahmen der Oberbefehlshaber von Wien, Fürst Schwarzenberg und die katholische Geistlichkeit. In dieser einzigen Stadt haben sich während weniger Monate 420 Priester in Erfüllung ihres heiligen Amtes den Tod geholt, während Aerzte, Beamte und Privatleute aller Stände in wilder Flucht nach allen Richtungen aus einander stoben. Unbeschreiblich ist das Elend, welches im Gefolge dieser Krankheit unter den niedern Volksklassen herrschte. Und gleichwohl, nachdem bis zum Anfange des Winters in ganz Oesterreich über 100,000 Menschen an der Pest gestorben waren, zeigte sich die Lebenslust der Uebrigen so groß, daß unmittelbar nach dem Erlöschen der Seuche in der Stephanskirche zu Wien an einem einzigen Tage 95 Brautpaare getraut wurden.

Doch wir kehren zu den Verhältnissen mit Frankreich zurück. Ihm gegenüber herrschte zwar einige Jahre äußerlich Friede; allein Oesterreichs Demüthigung durch den Nimweger Frieden war zu groß und Ludwigs XIV. Uebermuth, namentlich seit Louvois sein leitender Minister war, zu schrankenlos, als daß an eine dauerhafte und aufrichtige Gestaltung friedlicher Verhältnisse hätte gedacht werden können. Auch bezog sich dieser äußerliche Friedenszustand nur auf Oester-

reich, nicht aber auf das deutsche Reich. Letzterem gegenüber scheute Ludwig XIV. auch die offenbare Gewaltthat nicht. Keineswegs zufrieden mit der Innebehaltung von zehn Reichsstädten im Elsaß gegen die Bestimmungen des Westfälischen und Nimweger Friedens, errichtete Ludwig XIV. im Jahre 1680 zu Metz, Breisach und Besançon besondere Gerichtshöfe unter dem Namen „Reunionskammern", um Alles, was in irgend einer früheren Zeit zu den an Frankreich abgetretenen Ländern und Plätzen gehört habe und veräußert worden sei, mit denselben wieder zu vereinigen. Sodann ließ er am 27. September 1681 Straßburg und die Kehler Schanze überfallen und wegnehmen. Der am 17. December 1681 zu Frankfurt eröffnete Congreß, auf welchem über diese Gewaltthaten verhandelt werden sollte, blieb im elendesten Formelkram stecken. Leopold trat daher schon im Jahre 1682 einem zwischen Holland und Schweden zur Aufrechthaltung der bestehenden Friedensschlüsse abgeschlossenen Bündniß bei, und bemühte sich, auch die deutschen Reichsstände zu gleichem Beitritt zu bestimmen. Hanover und Baiern schlossen sich an, aber der Kurfürst von Brandenburg hatte seit Nimwegen wieder seine französische Periode, und verpflichtete sich sogar gegen Ludwig XIV., mit aller Mühe die friedliche, d. h. schimpfliche Beilegung der Streitigkeiten mit dem Reiche herbeizuführen. Der Kurfürst war es, an dessen Ränken jede Bemühung Leopolds für Herbeiführung eines patriotischen Aufschwungs in Deutschland scheiterte. Allen Anträgen des Kaisers auf dem Reichstag trat er widersprechend und hemmend entgegen. Die ganze Entwicklung der Zustände in der Zeit von 1679 bis 1683 mußte Ludwigs XIV. Uebermuth und Treulosigkeit in jeder Beziehung ermuthigen.

In der That fuhr er auch ganz ruhig fort, mitten im

Frieden jeden Feind Oesterreichs auf jede denkbare Weise zu unterstützen. So wird behauptet, daß man im Türkenlager vor Wien unter den erbeuteten Papieren des Großveziers Kara Mustafa auch ein Schreiben des Königs von Frankreich gefunden habe, in welchem derselbe die Türken zur Belagerung Wiens ermuntert und ihnen zur Ausführung derselben Rathschläge ertheilt und Hilfsgelder verspricht; ebenso soll ein um jene Zeit gefangener Secretär Tököly's die Verabredungen seines Herrn und des türkischen Vezirs mit dem französischen König enthüllt haben. Und während Oesterreich im Jahre 1683 im Bunde mit Deutschland und Polen Religion, Sitte und Bildung Europa's gegen die Türken vertheidigte, benützte Ludwig die Gelegenheit, um gewaltthätigerweise in die spanischen Niederlande einzufallen und Luxemburg zu belagern, das sich nach hartnäckigem Widerstande ergab. Leopold, durch den Türkenkrieg auf's Höchste in Anspruch genommen und vom deutschen Reiche weder im Osten noch im Westen gehörig unterstützt, mußte unterm 15. August 1684 einen angeblich für die Dauer von 20 Jahren bestimmten Waffenstillstand mit Ludwig schließen, durch welchen den Franzosen außer den Reichsstädten im Elsaß sämmtliche Ortschaften überlassen wurden, welche die Reunionskammern von Metz, Breisach und Besançon bis zum 1. August 1681 dem König zugesprochen hatten, sowie Straßburg und die Kehler Schanze; die Franzosen verpflichteten sich nur, während der Dauer des Waffenstillstandes keine weitern Ansprüche unter dem Namen Dependenz, Zubehör oder Reunion gegen das Reich zu erheben. Diese ganze Schmach verdankt die deutsche Geschichte nicht, wie gewöhnlich gelehrt wird, der undeutschen Politik des Hauses Habsburg, sondern recht eigentlich und nahezu ausschließlich der im Bunde mit Frankreich entwickel-

ten rastlosen und rachsüchtigen Thätigkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Und dennoch war Ludwigs maßloser Ehrgeiz, sein unersättlicher Durst nach neuem Länderzuwachs nicht befriedigt. Mag es nun richtig sein, was erzählt wird, daß Louvois mit seinem Herrn wegen eines Fensters im Lustschlosse zu Trianon Streit bekommen und deßhalb den Krieg geschürt habe, um sich dem König unentbehrlich zu machen, oder mag diese Erzählung in das Reich der Fabeln gehören, jedenfalls bezeichnet sie sehr gut die vollständige Grundlosigkeit des von Ludwig im Augenblick der Eroberung Belgrads durch die Oesterreicher dem Hause Habsburg und dem deutschen Reich unterm 24. September 1688 mit schnödem Bruch des Waffenstillstandes vom Jahre 1684 erklärten Krieges. Die Zwischenzeit der vier Jahre zwischen Abschluß und Bruch des Waffenstillstandes war ausgefüllt durch empörende Proben französischen Uebermuthes. Ludwig erbaute auf deutschem Boden, in frechster Verhöhnung alles Rechtes, die Festung Hüningen. Im Jahre 1685 erlosch die sogenannte Simmern'sche (reformirte) Linie des Hauses Kurpfalz, und nach unzweifelhaftem Erbfolgerecht kam die katholische Linie Pfalz-Neuburg zur Nachfolge, deren Haupt des Kaisers Schwiegervater war. Da erhob Ludwig Namens seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Ansprüche auf dessen Verlassenschaft, nach welchen der beste Theil der pfälzischen Lande französisches Besitzthum geworden wären. Diese Ansprüche waren um so grundloser, als ihnen auch ein gültiger Erbverzicht der Herzogin von Orleans entgegenstand. Ein im Jahre 1686 vom Kaiser mit einer Anzahl deutscher Fürsten zu Augsburg abgeschlossenes Vertheidigungsbündniß wurde von dem französischen König

als ein förmliches Verbrechen gegen seine Majestät behandelt. Als endlich im Jahre 1688 der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln starb, hatte Ludwig, das landesverrätherische Haus Fürstenberg als Werkzeug benutzend, sofort wieder die Hand im Spiele. Von 24 wahlberechtigten Domherren postulirten 13 den Candidaten Frankreichs, Bischof zu Straßburg, einen der berüchtigten Fürstenbergischen Brüder; neun Stimmen wählten den Prinzen Josef Clemens von Baiern. Nun fordert aber das canonische Recht zu einer derartigen sogenannten Postulation eines auswärtigen Bischofs eine Mehrheit von zwei Dritttheilen. Das Cardinal-Collegium und der heilige Vater selbst erklärten daher die Wahl des Straßburger Bischofs für ungiltig, und bestätigten jene des baierischen Prinzen. Gleichwohl schickte sich Ludwig an, seinen Günstling mit Waffengewalt auf den deutschen Kurfürstenthron zu erheben.

Der eigentliche und wahre Grund des neuen Krieges lag jedoch nicht in all' diesen einzelnen Streitpunkten, sondern in den großen und glänzenden Siegen, welche Leopolds Armeen seit dem Jahre 1683 gegen die Türken erfochten hatten. Da aber eine solche Gesinnung nicht offen eingestanden zu werden pflegt, so bemühte sich Ludwig, in einer öffentlichen Kundgebung auseinanderzusetzen, wie hart und ungerecht der böse Kaiser Leopold mit ihm umgehe. Allein das schamlose Manifest vom 18. October 1688 vermag selbst keine andern Gründe für den Friedensbruch anzugeben, als folgende leeren Vorwände: Da der Kaiser die Absicht habe, mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren; da der Kurfürst von der Pfalz vom Kaiser unterstützt werde in seiner Nichtanerkennung der Ansprüche der Herzogin von Orleans an die Erbschaft ihres Bruders, und da endlich der kaiser-

liche Hof den mit dem französischen König befreundeten Bischof von Fürstenberg, welchen ein Theil des Kölner Domcapitels zum Erzbischof erwählt habe, von diesem Stuhle verdrängt und an seiner Stelle die Erwählung des baierischen Prinzen Josef Clemens durchgesetzt habe, um auf diese Weise das Aussterben des baierischen Fürstenhauses zu befördern, so habe der König die Waffen ergriffen, um für die Sicherstellung der allgemeinen Ruhe zu sorgen; er habe angefangen mit der Belagerung der Reichsfestung Philippsburg, nicht um das Reich anzugreifen, sondern um den Gegnern der Ruhe den Eingang in sein Königreich zu verwehren.

Die Antwort auf dieses wirklich unerhörte Machwerk gab Leopold in glänzender Weise durch den Mund jenes großen deutschen Denkers, welcher damals in nahen Beziehungen zum kaiserlichen Hofe stand; der unsterbliche Leibnitz verfaßte das österreichische Gegen-Manifest. Er erklärte es für unmöglich, daß Ludwig XIV. sein von irgend einem unbesonnenen Minister zusammengestoppeltes Manifest wirklich gelesen oder gebilligt habe. Nachdem er die einzelnen französischen Vorwände in ihrer Nichtigkeit dargestellt hat, bezeichnet er es als den eigentlichen Zweck der französischen Politik, die Reichsstände durch das Schreckbild einer angeblichen österreichischen Knechtschaft dem Kaiser untreu zu machen und unter Frankreichs Botmäßigkeit zu bringen. Allein jeder Deutsche, der Frankreichs eisernes Joch noch nicht trage, könne an den bereits unter demselben seufzenden Landsleuten, ja sogar an den Unterthanen und an dem Adel in Frankreich selbst gar leicht unterscheiden, ob die österreichische Regierung oder die französische Herrschaft eine größere Aehnlichkeit mit wahrer Tyrannei habe.

Uebrigens vorerst hatte die Welt weder auf schlechte Vorwände, noch auf gute Gründe, sondern auf das Geräusch und auf den Erfolg der Waffen zu hören. Schon am 25. September wurde der Krieg eröffnet, nachdem seit der Einnahme Belgrads (7. September) kaum so viel Zeit verflossen war, daß diese Nachricht nach Paris und der Befehl zum Beginn der Feindseligkeiten an den Rhein gebracht werden konnte. Philippsburg wurde erobert, Speier und Worms, Mainz, Trier und Bonn ergaben sich ohne allen, Heidelberg nach schwachem Widerstand; das ganze Rheinland mit Ausnahme von Koblenz und Köln war in französischer Gewalt. Um die gleiche Zeit trug sich jedoch ein Ereigniß zu, welches für Ludwigs Politik die verhängnißvollsten Wirkungen herbeiführen sollte.

In England war schon König Karl II. aus dem Hause Stuart aus schlecht verstandenem Katholicismus ein trauriger Knecht Frankreichs gewesen; sein Nachfolger, König Jakob II., war in noch höherem Grade nicht nur durch seinen Katholicismus, sondern auch namentlich durch seine Abhängigkeit von Frankreich mit seinem nicht bloß leidenschaftlich protestantisch, sondern vor Allem politisch und national unabhängig gesinnten Volke in ein solches Zerwürfniß gerathen, daß er im October 1688 von Wilhelm von Oranien, dem Gemahl seiner Tochter Maria, vertrieben ward. Jetzt wurde die katholische Religion „für immer" von der Thronfolge in England ausgeschlossen; Jakob II. flüchtete sich nach Frankreich; er hatte sich längst mit der ganzen Welt, außer mit Ludwig XIV., in Widerspruch gesetzt; Ludwig erklärte sich öffentlich und unzweideutig für ihn, dadurch trat England auf die Seite Oesterreichs gegen Frankreich, Holland und Spanien folgten nach; der österreichisch-französische Krieg verwandelte sich in einen

europäischen. Bei dem Bündnisse, welches der Kaiser um diese Zeit mit Holland schloß, wurde bereits ausdrücklich der Fall vorgesehen, welcher in der Folge den spanischen Erbfolgekrieg herbeigeführt hat. Es ward nämlich für den kinderlosen Tod des Königs Karl II. von Spanien dem Kaiser sein Erbrecht auf den spanischen Thron garantirt, und außerdem wurden Hollands gute Dienste für die baldige Erwählung seines Sohnes Josef zum römischen Könige versprochen.

Ludwig XIV. ließ seinen Ingrimm in einer Weise, die seinen Namen für immer in der Geschichte gebrandmarkt hat, im Frühjahr und Sommer 1689 an der unglücklichen Pfalz und dem badischen Lande aus, die von seinen Heerführern auf das Unmenschlichste verwüstet wurden. Die Folge dieser Gräuelthaten war ein ungewöhnlich rasches und thatkräftiges Zusammenwirken der deutschen Fürsten, so daß noch im Laufe des Sommers und Spätjahres 1689 der größte Theil des von den Franzosen eroberten deutschen Gebietes wieder von ihnen befreit ward. Allein im folgenden Jahre 1690 erlitt Kaiser Leopold leider einen schweren Verlust durch den Tod seines großen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen, welcher erst 47 Jahre alt zu Wels in Oesterreich starb, nachdem er kurz zuvor noch Mainz eingenommen hatte. Er war vermählt mit Eleonora, Leopolds Schwester und Wittwe des polnischen Königs Wiesnowieczy, und ist durch diese Ehe der Ahnherr des heute regierenden österreichischen Kaiserhauses geworden. Er war ein edler, einfacher und bescheidener Mann und Held gewesen; stets bereit, fremdem Verdienst volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hatte er in großartiger Anspruchslosigkeit unsterbliche Thaten für Oesterreich vollbracht, Siebenbürgen gewonnen und Ungarn von einer 150jährigen Türkenknechtschaft befreit.

Da inzwischen auch der Kurfürst von Brandenburg Bonn erobert hatte, so war Deutschland vor den Franzosen wenigstens insoweit gesichert, daß Leopold im Winter 1689 auf 1690 einen Kurfürstentag zu Augsburg halten konnte, auf welchem sein damals elfjähriger Sohn Josef einstimmig zum römischen König erwählt und gekrönt wurde; kurz zuvor war auch Leopolds Gemahlin Eleonora als Kaiserin gekrönt worden.

Allein auch an widrigen Ereignissen fehlte es nicht. Der französische Marschall Luxemburg schlug die Verbündeten bei Fleurus, und in Italien wurde Oesterreichs neugewonnener Alliirter, der zweideutige Herzog Victor Amadeus von Savoyen, welchen Prinz Eugen herbeigezogen hatte, bei Stafforda besiegt. Eugen drang zwar von Italien aus im Jahre 1692 siegreich in das französische Gebiet ein, mußte sich aber nach einigen Monaten wieder zurückziehen und im Jahre 1693 wurden die Alliirten bei Marsaglia abermals geschlagen. Eugens geniale Führung vermochte Nichts gegen die Uneinigkeit der verschiedenen spanischen, italienischen, deutschen und österreichischen Führer, welche unter seinem Oberbefehl standen, gegen die heillose Finanzwirthschaft und gegen die schlechte Verpflegung der Truppen. Nicht viel besser ging es am Rhein. Ludwig von Baden hatte auf den Wunsch sämmtlicher verbündeten Mächte in edler Vaterlandsliebe den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gegen die Ungläubigen verlassen, und führte den Krieg mit bewährter Sorgfalt und Meisterschaft; es gelang ihm, die neuerdings in Süddeutschland eingefallenen Franzosen über den Rhein zurückzutreiben, allein seine Streitkräfte waren zu gering, um an das Geleistete einen kraftvollen Angriffskrieg anschließen zu können. Das Jahr 1694 brachte nur die Belagerung, 1695 endlich die Einnahme

der italienischen Festung Casale. Die Bemühungen Ludwigs von Baden, durch ein besseres Zusammenwirken der verbündeten Mächte eine entschlossenere Kriegführung zu ermöglichen, blieben nach wie vor erfolglos. Desto wichtiger war das folgende Jahr 1696. Der Herzog von Savoyen unterhandelte mit Frankreich und schloß einen Waffenstillstand von 50 Tagen, während dessen die verbündete Armee das piemontesische Gebiet räumen sollte. Während nun in der That die österreichischen Befehlshaber sich in die Lombardei zurückzogen, vereinigte sich Victor Amadeus mit den Franzosen, und das Ende des italienischen Feldzugs war der Abschluß eines Neutralitätsvertrags mit Piemont, worauf die kaiserliche Armee Italien verließ und an den Rhein gezogen wurde, während Prinz Eugen nach Ungarn ging, um den Türkenkrieg zu beendigen.

In dieser Lage der Dinge begannen, herbeigeführt durch die allgemeine Ermüdung und durch Ludwigs Hoffnung, auf dem Wege friedlicher Erbschaft die spanische Monarchie zu gewinnen, unter Schwedens Vermittlung am 9. Mai 1697 die Friedensunterhandlungen in einem oranischen Lustschlosse bei dem holländischen Dorfe Ryswick. Ludwig XIV. befolgte auch hier wieder mit Geschick und Erfolg seinen alten Grundsatz, die Verbündeten zu trennen und dadurch dem standhaftesten unter ihnen, der wie immer Kaiser Leopold war, die härtesten Bedingungen aufzuerlegen. Zuerst wurde mit England und Holland Friede geschlossen, Wilhelm III. von Oranien als König von Großbritannien anerkannt, sodann den Spaniern mancherlei Einräumungen gemacht und dadurch auch diese Macht vom Kaiser getrennt. Am 30. October 1697 sahen sich Kaiser und Reich genöthigt, den vom Volke durch die Worte „reiß weg" bezeichneten Ryswicker Frieden abzuschließen. Was

die Reunionskammern außerhalb des Elsasses eingezogen hatten, wurde von Frankreich zurückgegeben; ebenso Trier und Lothringen, Freiburg, Breisach und Philippsburg. Dagegen traten Kaiser und Reich Straßburg und das ganze Elsaß an Frankreich ab. Schließlich wurde durch die sogenannte „Ryswicker Klausel“ bestimmt, daß zwar die von Frankreich außerhalb des Elsasses weggenommenen Orte ihren vorigen Besitzern zurückgegeben werden sollten, daß aber die römisch-katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben solle. Da nun während der französischen Herrschaft in dieser Beziehung vielfache Veränderungen zu Gunsten des katholischen Besitzstandes durchgeführt worden waren, so enthielt diese Klausel für die Zeit nach dem Friedensschluß den fruchtbaren Keim zur Fortsetzung des Religionshaders auf deutschem Boden. Dieser deutsche Religionshader ist seit der Reformation bis auf die heutige Stunde die Freude und der Vortheil der Fremden gewesen.

So war denn auch Leopolds zweiter Krieg gegen Frankreich auf gänzlich unbefriedigende Weise zu Ende gegangen, obgleich der Kaiser mit größerer Beharrlichkeit, als irgend einer seiner Verbündeten, für die gemeinsame Sache gekämpft hatte.

Und jetzt trat die letzte große Frage, an welcher Leopold hervorragenden Antheil nehmen sollte, in den Vordergrund der Ereignisse, die Frage der spanischen Erbfolge.

Der spanische König Karl II. ging seinem Tode entgegen. Seine nächsten Verwandten waren der Kaiser und Ludwig XIV.; ihre Mütter waren des spanischen Königs Tanten, ihre Frauen seine Schwestern. Wir haben früher schon gesehen, wie durch diese Verhältnisse der geheime Theilungsvertrag vom Jahre 1668 zu Stande kam. Nach dem

Wunsch und Willen der spanischen Nation fragte Niemand. Die europäische Diplomatie begnügte sich vorerst mit der Anforderung, daß die spanische Monarchie getheilt werden müsse, weil sie zu groß sei, um einem Einzigen gelassen zu werden, indem ein solches Erbe den unvermeidlichen Anspruch auf eine Weltherrschaft begründen würde.

Da Ludwigs' XIV. Gemahlin in rechtsverbindlicher Weise auf ihre spanischen Erbansprüche verzichtet hatte, so war nach dem Tode von Leopolds erster Gattin Margaretha Theresia deren Tochter Maria Antonia unzweifelhaft die rechtmäßige Erbin der spanischen Monarchie. Der Kaiser vermählte sie trotz ihres ahnungsvollen Widerstrebens im Jahre 1685 mit dem Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emmanuel, dem Sohne des Kurfürsten Ferdinand Maria, einem hoffnungsvollen aber sittlich hohlen jungen Manne, der als begeisterter Freund Oesterreichs seine Laufbahn begann, um sie als geächteter Verräther seines Vaterlandes zu beschließen. Dabei verzichtete Maria Antonia auf ihr spanisches Erbe, jedoch ohne Zustimmung des spanischen Königs und deßhalb wohl nicht in rechtsgiltiger Weise. Uebrigens würde die Giltigkeit dieses Verzichts nur bewirkt haben, daß an Stelle Maria Antonia's ihr Vater, der Kaiser, als Erbe des spanischen Thrones sich dargestellt hätte, weil Ludwigs' XIV. Mutter gleichfalls auf ihr spanisches Thronfolgerecht verzichtet hatte, Leopolds Mutter dagegen nicht. Auch wurde bei Maria Antonia's Erbverzicht der Fall ausgenommen, daß Kaiser Leopold außer seinem am 26. Juli 1678 geborenen Sohne und Thronfolger Josef keine weiteren männlichen Erben haben sollte. Für diesen Fall ward Maria Antonia's Erbrecht ausdrücklich vorbehalten; derselbe trat jedoch nicht ein, indem am 1. October 1685 Kaiserin Eleonora einen zweiten

Sohn Karl gebar, den späteren Kaiser Karl VI. und letzten männlichen Nachkommen Rudolfs von Habsburg. Die durch Maria Antonia's Vermählung und Ehevertrag geschaffene rechtliche Sachlage wurde am spanischen Hofe durchaus anerkannt. König Karl II. ernannte den Kurfürsten von Baiern schon im Jahre 1692 zum Regenten der spanischen Niederlande, und die Verbindung zwischen Baiern und Spanien schien noch enger zu werden, als Maria Antonia am 28. October 1692 einem Sohne Josef Ferdinand das Leben gab, während sie selbst wenige Wochen später starb.

Jetzt waren es der Prätendenten drei, der Kaiser, Ludwig XIV. und der junge baierische Prinz.

Es begann nun ein mehrjähriges Intriguenspiel am spanischen Hofe, dem wir in seinen jämmerlichen Einzelnheiten nachzugehen weder berufen noch gesonnen sind. Karl II. ernannte den Prinzen von Baiern durch Testament zu seinem Nachfolger, aber der junge Erbe erkrankte und starb am 6. Juni 1699; Maximilian Emmanuel war in tiefster Verzweiflung. Oesterreich hätte jedoch schon vorher die günstige Gelegenheit benützen sollen, welche sich seinen Interessen dadurch bot, daß Karl II. die Berufung des Erzherzogs Karl nach Spanien verlangte. Leopold konnte sich aber nicht entschließen, diesen seinen zweiten Sohn, den er besonders zärtlich liebte, in seiner frühen Jugend allen Wechselfällen der stürmischen Welt preiszugeben; und während noch über diese Frage verhandelt wurde, hatte gleich nach dem Abschluß des Ryswicker Friedens Wilhelm von Oranien mit Frankreich am 11. October 1698 einen Theilungsvertrag abgeschlossen, nach welchem Ludwigs ältester Sohn Neapel und Sicilien, Sardinien und einige kleinere Besitzungen, der Erzherzog Karl die Lombardei er-

halten, Maximilian Emmanuels Sohn König von Spanien, Indien und den Niederlanden werden sollte.

Diesen Act der Diplomatie zerriß zwar, wie erwähnt, der Tod des jungen baierischen Prinzen. Allein die Diplomaten gingen rasch und fröhlich von Neuem an's Werk: im März 1700 schlossen England, Holland und Frankreich einen neuen Theilungsvergleich folgenden Inhalts: Erzherzog Karl soll Spanien, die Niederlande, Indien, der französische Dauphin Neapel und Sicilien, die spanischen Festungen an der Grenze von Toscana, die Markgrafschaft Finale, die spanische Provinz Guipuzcoa und Lothringen bekommen; der Herzog von Lothringen soll durch die Lombardei entschädigt werden. Dem Kaiser, der sich beharrlich weigerte, diesen Vertrag zu unterzeichnen, wurde der Beitritt innerhalb einer bestimmten Frist vorbehalten, nach deren vorgeblichem Ablauf der seinem Sohne zugedachte Antheil irgend einem Dritten übertragen werden sollte.

Der König von Spanien war empört über diese Zerreißung seiner Monarchie bei seinem lebendigen Leibe. Leopold behielt sich feierlich sein Recht auf das spanische Erbe in seiner Gesammtheit vor, und besonnene Politiker fragten umsonst nach zureichenden Gründen, aus welchen England und Holland sich der Vergrößerung Frankreichs so eifrig annähmen. Unter diesen Umständen hätte eine geschickte und überlegene Vertretung der österreichischen Interessen am spanischen Hofe es leicht genug dahin bringen können, daß ein königliches Testament zu Gunsten des Erzherzogs Karl das Gewicht der österreichischen Ansprüche in vielleicht entscheidender Weise vermehrt hätte.

Allein unglücklicher Weise war die diplomatische Ueberlegenheit auch dießmal auf der französischen Seite. Der alte Graf Bonaventura Harrach und neben, sowie später

nach ihm sein Sohn waren Oesterreichs Vertreter; ihnen stand der französische Gesandte Marquis Harcourt gegenüber. Der Letztere war ebenso gewandt und von einnehmender Höflichkeit, wie der österreichische Diplomat sich hochmüthig und verschlossen zeigte: Schritt für Schritt gewann der schlaue Franzose den schlüpfrigen Boden; und als Karl II. endlich am 1. November 1700, 39 Jahre alt, sein trauriges Erdenleben verließ, da lag zur größten Ueberraschung der Oesterreichisch-Gesinnten ein königliches Testament vor, welches Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des französischen Dauphins, oder dessen Bruder, den Herzog von Berry, und erst, falls diese sterben oder die Krone Frankreichs vorziehen sollten, den Erzherzog Karl zum Alleinerben der gesammten spanischen Monarchie ernannte. Papst Innocenz XII. hatte sich für diese Lösung der Frage ausgesprochen, und das päpstliche Gutachten soll für Karls II. Entschließung wo nicht maßgebend, so doch von großer Bedeutung gewesen sein.

In der That nahm Ludwig XIV. das Testament an, obgleich der Theilungsvertrag vom März 1700 für ihn vortheilhafter gewesen wäre, und sein Enkel, als Philipp V., zum spanischen König ausgerufen, wurde von der entschiedenen Mehrheit der spanischen Nation freudig anerkannt, auch von des Kaisers undankbarem Schwiegersohn Maximilian Emmanuel von Baiern, der ganz auf die französische Seite getreten war, die von ihm bisher verwalteten spanischen Niederlande der neuen Herrschaft übergeben.

Der schon über 60 Jahre alte Kaiser Leopold war durch die Nachricht von dem Testament des spanischen Königs tief erschüttert. Wohl hätte er sehnlich gewünscht, den Abend seines drangvollen Lebens ohne einen abermaligen, nach menschlicher Voraussicht langwierigen und furchtbaren

Krieg beschließen zu können. Er, dem die schwere Verantwortlichkeit für Menschenglück und Menschenleben allezeit vor der gottesfürchtigen Seele schwebte, der alle seine wichtigen Entschließungen unter der entscheidenden Mitwirkung religiöser Beweggründe zu fassen gewohnt war, er konnte es keinenfalls leicht nehmen mit der Entscheidung, die jetzt in seinen alten Tagen von ihm gefordert wurde. Die allgemeine Lage seiner Monarchie erleichterte ihm diese Entschließung am allerwenigsten. Wiederholte langjährige Kriege im Osten und Westen, verbunden mit den nur durch äußerste Anstrengung bezwungenen Unruhen und Bürgerkriegen in Ungarn, hatten die Kraft der Völker bis auf's Tiefste erschöpft; endlich war Friede geworden nach allen Richtungen, wie es bald nach Leopolds Regierungsantritt Friede gewesen war. Sollten alle Hoffnungen der unglücklichen, leidenden Menschheit auf einige Erholung von den Gräueln des Krieges abermals getäuscht werden? Zudem war der Zustand der österreichischen Armee ein höchst mittelmäßiger, der Finanzstand dagegen ein wahrhaft erbärmlicher. Die Gegner kriegerischer Entschlüsse konnten sogar die Behauptung wagen, man sei nicht im Stande, auch nur 15,000 Mann im Felde zu unterhalten. Allen diesen Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber vertrat Prinz Eugen von Savoyen mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß man Oberitalien und die Niederlande nicht in den Händen Frankreichs lassen könne, ohne die höchsten Lebensinteressen Oesterreichs und Deutschlands zu gefährden. Allein das entscheidende Gewicht legte des Kaisers persönliche Ueberzeugung von seinem wahrhaft guten Recht in die Wagschaale. Das durch französische Ränke erschlichene, einem schwachen, sterbenden König abgenöthigte Testament war in Leopolds Augen von gar keinem Gewicht gegenüber den

Reichsgrundgesetzen der spanischen Monarchie und gegenüber den feierlichen und rechtsverbindlichen Verzichtleistungen der nach Frankreich verheiratheten Töchter des spanischen Königshauses. Und mit gutem Grund konnte Leopold diesen rechtlichen Erwägungen die politische hinzufügen, daß das Gleichgewicht und die Ruhe Europa's jedenfalls in weit geringerem Grade bedroht erscheine, wenn das habsburgische Haus, wie bisher, den spanischen Thron einnehme, als wenn derselbe durch Philipps V. Thronbesteigung in den Kreis der französischen Machtfülle gezogen werde.

Und so entschied sich denn der bejahrte Kaiser, nach ernster und reiflicher Erwägung, aber ohne Wanken und mit der ganzen ihm eigenen zähen Willenskraft, für den Krieg. Es war der erste Krieg seines Lebens, den er seinerseits erklärte; in allen früheren Kämpfen war er auch äußerlich, nicht nur sachlich, der angegriffene Theil gewesen. Der Kaiser selbst äußerte, er habe die Sache täglich in seinem Gebete Gott vorgetragen, und fühle einen rechten Trieb und Inspiration zu diesem Kriege, so daß er an dem göttlichen Willen und Segen ferner nicht zweifeln könne.

Leopold stand bei der Kriegserklärung ganz allein: aber Prinz Eugen hoffte zuversichtlich, daß die Natur der Dinge und die politische Vernunft ihm mit der Zeit die Bundesgenossenschaft Englands und Hollands bringen müsse: auch war der große Feldherr durchdrungen von der Ueberzeugung, daß man den Krieg in Italien sogar ohne alle Bundesgenossen erfolgreich beginnen könne. Für's Erste mußte man sich jedenfalls entschließen, mit der höchstens auf 80,000 Mann sich belaufenden kaiserlichen Heeresmacht die ganze Last des ungeheuren Kampfes zu tragen. Vom deutschen Reiche war, wie gewöhnlich, weder politisches Verständniß noch kriegerische Hilfe zu erwarten. Zwar hatte der Kai-

ser das Haus Hanover durch Verleihung einer neuerrichteten neunten Kurfürstenwürde, und das Haus Brandenburg durch Abschließung des sogenannten Krontractates gewonnen, in welchem Leopold den Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich I., als König von Preußen anerkannte. Allein die Reichskreise wollten neutral bleiben, die Kurfürsten von Baiern und Köln dagegen waren erklärte Feinde des Kaisers und Bundesgenossen Frankreichs. Maximilian Emmanuel hatte seit dem Tode seines Kindes jede Erinnerung an die frühere enge Verbindung und langjährige Freundschaft mit dem Kaiser und dessen Haus zu den Todten geworfen: er scheute sich nicht, im Bunde mit Frankreich Deutsche gegen Deutsche in den Kampf zu führen, um seinem Groll wegen eines angeblich vorenthaltenen Heirathsgutes und Nichtbezahlung rückständiger Kriegskosten Befriedigung zu verschaffen. Und sein Bruder Josef Clemens, dessen Wahl zum Erzbischof von Köln Kaiser Leopold 14 Jahre früher mit aller Anstrengung gegen den Willen Frankreichs durchgesetzt hatte, nahm gleichfalls keinen Anstand, mit offenbarem Verrath dem Kaiser zu vergelten. Philipp V., der neue spanische König, war ein Schwestersohn der beiden baierischen Fürsten. Außerhalb des deutschen Reiches war zwar Wilhelm von Oranien mit dem Kaiser einverstanden, nicht aber das englische Parlament; Wilhelm war genöthigt, Philipp V. als König von Spanien anzuerkennen, stellte aber an Ludwig XIV. das Ansinnen, er möge den Kaiser durch einige Provinzen entschädigen und den beiden Seemächten (Holland und England) das Besatzungsrecht in den niederländischen Festungen einräumen. Als Ludwig jedes Entgegenkommen ablehnte, kam endlich im September 1701 die „große Allianz" zwischen dem Kaiser, Holland und England zu Stande.

Sie bezweckte, die spanischen Niederlande, das Reichslehen Mailand, die Königreiche Neapel und Sicilien, die Inseln im mittelländischen Meer und die spanischen Festungen in Toscana von der spanischen Erbschaft loszutrennen, auch nicht eher Frieden zu schließen, als bis die Seemächte die gewünschten Sicherheiten für ihre Handelsinteressen erhalten hätten und hinreichende Bürgschaft dafür gegeben sein werde, daß Frankreich und Spanien nie unter dem nämlichen Haupte vereinigt werden können. Die fehlende Geneigtheit der englischen Nation, für diese politischen Gedanken sich zu erwärmen, wußte Ludwig XIV. dadurch herbeizuführen, daß er diese Nation in ihren religiösen und politischen Leidenschaften auf's Empfindlichste verletzte. Als nämlich der verbannte König Jakob II. am 16. September 1701 starb, erkannte Ludwig, in Gemäßheit seines ihm gegebenen Wortes aber mit offenbarer Verletzung des Friedens von Ryswick, dessen Sohn als König von England an. Das englische Volk erblickte in diesem Schritt eine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten und einen Versuch, ihm die Stuarts und den Katholicismus wieder aufzudrängen; das Parlament genehmigte die von Wilhelm geschlossene Allianz und bewilligte in reichlichem Maße die Mittel zur Kriegführung. Wilhelms kurz darauf erfolgter Tod änderte die Sachlage nicht mehr; sein Werk war fest begründet. Der Kaiser, das Reich, Oesterreich, England und Holland standen vereinigt gegen Frankreich und Spanien mit seinen italienischen und niederländischen Besitzungen.

Es läßt sich gewiß nicht läugnen, daß Kaiser Leopold in dem begonnenen großen Kampfe das gute Recht und das wohlverstandene Interesse der Freiheit Europa's für sich hatte. Wäre es nicht ein habsburgischer Fürst, dem

solches Lob zu spenden ist, so würde ohne Zweifel die moderne Geschichtschreibung einstimmig sein in Ausdrücken der Begeisterung für die großen Entschlüsse und nicht minder großen Thaten, um welche es sich hier handelt. Allein die Abneigung gegen das Haus Oesterreich und gegen die von ihm vertretene Politik des positiven Rechtes ist bei gar Vielen so groß, daß die Stimme der Gerechtigkeit den Lärm der Leidenschaften nicht zu übertönen vermag.

Die Interessen der katholischen Kirche kamen bei diesem Kampfe nicht in Frage. Ludwig XIV. hatte sich zwar, nachdem er lange Zeit durch gewaltthätige Förderung des Gallicanismus jene Interessen geschädigt hatte, dem päpstlichen Stuhle wieder genähert; allein bei ihm handelte es sich nachher wie vorher in allen Dingen nur um die herzloseste Selbstsucht, und seine Verfolgung der französischen Protestanten war weder der katholischen Kirche nützlich, noch war sie von Ludwig selbst aus religiösem Fanatismus durchgeführt; sie war lediglich eine That des politischen Absolutismus. Andererseits war Leopold, so mild er im Allgemeinen gegen Andersdenkende verfuhr, die nicht zugleich Rebellen gegen ihn waren, in Gesinnung und Handlungsweise so durchaus katholisch, daß schon seine Persönlichkeit allein vollkommen genügte, um von der großen Allianz auch den entferntesten Schein einer antikatholischen Tendenz ferne zu halten.

Inzwischen hatte Prinz Eugen den Krieg durch geniale Thaten eröffnet. Nach einem kühnen und glänzenden Alpenübergang vom südlichen Tirol aus schlug er die Franzosen unter Catinat am 9. Juli 1701 bei Carpi, drängte sie hinter den Mincio; und als er von dem Herzog von Savoyen und dem französischen Marschall Villeroi am 1. September mit verstärkter Macht bei Chiari angegriffen

ward, schlug er die überlegenen feindlichen Streitkräfte abermals glänzend zurück. Nach diesem erfolgreichen ersten Feldzug überwinterten Eugens Truppen im Mantuanischen, die Franzosen im Mailändischen. Die erbärmliche Lage, in welche während dieses Winters die von Geld und allen Lebensbedürfnissen entblößte, von der elenden Wiener Finanzwirthschaft im Stich gelassene kaiserliche Armee gerathen war, hielt den großen Feldherrn nicht ab, auch die Kriegsgeschichte des Jahres 1702 wieder mit einer kühnen und gelungenen That einzuweihen. Am 30. Januar überfiel er das feindliche Hauptquartier Cremona, konnte sich zwar im Besitze der Stadt nicht behaupten, nahm aber den französischen Oberbefehlshaber Villeroi gefangen. Aber gleichwohl wurde er weder mit Verstärkungen, noch mit Geld hinreichend versehen, und nur die Langsamkeit Vendome's, der als Villeroi's Nachfolger auf dem Kriegsschauplatze erschien, rettete Eugen vor einem überlegenen Angriff; denn bereits standen die Feinde mit 90,000 Mann seinen 40,000 gegenüber. In der Schlacht bei Luzzara schrieben sich beide Theile den Sieg zu, und selbst dieses mittelmäßige Ergebniß war nur durch die größten Anstrengungen Eugens zu erreichen. Eugen begab sich in verzweifelter Gemüthsstimmung nach Wien, um entweder sein Commando niederzulegen oder einen Umschwung in der österreichischen Kriegsverwaltung herbeizuführen. Dieß Letztere gelang, zum Heile der Monarchie und Europa's; Kaiser Leopold ernannte im Jahre 1703 den Prinzen Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsraths.

Während der zwei italienischen Feldzüge hatte aber auch in Deutschland der Krieg begonnen. Der erst am 15. Mai 1702 von Seiten des Kaisers, Englands und der Generalstaaten erfolgten förmlichen und officiellen Kriegserklärung

gegen Frankreich und Spanien folgte im Juli die Abreise des römischen Königs Josef zu der unter dem Befehle des Markgrafen Ludwig von Baden stehenden Belagerungsarmee vor Landau. Josef zeigte persönlichen Muth und kriegerisches Feuer; am 10. September ergab sich die Stadt. Der Plan Ludwigs von Baden, nunmehr in Frankreich selbst einzufallen, wurde jedoch vereitelt durch die verrätherischen Thaten des Kurfürsten von Baiern, der am 8. September die Reichsstadt Ulm überfiel und sie nebst anderen Städten des schwäbischen Kreises besetzte. Am 6. October 1702 erfolgte endlich die Kriegserklärung des deutschen Reiches, und durch die am 14. October gelieferte Schlacht bei Friedlingen gelang es dem badischen Prinzen, die Vereinigung der Franzosen unter Villars mit dem Kurfürsten zu verhindern.

Im folgenden Jahre aber machte Maximilian Emmanuel im Bunde mit Frankreich den Versuch, Tirol zu erobern, und nur der preiswürdige Heldenmuth und die unbesiegliche Kraft des tirolischen Volkes hat diesen Stoß in's Herz der habsburgischen Monarchie glücklich abgewendet. Leopold mußte es erleben, daß er in diesem Jahre alle Früchte seiner langjährigen, angestrengten Thätigkeit auf's Spiel gesetzt, ja die Existenz seines Reiches und Thrones in der äußersten Gefahr sah. Tirol war von 1374 bis 1665 unter einer selbständigen Nebenlinie des österreichischen Hauses gestanden, und erst in letzterem Jahre Leopold I. heimgefallen: aber die Treue seiner Bewohner gegen das gesammte österreichische Fürstenhaus und ihr patriotischer Haß gegen jedwede Fremdherrschaft war gerade so lebendig und entschlossen, wie wenn sie jene drei Jahrhunderte unter der unmittelbarsten Führung der Kaiser zugebracht hätten. Tirol war die einzige Verbindung zwischen Oesterreich und Ita-

lien, da sonst überall die Republik Venedig dazwischen stand; es war auch in dieser Hinsicht sein Besitz von ganz entscheidender Bedeutung.

Im Mai 1703 erstürmte Villars die Pässe des Schwarzwaldes, warf die Reichsarmee hinaus, und vereinigte sich bei Tuttlingen mit dem baierischen Kurfürsten; ihr verbündetes Heer zählte 50,000 Mann; zugleich erhielt Vendome den Befehl, Tirol von Italien aus anzugreifen. Ueber Rosenheim und Kuefstein drang Maximilian Emmanuel in Tirol ein, und da von Seiten der Regierung, wie gewöhnlich, Alles herzlich schlecht bestellt und besorgt war, so konnte er schon am 2. Juli seinen Einzug in der Landeshauptstadt Innsbruck halten. Jetzt aber erhoben sich in Masse die Bewohner des südlichen Tirols, besetzten den Brenner, und hinderten die weiteren Fortschritte der Baiern. Gleichzeitig brach der Sturm des Aufstandes im Oberinnthal bei Landeck und Naudersberg los; in den Schluchten bei Landeck und Pruz richteten die Tiroler ein furchtbares Blutbad unter den Baiern an. Bald war ganz Tirol unter den Waffen: schon am 27. Juli mußte der Kurfürst Innsbruck wieder räumen; endlich rückten auch einige kaiserliche Truppen im Lande ein, und nach kurzer Zeit war die Festung Kuefstein Alles, was Maximilian Emmanuel noch von Tirol besaß. Gleichzeitig hatte Trient in heldenmüthigem Widerstand den Angriff Vendome's von Italien her erfolgreich zurückgewiesen, und auf die Nachricht von dem Schicksale der Baiern kehrte Vendome nach Italien zurück. Die Freude über diesen Ausgang der Dinge in Tirol wurde jedoch sehr getrübt durch eine Niederlage kaiserlicher Truppen bei Höchstädt, dem nämlichen Orte, wo sie im folgenden Jahre einen so entscheidenden Sieg erringen sollten, und ferner durch den Fall Breisachs, welches durch die Nachlässigkeit seiner

beiden Befehlshaber, Arco und Marsigli, nach kurzer Belagerung am 10. September, und Landau's, welches nach längerer Gegenwehr am 18. November in die Hände der Franzosen fiel.

Im Sommer des Jahres 1703 und im darauf folgenden Winter traten der Herzog von Savoyen und der König von Portugal der großen Allianz bei, und jetzt entschloß sich Leopold mit schwerem Herzen, seinen Sohn Karl nach Spanien zu senden. Es war ein großer Fehler, daß dieß nicht schon vor dem Tode des spanischen Königs geschehen war. Der Kaiser und der römische König verzichteten auf alle Ansprüche an die spanische Monarchie zu Gunsten des Erzherzogs, und erkannten ihn förmlich als König von Spanien an, worauf er über Holland und England am 7. März 1704 auf spanischem Boden eintraf.

Der neuernannte Hofkriegsrathspräsident, Prinz Eugen, diese festeste Stütze der Monarchie, hatte den Plan gefaßt, in dem Feldzug des Jahres 1704 einen entscheidenden Schlag in Baiern zu führen, und er vollzog diesen Gedanken mit der allezeit bewährten Ueberlegenheit seines großen Geistes. Bevor er zur Armee abging, verabredete er mit dem Kaiser, dessen vollstes Vertrauen er glücklicher Weise besaß, eine geheime Correspondenz mit Umgehung des gewöhnlichen Dienstweges. Der Kurfürst von Baiern hatte bereits Passau besetzt und bedrohte das Erzherzogthum Oesterreich selbst, wo sich die Bewohner in altbewährter Treue für ihr Fürstenhaus zum Kampfe rüsteten. Eugen verabredete nun mit dem englischen Feldherrn Marlborough, welcher seit dem Anfang des Krieges in Holland und am Niederrhein durch die träge Zauderpolitik der Generalstaaten von jeder großen und seiner würdigen Leistung abgehalten worden war, die Vereinigung ihrer Heere an der Donau. Marlborough er-

langte zwar von den Holländern nur die Einwilligung zu einer Bewegung gegen die Mosel; allein nachdem er einmal den Klauen der kleinen Geister entronnen war, entfalteten sich die Schwingen seines großen Talentes; am 12. Juni erfolgte die Vereinigung beider Heere bei Ulm. Auf die Nachricht hiervon brach Marschall Tallard mit bedeutenden Streitkräften aus Frankreich auf, um sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Inzwischen schlug Marlborough am Schellenberg bei Donauwörth den General Arco mit einem vorgeschobenen baierischen Truppencorps, und diese Niederlage zwang den Kurfürsten, sich auf Augsburg zurückzuziehen, von wo er mit Marlborough Unterhandlungen anknüpfte, um zur sichern Vereinigung mit Tallard Zeit zu gewinnen. Am 3. August fand diese Vereinigung statt, und jetzt brach der Kurfürst die Verhandlungen mit treulosem Hohne ab.

Eugen und Marlborough hatten nun vor Allem die Sorge, sich des Markgrafen von Baden zu entledigen, der mit Marlborough auf schlechtem Fuße stand und trotz seiner unzweifelhaften Tüchtigkeit kein rechtes Verständniß für die großen und entscheidenden Plane der beiden ihm geistig überlegenen Feldherrn zu gewinnen vermochte. Da sich der badische Prinz ganz besonders viel auf seine Belagerungskunst zu gut that, so gelang es, ihn zur Belagerung von Ingolstadt zu bestimmen. Mit seinem Abzug kehrte Einheit des Geistes und Gedankens im verbündeten Lager ein; am 13. August griffen Eugen und Marlborough die Franzosen und Baiern bei Höchstädt (Blenheim) an, und schlugen sie fast bis zur Vernichtung; 20,000 Todte und Verwundete, 11,000 Gefangene legten hievon beredtes Zeugniß ab.

Dieser große Sieg brach in ganz entscheidender Weise

die französische Uebermacht. Die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück, alle ihre Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Alliirten. Der deutsche Boden war vom Fremden befreit, Baiern wurde von Oesterreich besetzt, nur der Kurfürstin das Rentamt München zu ihrem Unterhalt überlassen; Landau, Trier und Trarbach fielen noch im Laufe des Spätsommers in die Hände der Alliirten.

Groß war Leopolds Freude, groß vor Allem sein Dank gegen Gott, aber nicht minder aufrichtig sein Dankgefühl gegen die beiden großen Feldherrn, welche mit dem Aufgebot aller materiellen und geistigen Kräfte, die ihnen zur Verfügung standen, diesen gewaltigen Umschwung in der Lage der Dinge herbeigeführt hatten. Marlborough wurde in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben.

Der folgende Winter verging in Kriegsrüstungen, deren Kosten natürlich vorzugsweise das eroberte Baiern zu tragen hatte. Uebrigens brachte es Marlborough auch dahin, daß der König von Preußen 8000 Mann nach Italien schickte, um auch dort in Vereinigung mit den österreichischen Truppen die kaiserliche Sache wieder emporzubringen. Dagegen erregte die Langsamkeit und Nichtsnutzigkeit der Wiener höheren und niederen Schreiber Eugens gerechten Unmuth schon wieder in solchem Grade, daß er seine Stelle als Hofkriegsrathspräsident niederlegte, was jedoch der Kaiser nicht annahm.

Dann begab sich Eugen zur Armee nach Italien, allein bevor er auf diesem Schauplatz eine neue Reihenfolge großartiger Thaten beginnen konnte, starb der Kaiser am 5. Mai 1705, nach einer Regierung von 47, im Alter von 65 Jahren.

Es war ihm vergönnt, die Erde in einem Augenblicke zu verlassen, wo sein großer Kampf gegen die Willkür, den

Uebermuth, die Rechtsverachtung, welche sich in der französischen Politik gewissermaßen verkörpert hatten, zu den glänzendsten Aussichten auf einen baldigen ruhmvollen Abschluß berechtigte. In den Hintergrund gedrängt, wo nicht vergessen, waren jetzt die ruhmlosen Friedensschlüsse von Nimwegen und Ryswick; ausgelöscht schien das Brandmal der Reunionen. Und wenn auch der erst im Jahre 1714 erreichte Friede nicht alle gerechten Erwartungen befriedigte, wenn er namentlich Spanien dem Hause Bourbon überließ und in Deutschland das Reichs-Elend nach wie vor fortdauerte — so viel war immerhin gewonnen, daß man die Ansprüche Frankreichs auf Universalmonarchie oder europäische Uebermacht als endgiltig besiegt betrachten konnte, während gleichzeitig der Kaiser Neapel, Mailand, Sardinien und die spanischen Niederlande als Preis des großen und langen Kampfes davontrug.

## IV.

### Ungarn.

Der aufrichtige Freund Oesterreichs findet Mühe, gegen Ungarn ruhig und gerecht zu bleiben. Der verschwenderischen Fülle natürlicher Güter, mit welchen Gott dieses Land gesegnet hat, dem Reichthum an körperlicher und geistiger Kraft, mit welcher seine Bewohner ausgestattet sind, der berechtigten und ehrenvollen Freiheitsliebe, welche einen Hauptgrund ihres Stolzes bildet, stehen als Schattenseiten gegenüber ein bis zur Ungezogenheit ungezügelter Hang nach Verschwörung und Empörung, der schon unsägliches Elend über das Land brachte, und ein Unverständniß für die Gesammtinteressen der Monarchie, ohne welche Ungarn Nichts

ist, ein Unverständniß so großartiger und bleibender Natur, daß es bis auf die heutige Stunde in durchaus unvermindertem Grade fortdauert und mehr als ein Concordat und zwei unglückliche Kriege zu der schwer geschädigten Stellung beiträgt, welche Oesterreich gegenwärtig in Europa einnimmt.

Auch während der langen und bedeutungsvollen Regierung Kaiser Leopolds I. hat Ungarn einen großen, wo nicht den größten Theil der Regentensorgen gebildet, und Ströme von Blut sind geflossen, wo durch Vernunft und Mäßigung die gedeihlichste Entwicklung hätte stattfinden können.

Die ungarischen Wirren zeigen ihre erste eigentlich drohende Andeutung in der Kunde, welche der österreichische Botschafter Walter Leslie zu Anfang 1666 aus der Türkei nach der Kaiserstadt an der Donau zurückbrachte. Der Großvezier in Constantinopel und der Vezier in Ofen ließen dem Kaiser sagen, er habe nur wenig getreue Leute in Ungarn; Manche von ihnen wünschten der Pforte zu huldigen, die Türken in den Besitz der ungarischen Bergstädte zu setzen. Und diese Behauptung der türkischen Regierungsmänner war durchaus in Wahrheit gegründet; es herrschte in Ungarn eine tiefe, weit verbreitete meuterische Unzufriedenheit.

Schon aus alter Zeit schrieb sich diese Stimmung her. Die ungarische Verfassung, ein Compromiß deutschen Feudalwesens und asiatischer Kastenherrschaft, gab den politischen Intriguen, dem Ehrgeiz und den Privatinteressen der Einzelnen freien Spielraum; ein eigentliches Bürgerthum wollte nicht gedeihen, weil die magyarischen Adeligen und leibeigenen Bauern ein solches nicht begründen konnten, während Oesterreich es nicht verstand, mit gehörigem Nach-

druck zu germanisiren. In den langen und unglücklichen Türkenkriegen war das Land verarmt, das Volk verwildert, die Adeligen jeder Zucht und Gesetzlichkeit entwöhnt worden. Der Haß zwischen Deutschen und Ungarn war so groß, daß nur die Furcht vor den Türken das Land unter der österreichischen Herrschaft erhalten konnte. Zu diesen Gründen allgemeinerer Natur kamen die Klagen über die Zuchtlosigkeit und die Bedrückungen der deutschen Soldaten, und jene über religiöse Verfolgung. Der Protestantismus hatte auch in Ungarn ziemlich ausgedehnte Verbreitung gewonnen, und es war nach den besonderen Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten des Landes den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. nicht gelungen, auch hier wie in den österreichischen Erblanden die Einheit des christkatholischen Glaubens wieder herzustellen. Und doch ging der Protestantismus gerade in Ungarn beständig Hand in Hand mit dem Landesverrath, mit dem Buhlen um osmanische und französische Gunst. Die katholischen Grundherren ihrerseits wirkten dem Protestantismus nicht nur mit gerechten und gemäßigten, sondern auch mit gewaltsamen und willkürlichen Maßregeln entgegen. Endlich klagten die Ungarn auch, und nicht ohne Grund, über Verletzung ihrer Verfassung. Schon seit Jahren, so namentlich 1658 und 1661, hatte die österreichische Regierung statt eines Reichstages nur eine Scheinvertretung der Stände, einzelne nicht von der Nation erwählte, sondern von der Krone ernannte vornehme Adelige und Geistliche zur Berathung über die Angelegenheiten des Landes unter dem Vorsitz deutscher Minister als königlicher Commissäre einberufen. Auch der Friede von Vasvar war entgegen dem Gesetz und früherer Uebung, ohne Beirath der Ungarn abgeschlossen worden; erst nachträglich wurden einige Adelige und Geistliche nach

Wien berufen, um ihnen von dem Inhalt des Friedensschlusses Kenntniß zu geben und dessen Nothwendigkeit auseinanderzusetzen. Der Aufenthalt dieser Magnaten zu Wien steigerte ihr Mißtrauen und ihre Erbitterung, zumal sie durch mancherlei verletzende Reden unnöthiger Weise in ihrem Stolze gekränkt wurden. Sie verlangten die Zurückführung der ungarischen Krone, die während des Krieges nach Wien gebracht worden war, und die Regierung schickte die Krone nach Preßburg zurück; das weitere Begehren um Entfernung aller deutschen Truppen war ein unsinniges, da die Regierung die Grenze nicht bloßstellen konnte und die Ungarn nicht im Stande waren, ihr Land selbst zu vertheidigen. Um diese Zeit fand Niklas Zriny, Ban von Croatien, seinen Tod auf der Jagd; mit ihm verloren die Ungarn den hervorragendsten Mann, einen talentvollen, hochgebildeten, vom Volke geliebten, von seinen Standesgenossen geehrten Magnaten, eine Verkörperung des magyarischen Nationalcharakters. Er war ehrgeizig und gewaltthätig, aber frei von jeder Liebäugelei mit den Türken, vielmehr deren furchtbarster und auch gefürchtetster Feind. Nach seinem Tod entbehrten die Ungarn eines politischen und militärischen Führers von hoher Einsicht, und die Leitung des Volkes ging in minder begabte Hände über. So war des Verstorbenen Bruder Peter Zriny, der ihm als Ban von Croatien nachfolgte, zwar ein guter Soldat, aber ohne den Verstand und die Kenntnisse des Niklas. Der Palatin Graf Franz Wesseleny war zwar ein vaterlandsliebender, dabei vorsichtiger und zur Gesetzlichkeit geneigter Mann, aber seine Anhänger suchten ihn auf der schiefen Bahn vorwärts zu treiben; insbesondere hetzte an ihm seine schöne und leidenschaftliche Gattin, die Gräfin Anna Maria Szecsy, und es scheint nach den Zeugnissen bewährter zeit-

genössischer Geschichtsforscher, daß der Palatin nur durch seinen bald eingetretenen Tod vor einer eigentlich verbrecherischen Laufbahn bewahrt wurde. Der Graf Nadasdy, Judex Curiä oder oberster Land- und Hofrichter, ein reichgebildeter, hochbegüterter und für Ungarn begeisterter Edelmann, war eitel, hochmüthig und ehrgeizig, und dadurch der Verlockung zu jeder thörichten und verbrecherischen Handlung ausgesetzt; er war geheimer Rath und die österreichische Regierung hoffte und strebte lange Zeit, durch ihn in versöhnendem Sinne auf die ungarischen Wirren einzuwirken; schließlich sah man sich in schlimmster Weise enttäuscht. Den ersten Stachel der Feindschaft und Rachsucht scheint in Nadasdy's Seele der Umstand eingedrückt zu haben, daß es ihm nach Wesseleny's Tod nicht gelang, die heiß erstrebte Würde des Palatins, des ungarischen Vicekönigs, zu erreichen. Leopold versagte ihm dieses Amt nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil man in Wien die Absicht hatte, die vielfach lästige und zu ungarischem Größenwahnsinn aufstachelnde Stelle vorerst unbesetzt zu lassen und wo möglich im Laufe der Zeit ganz aus der Welt zu schaffen. Neben diesen hervorragenden Männern stand noch in untergeordneter Reihe Peter Zriny's Schwager, der junge und reiche Edelmann Franz Frangepani; seine Schwester, die Gattin Zriny's, war von Ehrgeiz, sowie von Haß gegen Oesterreich und gegen die Deutschen erfüllt; auch sie hetzte, sofern es noch nöthig war, an den Männern.

Im Jahre 1665, bei der Verlobung der nachher so berühmten Helena Zriny, der Tochter des Bans, mit dem jungen Rakoczy, dem Sohne des früheren siebenbürgischen Großfürsten, fand die erste verschwörerische Besprechung statt; im folgenden Jahre wechselten die Häupter einen Bundesbrief aus, in welchem sie gelobten, bei dem betrüb-

ten Zustand ihres Vaterlandes sich nicht zu verlassen, sondern gegenseitig zu unterstützen. Noch in diesem Jahre berief der Palatin eine Zusammenkunft der Unzufriedenen nach Murany, dem Schlosse seiner Frau; hier wurde schon beschlossen, sich in türkischen und französischen Schutz zu begeben und den Türken einen Tribut anzubieten. Von jetzt an wurde mit dem französischen Gesandten Gremonville in Wien zu dem Zwecke verhandelt, daß Ludwig XIV. Ungarn in seinen Schutz nehmen, mit dem Kaiser Krieg anfangen und Geld zu Werbungen schicken solle. Ludwig XIV. mißbrauchte die Verräther und ließ sie schließlich im Stich, wie sie es verdienten. Der Palatin Wesseleny suchte jedoch umzukehren, als die hitzigeren Verschworenen so offen die Bahn des Verbrechens betraten; namentlich als ein gewisser Witnedy mit dem Plane hervortrat, den Kaiser, als er seiner spanischen Braut entgegenreiste, entweder umzubringen oder als Gefangenen in's Innere des Landes zu führen und dann mit ihm wegen der ungarischen Freiheiten zu verhandeln. Gleichwohl schlossen Wesseleny, Nadasdy und Zriny sogar während der kaiserlichen Hochzeitsfestlichkeiten, welchen sie Alle zu Wien anwohnten, unterm 19. December 1666 ein engeres Bündniß, um „Alles Ersprießliche zu bedenken und Keiner ohne des Andern Vorwissen Etwas zu unternehmen." Im März 1667 hatten die Abgeordneten der 13 Comitate Oberungarns eine gesetzmäßige sogenannte Palatinalversammlung zu Neusohl, welche von den Verschworenen benützt wurde, um die Uebrigen zu heftigen Reden und Anträgen zu reizen und nachher noch unter sich, 13 an der Zahl, zusammenzubleiben. Ein neuer Bundesbrief wurde aufgesetzt, ein Heer sollte kraft des ungarischen Rechtes der politischen Selbsthilfe aufgeboten, Siebenbürgen und die Pforte um Hilfe angegangen werden; mit den Waffen

in der Hand müsse man dem König die Bedingungen vorschreiben, unter welchen er die Krone behalten dürfe; wolle er nicht, so sei Krieg die Losung. Inzwischen starb der Palatin, und von jetzt an sind Nadasdy, Zriny und Frangepani die Führer der Verschworenen. Unter ihnen hatte Nadasdy, wenn auch ein Verbrecher, doch noch höhere politische Absichten; die beiden Andern waren gemeine Abenteurer. Auch der junge Rakoczy, Zriny's Schwiegersohn, neigte zu den Verschwörern, gegen den entschiedenen Willen seiner Mutter, die sich mit dem Hause Oesterreich aufrichtig ausgesöhnt hatte. Zriny knüpfte außerdem Verbindungen an mit dem Grafen Hans Erasmus von Tattenbach, einem der reichsten Herren in Steiermark, um durch dessen Einfluß auch in diesem Lande, sowie in Kärnthen und Krain einen Aufstand herbeizuführen. Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, trieben die Verschworenen in den nächsten Jahren ihre Sache mit wenig Klugheit und Geschick weiter, ohne es gleichwohl zu einem Losbruch bringen zu können. Die Türken wollten nichts mit ihnen zu schaffen haben, und der Franzose in Wien wollte sich und seinen Herrn nicht blosstellen; doch erhielt Zriny von Gremonville einige tausend Gulden, während Nadasdy Solches nicht begehrte. Da erhielt im Jahre 1668 die österreichische Regierung durch Vermittlung eines türkischen Dolmetschers die erste Nachricht von der Verschwörung; gleich nachher machte auch die Wittwe des Palatins ihren Frieden mit den Regierenden, und bekannte wenigstens einen Theil des Geschehenen; endlich trat aus den Reihen der Verschworenen noch ein eigentlicher Verräther in der Person des Laslo Fekete auf. Die Regierung beschloß, vorsichtig zu handeln, Nichts zu überstürzen, zu thun, als ob sie von Allem Nichts wüßte, Niemanden zu verhaften. Nadasdy wurde nach Wien be-

rufen, unter dem Vorwand, man wolle seine Meinung über die Einberufung des Landtags hören; er rieth davon ab und wurde unbehelligt wieder entlassen. Im folgenden Jahre 1669 wurde auch Zriny nach Wien berufen, um über die Zustände in Ungarn zu berichten; er war feige genug, als Denunciant gegen Nadasdy aufzutreten. Der Kaiser und Lobkowitz hätten gern Beide, namentlich aber Nadasdy gerettet; allein den verblendeten Ungarn war nicht zu helfen. Nadasdy kam zwar, von Zriny's Anklage im Allgemeinen unterrichtet, im October 1669 nach Wien, warf sich dem Kaiser zu Füßen, gestand Vieles, beschönigte Alles, läugnete Manches, und wurde bei Alledem gnädig aufgenommen; nach Anweisung des Fürsten Lobkowitz reichte er dann dem Kaiser eine Denkschrift über das Geschehene ein, und der Kaiser gewährte ihm Ende November 1669 vollständige Verzeihung.

Allein inzwischen betrieb Zriny förmliche Rüstungen und leitete sinnlose Umtriebe in Polen ein, an dessen König Wisnowieczky er einen geheimen Gesandten schickte, um ihn vor der Heirath mit einer österreichischen Prinzessin zu warnen. Die darauf erfolgte Vermählung des Königs mit des Kaisers Schwester Eleonora konnte Zriny zeigen, was er in Polen zu bedeuten habe; auch Ludwig XIV. ließ Nichts mehr von sich hören. Zriny verließ sich auf die Türken und auf die eigene Kraft; er wollte erblicher Fürst von Croatien unter osmanischem Schutze werden. Zriny und Frangepani sollten in Croatien, der junge Rakoczy in Oberungarn, Tattenbach in Steiermark losschlagen. Gleichzeitig traute aber Zriny seiner Sache selbst nicht, und suchte sich durch geheime Verhandlungen mit Wien die Hinterthüre einer bedingungsweisen Unterwerfung offen zu halten.

Allein die Regierung, überzeugt von der Unmöglichkeit,

mit Zriny und seinen Genossen jemals zu einem aufrichtigen Frieden zu gelangen, hatte inzwischen ihre Vorbereitungen getroffen. Im April 1670 sahen die Verschworenen dieß ein, als sich das Netz der kaiserlichen Truppen über ihnen zusammenzog. Jetzt suchten sich Zriny und Frangepani durch das Anerbieten bedingungsloser Unterwerfung, Tattenbach suchte sich durch Verrath gegen Zriny zu retten. Es war jedoch zu spät; auch blieb die türkische Hilfe, welche den Rebellen, ob ernsthaft oder nicht, versprochen worden war, abermals aus. Feldwachtmeister Spankau rückte in der Mitte April 1670 mit seinen Truppen vor Csakathurn, wo Zriny zu wohnen pflegte; er und Frangepani waren bereits entflohen. Sie gingen nach Wien, um sich dem Kaiser zu stellen; am 18. April wurden beide verhaftet; Zriny's Frau und Tochter wurden in Csakathurn als Gefangene behandelt. Tattenbach war schon am 22. März, ohne besonderen Befehl von Wien, auf Veranlassung der steiermärkischen Regierung in Graz verhaftet worden.

Zriny und Frangepani wurden nun, obgleich sie ungarische Magnaten waren, vor ein österreichisches Gericht gestellt, weil sie sich gegen die österreichischen Erblande vergangen hatten und auf österreichischem Boden ergriffen waren; auch war Zriny als Landstand in Steiermark und Krain dem österreichischen Recht unterworfen. Der Hofkanzler Hocher führte die Untersuchung.

Während die Verschworenen in Croatien und Steiermark von ihrem verdienten Schicksale ereilt wurden, hatte der junge Rakoczy in Oberungarn wirklich losgeschlagen. Er brachte zwar eine Rotte von 10,000 Mann zusammen, allein die eigene Mutter verschloß ihm in Munkacs die Thore und ließ auf seine Truppen feuern; als General Spork mit kaiserlichen Truppen anrückte, liefen die Rebellen

auseinander, und Rakoczy floh zu seiner Mutter. Jetzt wurde vom Grafen Rottal als königlichem Commissär ein Untersuchungsgericht in Leutschau eröffnet und die Wittwe des Palatins Wesseleny bekannte am 20. August 1670 auf ihrem Schlosse Murany dem Commissär Grafen Volkra den ganzen Verlauf der Verschwörung, und lieferte sämmtliche darauf bezügliche Papiere aus.

Hiedurch war nun Nadasdy, der seither unbehelligt auf seinem Schlosse Pottendorf bei Baden in Unterösterreich gelebt hatte, auf's Schwerste compromittirt. Rottal forderte geradezu seine Verhaftung, weil sich herausgestellt hatte, daß Nadasdy noch im Winter 1669 auf 1670, nachdem er Treue gelobt und vom Kaiser Verzeihung erhalten hatte, mit den Verschworenen in Oberungarn in Verbindung geblieben war. Am 3. September wurde er von 200 Dragonern in seinem Schlosse gefangen genommen und nach Wien gebracht, wo nun auch gegen ihn der Hochverrathsprozeß eingeleitet ward; auch für diesen Fall ward als Untersuchungsrichter der Hofkanzler Hocher bestellt.

Als die Untersuchung geschlossen war, wurde zur Verhandlung und Entscheidung, wie dieß bei Hochverrathsfällen zu geschehen pflegte, ein besonderer Gerichtshof, ein sogenanntes delegirtes Gericht eingesetzt. Es wurden vom Kaiser Reichshofräthe, Hofkriegsräthe, Räthe der Regierung ohne Unterschied des Standes und der Religion berufen: der Hofkanzler Hocher war Vorsitzender. Die Verhandlung des Prozesses Nadasdy dauerte vom 30. December 1670 bis 20. April 1671, jene des Prozesses Zriny-Frangepani vom 14. Februar bis zum 16. April 1671. Im ganzen Prozeß wurden alle Formen des gemeinen und des österreichischen Rechtes genau eingehalten; Nadasdy entsagte übrigens aller Verantwortung und Vertheidigung und unter-

warf sich ganz der Gnade des Kaisers; Zriny dagegen verlangte, als ungarischer Magnat nach den Gesetzen seines Landes gerichtet zu werden, was der Gerichtshof aus den oben schon erwähnten Gründen zurückwies. Das Urtheil ging gegen alle drei Angeklagte auf Entsetzung von Aemtern und Würden, Confiscation des Vermögens, Tod durch Enthauptung und Abhauen der rechten Hand. Die Acten wurden alsdann noch, wie es die Landgerichtsordnung Ferdinands III. vorschrieb, der „geheimen Stelle“ oder „geheimen Conferenz“ vorgelegt, welche, aus einer größeren Anzahl von Ministern, Hofbeamten und Generalen bestehend, unter dem Vorsitz des Fürsten Lobkowitz nach abermaliger Prüfung der Sache die Bestätigung des Urtheils durch den Kaiser beantragte; nur wenige Stimmen waren für Milderung. Die Strafschärfung des Handabhauens hatte der Kaiser erlassen, die Enthauptung ward am 30. April 1671 vollzogen.

Tattenbach war inzwischen als Gefangener in Graz gesessen und mit Beobachtung der Vorschriften der steirischen Landgerichtsordnung processirt worden. Die innerösterreichische Regierung und Kammer, welche das urtheilende Gericht bildete, erachtete den Beweis des Hochverraths nicht als vollständig geliefert, und erkannte nur auf Entsetzung von allen Diensten, Geldstrafe und Gefangenschaft. Die zweite Instanz, der geheime Rath von Innerösterreich, erklärte dagegen Tattenbach des Hochverraths und Landesverraths schuldig und erkannte demgemäß auf Todesstrafe und Vermögensconfiscation. Dieses Urtheil wurde, nach abermaliger Prüfung durch die geheime Conferenz in Wien, vom Kaiser bestätigt und am 1. December 1671 vollzogen. Tattenbach endete schmählich, in feigster Muthlosigkeit, auch noch vom Scharfrichter durch ungeschickte

Gesandten beim spanischen Hof, den Grafen Pötting, spricht der Kaiser zuerst nur von Zriny's Schuld, der den Türken gehuldigt und die Herrschaft über Croatien unter ihrem Schutz angestrebt habe. Die Sache dünkt dem Kaiser noch wie ein böser Traum, allein er kann sich der Wahrheit nicht verschließen, und bemerkt bitter: „ich will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen, daß die Köpfe wegspringen sollen." Erst später fügt er in Bezug auf Nadasdy schmerzlich bei: „Gewiß ist, daß er origo omnis mali; wie hat er uns Alle betrogen, indem man fast das meiste Kapital auf ihn gemacht hat." Und schließlich meldet er mit sichtlichem Widerstreben: „Endlich habe ich müssen dem Recht seinen Lauf lassen."

Allein der Kaiser ließ die Ereignisse nicht nur über sich ergehen, sondern sie hatten ihn zu dem großen und wichtigen Entschluß gebracht, die Verfassungs- und Regierungsform in Ungarn zu ändern, oder, wie er selbst sich ausdrückte, „in Ungarn eine andere Einrichtung zu treffen." Inwiefern Lobkowitz, der damals noch an der Spitze der Geschäfte stand, an diesem Gedanken Antheil nahm oder auf denselben einwirkte, läßt sich nicht mit genügender Sicherheit beurtheilen: gewiß ist, daß die von jetzt an in den nächsten Jahren gegen Ungarn befolgte Politik, die Politik des Gesammtstaats, der persönlichen Ueberzeugung des Kaisers in vollstem Maße entsprach.

Vor Allem wurden harte Maßregeln ergriffen gegen die protestantischen Prediger, welche unläugbar das Meiste dazu beigetragen hatten, die Unzufriedenheit zu schüren und das Volk zur Empörung vorzubereiten; eine Anzahl von ihnen wurde zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt unter der Bedingung, daß sie ihr Amt niederlegen und keine Schulen halten; übrigens wurde den Untersuchungscom-

auseinander, und Rakoczy floh zu seiner Mutter. Jetzt wurde vom Grafen Rottal als königlichem Commissär ein Untersuchungsgericht in Leutschau eröffnet und die Wittwe des Palatins Wesseleny bekannte am 20. August 1670 auf ihrem Schlosse Murany dem Commissär Grafen Volkra den ganzen Verlauf der Verschwörung, und lieferte sämmtliche darauf bezügliche Papiere aus.

Hiedurch war nun Nadasdy, der seither unbehelligt auf seinem Schlosse Pottendorf bei Baden in Unterösterreich gelebt hatte, auf's Schwerste compromittirt. Rottal forderte geradezu seine Verhaftung, weil sich herausgestellt hatte, daß Nadasdy noch im Winter 1669 auf 1670, nachdem er Treue gelobt und vom Kaiser Verzeihung erhalten hatte, mit den Verschworenen in Oberungarn in Verbindung geblieben war. Am 3. September wurde er von 200 Dragonern in seinem Schlosse gefangen genommen und nach Wien gebracht, wo nun auch gegen ihn der Hochverrathsprozeß eingeleitet ward; auch für diesen Fall ward als Untersuchungsrichter der Hofkanzler Hocher bestellt.

Als die Untersuchung geschlossen war, wurde zur Verhandlung und Entscheidung, wie dieß bei Hochverrathsfällen zu geschehen pflegte, ein besonderer Gerichtshof, ein sogenanntes delegirtes Gericht eingesetzt. Es wurden vom Kaiser Reichshofräthe, Hofkriegsräthe, Räthe der Regierung ohne Unterschied des Standes und der Religion berufen: der Hofkanzler Hocher war Vorsitzender. Die Verhandlung des Prozesses Nadasdy dauerte vom 30. December 1670 bis 20. April 1671, jene des Prozesses Zriny-Frangepani vom 14. Februar bis zum 16. April 1671. Im ganzen Prozeß wurden alle Formen des gemeinen und des österreichischen Rechtes genau eingehalten; Nadasdy entsagte übrigens aller Verantwortung und Vertheidigung und unter-

warf sich ganz der Gnade des Kaisers; Zriny dagegen verlangte, als ungarischer Magnat nach den Gesetzen seines Landes gerichtet zu werden, was der Gerichtshof aus den oben schon erwähnten Gründen zurückwies. Das Urtheil ging gegen alle drei Angeklagte auf Entsetzung von Aemtern und Würden, Confiscation des Vermögens, Tod durch Enthauptung und Abhauen der rechten Hand. Die Acten wurden alsdann noch, wie es die Landgerichtsordnung Ferdinands III. vorschrieb, der „geheimen Stelle“ oder „geheimen Conferenz“ vorgelegt, welche, aus einer größeren Anzahl von Ministern, Hofbeamten und Generalen bestehend, unter dem Vorsitz des Fürsten Lobkowitz nach abermaliger Prüfung der Sache die Bestätigung des Urtheils durch den Kaiser beantragte; nur wenige Stimmen waren für Milderung. Die Strafschärfung des Handabhauens hatte der Kaiser erlassen, die Enthauptung ward am 30. April 1671 vollzogen.

Tattenbach war inzwischen als Gefangener in Graz gesessen und mit Beobachtung der Vorschriften der steirischen Landgerichtsordnung processirt worden. Die innerösterreichische Regierung und Kammer, welche das urtheilende Gericht bildete, erachtete den Beweis des Hochverraths nicht als vollständig geliefert, und erkannte nur auf Entsetzung von allen Diensten, Geldstrafe und Gefangenschaft. Die zweite Instanz, der geheime Rath von Innerösterreich, erklärte dagegen Tattenbach des Hochverraths und Landesverraths schuldig und erkannte demgemäß auf Todesstrafe und Vermögensconfiscation. Dieses Urtheil wurde, nach abermaliger Prüfung durch die geheime Conferenz in Wien, vom Kaiser bestätigt und am 1. December 1671 vollzogen. Tattenbach endete schmählich, in feigster Muthlosigkeit, auch noch vom Scharfrichter durch ungeschickte

Hiebe entsetzlich zerfleischt; die Anderen waren gestorben als Männer.

So fielen die Häupter der ungarischen Verschworenen. Zriny's Tochter Helena vermählte sich nach dem frühen Tode ihres ersten Mannes Rakoczy mit Emerich Tököly, war an seiner Seite die Hauptlenkerin des späteren ungarischen Aufstandes, folgte ihrem Manne in die Verbannung, und starb arm und elend in Klein-Asien.

Kaiser Leopold, von Natur mild und durch christliche Frömmigkeit zur nachsichtigen Beurtheilung Anderer angeleitet, hatte in den letzten Jahren durch Undank und Treulosigkeit der Menschen viel zu leiden gehabt. Nicht lange zuvor hatte er es erleben müssen, daß sein erster Minister Fürst Auersperg sich als feiler Bettler um die Gunst des Auslandes vor seinen Augen enthüllt hatte, und die lange Geschichte der ungarischen Verschwörung hatte ihm die vornehmsten Häupter dieses Volkes, Männer, welche er mit Gunst und Ehre überhäuft hatte, als treulose Aufrührer und gemeine Landesverräther gezeigt. Mochte die österreichische Regierung ihre Fehler begangen haben: das Verhalten der Angeklagten, ihre Verbindung mit allen Todfeinden des Reiches, war nimmermehr zu entschuldigen. Leopold ließ daher der Gerechtigkeit ihren Lauf, und ich wage es nicht, ihn darum zu tadeln. Menschen, welche um ihrer Herrschsucht und politischen wie sonstigen Leidenschaft willen keinen Anstand nehmen, Tausende ihrer Mitmenschen in's Unglück zu stürzen — sie können sich nicht beklagen, wenn es gegebenen Falles auch bei ihnen selbst um den Kopf geht.

Uebrigens hatte der Kaiser sich nur schwer entschlossen, an die Schuld der Verschworenen, namentlich an jene Nadasdy's, zu glauben. In den Briefen an seinen damaligen

Gesandten beim spanischen Hof, den Grafen Pötting, spricht der Kaiser zuerst nur von Zriny's Schuld, der den Türken gehuldigt und die Herrschaft über Croatien unter ihrem Schutz angestrebt habe. Die Sache dünkt dem Kaiser noch wie ein böser Traum, allein er kann sich der Wahrheit nicht verschließen, und bemerkt bitter: „ich will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen, daß die Köpfe wegspringen sollen." Erst später fügt er in Bezug auf Nadasdy schmerzlich bei: „Gewiß ist, daß er origo omnis mali; wie hat er uns Alle betrogen, indem man fast das meiste Kapital auf ihn gemacht hat." Und schließlich meldet er mit sichtlichem Widerstreben: „Endlich habe ich müssen dem Recht seinen Lauf lassen."

Allein der Kaiser ließ die Ereignisse nicht nur über sich ergehen, sondern sie hatten ihn zu dem großen und wichtigen Entschluß gebracht, die Verfassungs- und Regierungsform in Ungarn zu ändern, oder, wie er selbst sich ausdrückte, „in Ungarn eine andere Einrichtung zu treffen." Inwiefern Lobkowitz, der damals noch an der Spitze der Geschäfte stand, an diesem Gedanken Antheil nahm oder auf denselben einwirkte, läßt sich nicht mit genügender Sicherheit beurtheilen: gewiß ist, daß die von jetzt an in den nächsten Jahren gegen Ungarn befolgte Politik, die Politik des Gesammtstaats, der persönlichen Ueberzeugung des Kaisers in vollstem Maße entsprach.

Vor Allem wurden harte Maßregeln ergriffen gegen die protestantischen Prediger, welche unläugbar das Meiste dazu beigetragen hatten, die Unzufriedenheit zu schüren und das Volk zur Empörung vorzubereiten; eine Anzahl von ihnen wurde zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt unter der Bedingung, daß sie ihr Amt niederlegen und keine Schulen halten; übrigens wurde den Untersuchungscom-

missionen, namentlich jener zu Preßburg, von Wien aus nachdrücklich eingeschärft, nicht wegen des Glaubens, sondern nur wegen Landesverraths gerichtliche Verfolgung eintreten zu lassen.

Am 30. März 1672 ließ der Kaiser durch Lobkowitz eine geheime Conferenz in engstem Kreise berufen, um über die Grundlagen der in Ungarn einzuführenden Veränderungen zu berathen. Die Conferenz beantragte eine ungarische Centralregierung, an deren Spitze ein Gouverneur mit elf Räthen, Deutschen und Ungarn, stehen solle: dieser Behörde soll die gesammte Verwaltung in allen kirchlichen, politischen, militärischen, finanziellen und gerichtlichen Dingen anvertraut werden: das ungarische Palatinat soll suspendirt, die übrigen Aemter und die Gerichtshöfe vorerst belassen werden. Gleichzeitig sollte der Reichstag in eine bloß berathende Körperschaft verwandelt, das Recht der Gesetzgebung an die Krone gezogen werden.

Einer Commission von Theologen wurde die Frage vorgelegt, ob der Kaiser noch an die ungarische Verfassung gebunden sei, oder ob die Ungarn als Nation sich empört und dadurch ihre Rechte und Freiheiten verwirkt haben. Sie entschieden, nachdem ihnen der Hofkanzler Hocher den Verlauf der Empörung vorgelesen hatte, einstimmig für die Verwirkung. Eine über die gleiche Frage eingesetzte politische Commission sprach sich auch vom juristischen Standpunkt in gleichem Sinne aus, rieth jedoch, eine öffentliche Erklärung in diesem Sinne noch zu verschieben und sich vorerst mit Einziehung der Steuern zu begnügen.

Kaiser Leopold, über dessen absolutistische Neigungen die absolutistischen Söhne der Jetztzeit so gern und leichtfertig absprechen, nahm diese Frage im höchsten Grad gewissenhaft. Die Gutachten der Conferenz, der Theologen,

des leitenden Ministers befriedigten ihn noch nicht: er befahl, noch mehrere Theologen aus verschiedenen Orden über die betreffenden Punkte zu befragen und zugleich nicht nur die Rechtsfrage, sondern namentlich auch die Thatfrage, ob sich der größere Theil der Ungarn und ihrer Führer an der Empörung betheiligt habe, ausführlicher zu erörtern. Es folgten nun eingehende Berathungen über die Amtsgewalt des neu zu bestellenden Gouverneurs, über die Instruction für denselben, und, was eine Hauptsache war, über die Besetzung dieses Amtes sowie der Rathsstellen mit den richtigen Personen. Der Erzbischof Szelepcheny von Gran, Primas des Reiches und seit zwei Jahren Statthalter, in Treue bewährt, aber durch und durch Magyare, kam in Vorschlag neben dem Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringer, einem deutschen und erprobten Diener des kaiserlichen Hauses. Der Kaiser entschied für den Letzteren, unbeirrt durch des Erzbischofs Zürnen. Mit Patent vom 4. März 1673 wurde der ungarischen Nation die Errichtung eines Gouvernements und die Einsetzung eines Gouverneurs verkündet; von dem Verhältniß der neuen Einrichtung zur alten Landesverfassung war dabei nicht die Rede. Es scheint, daß man die letztere nicht durch förmlichen Staatsstreich aufheben, sondern ihren Bau allmälig durchbrechen wollte. Der Gouverneur wurde am 13. März 1673 in feierlicher Weise in sein Amt eingeführt, nachdem er am 8. März den Eid als Gubernator des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer abgelegt hatte.

Der Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar Ampringer war nach der milderen und wohl richtigeren Ansicht ein ehrenhafter, strenger Mann, erfahren in politischen Dingen, ein tapferer General, von seinem Orden aus an Recht und Ordnung gewöhnt, dabei mild im Umgang und

voll Erbarmen für das Volk. Allein er brachte es in seinem neuen Amte zu keiner durchgreifenden Wirksamkeit, und mußte, gleich Vielen vor und nach ihm, die Erfahrung machen, daß in Ungarn überhaupt und namentlich ohne Beirath und Beihilfe der Nation schwer durchzukommen sei. Auch wurde die Stellung des neuen Guberniums von Anfang an nicht nach Gebühr berücksichtigt, indem der Hofkriegsrath zu Wien nach wie vor seine Gewalt über das Militär in Ungarn ausübte, auch die ungarische Hofkanzlei Befehle an die Gespanschaften schickte, ohne das Gubernium zu fragen; auch die kaiserlichen Erlasse gingen nach altem Brauch an die ungarische Hofkanzlei, statt an das Gubernium; ja die ungarischen Räthe bekamen nicht einmal regelmäßig ihre Besoldung ausbezahlt. Ampringer schrieb, erbittert über solche Zustände, unterm 16. December 1673 an Lobkowitz: „Soll das der Anfang meines Amtes und der Abhilfe sein, die mir versprochen wurde? Das wird und muß Gott strafen, wenn man mit ehrlichen und treuen Leuten so vorgehen will. In welche Mißachtung muß ich dadurch kommen; da mag ein Anderer hier dienen, nicht ich.“ Die Ungarn ihrerseits zogen von jeher ihre eigenen schlechtesten Zustände auch der vortrefflichsten Veränderung von deutscher Seite vor: um so mehr haßten sie das absolutistische Gubernium. Man hatte in Wien übersehen, daß die Verhältnisse Ungarns nicht nach dem Maßstabe irgend eines andern Kronlandes zu beurtheilen waren. Als daher die flüchtigen ungarischen Edelleute sich abermals um die Hilfe der Türken bewarben, als die protestantischen Prediger fortfuhren, das Volk zum Widerstande aufzustacheln, da schritt die Regierung von Neuem mit den strengsten Maßregeln ein. Die Beschuldigungen gegen die Protestanten, das Volk zur Empörung aufgefordert, Schmäh-

schriften gegen den König verbreitet, Einverständnisse mit den Türken unterhalten zu haben, waren vollständig in Wahrheit begründet. Man muß es deßhalb zwar beklagen, kann es aber nur erklärlich und entschuldbar finden, wenn von einer Anzahl zum Tod verurtheilter und begnadigter protestantischer Prediger 29 nach Triest, 41 nach Neapel auf die Galeeren kamen. Schweden und Brandenburg verwendeten sich für dieselben, allein der Kaiser war in seinem vollen Recht, wenn er antwortete, sie seien nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen ihrer Empörung gestraft worden.

Uebrigens fuhr die Wiener Regierung fort, in Ungarn Fehler zu begehen; denn der Gubernator mußte wiederholt um bessere militärische Disciplin, Abstellung der Soldatenexcesse und größere Freiheit in religiöser Hinsicht bitten. Inzwischen war Fürst Lobkowitz gefallen; der Kaiser, durch die wiederholten traurigen Erfahrungen mit seinen ersten Ministern im Vertrauen gegen die Menschen erschüttert, suchte die Zügel der Regierung von jetzt an im Wesentlichen allein zu lenken und hatte sich damit eine Last aufgebürdet, welche trotz seiner großen und regelmäßigen Arbeitsamkeit in mancher Beziehung für ihn zu schwer war. Nach dem im Jahre 1674 erfolgten Bruche mit Frankreich erneuerten sich die französischen Umtriebe in Ungarn wie die landesverrätherischen Verbindungen der Ungarn in Paris, und der französische Gesandte in Polen schloß im Jahr 1677 einen förmlichen Vertrag mit „dem Fürsten von Siebenbürgen und seinen Conföderirten.“ Aufruhr und Bürgerkrieg dauerte in dem unglücklichen Lande, bald in stärkerem, bald in geringerem Grade, von Jahr zu Jahr fort. Der friedliebende Großvezier Achmed Köprili war gestorben, und sein Nachfolger Kara Mustafa bereitete sich zum

Kriege mit Oesterreich vor. Von Neuem ließen sich die Ungarn von Oesterreichs Feinden in Ost und West mißbrauchen, um die Lebenskraft der Monarchie zu schädigen, deren Bestand die Grundbedingung ihrer eigenen Existenz ist. Sollten die Ungarn je einmal russisch oder preußisch werden, dann erst würden sie zu spät einsehen, wie politisch es gewesen wäre, gut österreichisch zu sein.

An die Spitze der unzufriedenen, aufrührerischen Elemente in Ungarn stellte sich nunmehr, von Frankreich, Polen und der Türkei unterstützt, Emerich Graf Tököly, später Helena Zriny's Gemahl, ein in vielfacher Hinsicht ausgezeichneter Mann voll Heldenmuth, Kühnheit und Geistesgröße, reich an Kenntnissen, aber auch reich an Leidenschaft. Er war von Jugend auf im Hasse Oesterreichs erzogen, schon als 15jähriger Jüngling unmittelbar nach der Nadasdy-Zriny'schen Verschwörung mit genauer Noth nach Siebenbürgen entflohen, wo er des Fürsten Apafi höchste Gunst gewonnen hatte, und gab jetzt, unter den für Oesterreich in so ungünstiger Weise veränderten Umständen, der Empörung einen Schwung und eine Bedeutung, wie sie dieselbe nie zuvor besessen hatte. Eine im Jahre 1678 nach Preßburg berufene Versammlung ungarischer Magnaten trug nur dazu bei, den Stand der Dinge zu verschlimmern, indem der starre und heftige Hofkanzler Hocher in gänzlich unpolitischer Weise auch gegen die treuen Ungarn auftrat, so daß selbst die Besten unter ihnen mit Erbitterung von dannen zogen. Unterdessen eroberte Tököly an der Spitze von 20,000 Mann die ganze Karpathengegend, die Bergstädte ergaben sich ihm; er ließ Münzen schlagen, theils in eigenem Namen, theils in jenem des Königs von Frankreich; Preßburg war von ihm bedroht, und die kaiserlichen Generale sahen sich in der demüthigen-

den Lage, mit dem Empörer einen förmlichen Waffenstillstand schließen zu müssen.

Bald brachen aber, obgleich die Pest in ganz Ungarn wüthete und auf beiden kämpfenden Seiten Tausende von Opfern verschlang, die Feindseligkeiten wieder aus; Tököly errang neuerdings bedeutende Erfolge, und Kaiser Leopold, obschon er im Jahre 1679 durch den Nimweger Frieden die Last des Krieges mit Frankreich sich abgenommen sah, verschloß sich gleichwohl der Einsicht nicht, daß er mit der seit 1673 in Ungarn befolgten Politik nicht zum Ziel gelange. Noch im Jahre 1679 legte Ampringer sein Amt nieder, das Gubernium wurde aufgelöst, und im folgenden Jahre nach einer Unterbrechung von 18 Jahren der ungarische Reichstag wieder einberufen. Seine Beschlüsse enthielten die volle Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung, die Wiedereinsetzung des Palatins und des Bans von Croatien, die Abschaffung des Guberniums auf ewige Zeiten, die Beseitigung der verhaßten Kopfsteuer und Verzehrungssteuer. Ferner wurde beschlossen eine Amnestie für alle Rebellen, ein Verbot der Verleihung geistlicher oder weltlicher Aemter an Nichteingeborne; bei Friedensverhandlungen mit den Türken sollten auch Ungarn zu Rathe gezogen und dem kaiserlichen Gesandten in Constantinopel ein mit ihm in gleichem Range stehender Ungar beigegeben werden. Endlich kamen auch die religiösen Verhältnisse und die in den Wirrsalen der letzten Jahre von beiden Religionstheilen gegen einander begangenen Gewaltthaten und Gräuel zur eingehenden Erörterung. Durch eine kaiserliche Resolution vom 9. November 1681 und ein auf Grund derselben mit dem ungarischen Reichstag vereinbartes förmliches Gesetz wurde nun hinsichtlich der confessionellen Verhältnisse in Ungarn derjenige Rechtszustand ge-

schaffen, welcher im Wesentlichen bis zu den Toleranzedicten Kaiser Josefs II. unverändert derselbe geblieben ist. Diese leopoldinische Gesetzgebung bewilligte den Protestanten freie Religionsübung, mit Ausnahme der ausschließlich katholischen Güter und Herrschaften, sowie den Besitz der zur Zeit innegehabten Kirchen, ferner die Erbauung neuer Kirchen in einer Anzahl bestimmt bezeichneter Städte, außerdem die unbeschränkte Errichtung von Kapellen und Bethäusern von Seiten der protestantischen Magnaten und Adeligen, und für alle zweifelhaften Fälle den Zustand vom Jahre 1670. Als Palatin wurde Paul Esterhazy gewählt und bestätigt, endlich des Kaisers Gemahlin Eleonora als Königin von Ungarn gekrönt.

Obgleich nun aber Leopold allen gerechten und vernünftigen Beschwerden des ganzen Landes und besonders der Protestanten nachgegeben, obgleich er die Beschlüsse des Reichstages genehmigt und mit der seit 1673 befolgten Rechtsverwirkungspolitik entschieden gebrochen, auch seine Genehmigung zu der von Tököly erstrebten Vermählung mit Helena Zriny gegeben hatte, legte Letzterer gleichwohl die Waffen nicht nieder. Es hatte zwar eine Zeit lang den Anschein, als ob Tököly sich von den milden und versöhnlichen Absichten Leopolds überzeugt hätte und zur Treue zurückkehren wolle: auch that der Kaiser alles Mögliche, um den hochbegabten und bedeutungsvollen Mann zu gewinnen: er schickte sogar in der Person des Generals Saponara einen eigenen Gesandten an ihn ab. Allein bald nachdem die Ehe mit Helena geschlossen war, sehen wir Tököly von Neuem, sei es durch eigene Neigung, sei es durch den Einfluß der Gattin, sei es durch die Macht der Verhältnisse und der unter ihm emporgekommenen Häuptlinge, in die alten Verbrechen und Verrätherereien zurückfallen. Er schämte sich nicht, in den

niedrigsten Schmeicheleien vor dem türkischen Großvezier zu kriechen, und nachdem er noch eine Zeit lang den Kaiser zu täuschen gesucht hatte, legte er endlich die Maske ab, ließ sich von den Türken förmlich zum König von Mittelungarn ernennen, in welcher Eigenschaft er von jetzt an „der Kurutzenkönig" genannt wird, versprach einen jährlichen Tribut von 40,000 Piastern zu entrichten und bei Kriegen der Türken gegen seinen Herrn und Kaiser an dem von dem osmanischen Feldherrn zu bestimmenden Ort im Lager der Ungläubigen zu erscheinen. Das hat denn auch der unglückliche Mann im Jahre 1683 beim Ausbruch des großen Türkenkrieges gethan, mit dessen Wechselfällen sein Name von jetzt an untrennbar verbunden ist. Wir haben schon an einer früheren Stelle sein endliches trauriges, aber verdientes Schicksal kennen gelernt.

Kaiser Leopold blieb trotz aller durch Tököly erlittenen Täuschungen zunächst auch nach der großen Niederlage der Türken vor Wien einer milden und nachsichtigen Politik in Bezug auf Ungarn getreu. Er ließ im Jahre 1684 eine allgemeine Amnestie für alle ungarischen Rebellen verkünden und zu Neusohl eine Commission niedersetzen, bei welcher sich Jeder zu melden hatte, der wieder zu des Kaisers Gehorsam zurücktreten wollte. Obgleich Tököly ein Abmahnungsschreiben an die Seinigen erließ, folgten doch zahlreiche Adelige, Comitate und Städte dem Rufe des Kaisers. Die wüthenden Verfolgungen, welche Tököly in Folge dessen gegen die von ihm Abfallenden oder ihm Verdächtigen anordnete, bewirkten das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte, und als er selbst von den Türken in Ketten gelegt ward und gleichzeitig die kaiserlichen Waffen immer siegreicher in Ungarn vordrangen, konnte das Land als zurückerobert, die Empörung als überwältigt betrachtet werden.

Leider ist auch dieser Sieg einer an und für sich so zweifellos gerechten Sache durch menschliche Leidenschaft und Tobsucht auf schmachvolle Weise befleckt worden.

Der in Oberungarn den Befehl der kaiserlichen Truppen führende General Caraffa berichtete zu Anfang des Jahres 1687 nach Wien, daß er eine neuerliche, weit verzweigte Verschwörung entdeckt habe, deren Zweck nichts Geringeres sei, als die Ermordung des Kaisers, die Verwüstung aller Länder der Monarchie, die Vertilgung des christlichen Namens in denselben. Diese ungeheuerliche Meldung hätte zu doppelter Vorsicht auffordern sollen: leider wurde ihr zu viel Glauben und dem Ankläger zu viel Macht und Einfluß geschenkt. Caraffa begann zu Eperies, wo er residirte, ein entsetzliches Blutgericht; während mehrerer Monate wurde unausgesetzt nach Verdächtigen gejagt, gefoltert, gemordet: die furchtbaren Folgen der Entfesselung politischer Leidenschaft und religiöser Verfolgungswuth, an welchen die Sünden beider Theile, des blutenden und des mordenden, gleichmäßige Schuld trugen, zogen abermals in einem der vielen Trauerspiele, deren Reihe noch nicht erschöpft ist, über die Schaubühne der Weltgeschichte. Endlich erschienen mehrere der treugebliebenen ungarischen Magnaten persönlich in Wien bei Leopold; auf ihre Fürbitte wurde das Blutgericht in Eperies aufgehoben, Caraffa vom Commando entfernt, jedoch nicht bestraft, sondern zum Feldmarschall ernannt; der Kaiser scheint also keineswegs von seiner Schuld überzeugt gewesen zu sein.

Die glänzenden Erfolge der kaiserlichen Waffen, namentlich der am 12. August 1687 errungene Sieg bei Harkany, blieben nicht ohne den gebührenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse Ungarns. Das Land war von türkischer Herrschaft befreit, der mit den Ungläubigen ver-

bündete Protestantismus gedemüthigt, Tököly moralisch vernichtet. Unter dem Eindrucke dieser Sachlage wurde die bisherige ungarische Wahlmonarchie in streng legaler Weise beseitigt, indem der Reichstag von 1687 auf Leopolds erstgeborenen Sohn Josef und dessen männliche Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge übertrug. Am 9. December 1687 wurde Josef I. als erster Erbkönig Ungarns feierlich gekrönt. Auch wurde der alte Krönungseid geändert, indem aus der „goldenen Bulle" Andreas' II. vom Jahre 1222 die Klausel hinweggelassen wurde: daß jeder Edelmann das Recht habe, sich mit bewaffneter Hand dem Könige zu widersetzen, wenn derselbe den Krönungseid nicht hält. Die Beseitigung dieses mit jeder staatlichen Ordnung unvereinbaren, den ungarischen Größenwahnsinn so recht bezeichnenden Satzes war in Verbindung mit der Herstellung einer erblichen Thronfolge ein großer und glänzender Erfolg der Politik Leopolds. Es hätte von jetzt an wohl nur einer folgerichtig durchgeführten, gerechten, aber entschlossenen Verwaltung während weniger Jahrzehnte bedurft, um über Ungarn endgiltig und entschieden Meister zu werden. Das war nun aber gerade der große Mangel in der Regierung Leopolds und ist bis jetzt das schwere Verhängniß in der Geschichte Oesterreichs überhaupt, daß jedes begonnene politische System nach kurzer Zeit durch die Wogen gewaltiger Ereignisse hinweggespült ward und wird.

Als in den ersten Tagen des Jahres 1688 auch Helena Tököly nach einer dreijährigen, wahrhaft heldenmüthigen Vertheidigung von Munkács zur Uebergabe gezwungen und als Gefangene nach Wien gebracht wurde, um erst beim Friedensschluß von Carlowitz gegen einen kaiserlichen General ausgewechselt zu werden, da schien vollends der letzte

Herd des Widerstandes ausgelöscht, die letzte Quelle des Aufruhrs versiegt; der Kaiser war siegreich auf allen Seiten.

Und dennoch war das Land innerlich nicht beruhigt. Die Protestanten klagten über Nichterfüllung der ihnen gesetzlich zugesicherten Verheißungen, die Magyaren überhaupt murrten ob der Bevorzugung der Ausländer, ob der Zügellosigkeiten der deutschen Soldaten, ob der Verachtung und Zurücksetzung ihrer „Nation." Die Wiener Regierung war gutmüthig genug, über die Frage, ob sie Ungarn „ganz auf deutschem Fuß einrichten" solle, von ungarischen Magnaten und Erzbischöfen Gutachten zu erheben; es läßt sich leicht denken, welche Antworten sie bekam.

Und zum dritten Male unter Leopolds Regierung fanden die gereizten, unzufriedenen Elemente in Ungarn ein Haupt. Als Helena Tököly gefangen nach Wien kam, wurden ihre beiden Kinder erster Ehe, Franz und Juliana Rakoczy, mit dahin gebracht. Franz wurde in Böhmen erzogen, besuchte mit des Kaisers Erlaubniß Italien und vermählte sich in der Folge, wie es scheint ohne solche Erlaubniß, mit einer hessischen Prinzessin. Die von ihm nachgesuchte Erhebung in den Reichsfürstenstand hatte der Kaiser nicht bewilligt. Er lebte meist in Wien und behauptete mit großer Betonung, von dem lebhaftesten Widerwillen gegen ungarisches Wesen erfüllt zu sein. Gleichwohl scheint man nicht nur in Ungarn, sondern auch in Paris seine wahre Gesinnung recht gut gekannt zu haben. Es war im Jahre 1700, als sich Rakoczy verleiten ließ, einem französischen Offizier Namens Longuevalle, der im österreichischen Regiment Ludwig von Baden diente, bei dessen Abreise in die Niederlande einen Brief an den König von Frankreich mitzugeben. Der Inhalt dieses Schreibens ist zwar nicht mit Sicherheit bekannt, allein ein österreichischer

Unterthan hatte überhaupt nicht mit Ludwig XIV. zu correspondiren; gleichzeitige Geschichtschreiber behaupten auf's Bestimmteste, Rakoczy habe dem französischen König ein hochverrätherisches Bündniß und eine neue ungarische Revolution angeboten. Longuevalle wurde in Linz, wahrscheinlich mit seiner Einwilligung, angehalten und ihm der verhängnißvolle Brief abgenommen, obgleich er dem ängstlichen Rakoczy vor seiner Abreise versichert haben soll, derselbe sei verbrannt. Rakoczy wurde nun als Gefangener nach Neustadt verbracht, in dieselbe Zelle, welche sein Großvater Peter Zriny bis zu seiner Hinrichtung bewohnt hatte. Nach einer sechsmonatlichen Gefangenschaft wurde er durch die Beihilfe und Aufopferung eines preußischen Offiziers Namens Lehmann befreit. Oesterreich hat immer die Kunst besessen, sich seine Feinde und Verräther, seien es nun Professoren oder andere Leute, mit vielem Geld aus dem Ausland zu kaufen, seine wirklich treuen und aufopfernden Anhänger dagegen auf verlorenen Posten hinsterben zu lassen. Es ist dieß eine derjenigen österreichischen Künste gewesen, deren Keime in den Jahren 1866 und 1870 in die Halme geschossen sind.

Rakoczy war nun frei und Lehmanns Viertheilung brachte ihn keineswegs zurück; er entkam nach Polen und wußte mit Hilfe des französischen Gesandten zwei Jahre lang ein mühseliges, verborgenes Leben zu fristen. Der spanische Erbfolgekrieg war ausgebrochen, und abermals wurde, wie in allen Bedrängnissen Oesterreichs bis auf den heutigen Tag, die Hand des auswärtigen Feindes in Ungarn fühlbar und sichtbar. Zwei ungarische Deserteure Namens Albert Kiß und Thomas Esza trieben sich mit einigen Haufen Unzufriedener in den ungarischen Wäldern umher; von ihnen ließ sich Rakoczy nach Ungarn einladen, und

trat im Jahre 1703 an ihre Spitze. Man wollte der Sache in Wien keine Bedeutung beilegen, allein mit großem Unrecht; denn dieser neuerliche Aufstand Ungarns überlebte nicht nur den Kaiser Leopold, sondern er füllte die ganze Regierungszeit seines Sohnes und Nachfolgers, des Kaisers Josef I., aus und fand erst im Jahre 1711 seinen vollständigen Abschluß. Bald stand ganz Oberungarn auf Rakoczy's Seite; Alexander Karoly, welcher zuerst gegen Rakoczy gekämpft hatte, war von den Wiener Schreibern in tölpelhafter Weise beleidigt worden, und ging im Rachegefühl zu den Aufständischen über. Immer reißender wuchs der Strom der Empörung. Es waren dieß die schwersten Tage in Leopolds Lebensabend. Der französisch-baierische Einfall in Tirol und das Vorrücken des reichsverrätherischen Kurfürsten gegen das Erzherzogthum Oesterreich bedrohte die Monarchie in ihren Grundfesten; gleichzeitig streiften die empörten Ungarn von Osten her bis an die österreichische Grenze und man sah von Wien aus den Rauch aus den Trümmern der von ihnen in Asche gelegten Dörfer aufsteigen; einmal drangen die Ungarn sogar bis in die Vorstädte Wiens und tödteten durch Pfeilschüsse die Thiere der kaiserlichen Menagerie in Schönbrunn. Die Operationen des kaiserlichen Befehlshabers, Feldmarschall Heister, waren vielleicht ungeschickt, jedenfalls unglücklich.

Noch einmal sah sich der vielgeprüfte Kaiser, ein Jahr vor seinem Tod, in die Lage versetzt, unter der demüthigenden Mitwirkung englischer und holländischer Vermittler mit seinen empörten Unterthanen wie mit einer auswärtigen Macht in förmliche Friedensunterhandlungen treten zu müssen. Allein der zu diesem Zwecke eröffnete Congreß zu Schemnitz zerschlug sich an der maßlosen Forderung Rakoczy's, es müsse eine auswärtige Macht die Bürgschaft da-

für übernehmen, daß der Kaiser sein Wort halte. Als die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, schien sich der Sieg den kaiserlichen Waffen zuzuneigen. Rakoczy wurde von Heister am 26. December 1704 in förmlicher Feldschlacht bei Tyrnau besiegt, sein Versuch, auch Siebenbürgen in den Aufstand zu ziehen, mißlang; ebenso blieben die Croaten dem Kaiser treu; Rakoczy's Herrschaft blieb auf das ungarische Flachland beschränkt.

Während dieser Lage der Dinge starb Kaiser Leopold. Als Rakoczy im Jahre 1711 endgiltig besiegt war, ging er mit dem Rest seiner Anhänger nach Frankreich. Es war die siebente, aber nicht die letzte ungarische Rebellion gewesen. Ungarn ruht nicht, bis es Oesterreich todt sieht und sich mit ihm.

Auf den ersten Blick erscheinen die Ergebnisse von Leopolds Regierung in Bezug auf Ungarn ganz besonders ungenügend. Er hatte das Land in anscheinendem Frieden übernommen, und er verließ es, auf allen Seiten von den Stürmen einer gewaltsamen und gefahrvollen Empörung erschüttert, mitten in den Flammen des Bürgerkrieges stehend. Allein diese Auffassung der Dinge hat mehr den Schein, als die Wahrheit für sich. In der That ist erst während Leopolds Regierung der weitaus größere Theil von Ungarn den Türken entrissen und dem Christenthum gesichert worden. Die Einführung der erblichen Thronfolge aber war die Grundlage für den Bestand Oesterreichs als Großmacht, und hat sich bis heute als diese Grundlage bewährt. Allerdings war Leopold nicht rücksichtslos und seine Beamten waren nicht fleißig und nicht geistreich genug, um die staatswidrigen Eigenschaften der Ungarn recht an der Wurzel anzufassen. Das alte Erbübel des ungarischen Hochmuthes, der unbotmäßigen Selbstüberhebung ging auch auf die fol-

genden Geschlechter über. Allein es ist sehr die Frage, ob irgend ein anderer habsburgischer Monarch außer Leopold dieses Uebel mit größerem Erfolg bekämpft haben würde, als er. Einerseits scheint der Geist der habsburgischen Dynastie, andererseits jener der ungarischen Nation einer solchen Annahme entgegenzustehen, und schließlich mußte sich auch hierin, wie auf allen Blättern der Geschichte, Gottes ewiger Rathschluß vollziehen.

Leopold aber konnte, wenn er sterbend noch an Ungarn gedacht hat, wenigstens den Trost mitnehmen, daß seine Sache im Vorrücken und daß die von ihm geschaffene staatsrechtliche Ordnung der Dinge, einschließlich der Vereinigung mit Siebenbürgen, ebenso unerschüttert, wie die Herrschaft der Türken für immer gebrochen und vernichtet war.

## V.

### Verhältnisse zum deutschen Reich.

Ein Lebensbild Kaiser Leopolds I. ist etwas anderes, als eine Geschichte des deutschen Reiches unter Leopolds Regierung. Wer diese letztere Arbeit unternehmen wollte, der hätte sich im gegenwärtigen Kapitel mit einer großen Masse trüben und traurigen Stoffes zu beschäftigen, von welchem ich mich und meine Leser fern und frei erhalten darf. In der That ist die Geschichte Deutschlands unter Leopold I. nicht erfreulich, wenn sie auch bedeutungsvoll und lehrreich ist. Die Religionstrennung und der unter ihrem Vorwand geführte dreißigjährige Krieg der Landesherren und des Auslandes gegen Kaiser und Reich hatten aus der Reichsverfassung eine leere Form ohne lebendigen Inhalt gemacht. Die österreichischen Monarchen sahen und

fühlten dieß so gut wie andere Leute, und man kann es ihnen gerechter Weise nicht zum Vorwurf machen, wenn sie in dieser eigentlichen Grundlegungszeit der modernen Staatsbildung aus ihrem Oesterreich gerade so einen für sich selbst lebensfähigen Staat zu machen bemüht waren, wie dieß in ganz Europa jeder große und kleine Potentat zu thun versuchte. Nur religiöse und politische Leidenschaft und Verbissenheit vermochte hierin einen Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen, ein Kennzeichen des „nationalen Berufes" dieser letzteren Macht zu erblicken. Denn der große Kurfürst und sein Sohn haben bei ihren Bestrebungen, eine kernhafte und stattliche Militärmacht, ein Königreich neuesten absolutistischen Zuschnitts im Norden Deutschlands herzustellen, an das Wohl und an die Zukunft der deutschen Nation ebenso wenig gedacht, als sie überhaupt an irgend Jemand außer sich selbst zu denken gewöhnt waren. Es ist unter dem Einfluß österreichischer Fehler, europäischer Verhältnisse und preußischer Geschicklichkeit aus diesem letzteren Staate etwas Großes geworden, worin alle deutschen Kleinen zerschmolzen und zerronnen sind oder dieß in Bälde thun werden; allein die Ansicht, daß dieser Entwicklung ein bewußter, auf deutschem Nationalgefühle und auf Liebe zur Nation beruhender Plan zu Grunde gelegen habe, entspricht der geschichtlichen Wahrheit nicht. Selbstsucht und absolute Fürstengewalt herrschten auf allen Seiten. Frägt und forscht man aber mit unparteiischer Bemühung, welcher von den absoluten Fürsten des Jahrhunderts, deutschen und außerdeutschen, nicht nur durch Tugenden des Privatlebens und durch wahre Religiosität, sondern auch durch politische Rechtlichkeit und in allen Wechselfällen unerschütterliche Festigkeit sich vor Allen auszeichne, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß dem Kaiser Leopold dieses Lob gebührt.

Allein obgleich dieß also sich verhält, und obgleich die deutschen Zeitgenossen des Kaisers für diese Wahrheit keineswegs unempfänglich waren, ihr vielmehr durch die Benennung „Leopold der Große" einen Ausdruck gaben, welchen ich keineswegs mir anzueignen beabsichtige — in die erstarrte und verknöcherte Reichsverfassung war kein neues Leben zu hauchen. Der Reichstag fing an, in ununterbrochener Permanenz zu Regensburg sich selbst und die Nation zu langweilen: es lohnt nicht der Mühe, auf seine Verhandlungen irgendwie einzugehen. Die deutschen Territorialfürsten hatten im Allgemeinen keine Spur von Patriotismus: wie am Anfang der leopoldinischen Zeit Kurfürst Johann Philipp von Schönborn zu Mainz nach Frankreich geschielt und gleichzeitig auch mit dem Gedanken einer Nationalkirche geliebäugelt, vor Allem aber an Niemand, als an den Kurfürsten von Mainz in höchsteigener Person gedacht hatte, ebenso, nur gewaltthätiger, zeigten am Schlusse von Leopolds Regierung die beiden baierischen Kurfürsten ihre selbstsüchtige und treulose Gesinnung, jener in geheimem Ränkespiel, dieser in offenem Krieg. Die Zwischenzeit zwischen den eben bezeichneten Anfangs- und Endpunkten aber wurde großentheils ausgefüllt durch die vaterlandsfeindlichen Arbeiten und Bestrebungen der drei Brüder Fürstenberg. Sie waren Abkömmlinge einer altgräflichen schwäbischen Familie, welche dem Kaiser und dem Hause Oesterreich mehrere erprobte Diener geliefert hatte. Wie und wodurch in diesem Dreigespann der glühende Haß erzeugt wurde, von welchem seine Handlungen Zeugniß ablegen, ist mir nicht bekannt. Der älteste der Brüder, Franz, war Bischof von Straßburg und begrüßte als solcher den König von Frankreich in der treulos überfallenen Reichsstadt; der zweite, Hermann, Oberhofmeister des Kurfürsten

Ferdinand Maria von Baiern, ist von untergeordneter Wichtigkeit; desto hervorragender war die Begabung und Bedeutung des jüngsten Bruders Wilhelm, welcher als geheimer Rath des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln zu Gunsten Frankreichs gegen Kaiser und Reich eine verhängnißvolle Thätigkeit entwickelte. Wir haben an einer früheren Stelle seine Gefangennehmung durch den Kaiser und seine spätere Freilassung kennen gelernt.

In unerschütterlich gleichmäßiger Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser sehen wir während Leopolds Regierung nur Kursachsen; alle übrigen Territorien und ihre Beherrscher sind entweder, wie die rheinischen Fürsten, von vorn herein zu Treulosigkeit und Abfall geneigt, oder sie lassen sich von Selbstsucht und Leidenschaft in ihrem Verhältniß zum Kaiser zu wechselvollen Handlungen bestimmen, wie Baiern, oder sie gehen wie Brandenburg den Weg einer selbständigen Politik auf eigene Rechnung.

Drei Gegenstände sind es, welche neben dem gleichgiltigen oder widerwärtigen Detail der deutschen Reichsmisere ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen können: die Gründung der hanover'schen Kurwürde, die Erhebung Preußens zu einem Königreich, und die unter Leopolds Mitwirkung gemachten Versuche einer Wiedervereinigung der getrennten Confessionen.

Die Errichtung einer neunten Kurwürde war bereits Gegenstand von Unterhandlungen während jenes denkwürdigen Kurfürstentages, den Kaiser Leopold im Winter 1689 auf 1690 zu Augsburg abhielt. Damals waren am Rhein Mainz und Bonn wieder erobert, in Ungarn die Türken am Berg Harkany besiegt und Belgrad erstürmt, die erbliche Monarchie begründet, der Sohn des Kaisers als ungarischer König gekrönt. Leopold stand noch in der vollen

Kraft seiner Jahre, und auch sein Machtgefühl als römischer Kaiser deutscher Nation war lebendiger als jemals vorher und nachher. Wir haben schon früher erwähnt, daß auf diesem Kurfürstentage Josef I. als römischer König erwählt und gekrönt wurde. Es hatten sich die drei geistlichen Kurfürsten, jene von der Pfalz und von Baiern persönlich eingefunden. Der Kaiser selbst hielt vor der Wahl in seinem geheimen Rathszimmer eine Rede an die Kurfürsten und Wahlbotschafter, betonte darin die Nothwendigkeit, durch Verstärkung der Vertheidigungsmittel, durch engere Vereinigung des Hauptes mit den Gliedern für die Sicherheit und Größe des Vaterlandes Sorge zu tragen, und übergab dem Erzkanzler eine hierauf bezügliche Staatsschrift zur weiteren Berathung. Nachdem am 24. Januar 1690 Josefs Wahl erfolgt war, wurde zwei Tage später auch die Krönung in aller Form vollzogen. Der elfjährige König, durch das ganze System seiner Erziehung an unermüdliche Ausdauer und beständige Arbeit gewöhnt, trug sieben Stunden lang mit der Selbstverläugnung eines kleinen Märtyrers die vierzehn Pfund schwere Reichskrone auf seinem jungen Haupte.

Der ganze Vorgang trug unverkennbar dazu bei, in der öffentlichen Meinung den Glauben an die trotz allem Elend der Zeiten noch fortdauernde Bedeutung und höhere Weihe des Kaiserthums zu stärken. Leopold selbst, obwohl sonst ein nüchterner und kühler Beurtheiler der Verhältnisse, war von diesem Eindrucke beherrscht, und die augenblickliche Stimmung Deutschlands war ganz geeignet, dem Herzog Ernst August von Hanover die Erlangung einer neuen Kurwürde als ein begehrenswerthes Ziel erscheinen zu lassen. Und Leopold willfahrte seinem Wunsch im März 1692.

Mit Recht machen selbst protestantische Geschichtschreiber

darauf aufmerksam, wie lächerlich es sei, einen Kaiser als Werkzeug der Jesuiten darzustellen, der aus rein politischen Gründen zu Gunsten eines protestantischen Fürsten und gewiß nicht zur Freude des heiligen Stuhles eine neue Kurwürde errichtet, noch dazu in einem Augenblick, wo durch den Heimfall von Kurpfalz an die katholische mit dem Kaiserhaus auf's Engste verschwägerte Linie Pfalz-Neuburg den Katholiken Deutschlands ein politischer Vortheil zugekommen war, den Leopolds neue Schöpfung wieder aufhob. Der Preis, welchen das Haus Zelle-Hanover zu bieten vermochte, war politisch nicht unbedeutend: nimmermehr wäre er aber im Stande gewesen, die Handlungsweise eines Kaisers zu bestimmen, der von religiösem Fanatismus geleitet worden wäre; — womit keineswegs gesagt oder zugegeben sein soll, daß Einfluß der Jesuiten und religiöser Fanatismus auf's Gleiche herauskomme. Das braunschweigisch-hanoverische Haus verpflichtete sich nämlich zu einer „ewigen Union“ mit Oesterreich, kraft welcher es auf den Reichstagen stets mit Oesterreich zu stimmen, bei jeder künftigen Wahl eines Kaisers oder Königs dem erstgeborenen Prinzen des Hauses Oesterreich seine Stimme zu geben, und dem Kaiser für seine Kriege am Rhein und in Ungarn eine bestimmte Beihilfe an Geld und Truppen zu leisten hatte. Für die Katholiken wurde nur die Errichtung katholischer Kirchen und Schulen in Hanover und Zelle bedungen. Bezeichnend für die damaligen Zustände ist es, daß der hanoveranische Gesandte in Wien den Wünschen seines Herrn dadurch einen besonderen Nachdruck zu verschaffen suchte, daß er einen zwischen ihm und dem kursächsischen Hofe verabredeten Neutralitätsvertrag vorzeigte. Die Kurwürde ward bewilligt, aber Leopold fühlte sich um jene Zeit in Deutschland immerhin so mächtig, daß er den

sächsischen Minister und Feldmarschall von Schöning, welcher den fraglichen Vertrag mit Hanover geplant hatte, einige Wochen nachher im Bade Teplitz gefangen nehmen und auf die Festung Brünn führen ließ, wo er trotz aller sächsischen Gegenvorstellungen zwei volle Jahre lang verbleiben mußte. Es war dieß, formell betrachtet, ein Gewaltstreich wie jener vom Jahre 1674 gegen Wilhelm Fürstenberg; allein in beiden Fällen dürfte der Streich wenigstens den rechten Mann getroffen haben.

Hanover hatte übrigens noch geraume Zeit um die allgemeine Anerkennung der ihm von Kaiser Leopold verliehenen Würde zu kämpfen. Nicht nur die katholischen Kurfürsten, sondern auch verschiedene protestantische Landesherren bestritten grundsätzlich die kaiserliche Berechtigung zur Vermehrung der Kurfürstenzahl; sie schlossen im Jahre 1693 einen förmlichen Verein unter dem Namen der „wider die neunte Kur protestirenden Fürsten", und erklärten die bereits vollzogene Belehnung für nichtig. Der neue Kurfürst bediente sich zwar seines Titels, allein erst sein Sohn Georg Ludwig gelangte zum anerkannten Besitz seiner Würde und zur thatsächlichen Ausübung der mit ihr verbundenen Rechte.

Hatte nun Leopold in dieser Angelegenheit seine kaiserliche Stellung und Machtfülle im Ganzen mit Erfolg behauptet, so beging er auf der andern Seite in seiner Politik gegenüber von Preußen einen Fehler von ganz unberechenbaren Folgen, den er abermals nicht begangen haben würde, wenn er in politischer Beziehung ein gehorsamer Diener kirchlicher Zwecke oder Anschauungen gewesen wäre.

Während nämlich beim deutschen Reichstag unter den schleppendsten und geistlosesten Formen der alte endlose Religionshader, an welchem die deutsche Nation schließlich noch

zu Grunde gehen wird, in seiner durch die Klausel des Ryswicker Friedens verjüngten Gestalt fortgetrieben wurde, während gleichzeitig die gegen Hanovers neue Kurwürde protestirenden Fürsten zur größten Freude Ludwigs XIV. sich nicht schämten, den Beistand Frankreichs und Schwedens als der beiden Schutzmächte des westfälischen Friedens gegen die angebliche kaiserliche Willkür anzurufen: war Leopolds Aufmerksamkeit, wie wir an einer früheren Stelle gesehen haben, am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts mit gutem Grund ganz vorzugsweise den spanischen Angelegenheiten zugewendet. Der Ausbruch eines großen europäischen Krieges nach dem Tode Karls II. zeigte sich immer mehr als ein kaum zu vermeidendes Ereigniß, und Leopolds Politik im Reich wird beeinflußt durch diese ernste und gefahrvolle Aussicht. Nun waren zwar die Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen und Hanover dem Kaiser unbedingt ergeben, namentlich hatte Lothar Franz von Schönborn Kurfürst von Mainz die rheinischen Reichskreise zu einer besonderen Association vereinigt, welche er im Interesse der kaiserlichen Politik leitete, — allein Baiern und Köln waren „reichsfeindlich" und es war unter diesen Umständen von der allerhöchsten Bedeutung, sich der Stimme und thätigen Hilfe Brandenburgs zu versichern.

Der „große Kurfürst" Friedrich Wilhelm hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Groll gegen Oesterreich, welcher sich in ihm durch den Nimweger Frieden festgesetzt hatte, anscheinend wieder vergessen. Er schickte, wie wir gesehen haben, im Jahre 1686 8000 Preußen nach Ungarn, welche dem Herzog von Lothringen die Hauptstadt Ofen erstürmen halfen, und verpflichtete sich durch förmliche Verträge, das zu thun, wozu er ohnedieß als Kurfürst und Reichsfürst rechtlich und sittlich streng verpflichtet war, näm-

lich zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches gegen jeden Angreifer mit dem Kaiser zusammenzuwirken. Am 29. April 1688 war der Kurfürst gestorben; sein Nachfolger Friedrich III. hatte schon als Kurprinz eine dem Kaiser freundliche und ergebene Gesinnung an den Tag gelegt. Er fuhr auch als regierender Kurfürst fort, durch thätige Unterstützung sowohl im französischen, als im türkischen Kriege die gleiche Gesinnung zu erproben. Dieser Fürst, äußerlichem Prunk und Schein in hohem Grade zugethan, hatte gleichwohl durchaus nicht Unrecht, wenn er auf den Gedanken verfiel, daß der königliche Name als ein der Größe und Wichtigkeit des brandenburgischen Staates entsprechender Titel für die Befestigung und Fortentwicklung des von seinem Vater begründeten Staatswesens von großer Bedeutung sein werde. Zwar nahmen die Kurfürsten als solche gleichen Rang mit Königen in Anspruch, allein die Könige waren selten geneigt, die Berechtigung dieses Verlangens anzuerkennen und jedenfalls fehlte es ihnen in ihrer Eigenschaft als Kurfürsten an der Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Friedrich III. hatte nun mit ganz richtigem Blicke erkannt, daß sein nicht zum deutschen Reich gehöriges souveränes Herzogthum Preußen ihm die allergünstigste Möglichkeit darbiete, neben Aufrechthaltung seiner Reichsstandschaft und Kurfürstenwürde gleichzeitig als außerdeutscher König die Bedeutung eines durchaus selbständigen europäischen Fürsten zu gewinnen. Es war also keineswegs bloß Eitelkeit, Prunksucht und Titelsucht, sondern es war ganz *vortreffliche preußische* Politik, die ihn antrieb, aus einem Herzog ein König in Preußen werden zu wollen. Und *grundschlechte österreichische* Politik war es, dieses Verlangen zu bewilligen.

Der Kaiser seinerseits nahm durchaus nicht das Recht

in Anspruch, außerhalb des Reiches Könige zu ernennen; allein als deutscher Fürst konnte Friedrich III. eine solche Rangerhöhung nicht einseitig ohne des Kaisers Zustimmung vollziehen, und auch die Anerkennung der übrigen europäischen Staaten war ohne diese Zustimmung wohl nicht zu erwarten. Es wurde daher während einiger Jahre mit dem kaiserlichen Hof über den Herzenswunsch der brandenburgischen Hoheit verhandelt. Mit richtigem Urtheil erklärte sich Prinz Eugen entschieden gegen das preußische Ansinnen. Er war überzeugt und sprach es unumwunden aus, daß die Politik des brandenburgischen Hofes durch die Natur der Dinge zu einer Spannung gegen die österreichische Politik gezwungen sei; denn wer sich einmal die Vergrößerung seiner Staaten in den Kopf gesetzt habe, der könne es mit seinen Nachbarn niemals gut und aufrichtig meinen. Auch soll Eugen, als gegen seine Stimme die Einwilligung des Kaisers gleichwohl erfolgt war, die starke Aeußerung gethan haben, die Minister, welche ihrem Herrn diesen Rath ertheilten, hätten um denselben einen Strick verdient. Auch die Politiker von entschieden katholischer Färbung fanden es nicht ohne guten Grund anstößig, daß Kaiser Leopold gewissermaßen als Werkzeug dienen solle, um die Zahl der protestantischen Königreiche zu vermehren; sie fanden dieß um so widerwärtiger, als gerade das bisherige Herzogthum Preußen nach der Religionstrennung dem deutschen Orden und damit der Kirche widerrechtlich entzogen worden war. Allein auch abgesehen hievon erblickten alle weitsichtigeren Staatsmänner in Friedrichs III. Plan den fruchtbaren Keim zu einer überaus mächtigen Gegnerschaft gegen das Haus Habsburg, an welche sich im Laufe der Zeit alle aus den verschiedensten Gründen widerhaarigen Elemente anschließen wür-

den und müßten. Es darf wohl als geradezu unmöglich bezeichnet werden, daß diese Gesichtspunkte der ruhigen und klaren Beobachtung des Kaisers entgangen wären; was ihn gleichwohl bestimmte, nachzugeben, das war zweifellos und ausschließlich der Blick auf die große europäische Verwicklung, der Wunsch, einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen, welcher nun einmal unentgeltlich nicht zu haben war.

Geradezu komisch ist es, daß auch an diesem Nachgeben Leopolds, wie überhaupt an einem großen Theil von Allem, was in der Welt geschehen ist, die Jesuiten Schuld sein müssen. Der brandenburgische Geschäftsträger soll nämlich den „bei dem Kaiser persönlich beliebten und sehr einflußreichen" Jesuiten Wolff für sein Anliegen gewonnen haben, und die Befreundung dieser beiden Personen soll sogar durch ein höchst lächerliches Mißverständniß herbeigeführt worden sein. Der brandenburgische Diplomat habe nämlich in einer ihm zugekommenen Depesche den Namen eines Mannes, an den er sich wenden sollte, nicht lesen können, und irrthümlich den des Pater Wolff herausgebracht. Nach einer noch geistreichern Erzählung war ihm aufgegeben, diesen Jesuiten zu evitiren, und er hatte gelesen, er solle ihn invitiren, wo denn aus der Einladung die Freundschaft hervorgewachsen wäre. Es lohnt nicht der Mühe, solche Albernheiten zu widerlegen, zumal Preußen nie gewohnt war, seine diplomatischen Angelegenheiten so lüderlich besorgen zu lassen. Auch ist es nicht die Art der Jesuiten, in ihren Ansichten und Planen durch Namensverwechslungen oder Invitationen sich bestimmen zu lassen.

Dem sei aber wie ihm wolle: am 16. November 1700 kam zu Wien zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten der sogenannte Krontractat zu Stande, durch welchen Leopold den preußischen Königstitel anzuerkennen versprach,

Friedrich dagegen sich verpflichtete, 10,000 Mann für den Kaiser in's Feld zu stellen, eine Compagnie Soldaten in der Reichsfestung Philippsburg zu unterhalten, auf die rückständigen Hilfsgelder, die er noch vom Kaiser zu fordern hatte, zu verzichten, im Reiche nur den bisherigen Rang in Anspruch zu nehmen, und vom Kaiser selbst den Titel „Majestät" nicht zu verlangen, sondern sich, wie auch der König von Dänemark, mit „Ew. Liebden" zu begnügen. Der bisherige Kurfürst aber eilte, als er die frohe Kunde erfuhr, mitten im Winter mit seiner ganzen Familie und seinem gesammten Hofe nach Königsberg, um sich dort unter großen und glänzenden Feierlichkeiten, wie es in seinem Haus Sitte und Brauch ist, am 18. Januar 1701 selbst die Krone aufzusetzen. „Die Königswürde hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die andern deutschen Fürsten unter dem Hause Oesterreich schmachteten (!) Friedrich gab durch Erwerbung derselben seiner Nachkommenschaft einen Antrieb zu hohen Dingen, und schien ihr sagen zu wollen: „Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau, dessen Grundstein ich gelegt habe." So sprach sich in der Folge Friedrichs gleichnamiger Enkel, der Große genannt, über das Ereigniß vom 18. Januar 1701 aus und die Geschichte Deutschlands von jenem Tage bis zum 18. Januar 1871 hat langsam und deutlich an's Licht gezogen, was als Keim in jener Krönungsstunde lag.

Der Kaiser wurde von der vollzogenen Krönung durch einen besonderen preußischen Gesandten benachrichtigt, welchen er huldvoll empfing und die Sendung durch eine Glückwunschsbotschaft in der Person eines Grafen Paar erwiederte. Dem Reichstag ließ Leopold eröffnen, daß es ihm lieb und angenehm sein würde, den bisherigen Kurfürsten

von Brandenburg von den Reichsständen als König anerkannt und geehrt zu sehen, zumal bei Reichs- und Kreistagen, oder wo sonst der König in Preußen als Kurfürst von Brandenburg zu thun habe, Alles beim Alten bleibe. Gegen die neue Königswürde protestirte der deutsche Orden als rechtmäßiger Eigenthümer des Herzogthums Preußen; Leopold beschränkte sich darauf, in seiner Antwort hervorzuheben, daß die neue Titulatur Niemandem, auch nicht dem deutschen Orden, an seinem Rechtszustand Schaden bringen solle; allein irgend eine practische Folge hatte der Protest nicht.

Auch der heilige Vater, Papst Clemens XI., erhob seine Stimme in einer Allocution an das Cardinal-Collegium vom 29. April 1701. Er beklagte es, und mit Recht, daß der Kaiser zu einer der Kirche so nachtheiligen Handlung seine Zustimmung gegeben habe. In der That wird kein billigdenkender Protestant dem römischen Papst zumuthen, eine Freude daran zu haben, wenn auf den Trümmern eines geistlichen Staates ein protestantisches Königreich errichtet wird.

Die letzte Angelegenheit, bezüglich welcher wir Leopolds Thätigkeit im Reich näher in's Auge zu fassen haben, betrifft die Versuche zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Bekenntnisse. Man muß bei diesem Gegenstand, um alle damals Handelnden gerecht und billig zu beurtheilen, gar Mancherlei nicht vergessen, was damals anders war als heute. Der Protestantismus war, bei allen Verirrungen der Reformationsperiode, unläugbar in den zwei ersten Jahrhunderten seines Bestehens getragen von einer großen, aufrichtigen, religiösen Begeisterung seiner Bekenner. Sie glaubten an den Sohn des lebendigen Gottes, an den Heiland der Welt; und trotz aller blutigen Kämpfe verband

sie dieser Glaube immer noch bis zu einem gewissen Grad mit der verlassenen Mutterkirche. Das negative, revolutionäre, zerstörende Grundwesen des Protestantismus, das jede positive Religion zu Grunde richten muß, weil es den einzelnen Menschen mit seinem willkürlichen Gutfinden auf den Thron des ewigen Gottes setzt, war damals noch nicht so entwickelt und nicht so begriffen, wie heute. In unseren Tagen sieht die katholische Kirche der Selbstauflösung des Protestantismus mit vollster Ruhe und Gewißheit zu, während er zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch als ein in mancher Beziehung fast ebenbürtiger Gegner ihr gegenüberstand. Andrerseits hatten die langen und furchtbaren, theils wirklichen, theils angeblichen Religionskriege den Fanatismus der Massen und der Leitenden ermüdet: selbst das religiöse Bewußtsein fing in manchen Kreisen einzuschlummern an, und von Frankreich her begann schon der Pesthauch einer glaubenslosen und gotteslängnerischen Aufklärung über Europa zu wehen. Bereits sah der protestantische Philosoph Leibnitz, ein Mann von ebenso warmer und aufrichtiger Vaterlandsliebe, wie von umfassender und tiefer Wissenschaft, sich veranlaßt, den Verfall des Glaubens und der Zucht, welchen er wahrnahm, von der freigeistischen Richtung abzuleiten, welche in manchen kirchlichen Kreisen, namentlich unter dem Einfluß geistlicher Kurfürsten, sich geltend machte. Zugleich machte schon er in prophetischem Geiste aufmerksam auf die zukünftige sociale Revolution, welche aus dem Apostolat des Unglaubens hervorgehen werde. „Man kann allerdings sagen", bemerkt Leibnitz, „daß Epicur und Spinoza ein durchaus musterhaftes Leben geführt haben. Allein das wird in den meisten Fällen ganz anders bei den Jüngern oder Nachahmern solcher Philosophen; sobald solche Menschen sich einmal befreit glau-

ben von der lästigen Furcht einer vergeltenden Vorsehung, einer drohenden Zukunft nach diesem Erdenleben, lassen sie ihren thierischen Leidenschaften gänzlich den Zügel schießen. Sind diese Leute zugleich ehrgeizig und von einem etwas härteren Naturell, so wird man sie im Stande finden, zu ihrem Vergnügen oder Vortheil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden, wie denn ich selbst schon Leute von diesem Schlag kennen gelernt habe. Ich finde sogar, daß annähernd verwandte Meinungen sich allmälig in die Geister derjenigen einschleichen, welche als Männer der großen Welt die Uebrigen regieren, daß sich diese Meinungen vermittelst der an der Mode befindlichen Literatur überallhin verbreiten, und so Alles vorbereiten für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist."

Zu diesen Gründen mehr allgemeiner Natur kam nun allerdings auch das in dem Herzen des deutschen Volkes unauslöschlich lebende Gefühl, daß von einer festen, ruhigen politischen Größe ohne nagenden Wurm der Angst nimmermehr die Rede sein kann, so lange die Nation in ihrem Heiligsten feindselig gespalten ist. Das liegt ja auch den Verirrungen unserer Tage eigentlich und im tieferen Sinn zu Grunde: es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden. Am Anfang des 18. Jahrhunderts suchte man ihn in der Richtung einer Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, später suchte man ihn im allgemeinen Unglauben, noch später sollte die Union zwischen Calvinisten und Lutheranern das große Werk einleiten, heute träumt man von einer Nationalkirche. Man vergaß und vergißt bei allen diesen Versuchen, daß die katholische Kirche sich mit Niemanden vereinigt; sie, die eine und einzige Kirche Gottes, nimmt verirrte Kinder

wieder in ihre Mutterarme auf; bei ihr ist Einheit, sonst nirgends.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen fassen wir die Geschichte der unter Leopolds Regierung und mit seiner Zustimmung gemachten Wiedervereinigungsversuche in kurzen Zügen zusammen.

Christof Royas von Spinola, ein spanischer oder niederländischer Franciscanermönch, war als Beichtvater der ersten Gemahlin des Kaisers nach Deutschland gekommen, hatte vom heiligen Vater den Titel als Bischof von Tina in Croatien erhalten, und wurde später vom Kaiser zum Bischof von Wienerisch-Neustadt ernannt. Der Anblick der fortwährenden grausamen Religionskämpfe in Ungarn scheint in ihm die Sehnsucht nach Frieden erregt, und eine besonders milde und wohlwollende Betrachtung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses scheint ihn, der wohl kein tiefer Theologe war, zu der gewiß irrigen Meinung gebracht zu haben, es sei kein durchaus wesentlicher Unterschied zwischen diesem und dem tridentinischen Glaubensbekenntniß, sondern es lasse sich bei einiger Milde und Versöhnlichkeit von beiden Seiten der Weg zu einer Verständigung finden. Schon seit 1675 machte Spinola im Interesse des von ihm, ohne höheren kirchlichen Auftrag, geplanten und deßhalb schon von vorn herein hoffnungslosen Werkes Reisen an verschiedene protestantische Höfe Deutschlands. Er redete davon, daß der Papst den Gebrauch des Kelches zugestehen und sich über das Kirchenregiment, den Gottesdienst und die guten Werke so erklären solle, daß man weder der Ehre Gottes noch dem Verdienste Christi zu nahe trete, den Heiligen solche Ehre, wie sie geschaffenen Wesen nicht zukomme, auch nicht zuerkenne, und keine tyrannische Gewalt über die Gewissen ausübe. Die

protestantischen Gemeinden sollten die ihnen erbaulicher scheinenden Gebräuche unverändert behalten; den Pfarrern sollte die Ehe, sogar die zweite, erlaubt sein; den Fürsten ihre bischöflichen Rechte so weit verbleiben, als es „nach beider Theile Ermessen und nach Beschaffenheit des Christenthums“ zulässig sein würde; an den Orten, wo man sich zur Vereinigung geneigt finden würde, sollten Geistliche von beiden Theilen abwechselnd lehren und predigen. Der eine Theil könne sich altkatholisch, der andere neukatholisch nennen (hier kommen meines Wissens diese Bezeichnungen zum ersten Mal in der Geschichte vor), und zum Zeichen ihrer Gemeinschaft zuweilen jene bei diesen und umgekehrt communiciren. Das tridentinische Concil sollte der Beurtheilung eines künftigen allgemeinen Concils unterstellt werden, auf welchem die Protestanten nicht wie Angeklagte erscheinen, sondern wie Richter mitsitzen sollten. Zu diesem Zweck sollte der Papst sie durch eine Bulle von den Ketzernamen freisprechen, sie aber ihn nicht mehr für den Antichrist ausgeben, sondern als obersten und ersten Patriarchen der Christenheit anerkennen, dem der Primat nicht der Gerichtsbarkeit, sondern der Ordnung, nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem und kirchlichem Rechte zukomme. Auch sollte der Papst die Kirchengüter, welche die protestantischen Fürsten in Besitz genommen hätten, ihnen durch eine förmliche Cession für immer überlassen.

Wir, die glücklicher Weise in einer Zeit neu erwachten und gestärkten katholischen Bewußtseins Lebenden, trauen kaum unseren Augen, wenn wir lesen, daß solche Vorschläge vor anderthalb Jahrhunderten von einem katholischen Bischof, der nicht abtrünnig sein wollte, unter den Augen eines streng katholischen Kaisers auch nur gewagt werden

durften. Auch fühlte man auf der Gegenseite sehr bald und richtig heraus, daß diese Gedanken schließlich in Rom auf ein unerschütterliches Nein stoßen werden, und man war trotz aller Verwirrung der Begriffe doch damals insofern klüger in Deutschland, als man es heute in manchen Kreisen ist, daß man wenigstens einsah, ohne Rom sei Nichts zu machen. Zwar widmete der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich von Hanover dem Unternehmen seine Theilnahme, und ebenso der als geheimer Rath und Bibliothekar in seinem Dienst stehende Leibnitz. Allein der bekannte protestantische Theologe Spener erklärte, daß die Protestanten sich gar nicht in Verhandlungen einlassen könnten, so lange nicht katholischerseits das tridentinische Concil und dessen Lehre gänzlich aufgegeben werde. Damit war denn Alles gesagt, und Spener war ein Mann von Einfluß bei den sächsischen Fürstenhöfen, wo in Folge seiner Warnungen Spinola keinerlei Gehör fand. Auch in Brandenburg, wo Spinola wiederholt sein Glück versuchte, sprachen die protestantischen Hoftheologen sich gegen jeden Einigungsversuch aus, und der damals noch lebende Kurfürst Friedrich Wilhelm war nicht nur persönlich der Sache abhold, sondern er war um jene Zeit durch die gleichzeitige Verfolgung der Protestanten in Frankreich, wo Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufgehoben hatte, gereizt und erbittert. Die brandenburgischen Theologen erklärten, was gerade für unsere Zeit von hohem Interesse sein dürfte: „So lange die Katholiken glauben und lehren, daß die römische Kirche nicht irren könne, daß der Papst in Auslegung der heiligen Schrift und in Entscheidung der Religionsstreitigkeiten unfehlbar sei, seien alle Verhandlungen erfolglos.“ Ein Zweifel daran, daß die katholische Kirche die Un-

fehlbarkeit lehre, fiel damals auf beiden Seiten keinem Menschen ein; auch entgegnete Spinola nur, die päpstliche Unfehlbarkeit sei nicht als Glaubensartikel definirt, was er bekanntlich bis zum 18. Juli 1870 mit allem Recht behaupten konnte. Zwischen ihm und den brandenburgischen Hofpredigern fanden nun mehrere mündliche Berathungen statt (im Jahre 1682), welche genau so erfolglos waren, wie Religionsdisputationen zu sein pflegen, und wobei die Protestanten mit gutem Grunde die Berechtigung des Bischofs, im Namen der römischen Kirche zu sprechen und zu handeln, in Abrede stellten. Der Kurfürst sprach sich schließlich dahin aus, daß „Nichts Fruchtbarliches bei der Sache herauskommen werde.“ Gleichwohl war der unermüdliche und offenbar von den gutmüthigsten Beweggründen geleitete Spinola, der auch eine Druckschrift de Concordia christiana veröffentlicht hatte, noch nicht abgeschreckt. Er versuchte sein Heil in Dessau, wo ein paar Superintendenten ihm ein etwas geneigteres Ohr schenkten, dann wieder in Hanover, wo Ernst August als Nachfolger seines Bruders Johann Friedrich zwar protestantisch blieb, aber eine dem Kaiser ergebene Politik befolgte. Der protestantische Abt Molanus und der katholische Bischof stimmten mit einander überein in dem Glauben an die alte Redensart, die Union sei ausführbar, wenn man sich auf die wesentlichen Wahrheiten der Religion beschränke. Sie sahen nicht, daß es auf dem Gebiete der geoffenbarten Wahrheit Nichts Unwesentliches gibt, und daß Alles darauf ankommt, wer zu entscheiden hat, was wesentlich ist, ob die objective Autorität der Kirche oder das subjective Belieben des Einzelnen. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise begab sich Spinola endlich nach Rom zum heiligen Vater Innocenz XI., der in

wohlwollender Milde eine Commission von Cardinälen und anderen Geistlichen zur Berathung der Sache einsetzte. Ihr Gutachten soll im Wesentlichen dahin ausgefallen sein, Einzelnes für die Protestanten Beantragte sei nicht ohne Beispiel, indem es, wie Kelch und Priesterehe, den Griechen vom Concil zu Florenz zugestanden worden sei. Man solle den Protestanten nicht jede Hoffnung nehmen, auch den Bischof von Tina einstweilen zur Fortsetzung der Unterhandlungen ermächtigen, dagegen seien sofortige und wirkliche Zugeständnisse nicht zu machen.

Zum zweiten Male begann Spinola seine Wanderung zu den deutschen Höfen, für welche er immerhin eine ganz merkwürdige Neigung besessen zu haben scheint. Aber jetzt, da er vom Papst ermächtigt war, wurde ihm von den protestantischen Theologen entgegengehalten, er müsse sich von Seiten der ganzen katholischen Kirche legitimiren, dann erst könne man Namens der ganzen evangelischen Kirche mit ihm verhandeln. Merkwürdiger Weise verlor aber Kaiser Leopold seine Geduld und Nachsicht gegen das ganze Unternehmen immer noch nicht, ernannte sogar mit Patent vom 20. März 1691 Spinola zum Generalkommissar des Unionsgeschäftes in den kaiserlichen Staaten, und sprach sich bei dieser Gelegenheit folgendermaßen aus: „Göttliches und menschliches Recht verlange und die Nothlage der Zeit erheische dringend, eine vollkommene Einigung in weltlichen und geistlichen Dingen anzustreben, um, wo nicht in allen — obgleich die heilige Schrift und die Vernunft auch dieß hoffen lassen — so doch in den wesentlichen Glaubensfragen das gegenseitige Mißtrauen und die eingetretene Zwietracht zu beseitigen. Manchen scheine es und großentheils sei es auch dargethan, daß die Uneinigkeit in den Hauptsachen aus dem Mangel gegenseitiger und lieb-

reicher Geduld, klaren Verständnisses und richtiger Auslegung der Gedanken nach ihrer wahren Bedeutung, sowie aus der Verschiedenheit und dem verschiedenen Gebrauch der die Gedanken ausdrückenden Worte entstanden sei."

Man sieht aus dieser Fassung, daß Leopold, so sehr er die Sache im Allgemeinen begünstigte, sich gleichwohl mit lobenswerther Vorsicht ausgedrückt und jedes Verlassen des katholischen Standpunktes sorgfältig vermieden hat. Spinola wendete sich nun an die Ungarn, allein von diesen bekam er die Antwort, sie müßten zuerst die Meinung ihrer deutschen Glaubensgenossen einholen. Der Bischof bat deßhalb die deutschen Fürsten, mit welchen er bekannt war, um Absendung einiger Theologen nach Wien behufs dort abzuhaltender Conferenzen, und Leopold unterstützte ihn auch bei diesem Plane, zeigte aber seine Erwartungen bereits dahin ermäßigt, „daß künftighin beide Confessionen sich besser als bisher gegenseitig ertragen und wider den allgemeinen Erbfeind sich eher vereinigen möchten", wogegen freilich von keinem Standpunkt aus das Mindeste einzuwenden war. Allein die Protestanten ließen sich auf Nichts ein, Spinola starb am 12. März 1695, nachdem er Kraft und Leben einer gänzlich hoffnungslosen Sache geopfert hatte, und der zwischen Leibnitz und Bossuet eingeleitete Briefwechsel zeigte dem Letzteren sehr bald, daß zwischen dem katholischen und protestantischen Standpunkt in der Lehre von der Kirche eine Vermittlung nicht möglich ist. Er gab daher dem deutschen Philosophen keine Antwort mehr, was bei einer späteren Erneuerung der Correspondenz Leibnitz mit gleicher Münze heimzahlte.

Spinola's Nachfolger im Bisthum, ein Graf Buchheim, ging im Jahre 1698 nochmals nach Hanover, um die frühere Unterhandlung wieder anzuknüpfen; allein die

dem Hause Hanover eröffnete Aussicht, nach dem Tode der Königin Anna den englischen Thron zu besteigen, heilte dieses Fürstenhaus rasch und gründlich von allen katholisirenden oder unionistischen Anwandlungen. Im Jahre 1700 begab sich zwar Leibnitz nach Wien, allein er arbeitete nicht mit dem Bischof von Neustadt in Unionsangelegenheiten, sondern verfaßte eine Denkschrift zur Vertheidigung der österreichischen Ansprüche auf die Thronfolge in Spanien. Der Unionsplan war begraben.

So endete der letzte, trotz seiner selbstverständlichen Erfolglosigkeit auch für die Gegenwart noch interessante und lehrreiche Versuch, im armen Deutschland zwei Gegensätze zu vereinigen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch den Durchmesser des Weltalls von einander geschieden sind.

Dieser Versuch hat seinen ganz besonderen geschichtlichen Werth insofern, als jeder billige Beurtheiler aus demselben erkennen muß, wie gänzlich ferne Kaiser Leopold, von dem auch die protestantische Universität Halle einen Freibrief erhielt, dem Geiste der Unduldsamkeit und des Fanatismus stand, wie leicht er zu jeder Maßregel der Milde und Versöhnlichkeit auch auf religiösem Gebiete zu bestimmen war. Auch der angeblich so große Einfluß der Jesuiten auf ihn zeigt sich in dieser ganzen Angelegenheit in einem höchst unscheinbaren Lichte. Denn die Gesellschaft Jesu hat das Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus von Anfang ihres Bestehens an durchaus richtig und folgerichtig begriffen, und sie hat, so weit mein Wissen reicht, während ihrer ganzen Geschichte bis auf die heutige Stunde in dieser Erkenntniß und in dem entsprechenden Handeln auch nicht einen Augenblick gewankt.

Deutschland aber fuhr fort, auch nach Kaiser Leopolds Tode ein religiös zerrissenes und darum politisch krankes

Land zu bleiben. Auch dieser Zustand hat bis heute nicht aufgehört und es ist also jedenfalls nicht ausschließlich der Geist des **habsburgischen** Hauses daran schuldig, wenn wir aus dem alten Elend auch in neuen Formen nicht herauszukommen vermögen.

## VI.

### Die innere Verwaltung.

Unsere gegenwärtige Zeit hat uns mehr als ein Beispiel geliefert, daß große Staaten nach ebenso großen Niederlagen und erschütternden Kriegsunfällen in außerordentlich kurzer Zeit wieder zu einer glänzenden Entfaltung von Volkskraft und Volkswohlstand gelangten, weil eine vortreffliche innere Verwaltung, namentlich ein einsichtsvoll geleitetes Finanzwesen, die politische Wiedergeburt möglich machte und beschleunigte. An die europäischen Staaten, wie sie nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges waren, durfte man derartige Ansprüche nicht erheben. Die allgemeine Zerrüttung, Verwilderung und Verwüstung hatte in Deutschland und Oesterreich einen Grad erreicht, von welchem wir uns jetzt kaum eine entfernte Vorstellung zu machen vermögen. Der moderne Staat selbst war noch in den Anfangsgründen seiner Entwicklung, und mit ihm die Regierungs- und Verwaltungs-Wissenschaft. Schon aus diesen allgemeinen Gründen darf es uns nicht befremden, wenn die innere Verwaltung der österreichischen Monarchie unter der Regierung Kaiser Leopolds I. Manches zu wünschen übrig läßt. Zu jenen Gründen kamen aber noch mit erschwerendem Gewicht die eigenthümlichen Verhältnisse gerade der **österreichischen** Monarchie, ihre unvermittelte und unverschmolzene Zusam-

mensetzung aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen und die Ungunst der Zeit, welche gerade diesem Staat keine Ruhe gönnte, um gewissermaßen zu sich selbst zu kommen, sondern nach jedem kurzen Anfang einer friedlichen inneren Entwicklung immer wieder durch neue furchtbare Kriegsstürme entweder von Ost oder von West das mühsam Gegründete gewaltsam zusammenriß.

Auch Kaiser Leopold selbst war nicht das Muster eines Administrators. Die christlichen Tugenden der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit nahmen in seinem Denken und Handeln eine hervorragende Stelle ein; darum war er allezeit geneigt, im einzelnen Falle nachzugeben und dadurch die nothwendige Folgerichtigkeit und Unbeugsamkeit, welche jedes Regierungssystem festhalten muß, zu durchbrechen. Endlich war Leopold in der ersten Hälfte seiner Regierung mit seinen Ministern vielfach unglücklich, und in der zweiten Hälfte belastete er sich selbst zu sehr mit Geschäften, so daß mancherlei Unfug und Mißbräuche trotz der gewissenhaftesten Thätigkeit des Kaisers nicht auszurotten waren.

Fürst Wenzel Lobkowitz insbesondere scheint, so sehr wir dessen auswärtige Politik zu mißbilligen gezwungen sind, in Bezug auf die innere Verwaltung unter den verschiedenen Rathgebern Leopolds noch verhältnißmäßig das größte Lob zu verdienen. Er suchte theilweise auf dem Weg der Organisation der Behörden zu besseren Zuständen zu gelangen. Die österreichische Hofkanzlei, früher mit der Reichshofrathskanzlei verbunden, wurde von dieser getrennt, d. h. es wurden die inneren österreichischen Angelegenheiten von jenen des deutschen Reiches streng geschieden. Diese Hofkanzlei hatte die Entschließungen des Monarchen vorzubereiten und Gesetze allgemeiner Natur zu entwerfen, befaßte sich aber seit dem siebenzehnten Jahrhundert nicht mehr mit

den Ländern der böhmischen und ungarischen Krone, für welche besondere Hofkanzleien errichtet worden waren, sondern nur mit den Angelegenheiten der deutschen Erblande. Sie war das eigentliche Organ des werdenden absolutistischen Staates. Auf den Rath des Fürsten Lobkowitz wurde im Jahre 1665 der kenntnißreiche, erfahrene und arbeitsame, aber starre und zuweilen rohe, in bürgerlichem Stande zu Freiburg im Breisgau geborene Paul Hocher zum Präsidenten der österreichischen Hofkanzlei ernannt, und bekleidete dieses hochwichtige Amt viele Jahre lang bis zu seinem Tode. Die Hofkanzlei zerfiel in drei Abtheilungen für die drei Gruppen der deutsch-österreichischen Lande: Inneröstereich, Niederösterreich und Oberösterreich, d. h. Tirol und die Vorlande. Unter der obersten Leitung dieser wohl organisirten und gut beherrschten, selbst gut herrschenden Behörde gestalteten sich die Angelegenheiten der Justiz und Polizei in Oesterreich günstig.

Schlimmer stand es, und wahrhaft schlimm mit dem alten Erbübel Oesterreichs, der Finanzwirthschaft. Schon seit Kaiser Maximilian II. befand sich der österreichische Staatshaushalt in Unordnung, und die Zeiten des dreißigjährigen Krieges waren begreiflicher Weise nicht geeignet, hierin eine Aenderung zum Besseren herbeizuführen. Regalien, Zölle, Staatsgüter waren verpfändet, Aemter und Ehren schon zum voraus verkauft, die Ausgaben vergrößert, die Einnahmen vermindert. Der Staat borgte häufig bei Privaten, welche Zinsen zu Zinsen rechneten, so daß in der zweiten Generation das Kapital drei- und vierfach heimbezahlt werden mußte. An einer geordneten Rechnungsablage, Revision und Controle fehlte es gänzlich. Diese Wirthschaft mit allen ihren Unterschleifen und Mißbräuchen mußte Leopold übernehmen, und es muß der Wahrheit gemäß zu-

gegeben werden, daß es ihm nicht gelungen ist, dieses Uebel irgendwie gründlich zu besiegen.

Merkwürdig sind die nach unseren jetzigen Begriffen und Verhältnissen außerordentlich kleinen Ziffern, welche die damaligen Finanzzustände charakterisiren. Die Schuldenlast betrug im Jahre 1670 781,870 fl., das gesammte öffentliche Einkommen der deutsch-österreichischen Erblande belief sich jährlich auf etwa 2½ Millionen, die ordentlichen Ausgaben nur auf 2 Millionen. Die Besoldungen waren gering, der Hofhalt kostete im Jahre 1667 nur 262,470 fl. Unter diesen Umständen hätte man einen vortrefflichen Fortgang der Dinge erwarten sollen; allein die Kriege und die Unterschleife verschlangen nicht nur den Ueberschuß, sondern führten eine solche Zerrüttung herbei, daß sogar die Gesandten in Paris und Madrid und die ungarischen Gubernialräthe oft Jahre lang auf ihre Besoldung warten mußten.

An der Spitze dieses Finanzunwesens stand die kaiserliche Hofkammer, den einzelnen Länderkammern übergeordnet und in drei Abtheilungen zerfallend, eine für das deutsche Reich und Niederösterreich, eine für Böhmen und eine für Ungarn. Präsident der Hofkammer war unter Leopold I. zum großen Unsegen des Monarchen und des Landes während voller 24 Jahre (1656 bis 1680) Ludwig, Graf von Sinzendorf, ein gewandter Höfling, aber ebenso talentlos wie unehrlich. Seine Unterschleife waren allgemein bekannt; der Kaiser hatte ein Pferd, das nicht fett werden wollte; ein Witzling sagte zu ihm: „Wenn Ew. Majestät das Pferd fett haben wollen, machen Sie es zum Kammerpräsidenten.“ Ein Anderer sagte: „Wenn der Kaiser mit Sinzendorf spielt und gewinnt, so gewinnt er nur sein eigenes Geld.“ Sinzendorf verkaufte Aemter und Gnaden, erwarb alte Staats- und Hofschulden um einen niedrigen Preis, ließ sich dann

die ganze Summe auszahlen, und wurde durch diese und andere ähnliche Mittel ein steinreicher Mann; so oft ihm eine Prüfung der Rechnungen drohte, wußte er sie durch Geld abzuwenden. Er machte zwar auch einzelne Versuche, Handel und Industrie in Oesterreich zu beleben, allein mit ebenso wenig Glück als Geschick; er wollte von jeder Unternehmung gleich den Nutzen sehen, verschwendete daher rasch viel Geld, ohne der natürlichen Entwicklung einer Sache ihren Lauf zu lassen, und hatte auch bei solchen Angelegenheiten immer sein Privatinteresse im Auge. So wurde beispielsweise eine „orientalische Handelscompagnie" gegründet, für welche große Geldsummen zusammenkamen, die aber schon nach zwei Jahren dem Bankerott nahe war. Mit Mühe rettete die Gesellschaft noch einen Theil ihres Kapitals und trieb damit den ungarischen Ochsenhandel, für welchen sie sich ein Monopol zu verschaffen wußte. Sinzendorf gab sich auch mit Goldmachern und Alchymisten ab, so z. B. mit dem Abenteurer Francesco Giuseppe Borri, welcher im Jahre 1670 in Wien war und lange Zeit hindurch die Welt glauben gemacht hat, er habe damals den Kaiser Leopold von einer Vergiftung durch brennende Kerzen geheilt, während doch der Kaiser um jene Zeit ganz gesund war. Sinzendorfs Wirthschaft war so schlecht, daß sogar aus der Mitte des unter ihm stehenden Collegiums eine sehr ernsthafte und gründliche Opposition gegen ihn sich erhob. Der Hofkammerrath und Vicepräsident Johann Quintin Graf Jörger, ein allgemein geachteter, einsichtsvoller, geschäftskundiger und ehrlicher Mann, richtete schon im Jahre 1666 eine Klagschrift an den Kaiser: Sinzendorf sei über seine Instruction hinausgegangen, handle nach Willkür, beachte keine fremde Meinung; das ganze Rechnungswesen sei in Unordnung, die Visitationen würden gänz-

lich unterlassen, die getreuen und tauglichen Diener würden entfernt, fremde und unbrauchbare angestellt. Den jährlichen Voranschlag gebe der Präsident nie rechtzeitig, sondern erst wenn es die höchste Noth erfordere. In einer zweiten Denkschrift vom Jahre 1667 deckte Jörger noch mehr im Detail die Schäden der Verwaltung auf, klagte Sinzendorf an, daß er sich, wenn nicht um eine Million, doch gewiß um einige hunderttausend Gulden bereichert habe, daß er sich rühme, er habe keine Rechnung abzulegen.

Auch Fürst Lobkowitz trat, als er nach Auerspergs Sturz erster Minister wurde, gegen Sinzendorfs Wirthschaft auf und setzte dem Kaiser in einer Denkschrift auseinander, daß es auf dem bisherigen Wege nicht fortgehen könne. Leopold war gleich bereit, bei sich selbst anzufangen, seine eigenen Ausgaben herabzusetzen, und befahl auch den Vorständen der Hofämter, sich einzuschränken. Allein von allen Seiten tönte ihm die Antwort entgegen, man sei ohnedieß schon eingeschränkt genug und könne unmöglich in den Ausgaben noch weiter herabgehen. Es wurde nun eine Commission zur Prüfung der Verwaltung eingesetzt, vor welcher der Kammerpräsident die vollständigsten Angaben zu machen verpflichtet sein sollte. Diese Commission sollte die Buchhaltung prüfen, die Rechnungsausweise durchsehen, die untauglichen Beamten entfernen, alle Mittel zur Vermehrung der Einkünfte, zur Hebung von Industrie und Handel angeben. Allein bald beschwerte sich die Hofkammer gegen die Commission; letztere lasse sich mehr auf Persönlichkeiten ein, als auf eine Reform des Amtes, und richte ihre Angriffe auch gegen ehrliche Beamte. Sinzendorf legte der Commission alle möglichen Hindernisse in den Weg, und es kam in Folge dessen zu heftigen Erörterungen zwischen ihm und Lobkowitz. Das Ende der ganzen Sache

war ein klägliches: am 2. Januar 1672 erstattete Sinzendorf einen Bericht über die Besserung der Finanzen, in welchem vorzugsweise nur von Steuererhöhung und Steuereintreibung die Rede war. Der Kaiser aber wurde gänzlich getäuscht: mit Handbillet vom 17. Juni 1672 versicherte er den Hofkammerpräsidenten seiner vollen Gnade: er habe erkannt, daß Sinzendorf und seine Räthe ihre Pflicht erfüllt und die ausgesprengten verläumderischen Anklagen nicht verdient haben; die Commission solle geschlossen und aufgehoben werden. Die Untersuchung der Finanzverwaltung wurde ausschließlich in Sinzendorfs Hand gegeben, und nur im Allgemeinen ihm die Aufsicht über die Landkammern, die Abstellung der Mißbräuche, die Vermehrung der Einkünfte und die Verminderung der Ausgaben anempfohlen. Die Commission ward aufgelöst, und mit der Reform des Finanzwesens war es vorbei. Statt einer durchgreifenden Veränderung in den leitenden Kreisen wurden neue Instructionen für untergeordnete Aemter und Kassen ausgegeben, Visitationen der Landkammern angeordnet, rückständige Steuern eingetrieben. Die Verwaltung blieb wie sie war; Sinzendorf lebte wie zuvor auf großem Fuße, und erhielt sich trotz aller Unterschleife noch bis 1680 im Amte. Er blieb mit Lobkowitz auf gespanntem Fuße, suchte ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden, und überlebte ihn in des Kaisers Gunst.

Allein im Jahre 1679 nöthigte die bodenlose Geldnoth den Kaiser abermals, ein Gutachten von Jörger über die Finanzübelstände sich erstatten zu lassen. Derselbe sprach sich neuerdings mit großer Freimüthigkeit aus über die Eigenschaften, welche ein Hofkammerpräsident oder Finanzminister haben müsse, und über die entgegengesetzten Fehler, an welchen Sinzendorfs Verwaltung leide. Seine Ver-

besserungsvorschläge sind gerichtet auf eine neue Organisation der Hofkammer, jährliche Berichterstattung des Präsidenten über seine Verwaltung, die im geheimen Rath vorzulesen und zu prüfen sei, Untersuchung über den gar zu rasch entstandenen Reichthum der Beamten, sowie über den Ankauf kaiserlicher Schulden, endlich auf Errichtung einer Hauptkasse, in welche die einzelnen Beamten alles Geld einliefern, das nicht zu frommen Zwecken oder zu Amtshandlungen nöthig ist. Ferner beantragt er bessere Wirthschaft bei Hofe und in der Verwaltung, beschränktere Verleihung der Würden und der damit verbundenen Geldgnaden, gesetzliche Beschränkung des Luxus am Hof und beim Militär, Bezahlung der Kriegsschulden, Anlegung von Magazinen und Zeughäusern während der Friedenszeit, damit man nicht während des Krieges dazu gezwungen sei, endlich einen jährlichen vorläufigen Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben. — Meines Erachtens zeigen gerade diese Verbesserungsvorschläge in ihrer naiven Vortrefflichkeit auf's Beste, wie sehr die österreichische Finanzverwaltung einerseits in den Anfangsgründen stand und andererseits im Argen lag. Dagegen schlägt Jörger, den Ideen und Einsichten seiner Zeit voraneilend, auch eine allgemeine gleiche Besteuerung mit Aufhebung aller desfallsigen Vorrechte und Befreiungen vor.

In Folge dieses Gutachtens ernannte der Kaiser abermals eine Untersuchungscommission über Sinzendorfs Verwaltung. Nach sorgfältiger Prüfung, und nachdem Sinzendorf in Bezug auf die meisten Anschuldigungen Geständnisse abgelegt und die Gnade des Kaisers angefleht hatte, wurde er wegen schlechter Verwaltung, Amtsvernachlässigung, Diebstahl, Betrug und Meineid für schuldig erklärt, aller seiner Aemter entsetzt und verurtheilt, an einem vom

war ein [illegible] frei ... zu bestimmenden Ort als Privatmann zu leben und dorf ei[illegible] eine Entschädigungssumme von 1,970,000 fl. zu bezahlen. welche[illegible] Seine Güter wurden zum Kauf ausgeboten, aber Leopolds eint[illegible] Gnade gab der Familie des Unglücklichen mehrere derselben zurück. Im folgenden Jahre starb Sinzendorf. Seine untergebenen Beamten handelten vielfach nicht besser als er. Sinzendorfs Nachfolger war der, wie der Hofkanzler Hocher aus dem Breisgau stammende Christoph Abele, ein ziemlich ordinärer Emporkömmling, der durch Verschlagenheit und Geschäftskenntniß sich aus den Kanzleien emporgearbeitet und namentlich in der großen ungarischen Verschwörung gute Dienste geleistet hatte. Er starb 1685 im Alter von 67 Jahren, ohne die Hofkammer wesentlich gebessert zu haben. Leopold hinterließ allerdings seinem Sohne die österreichischen Finanzen in keinem viel besseren Zustande, als er sie von seinem Vater übernommen hatte; denn auch nach Sinzendorfs Sturz und nach Beseitigung des gröbsten Unfugs dauerten viele und wesentliche Mängel der Verwaltung fort, und die unausgesetzten gewaltigen Kriege ließen die Monarchie nicht zur Ruhe und das Volk nicht zu Wohlstand kommen. Die gegenwärtige Zeit aber urtheile in und außer Oesterreich nicht zu heuchlerisch streng über diese Dinge, sondern blicke lieber in den nur leicht umflorten Spiegel ihrer eigenen Schande und ziehe die Balken aus dem eigenen Auge.

Wie Kaiser Leopold den politisch treulosen und aufrührerischen ungarischen Protestanten mit rücksichtsloser Strenge entgegentrat und andererseits in den Bemühungen zur Wiedervereinigung oder Versöhnung der getrennten Religionsparteien bis an die äußerste Grenze des vom katholischen Standpunkte aus Zulässigen und Denkbaren ging, habe ich schon an früheren Stellen gezeigt. In den deutsch-österrei-

chischen Ländern ließ er, von seiner hohen Gerechtigkeits=
liebe geleitet, die Verhältnisse der Protestanten in demjeni=
gen Stand, in welchem er sie bei seinem Regierungsantritt
getroffen hatte, und welcher durch den westfälischen Frieden
gewährleistet war. Selbst der protestantische Geschichtschrei=
ber K. A. Menzel muß anerkennen, daß Leopold in die=
sen Angelegenheiten mit Schonung und innerhalb gesetzlicher
Formen handelte, ohne Härte und ohne Verfolgung der
Personen, die er vielmehr, wenn ihre Beschwerden an ihn
gelangten, gegen widergesetzliche Bedrückung in Schutz nahm.
Einem protestantischen Fürsten, der an den kaiserlichen Hof
kam, sagte Leopold: „Seien Sie versichert, daß wir
kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben.
Der Zustand aber ist bekannt, daß wir hernach
nicht Alles verhindern können, wenn sie sich nicht
genug in Acht nehmen, sondern nur einen Schein
geben, daß die Gegner sich bei uns über sie be=
schweren können."

Im Uebrigen war Kaiser Leopold, so zweifellos seine
strenge Frömmigkeit und katholisch=kirchliche Gesinnung fest=
steht, so sehr und gern er auf den Rath würdiger Priester
zu hören pflegte, doch keineswegs geneigt, staatliche Inte=
ressen priesterlichen Wünschen zu opfern. Durch ganz Eu=
ropa herrschte in seiner Zeit das absolute Fürstenthum;
die politische Anschauung des Absolutismus erfüllte die
Herrschenden und die Unterthanen; auch Leopold lebte ganz
natürlich in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit. Damit
hängt es denn zusammen, daß wir sogar unter der Regie=
rung dieses angeblich von den Jesuiten regierten Monar=
chen ganz unverkennbare Spuren der Tendenz finden, die
Rechte der katholischen Kirche und Geistlichkeit durch Re=
gierungsverordnungen zu beschränken. Es wurde festgesetzt,

Kaiser zu bestimmenden Ort als Privatmann zu leben und eine Entschädigungssumme von 1,970,000 fl. zu bezahlen. Seine Güter wurden zum Kauf ausgeboten, aber Leopolds Gnade gab der Familie des Unglücklichen mehrere derselben zurück. Im folgenden Jahre starb Sinzendorf. Seine untergebenen Beamten handelten vielfach nicht besser als er. Sinzendorfs Nachfolger war der, wie der Hofkanzler Hocher aus dem Breisgau stammende Christoph Abele, ein ziemlich ordinärer Emporkömmling, der durch Verschlagenheit und Geschäftskenntniß sich aus den Kanzleien emporgearbeitet und namentlich in der großen ungarischen Verschwörung gute Dienste geleistet hatte. Er starb 1685 im Alter von 67 Jahren, ohne die Hofkammer wesentlich gebessert zu haben. Leopold hinterließ allerdings seinem Sohne die österreichischen Finanzen in keinem viel besseren Zustande, als er sie von seinem Vater übernommen hatte; denn auch nach Sinzendorfs Sturz und nach Beseitigung des gröbsten Unfugs dauerten viele und wesentliche Mängel der Verwaltung fort, und die unausgesetzten gewaltigen Kriege ließen die Monarchie nicht zur Ruhe und das Volk nicht zu Wohlstand kommen. Die gegenwärtige Zeit aber urtheile in und außer Oesterreich nicht zu heuchlerisch streng über diese Dinge, sondern blicke lieber in den nur leicht umflorten Spiegel ihrer eigenen Schande und ziehe die Balken aus dem eigenen Auge.

Wie Kaiser Leopold den politisch treulosen und aufrührerischen ungarischen Protestanten mit rücksichtsloser Strenge entgegentrat und andererseits in den Bemühungen zur Wiedervereinigung oder Versöhnung der getrennten Religionsparteien bis an die äußerste Grenze des vom katholischen Standpunkte aus Zulässigen und Denkbaren ging, habe ich schon an früheren Stellen gezeigt. In den deutsch-österrei-

chischen Ländern ließ er, von seiner hohen Gerechtigkeitsliebe geleitet, die Verhältnisse der Protestanten in denjenigen Stand, in welchem er sie bei seinem Regierungsantritt getroffen hatte, und welcher durch den westfälischen Frieden gewährleistet war. Selbst der protestantische Geschichtschreiber K. A. Menzel muß anerkennen, daß Leopold in diesen Angelegenheiten mit Schonung und innerhalb gesetzlicher Formen handelte, ohne Härte und ohne Verfolgung der Personen, die er vielmehr, wenn ihre Beschwerden an ihn gelangten, gegen widergesetzliche Bedrückung in Schutz nahm. Einem protestantischen Fürsten, der an den kaiserlichen Hof kam, sagte Leopold: „Seien Sie versichert, daß wir kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben. Der Zustand aber ist bekannt, daß wir hernach nicht Alles verhindern können, wenn sie sich nicht genug in Acht nehmen, sondern nur einen Schein geben, daß die Gegner sich bei uns über sie beschweren können."

Im Uebrigen war Kaiser Leopold, so zweifellos seine strenge Frömmigkeit und katholisch-kirchliche Gesinnung feststeht, so sehr und gern er auf den Rath würdiger Priester zu hören pflegte, doch keineswegs geneigt, staatliche Interessen priesterlichen Wünschen zu opfern. Durch ganz Europa herrschte in seiner Zeit das absolute Fürstenthum; die politische Anschauung des Absolutismus erfüllte die Herrschenden und die Unterthanen; auch Leopold lebte ganz natürlich in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit. Damit hängt es denn zusammen, daß wir sogar unter der Regierung dieses angeblich von den Jesuiten regierten Monarchen ganz unverkennbare Spuren der Tendenz finden, die Rechte der katholischen Kirche und Geistlichkeit durch Regierungsverordnungen zu beschränken. Es wurde festgesetzt,

daß die Geistlichkeit ohne kaiserliche Zustimmung keine liegenden Güter erwerben könne, daß kein Kloster ohne Mitwirkung eines Regierungskommissärs einen Abt oder eine Äbtissin wählen dürfe, daß die Anstellung der niederen Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron ausgehen müsse u. s. w. So fromm Leopold war, so wurde er doch auf diesem Gebiete der inneren Verwaltung, gerade wie wir es auf jenem der auswärtigen Politik gesehen haben, in seiner Handlungsweise ausschließlich bestimmt durch das österreichische Staatsinteresse, wie er es zu begreifen sich befähigt fühlte. Gerade weil er ein ernsthaft religiöser Mann war, stand ihm die Berufstreue und Pflichterfüllung in seinem hohen Fürstenamt in erster Reihe. Dabei sind Irrthümer und Fehler möglich und wirklich, aber der Kern und die Quelle des Handelns war tüchtig und rein.

Um die Uebersicht der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung unter Kaiser Leopold zu vervollständigen, soll nun auch noch mit einigen Worten von der Kriegsverwaltung die Rede sein. Auf diesem Gebiet herrschte, im engsten Zusammenhang natürlich mit der schlechten Finanzverwaltung, ebenfalls eine große Noth. Die Ansprüche, welche der rastlose Sturm der Zeiten fortwährend an die Geld- und Menschenkräfte der Monarchie machte, waren ungeheuer. Frankreich war auf der Bahn der staatlichen Entwicklung, des Absolutismus und der Centralisation um ein halbes Jahrhundert vorangeeilt, sein König war ein begabter, leidenschaftlicher, rastlos thätiger Mann. Diesem gefährlichen Hauptfeinde gegenüber waren Oesterreichs Kräfte fast immer unzulänglich, und nur die sichtbare Hilfe der Vorsehung konnte die Monarchie vom Untergang retten. Allein die auf's Höchste gespannten, verzweifelten Anstren-

gungen, in Verbindung mit der durchschnittlich geringen Begabung der meisten österreichischen Beamten, brachten Unordnung und Verwirrung in die Armeeverwaltung. Trotz des vielen Geldes, welches immer gebraucht wurde, waren die Soldaten meistens nicht gut ausgerüstet, schlecht genährt, unregelmäßig besoldet. Der große Feldherr Prinz Eugen wurde durch diese Dinge oft in den bewundernswürdigsten Thaten gehemmt, oft beinahe zur Verzweiflung gebracht, und seine Schilderungen der Mißstände, mit welchen er zu kämpfen hatte, sind manchmal geradezu haarsträubend. Endlich entschloß sich, wie wir früher gesehen haben, dieser geniale Mann, neben dem Amte des Oberfeldherrn zugleich jenes des Hofkriegsrathspräsidenten, d. h. des Kriegsministers, zu übernehmen. Kaiser Leopold erkannte den Werth dieses Retters seiner Monarchie in seiner vollen Bedeutung: Neid, Eifersucht und Undankbarkeit waren des Kaisers reiner Seele gänzlich fremd. Darum gab er sein Heerwesen mit unbeschränktem Vertrauen in Eugens Hand, und dieser hat in der That die österreichische Armee vollständig umgestaltet und einer jeden europäischen ebenbürtig gemacht, was sie auch bis 1866 geblieben ist. Allein Leopold sollte die Vollendung dieses großen Werkes nicht erleben: Eugens schöpferische Thätigkeit hatte erst wenige Jahre gedauert, als der Kaiser vom irdischen Schauplatz abgerufen ward.

Das Gesammtbild der inneren Staatsverwaltung unter Leopold I. zeigt uns einen aus den Trümmern des mittelalterlichen Feudalstaates unter schweren Geburtswehen sich erst allmälig und unter aller möglichen Ungunst der Verhältnisse hervorarbeitenden absoluten Polizeistaat unter dem Scepter eines gerechten, väterlich milden, nur im wahren Nothfall unerbittlich strengen, rastlos arbeitsamen, aber der selbstgesteckten Aufgabe nicht auf allen Gebieten gewachsenen

Monarchen. Wer mehr zu seinem Nachtheil sagt, gibt der Wahrheit nicht die Ehre; sie auch zu seinem Vortheil nicht zu beleidigen, ist meine Pflicht. —

## VII.

### Der kaiserliche Hof.

In dem wechselvollen, bunten, von Leidenschaften aller Art bewegten Getriebe der österreichischen Hof- und Regierungskreise stand während eines halben Jahrhunderts der äußerlich unscheinbare Kaiser Leopold gleichwohl als der feste geistige Mittelpunkt, seines Strebens und Wollens sich klar und sicher bewußt. Es ist ein großer Irrthum der Geschichtsbaumeister einer gewissen, wohl bekannten Richtung, wenn sie meinen, ihr wegwerfendes Urtheil über diesen Monarchen sei eine ausgemachte Thatsache der Wissenschaft: es wird keinem Vernünftigen einfallen, die Lorbeern eines Helden um Leopolds Stirn zu winden, oder einen politischen Riesen aus ihm machen zu wollen, aber die richtige und unläugbare Bedeutung des Kaisers für die Entwicklung seiner Monarchie wird in steigendem Maße erkannt werden, je mehr die Freunde dieser Monarchie sich jeder unhaltbaren Uebertreibung zu enthalten wissen. Bereits haben sich protestantische Geschichtsforscher von unparteiischer Wahrheitsliebe und gründlichen Kenntnissen veranlaßt gesehen, es nachdrücklich auszusprechen, daß die von Leopold I. gewählte und beharrlich eingehaltene Politik sich als der richtige Weg Oesterreichs auch im weiteren Fortschritt der europäischen Dinge erprobt habe, und diese gewichtige Wahrheit sollte mit allem Ernste beherzigt werden von den Machthabern der Gegenwart. In der That kann

der Einsicht und Festigkeit Leopolds in Bestimmung seiner politischen Entschließungen, seiner standhaften Ausdauer in dem einmal Beschlossenen, seiner heldenmüthigen Festigkeit und Ruhe in jeglichem Mißgeschicke weder ihr sittlicher Werth, noch ihr großer Antheil an dem, was Oesterreich bis in die letzten Jahrzehnte in Europa bedeutet und gegolten hat, ohne Ungerechtigkeit abgesprochen werden. Die vielfach behauptete politische Abhängigkeit des Kaisers von der katholischen Priesterschaft im Allgemeinen oder von der Gesellschaft Jesu insbesondere war in der That nicht begründet, wie wir dieß an der Hand unzweideutiger geschichtlicher Thatsachen gesehen haben. Wie Leopold überhaupt in der Wahl seiner Räthe und Feldherren sehr unabhängig und entschlossen, auch frei von aller Eifersucht und undankbaren Gesinnung war, so nahm er auch keinen Anstand, die Schicksale seiner Armeen und damit seines Reiches voll unbedingten Vertrauens in die Hand des Prinzen Eugen zu legen, dessen Denkweise in kirchlichen Dingen mit den Anschauungen der Jesuiten in einem sehr ausgesprochenen Gegensatze stand. Auch zum Oberhofmeister seines Sohnes und Nachfolgers Josef wählte der Kaiser in der Person des Fürsten Salm einen Mann, dessen Gesinnungen den Jesuiten nicht gefallen konnten, und welcher sich gleichwohl behauptete. Der Kaiser schätzte und verehrte in der Gesellschaft Jesu ein höchst werthvolles Glied des kirchlichen Organismus, und seine persönliche Frömmigkeit stand in vollster Uebereinstimmung mit den Lehren und Vorschriften der Jesuitenväter, aber niemals dachte er daran, sich von ihnen oder von Einzelnen unter ihnen in politischen Dingen grundsätzlich leiten zu lassen. Er war, wie gesagt, selbst der feste Punkt, um den sich Alles drehte. Unter ihm und durch seine Politik ist Oesterreich eine europäische

Großmacht geworden, und man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß ihm dieß gleichsam ohne sein Wissen und Wollen im halben Schlafe gelungen sei. Er hatte weder das Talent noch die Lust, sich mit äußerlich glänzenden Herrschereigenschaften geltend zu machen: aber was die Hauptsache ist, denken und arbeiten, das verstand er ganz gehörig.

Und dieser nach allen Richtungen bedeutende Mann, welcher neben Ludwig XIV. an der Spitze der civilisirten Welt stand, und diesem französischen König gegenüber so recht eigentlich das christliche, gute Princip darstellte, führte zugleich an seinem ziemlich ernsten und düstern Hofe ein Leben großer Einfachheit und Zurückgezogenheit, jedenfalls ein Leben ohne Pracht und Ueppigkeit. Ein Reisender aus dem Jahre 1704 sagt: „Die kaiserliche Burg hat ein schlechtes Ansehen, besonders der innere Hof mit den Zimmern des Kaisers. Die Mauern sind dick und plump, wie die einer Stadtmauer, die Treppen finster und ärmlich, ohne alle Verzierung, die Zimmer niedrig und eng, die Decken oben mit gemalter Leinwand überzogen, die Dielen von den gemeinsten Tannenbrettern, wie sie bei den einfachsten Bürgern nicht geringer anzutreffen sein dürften. Alles ist so einfach, als wenn es für Mönche erbaut wäre. Auf einem kleinen mit Mauern umgebenen Platz unter dem Zimmer der Kaiserin, welcher das Paradiesgärtlein heißt, werden einige Blumen und Bäume kümmerlich unterhalten.“ In diesen Gemächern lebte der deutsche Kaiser, wenn er nicht auf seinen Landsitzen Laxenburg, Ebersdorf und Schönbrunn war, in täglicher harter Arbeit und tiefer Zurückgezogenheit. Den Hof beherrschte im Allgemeinen die spanische Etiquette; auch des Kaisers Kleidung war im Wesentlichen die spanische: schwarz, mit überhängendem offenem

Mantel, Strümpfe und Hutfeder scharlachroth, auf der Brust das goldene Vließ; in Fällen von Familientrauer pflegte er sechs Wochen lang den Bart wachsen zu lassen. Eine unwandelbare Tagesordnung, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, regelte Arbeit und Erholung. Fuhr der Kaiser auswärts, so zählte sein Wagenzug stets 20 Wagen, und wurde innerhalb der Residenzstadt von der Leibwache zu Pferd und zu Fuß begleitet. In der ersten Kutsche saß der Kaiser vorwärts, die Kaiserin ihm gegenüber; zu beiden Seiten gingen zahlreiche Hofbediente mit entblößten Häuptern. Außerhalb der Stadt nahm der Kaiser manchmal einen seiner Minister in den Wagen, ließ auch wohl einige Wagen vorausfahren. Zum Speisen an seiner Tafel wurden nur Kurfürsten und regierende Reichsfürsten geladen, welche berechtigt waren, sich in des Kaisers Gegenwart zu bedecken; nicht regierende Prinzen und auswärtige Gesandte hatten nur die Erlaubniß, daneben zu stehen, und entfernten sich, wenn der Kaiser den ersten Trunk gethan hatte. Gewöhnlich saß er allein mitten an der Tafel, am oberen Ende die Kaiserin, am unteren eine Erzherzogin. Wenn er aber auf der Jagd war oder bei der Kaiserin speiste, wurden auch nichtregierende Fürsten und Grafen zu Tische gezogen; in letzterem Falle versahen Hofdamen die Bedienung. Die Tafelzeit war elf Uhr. Der Kaiser pflegte höchstens eine Stunde bei Tisch zu bleiben; die Speisen zerlegte er selbst, ohne weitere Hilfe. Man brachte ihm zu Tische jeweils drei Becher, einen mit weißem, einen mit rothem Wein, einen dritten mit Wasser. Leopold trank wenig, und goß immer Wasser zum Weine. Während der Mahlzeit unterhielt er sich auch mit seinen Pagen und Hofnarren, und hörte der Musik zu. Abends pflegte er meist in den Gemächern der Kaiserin zu speisen.

Regelmäßig führte Leopold den Vorsitz in den Geheimerathssitzungen; außerdem ertheilte er dreimal wöchentlich Abends von 7 bis 9 Uhr Audienz für Jedermann, der ihm etwas vorzubringen hatte. Bei der bekannten Milde und Güte des Kaisers war der Zudrang zu diesen Audienzen sehr groß; die sich Anmeldenden wurden Tags zuvor eingeschrieben, und da Leopold auch die längsten Vorträge geduldig anhörte, so nahmen oft drei bis vier Personen einen ganzen Abend weg und es mußte wohl mancher Eingeschriebene lange genug warten, bis die Reihe an ihn kam. Bei einer solchen Gelegenheit soll es vorgekommen sein, daß ein Offizier von der italienischen Armee, der mehrere Abende hindurch vergeblich gewartet hatte, als er einige Geistliche nach einander zum Kaiser hineinrufen sah, diesem fluchend in italienischer Sprache zurief: „Kaiser, laß deine Offiziere rufen, die sich für dich todtschießen lassen, nicht deine Pfaffen, welche dir Mährchen erzählen.“ Es verlautet nichts davon, daß der Kaiser diese Unverschämtheit übel genommen oder bestraft hätte, wie er denn überhaupt trotz aller spanischen Grandezza gerne geneigt war, Vieles hingehen zu lassen, wenn es nicht ohne Geist und Salz war.

Die am Hof herrschende Sprache war im Allgemeinen die italienische. Indem ich dieß bedauere, kann ich nicht umhin, die Lächerlichkeit Derjenigen hervorzuheben, welche diesen Umstand ausbeuten gegen das Haus Habsburg, während sie es ganz entschuldbar und verzeihlich finden, wenn der große Friedrich aus dem Hause Hohenzollern ausschließlich nur französisch sprach und schrieb. In der That und Wahrheit sind diese beiden Thatsachen ungefähr gleich beklagenswerth und gleich entschuldbar. Das Erstere bedarf keiner näheren Begründung; das Letztere weiß Derjenige zu würdigen, welcher aus den literarischen Producten

des siebenzehnten Jahrhunderts die klägliche Verunstaltung der deutschen Rede- und Schreibweise jener Zeit kennen gelernt hat. In der That befand sich damals die deutsche Sprache in einem Zustand der Verzerrung, Mißbildung und Vermischung mit den mannigfaltigsten Brocken aus allen möglichen fremden Sprachen, so daß man es einem gebildeten Menschen kaum ernstlich übel nehmen konnte, wenn er sich in Rede und Schrift lieber eines anderen Idioms bediente. Es war durchaus das Gepräge des dreißigjährigen Krieges, welches mit seinem Kainszeichen noch auf der deutschen Sprache und Literatur ruhte, und es bedurfte der angestrengtesten Arbeit mehrerer Generationen, bis dieser Fluch gehoben war.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten am Wiener Hof war durch eine Reihe von Jahren der Kapuziner P. Emerich, mit seinem Familiennamen Sinelli, ein geborener Ungar, zuerst Prediger an verschiedenen Orten, dann Kapuzinerguardian in Wien, Prediger bei den Schotten, Beichtvater des Fürsten Lobkowitz und später des Kaisers selbst. Er wird geschildert als ein stiller, bescheidener und verschwiegener Mann, der Nichts für sich und Nichts für Andere verlangte, und trotz seiner angeblich einflußreichen Stellung sich stets nur unterschrieb: „Der unterthänigste Kaplan.“ Von 1658 bis 1680, wo er Bischof von Wien wurde, wendete sich der Kaiser in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn; das k. k. Staatsarchiv bewahrt jetzt noch Leopolds Briefe an den „Kaplan“ auf. Freilich weiß Niemand, welches schließlich für Leopold die bestimmenden Einflüsse bei seinen Entschließungen waren. Jedenfalls ist sein Verhältniß zu dem Kapuziner kein Beweis für den beherrschenden Einfluß der Jesuiten, deren offener Gegner Emerich war. Allein die nämlichen Schriftsteller, welche Leo-

pold einen Jesuitenkaiser nennen, erzählen im nämlichen leidenschaftlichen Athemzug auch von der Herrschaft des jesuitenfeindlichen Kapuziners, oder, wenn sie Etwas merken, machen sie in der Geschwindigkeit den Kapuziner auch zu einem Jesuiten. Es kommt nicht so genau darauf an, wenn nur den „Pfaffen" Eins versetzt wird. Im Verhältniß zu Lobkowitz theilte der Kaiser dem P. Emerich alle Anklagen gegen den Minister mit, auf daß dieser seine Feinde kenne und ihnen auszuweichen vermöge. Als Lobkowitz gestürzt wurde, war Emerich der einzige Mensch am Hofe, der ihm gleichwohl freundlich und ergeben blieb. Der Kaiser hatte an diesem Charakterzuge sicherlich kein Mißfallen. Denn von 1674 bis 1680 stand Niemand höher in seiner Gunst, als Emerich. Er starb in Wien 1685, nachdem er noch den Sieg der von ihm im Gegensatz zu Lobkowitz stets empfohlenen milderen Politik in Ungarn erlebt hatte.

Wie gänzlich einsichtslos von den Schriftstellern des Fortschritts über die Verhältnisse an Leopolds I. Hof gesalbadert wird, das sieht man auch an der zuweilen vorkommenden Bemerkung, daß der französisirende Lobkowitz „der Hauptgegner des spanischen Hochmuths, der spanischen Verfinsterung und Unterdrückung" war, daß er aber genau so lange am Hofe allmächtig war, als des Kaisers erste spanische Gemahlin lebte. Die Wahrheit ist, daß die kindlich milde Margaretha Theresia sich nicht um Politik kümmerte und daß Lobkowitz fiel, als Leopold den Beweis in Händen hatte, daß sein Minister, wie dieser von sich selbst aussagte, „ein ergebener Diener des Königs von Frankreich" war. Die spanische Kaiserin aber mochte den Fürsten Lobkowitz wohl leiden, weil er ein geistvoller, unterhaltender Weltmann war; von seinen politischen Neigungen und Irrgängen hatte sie kaum eine Idee.

Eine wohlverdiente hohe Stufe am Hof und in des Kaisers Gunst nahm Graf Raimund Montecuculi ein, der erste Besieger der Türken, welcher durch den moralischen Eindruck der Schlacht bei St. Gotthard alle späteren Heldenthaten gegen die Osmanen erst möglich gemacht hatte. Er war ein Modenese, der sein ganzes Leben in des Kaisers Dienst zugebracht hatte, gern tadelnd und verdrießlich, scharfblickend, vorsichtig und umsichtig, ein tiefer Denker und vielseitig wissenschaftlich gebildeter Mann. Sein schlechter Humor hielt den Kaiser nicht ab, ihm außer der wohlverdienten Achtung eine herzliche Zuneigung zu schenken, die man deutlich aus der großen Theilnahme erkennt, welche Leopold bei seines Feldherrn Erkrankung und Tod ausspricht. Vom Kaiser im Jahre 1672 in den Reichsfürstenstand erhoben, starb Montecuculi zu Linz, wohin er den Kaiser wegen der Pest begleitet hatte, am 16. October 1680, ohne den großen Türkenkrieg zu erleben. Montecuculi's politisch-militärischer Lieblingsplan, die Errichtung einer großen stehenden Armee als Grundlage der kaiserlichen Macht, war von Kaiser Leopold beharrlich abgelehnt worden. Um diesen Gedanken den Kindern unserer Zeit recht verständlich und greifbar zu machen, muß man die Sache so ausdrücken: Montecuculi rieth dem Kaiser, um aus dem Elend des deutschen Reichsunwesens siegreich hervorzugehen, dasjenige Verfahren an, welches Preußen unter dem großen Kurfürsten, unter Friedrich II. und unter Kaiser Wilhelm erfolgreich eingeschlagen hat. Leopold war aber nach seiner sittlich-religiösen Gesinnung ebenso wenig, als nach seinen Grundsätzen politischer Rechtschaffenheit und Friedfertigkeit der geeignete Mann, um auf die wohldurchdachten Plane des tiefsinnigen Italieners thatkräftig einzugehen.

Die wesentlich politischen Männer des Kaiserhofes, Portia, Auersperg, Lobkowitz, Sinzendorf und Hocher, haben wir, weil sie von den politischen Ereignissen untrennbar sind, im Verlauf der Erzählung eben dieser Ereignisse kennen gelernt.

Lobkowitz war erster Minister und zugleich Oberhofmeister gewesen; im ersteren Amte erhielt er keinen Nachfolger, weil Leopold von jener Zeit an sein eigener Premierminister sein wollte; an die Spitze des eigentlichen Hofstaates dagegen wurde nunmehr Johann Maximilian Graf von Lamberg gestellt. Er war der Sprößling eines altösterreichischen Hauses, 32 Jahre älter als der Kaiser, hatte noch den westfälischen Frieden als kaiserlicher Bevollmächtigter unterzeichnet, war lange Jahre Gesandter in Spanien gewesen und hatte Leopolds erste Ehe mit Margaretha Theresia vermittelt. Wenn der intrigante und bis zum äußersten Grad gewissenlose französische Gesandte Gremonville behauptet, Lamberg sei „ganz der Mann, ein großes Präsent anzunehmen, wenn er überzeugt ist, daß es verschwiegen bleibt", so genügt mir diese mit Nichts begründete Lästerrede eines anerkannten Erzbösewichts nicht, um einen dem Kaiser so nahestehenden, in seinem Dienst ergrauten Mann ohne Weiteres als der Bestechung zugänglich zu bezeichnen. Uebrigens hatte und entwickelte auch Lamberg in politischer Beziehung gar keinen besonderen Einfluß. Er war ein sehr gewandter, aber nicht besonders geistreicher, eher etwas beschränkter Hofmann.

Auch der Reichshofrathspräsident Graf Johann Adolf von Schwarzenberg vermochte sich zu keiner eigentlich hervorragenden Stellung aufzuschwingen. Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Oheim und von Frankreich als Nebenbuhler Leopolds bei der Kaiserwahl in Vorschlag

gebracht, aber seinem kaiserlichen Neffen treu geblieben, war Schwarzenbergs vorzüglichster Gönner gewesen; Schwarzenberg hatte sich lange im Ausland herumgetrieben, war mit Leopold Wilhelm in den Niederlanden gewesen, während der Erzherzog dort als Statthalter wirkte, und wurde deßhalb am Wiener Hofe zuerst ziemlich kühl aufgenommen. Auch soll er allein dem Erzherzog gerathen haben, die Bewerbung um die Kaiserkrone ernstlich aufzunehmen, und dem Kaiser Leopold dürfte dieß nicht unbekannt geblieben sein. Allein Schwarzenberg war ein österreichischer Aristokrat von ächtem Schrot und Korn, vertheidigte in der Politik die richtigen Traditionen des Hauses Habsburg, den Zusammenhang Oesterreichs mit Deutschland, die Hoheit des Kaiserhauses, den Bestand des Reiches und seine Unabhängigkeit nach außen. Er war ein Feind der Schweden und Franzosen, und ein sehr geordneter, fleißiger Arbeiter. Im Jahre 1670 wurde er zum Reichsfürsten ernannt, und 1674 in den deutschen Reichstag eingeführt. Sein Einfluß wäre vielleicht bedeutender geworden, wenn er die spätere Zeit des entschlossenen Kampfes gegen Frankreich hätte erleben können; allein er starb, 68 Jahre alt, schon im Jahre 1683, ohne, mit Ausnahme der deutschen Reichsangelegenheiten, eine eigentlich bedeutungsvolle Wirksamkeit entfaltet zu haben. Erwägt man, daß sein Vater Graf Adam Schwarzenberg brandenburgischer Minister während des dreißigjährigen Krieges gewesen war, freilich als solcher dem Kaiser große Dienste geleistet hatte, so findet man es erklärlich, daß der Sohn in Oesterreich noch Schwierigkeiten begegnete. Jedenfalls hat er das Besitzthum, die Bedeutung, das seitherige Ansehen seines Hauses in Oesterreich mit Energie und mit Geschicklichkeit zu begründen gewußt.

Alle die bisher kurz gezeichneten Männer verließen schon in der ersten Hälfte der Leopoldinischen Regierung den Schauplatz des Wiener Hof- und Beamtenlebens; auch Hocher, der starre Absolutist, war wenige Monate vor der Belagerung Wiens gestorben. In der zweiten Hälfte von Leopolds Herrscherzeit sehen wir den Kaiser weder von so zahlreichen, noch auch, mit einziger Ausnahme des Prinzen Eugen von Savoyen, von so bedeutenden Dienern und Rathgebern umringt; Eugen allein wog freilich manches Dutzend auf und leistete durch die feste Begründung und Organisation der Armee für Habsburgs Machtstellung in Europa mehr, als sämmtliche Schreiber und Hofschranzen, klein und groß, hoch und niedrig. Allein Minister und Hofleute waren natürlich immer in ausgiebiger Anzahl vorhanden, wenn ihnen auch Leopold weniger Macht einräumte, als früher; und von den einflußreicheren Persönlichkeiten dieser zweiten Regierungshälfte müssen wenigstens die Hervorragendsten kurz skizzirt werden.

Da begegnet uns denn vor Allen der Rheinländer Theodor Graf von Strattmann, wie Hocher und Abele ein Emporkömmling aus unberühmter Familie, und wie sie durch zähe Arbeitsamkeit und Geschäftsgewandtheit nach und nach emporgestiegen. Im Jahre der Belagerung Wiens wurde er in den Grafenstand erhoben und zu Hochers Nachfolger als Hofkanzler ernannt; von da an bis zu seinem Tod im Jahre 1692 behauptete er sich in Amt und Einfluß; man wirft ihm vor, daß er zwar für alle Fälle und Fragen Rath gewußt habe, allein oft nur Palliativmaßregeln. Er war ein ebenso liebenswürdiger Gesellschafter, wie rascher Arbeiter; der Friedensschluß zu Nimwegen, die Allianz mit den Seemächten im Jahre 1689, und die Verleihung der Kurwürde an Hanover waren die

wichtigsten Staatsangelegenheiten, mit welchen er in erster Reihe zu thun hatte.

Sein Nachfolger im Hofkanzleramt war der Baron Julius Friedrich Bucelini, von dem erzählt wird, Leopold habe ihn aus einer mehr untergeordneten Stellung deßhalb zu Gnaden und Ehren aufgenommen, weil er die Beschlüsse einer vom Kaiser mit nur zwei Vertrauten abgehaltenen wichtigen politischen Conferenz mit unerwartetem Scharfsinn zu errathen verstanden habe. Im Uebrigen wird er als ein gutmüthiger, harmloser, friedliebender Mann geschildert, der ungemein gern Hofkanzler blieb. Er erreichte diesen Wunsch auch vollständig, indem er sich bis zu des Kaisers Tod in seinem Amt behauptete; dann legte er seine Stelle nieder, und starb erst 1712 im Privatstand.

Von weit höherer politischer Bedeutung als Strattmann und Bucelini war der böhmische Hofkanzler Graf Franz Ulrich Kinsky. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, ein großer Menschenkenner, ausgerüstet mit reichen und vielseitigen Kenntnissen, und Leopold übersah leicht sein abstoßendes Wesen, weil er sich auf seine Rechtschaffenheit mit gutem Grund verlassen konnte. Kinsky kannte nur eine eingehende, ernsthafte, gründliche Behandlung aller Dinge, und Strattmanns Arbeiten vom Tisch hinweg war ihm zuwider. Nachdem er beim Abschluß des Nimweger Friedens 1679 mit Strattmann zusammengewirkt, hatte er im Lauf der Zeit eine feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit energischer Bekämpfung Frankreichs gewonnen, und stemmte sich 1697 mit aller Macht, wiewohl ohne Erfolg, gegen den Abschluß des Friedens zu Ryswick. Kinsky war eifrig katholisch und durchaus unbestechlich; von der Erhebung Preußens zur Königswürde wollte er Nichts wissen, desto mehr beförderte er die Wahl des katholisch ge-

wordenen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zum König von Polen. Er starb am 24. Februar 1699, am Hochzeitstage des römischen Königs Josef I., und hinterließ seinem Monarchen die nahe Aussicht auf den unvermeidlich werdenden spanischen Erbfolgekrieg: in den hereinbrechenden schweren Zeiten gedachte der Kaiser wiederholt mit größter Hochachtung des dahingegangenen treuen Dieners. Die auswärtigen Geschäfte übernahm nach Kinsky's Tod der bisher als Gesandter in Madrid gewesene, treue aber unbehilfliche Graf Bonaventura Harrach; obgleich er in der Behandlung der spanischen Thronfolgefrage weder besonderes Geschick noch Glück geholt hatte, blieb ihm dennoch Leopolds Vertrauen unerschüttert. Sein Sohn Alois Thomas war sein Nachfolger in Madrid; er verdarb daselbst, was sein Vater noch gut gelassen hatte. Der alte Harrach starb erst 1706, 69 Jahre alt, zu Karlsbad.

Einer der treuesten, redlichsten und kenntnißreichsten Diener Leopolds war Johann Quintin Graf von Jörger, Convertit, Schwiegervater Rudiger Starhembergs, des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien, und am Abend seines Lebens Statthalter von Niederösterreich mit dem Sitz in der Residenz, wo er, 80 Jahre alt, im nämlichen Jahre mit dem Kaiser starb, und zwar arm, was damit zusammenhängt, daß er am Hof mit Recht den Beinamen „der Redliche" führte. Wir haben bereits gesehen, mit welch' großem und schließlich doch erfolgreichem Muthe Jörger gegen Sinzendorfs Finanzwirthschaft aufgetreten ist; auch in verschiedenen gefahrvollen Lagen der Monarchie ließ Leopold sich von ihm unmittelbare, ausführliche Gutachten erstatten, und hörte auch practisch auf seinen Rath.

Auch die Jesuitenpatres Müller und später Wolff unter die hervorragenden Erscheinungen des Wiener Hof-

und Staatslebens zu zählen, trage ich Bedenken. Sie waren dem Kaiser theils als Beichtväter, theils als fromme Priester, theils als angenehme Gesellschafter werth; einen bestimmenden Einfluß auf das Hofleben und auf die Staatsgeschäfte haben sie nach meiner Ueberzeugung nicht gehabt. Namentlich scheint es mir bei dem bekannten Verhältniß der Abneigung zwischen Prinz Eugen und den Jesuiten beinahe kindisch, zu behaupten, der Pater Wolff habe im Bunde mit Eugen den spanischen Erbfolgekrieg zu Stande gebracht. Gerade zu diesem Entschluß brauchte Leopold keinerlei Antrieb von außen, da er von seinem guten Rechte unerschütterlich überzeugt war und seinen Sohn Karl so zärtlich liebte. Eugen mußte ihm Armeen liefern und zum Siege führen, aber der Pater Wolff war in dieser Sache rein überflüssig.

Mitten unter dem Getriebe aller dieser und noch so vieler anderer wechselnden Persönlichkeiten am Hofe trat Leopold äußerlich, wenigstens in seinen späteren Jahren, ziemlich stille zurück. Während er ledig war, und während seiner beiden ersten Ehen, sowie bei Lebzeiten seiner Stiefmutter, der Kaiserin Eleonora von Mantua, welche im Jahre 1686 starb, wohnte er zwar noch öfters den Hoflustbarkeiten bei, namentlich im Carneval, machte Schlittenfahrten mit und besuchte Roß- und Menschen-Ballette. Namentlich die „Roßballette“ spielten bei den Herrlichkeiten jener Zeit eine ganz hervorragende Rolle, und wir finden einzelne derselben, so z. B. das bei des Kaisers erster Vermählung aufgeführte, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bis in's Kleinste beschrieben.

Allein mit den zunehmenden Jahren und Sorgen, sowie unter dem edlen und milden Einfluß der Kaiserin Eleonora zog Leopold sich immer mehr auf Gebet, Arbeit und Familienleben zurück, und entsagte den rauschenden Ver-

gnügungen. Abgesehen von seiner ernsten sittlich-religiösen Richtung war auch seine Zeit in der That sehr in Anspruch genommen, da er sich um das Detail der Regierungsgeschäfte kümmerte, zahlreiche Audienzen gab, und nebenbei noch eine ausgedehnte eigenhändige Correspondenz mit seinen regierenden und sonst fürstlichen Verwandten, sowie namentlich auch mit seinem Gesandten Pötting in Madrid führte. Zu Allem hin war Leopold einigermaßen Pedant, und schrieb sich wie ein deutscher Kanzleibeamter die Zahlenergebnisse seiner Thätigkeit im Krakauer Kalender auf. So findet man aus dem Jahre 1683 notirt: „8265 Sachen von kaiserlicher Hand unterschrieben, 386 Briefe geschrieben, 481 Audienzen ertheilt.“ Dabei war Leopold guten Humors und allezeit gemüthlich. Als ihm einst sein Kapellmeister in Entzücken über das überraschend große kaiserliche Musik- und Compositions-Talent die etwas sonderbare Bemerkung machte: „Wie Schade ist es, daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind,“ erwiederte der Kaiser mit schalkhafter Naivetät: „Thut Nichts, haben's halt so besser.“ —

Eine besondere Anregung zu ungewöhnlicher Prachtentfaltung gab dem Wiener Hofe der Besuch Peters des Großen von Rußland, der im Jahre 1698 von seiner großen Reise nach Holland und England aus Dresden über Wien nach Hause zurückkehrte. Der gewaltige Czar setzte in seiner stürmischen Genialität den äußerst formellen und vielleicht etwas langweiligen österreichischen Hof in eine außerordentliche Bewegung. Er fuhr incognito in Wien ein, als Cavalier seines Vertrauten, des Genfers Lefort verkleidet, wohnte vor dem Kärthner-Thore, besah alle Merkwürdigkeiten der Stadt, und verkleidete sich täglich anders, um nicht erkannt zu werden. Der schon 58 Jahre alte

Kaiser Leopold, dessen in der Schule der Selbstbeherrschung und der Drangsale gereifte Ruhe und Mäßigung sicherlich einen großen Gegensatz zu der titanischen Wildheit seines nordischen Gastes bildete, kam mit dem Letzteren am Peter- und Pauls-Feste erstmals zusammen: Lefort diente als Dollmetscher. Concert, Ball, Feuerwerk folgten hierauf, und den Schluß der Festlichkeiten bildete eine sogenannte „Nationen-Wirthschaft,“ d. h. ein großer Maskenball in dem von den kostbarsten Möbeln und Spiegeln glänzenden, von einer beinahe unzählbaren Menge Wachskerzen auf goldenen und silbernen Leuchtern zauberhaft strahlenden Gartensaal des kaiserlichen Palastes „Favorite.“ Der Kaiser war als Wirth, die Kaiserin als Wirthin verkleidet; die übrigen Masken stellten die verschiedenen europäischen und orientalischen Nationalitäten dar; Prinz Eugen, der im Jahre zuvor die große Türkenschlacht bei Zenta gewonnen hatte, erschien in der Maske eines Dieners des kaiserlichen Wirthes. Der Czar tanzte in seinem Costüme als friesländischer Bauer unermüdlich bis Morgens 4 Uhr, und ein Augenzeuge sagt von ihm, daß er nicht nur „ungemein stark getanzet,“ sondern auch „das Frauenzimmer gedrücket und auf eine ihm recht wohl angestandene Manier geschwenket.“ Bei der Tafel stand der kaiserliche Wirth auf und trat mit einem herrlichen Kristallpokal zum friesländischen Bauer, indem er ihm die Gesundheit des Großczaren in Moskau zutrank. Peter nahm ihm alsbald den Pokal vom Munde weg und stürzte dessen Inhalt in seine durstige Kehle, nachdem er in ziemlich gutem Deutsch bemerkt hatte: „Ich kenne den Großczar in der Moskau inwendig und auswendig ganz wohl, und er ist ein Freund Ihrer Kaiserlichen Majestät und ein Feind von dero Feinden und dem Kaiser so ergeben, daß wenn auch pures Gift

in diesem Becher wäre, er ihn dennoch flugs austrinken würde.“ Als nun „auch nicht die Nagelprobe darin übrig geblieben,“ stellte er den Pokal dem Wirthe zurück, worauf Leopold sagte: weil er ihm gar Nichts im Glase gelassen, wolle er ihm lieber auch das Glas selber schenken. Peter nahm das Geschenk mit großem Vergnügen an und versicherte, so lange er lebe, solle dieses Glas und sein Herz zu Ihrer Kaiserlichen Majestät Diensten stehen. Dann wendete er sich zu dem römischen König Josef mit den Worten: Seine Majestät sei noch jung und könnten daher mehr ertragen als dero Vater, weßhalb er dem jungen Manne acht Gesundheitsgläser nach einander vortrank. Der römische König leistete das Ungeheure, und „nach Expedition der acht Gläser hat der Czar Seine Majestät umarmet, geküsset, in die Höhe gehoben und eine große Vergnügung bezeuget.“ Dann fuhr er heim nach Moskau, um den aufrührerischen Strelizen ihre Köpfe vor die Füße zu legen. Er war ein fürchterlicher Mensch. Um so fürchterlicher, als er vor seiner Abreise noch großen Geschmack an dem Jesuitenpater Wolff zeigte und sogar mit diesem einen Ausflug auf der Donau nach Preßburg machte. O diese Jesuiten! —

Um zum Schlusse dieser kurzen Skizze über Leopolds Hof auch noch ein ergänzendes Wort über die kaiserliche Familie beizufügen, so haben wir Leopolds drei Gemahlinnen im Laufe seines Lebens bereits erwähnt und kennen gelernt; von Eleonora's Einfluß auf sein geistiges Leben wird noch besonders die Rede sein. Sie haben ihm im Ganzen fünfzehn Kinder geboren, fünf Söhne und zehn Töchter; von jenen starben drei, von diesen sieben in früher Jugend. Der Kronprinz aus der Ehe mit Margaretha Theresia starb schon nach einem Vierteljahr; von zwei Prin-

zen und Prinzessinnen blieb nur Maria Antonia übrig, die im Jahre 1685, erst 16 Jahre alt, mit dem üppigen, genußsüchtigen und lasterhaften Kurfürsten Maximilian Emmanuel von Baiern vermählt ward und schon im Jahre 1692 starb: die beiden Töchter, welche Claudia Felicitas von Tirol ihrem kaiserlichen Gemahl schenkte, starben kurz nach der Geburt. Erst in der Ehe mit Eleonora von Pfalz-Neuburg wurden die beiden Erzherzoge und künftigen Kaiser Josef I. und Karl II. (1678 und 1685) geboren, von welchen der Letztere zwar den habsburgischen Mannsstamm abschloß, dafür aber seinem Haus und der Geschichte eine Maria Theresia gab. Von Leopolds und Eleonora's Töchtern heirathete Maria Anna im Jahre 1708 den König Johann V. von Portugal, Maria Elisabeth starb 1750 unvermählt als Statthalterin der Niederlande, 70 Jahre alt, und Maria Magdalena, ebenfalls unvermählt, im Alter von 63 Jahren 1752 zu Wien.

## VIII.

### Leopolds letzte Tage, Tod und Charakterbild.

In der Jugend schwächlich und leidend, war Leopold in seinen Mannesjahren durch Arbeit und Mäßigkeit gesund und kräftig geworden. Erst im Jahre 1704, als er schon 64 Jahre zurückgelegt hatte, stellten sich mit den Gebrechen des herantretenden Greisenalters auch die Vorboten der Brustwassersucht ein. Im Frühjahr 1705 zeigte sich ein rasch zunehmender Verfall der Körperkräfte, und seit dem 15. April fing man an, für des Kaisers Leben ernstlich besorgt zu sein. Die ärztlichen Consultationen brachten keine Besserung, und das in der St. Stephans-Domkirche abge-

haltene vierzigstündige Gebet fand keine Erhörung. Am 28. April übergab der Kaiser die Führung der Regierungsgeschäfte in seinem Namen dem römischen König Josef, welcher schon am 30. April in einer Sitzung des geheimen Rathes den Vorsitz führte. Der Kaiser empfing wiederholt die heiligen Sacramente und bereitete sich mit klarem Bewußtsein und gesammelter Andacht auf seinen Tod vor. Am 5. Mai gab er jede Hoffnung und jeden Wunsch einer Genesung auf, und wendete Herz und Gedanken gänzlich von den Dingen dieser Welt ab auf die Ewigkeit; zum letzten Mal empfing er mit tiefer Andacht und Demuth die heilige Communion, nachdem das heilige Meßopfer in seinem Zimmer gefeiert worden war. Dann verabschiedete er sich von seiner heiligmäßigen Gemahlin Eleonora. Mit seinem Sohne Josef hatte der Kaiser noch eine längere geheime Unterredung, empfahl ihm, wie die besten Geschichtschreiber jener Zeit zu versichern wagen, treues Festhalten an der gerechten Sache seines in Spanien kämpfenden Bruders Karl und ertheilte ihm, dem geliebten Abwesenden und sämmtlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie den väterlichen Segen. Dem Herzog Josef von Lothringen sagte er: Du hast mich wie einen Vater geliebt, und ich segne dich wie einen Sohn. Gegen Mittag überfiel den Kaiser ein betäubender Schlummer, welchen die Aerzte als einen Vorboten der nahen Auflösung erklärten. Es wurde dem Sterbenden, als er wieder erwacht war, die letzte Oelung ertheilt, wobei Leopold mit vollem Bewußtsein in lateinischer Sprache respondirte. Sodann umfaßte er mit beiden Händen jenes Crucifix, welches zu seinem Großvater Ferdinand II. gesprochen haben soll: „Ferdinand, ich will dich nicht verlassen“, und rief aus: „Von Dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu Deinen Füßen lege ich sie

heute willig nieder.“ Er wollte nicht mehr mit „Majestät“ angeredet werden, sondern bat seinen Beichtvater, ihn nur „Leopold“ zu nennen; wenige Minuten vor dem Verscheiden bejahte er noch die Frage des Geistlichen, ob er die vorgesprochenen Gebete verstehe, auf das Bestimmteste mit dem Worte „Ita“. Der Cardinal Collonitsch ertheilte ihm im Namen und Auftrag des heiligen Vaters den Sterbablaß, und als er kaum zu sprechen aufgehört hatte, verschied Leopold mit den Worten des sterbenden Erlösers: „Es ist vollbracht; in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Er war 64 Jahre, 10 Monate und 26 Tage alt geworden, und verließ den Schauplatz seiner irdischen Wirksamkeit im 47. Jahre seiner Regierung als römischer Kaiser, im 50. seines ungarischen, im 49. seines böhmischen Königthums. Die Leichenfeierlichkeiten übergehen wir: die zahllosen Thränen eines treuen und liebenden Volkes, das zu Tausenden herbeieilte, um den während drei Tagen auf dem Paradebett ausgestellten todten Kaiser zum letzten Male zu sehen, waren werthvoller als jede andere Trauerehre.

Leopolds Körpergestalt war klein und zart, aber seine Stirne trug das Gepräge der Majestät und Selbstbeherrschung, sein Auge funkelte von Geist und Leben. Die vorstehende Unterlippe, diese äußerliche Eigenthümlichkeit seiner Familie, hatte er in besonders stark ausgebildetem Grade. Allein auch die geistigen Besonderheiten und namentlich die geistigen und sittlichen Vorzüge dieses Herrschergeschlechtes hatten in Leopold I. ohne Zweifel eine ganz hervorragende Verkörperung gefunden.

Die Freude an gelehrten Studien, welche der Kaiser aus seiner der priesterlichen Würde zustrebenden Jugend in den Tumult des Welt- und Regierungslebens hinübergerettet hatte, war ihm im ganzen Lauf der Jahre treu geblie-

ben. Er erhielt und vermehrte seine Kenntnisse in den verschiedenen Sprachen und Literaturen, die er sich angeeignet hatte. Am liebsten sprach er italienisch, das Spanische trat zurück nach dem Tode seiner ersten Gemahlin. Seine Abneigung gegen französisches Wesen und französische Sprache steigerte sich im Verlaufe seiner schweren Kämpfe gegen Frankreich, so daß er es nicht leiden mochte, wenn am Hofe französisch gesprochen wurde. Die lateinische Sprache beherrschte er in Rede und Schrift vollkommen, und mit jenem Anflug von Pedanterie, von welchem des Kaisers ganzes Wesen nicht freizusprechen ist, vergnügte es ihn manchmal, in den ihm in lateinischer Sprache vorgelegten Actenstücken und Eingaben Sprachfehler zu verbessern und Stilverschönerungen anzubringen.

Leopold hatte ein vortreffliches Gedächtniß, vermittelst dessen er trotz seiner zahlreichen Regierungsgeschäfte sich in den verschiedenartigsten Zweigen des Wissens ansehnliche Kenntnisse zu erwerben und zu erhalten vermochte. Sein Interesse für geistige Bestrebungen und wissenschaftliche Studien jeder Art war immer rege, immer lebendig. Erst vor wenigen Jahren (1868) hat der österreichische Geschichtsforscher Karajan in seiner Schrift: „Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck" ein anziehendes, streng auf quellenmäßiger Wahrheit beruhendes Bild von Leopolds wissenschaftlicher Thätigkeit gezeichnet. Der Kaiser hatte schon als ganz junger Mann, im Jahre 1662, durch Vermittlung der Königin Christine von Schweden den Hamburger Gelehrten Peter Lambeck kennen gelernt und ihn an die Spitze der kaiserlichen Bibliothek gestellt. Lambeck bekleidete dieses Amt während einer langen Reihe von Jahren bis zu seinem Tod im Jahre 1680; ein gedruckter Catalog der Bibliothek in acht Folianten bezeugt dauernd die unermüd-

liche Thätigkeit dieses „kaiserlichen Bibliothekars, Raths und Historiographen.“ Er hat über seinen Verkehr mit Leopold ausführliche handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, welche uns das Wesen des Kaisers im schönsten und freundlichsten Lichte zeigen. Der von Lambeck übernommenen Neugestaltung der Bibliothek schenkte Leopold unter allen Stürmen der Zeit die regste Theilnahme, wie er dem bescheidenen und anspruchslosen Gelehrten eine nahezu freundschaftliche Gunst zuwendete. Lambeck, der nicht für den Kaiser und nicht um Hofgunst, überhaupt nicht für seine Zeitgenossen schrieb, hebt ausdrücklich hervor, daß bei Leopold „nicht bloß eine tändelnde Neigung für wissenschaftliche Dinge überhaupt, wie für die Kenntniß von allerlei Sprachen, sondern wirklich eine vielseitige Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge, geschöpft aus dem Lesen der besten Schriftsteller über die einzelnen“ vorhanden war. Während siebenzehn Jahren, die Lambeck im Dienste des Kaisers zubrachte, verging kein Monat, in welchem der von allen Seiten so sehr in Anspruch genommene Monarch sich nicht persönlich und eingehend mit den Angelegenheiten der Bibliothek beschäftigt hätte. Jeden Besuch derselben betrachtete er wie ein Labsal, eine Erholung von seinen anstrengenden und oft widerwärtigen Geschäften, und suchte diese geistigen Erquickungsstunden durch Beiziehung gelehrter Männer aus seiner Umgebung noch genußreicher und belehrender zu machen. Aus diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen und Bestrebungen Leopolds erkennt man auch, wie ungerecht die Behauptung und der Vorwurf ist, es habe dem Kaiser an eigentlicher Liebe zu Deutschland, an nationalem Bewußtsein gefehlt. Wir sehen den Kaiser bemüht, von den ältesten Zeiten an durch das ganze Mittelalter hindurch und bis auf seine eigenen Tage herab ein zuverlässiges Bild der

Entwicklung Deutschlands zu gewinnen. Daß dabei die Geschichte Oesterreichs nebst Allem, was zu ihr in naher oder entfernterer Beziehung steht, im Vordergrund seiner Bemühungen auftritt, ist wohl sehr begreiflich und auch ganz in der Ordnung. Der beständige Verkehr des Kaisers mit dem Gelehrten brachte allmälig ein die Schranken der Hofetiquette bis zu einem gewissen Grad durchbrechendes Verhältniß zwischen Beiden hervor. Leopold, dem geistige Beschäftigung überall und allezeit ein Bedürfniß war, wollte seinen literarischen Rathgeber auch so viel als nur möglich in seiner Nähe haben; er beruft ihn zu sich auf's Land nach Laxenburg, nach Ebersdorf, nach Neustadt, er läßt sich von ihm auf Reisen und Wallfahrten begleiten.

Auch in weiteren Kreisen suchte Leopold für Pflege und Hebung der Wissenschaften thätig zu sein; kein Monarch seines Jahrhunderts hat ihn in dieser Beziehung erreicht, geschweige denn übertroffen. Die Universitäten Olmütz, Halle, Breslau entstanden unter seiner thätigen Gunst und Mitwirkung; gelehrte Gesellschaften und Academien für Naturforschung, für deutsche und österreichische Geschichtskunde hat er gegründet; der große Leibnitz stand bei ihm in hoher Gunst und achtete hinwiederum den Kaiser, wie dieser es verdiente.

Auch für alle schönen Künste hatte Leopold Verständniß und suchte sie zu begünstigen. Wien, im Jahre 1683 durch die Türkenbelagerung theilweise in einen Schutthaufen verwandelt, war am Ende von Leopolds Regierungszeit trotz aller Ungunst der Verhältnisse nicht nur beinahe doppelt so groß, als bei seiner Thronbesteigung, sondern es prägte sich auch in dem Baustil der neuen Stadttheile guter Geschmack und künstlerischer Sinn aus, die vom kaiserlichen Hofe gehegt und gepflegt wurden. Schönbrunn ist im Ganzen und

Einzelnen eine Schöpfung Leopolds. Vor allen Künsten aber war die Musik dem Herzen Leopolds durch sein ganzes Leben theuer geblieben. Er kannte keine größere Lust, als den Gesang eines seiner Familienmitglieder auf dem Klavier zu begleiten. Allein auch in diesem edlen und schönen Genuß war sein Sinn und Streben auf das Höhere, Geistige und Ernste gerichtet; seine gediegenen musikalischen Kenntnisse, die ihn sogar zum kundigen Meister der Composition machten, dienten vor Allem der kirchlichen Musik, und lange Jahre nach seinem Tode wurden gar manche kaiserliche Compositionen beim Gottesdienste in der Hofkapelle gehört. Der Aufwand für die „Hofmusikanten“ war in der That, verglichen mit Leopolds sonstiger Sparsamkeit und den schlechten Finanzzuständen der Monarchie, ein sehr bedeutender. Ihr jährlicher Gehalt belief sich auf die Gesammtsumme von 44,780 Gulden, während die Hofkammer nur 44,600, der Hofkriegsrath gar nur 22,835 Gulden bezog. Und dennoch kam es auch bei diesen Lieblingen des Kaisers vor, daß sie ihren Gehalt nicht ausbezahlt erhielten und sich deßhalb sehr weitgehende Demonstrationen erlaubten. So geschah es im Jahre 1697 am Vorabend des Ignatiusfestes, daß die Musiker zwar zur Vesper erschienen, aber nach wenigen Augenblicken wieder fortgingen ohne zu musiciren, weil ihnen der Kammerpräsident gesagt hatte, daß sie so bald keinen Kreuzer bekommen würden. Im Zusammenhang mit seinen musikalischen Kenntnissen und Bestrebungen beförderte Leopold auch das Theater, namentlich die Oper. Für letztere wurde in seinen jüngeren Jahren oft großer Aufwand gemacht; so soll die Inscene-Setzung der Oper „Pomo d'oro“ die für jene Zeit wirklich großartige Summe von 100,000 Gulden gekostet haben.

Außer Wissenschaft und Kunst hatte der Kaiser noch zwei

Erholungen, denen er aber nur mit Mäßigung und Selbstbeherrschung sich überließ, nämlich die Jagd, durch welche er sich die ihm oft sehr kläglich zukommende körperliche Bewegung zu verschaffen suchte, und das Kartenspiel, welches manchmal eine Abendstunde ausfüllte. Die Gegner des Kaisers im Leben und in der Geschichtschreibung haben nicht ermangelt, diese letztere Kleinigkeit hervorzuheben; sie vergessen dabei so gern und leicht, was andere Monarchen thaten und was Leopold unterließ. Leopold war im Kartenspiel meistens unglücklich, und mit der ihm eigenen Genauigkeit hat er auch seine Spielverluste in den Krakauer Kalendern, deren er sich für vielerlei tägliche Notizen zu bedienen pflegte, aufgezeichnet. Daß übrigens dieses Vergnügen keine zu weit gesteckten Grenzen hatte, sieht man gerade aus diesen Notizen: wo der Spielverlust eines Kaisers in einem ganzen Jahre auf 976 Dukaten oder 2928 Gulden sich beläuft, da kann wohl von einer Leidenschaft nicht die Rede sein, sondern höchstens von einer Schwachheit.

Allein über allen ernsten oder erheiternden Geistesbestrebungen, Beschäftigungen und Zerstreuungen thronte bei Kaiser Leopold als erhabene Herrscherin die Religion. Die Frömmigkeit, zu welcher er schon in den Jahren der Kindheit war angeleitet worden, hatte sich bei ihm durch die begonnene Vorbereitung auf das Priesterthum vertieft; sie hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß auch in dem gefahrvollen Lebensberuf, zu welchem der Tod seines älteren Bruders ihn herüberzog, keine Versuchung zu schwerer Sünde den reinen Spiegel seines makellosen Lebens zu trüben vermochte. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß Leopold im Lauf der Jahre durch beständige Uebung, rastloses Vorwärtsstreben, und häufigen Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel zu einem wahrhaft heiligmäßigen Leben

gelangt ist. In dieser Entwicklung sah sich der Kaiser auf'
Beste gefördert durch sein schönes Verhältniß zu Eleonor
von Pfalz-Neuburg, seiner dritten Gemahlin. Wir habe
im Lauf der Erzählung die beiden ersten Gattinnen des Ka
sers kennen gelernt: mit Eleonora, die ihm auch seine beide
Nachfolger Josef I. und Karl VI. geboren hat, lebte er a
längsten. Sie hatte schon in der frühesten Jugend große Ne
gung zum Klosterleben, entzog sich allen weltlichen Vergnügun
gen, so viel sie nur konnte, und als ihre Vermählung mit de
Kaiser in Vorschlag kam, setzte sie sich der Sonne, dem Win
und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und durc
verminderte Schönheit die Werbung von sich abzulenken.

Das war aber keineswegs das richtige Mittel, um Le
polds Mißfallen auf sich zu ziehen, und als Eleonora'
Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern gleichwo
erfolgte, wußte sie die Erfüllung der Pflichten ihres neue
Standes mit ihren religiösen Neigungen um so leichter un
schöner zu vereinigen, als der gleichgesinnte Kaiser ihr hieb
auch nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legte. Di
Kaiserin besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Kleide
für Arme und Paramente für Kirchen, fastete viel un
streng, genoß oft nur ganz einfache und rohe Nahrung, gin
häufig bei Prozessionen barfuß, und unterwarf sich, wa
man erst nach ihrem Tode mit Gewißheit entdeckt hat, de
schwersten körperlichen Bußübungen. In rührender Weis
suchte sie ihre Abneigung gegen Theater und Ballet mi
ihrer Anhänglichkeit an den kaiserlichen Gemahl zu verein
gen; wenn Leopold zur Oper ging, begleitete sie ihn zwa
sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte oder las i
Gebetbuch oder in den Psalmen. Wenn der Kaiser kran
war, pflegte sie ihn mit äußerster Sorgfalt und bereite
seine Speisen mit eigener Hand.

Und diese fromme Dienerin Gottes war Nichts weniger als eine träumerische Betschwester. Sie war wissenschaftlich gebildet, trat selbst als Schriftstellerin auf, ließ namentlich ein von ihr verfaßtes Andachtsbuch (unter dem Titel: „Christliche Gedanken auf alle Tage des Monats, nebst dem geistlichen Senfkörnlein.“ Köln, 1688) drucken. Da Leopold in seinen späteren Jahren nichts Französisches mehr lesen mochte, verfaßte sie für ihn die Auszüge aus französischen Staatsschriften, wo deren Kenntniß für den Kaiser nothwendig oder nützlich war. Und als später, fünf Jahre nach Leopolds Tod, auch ihr Sohn Josef I. starb und Karl VI. noch in Spanien war, übernahm sie die Regierung und führte dieselbe unter sehr schwierigen und verwickelten Umständen mit Kraft und Einsicht; was Leopold nicht mehr gelungen war, die Beschwichtigung des Rakoczyschen Aufstandes in Ungarn, brachte sie zu Stande. Sie ist ein glänzendes Beispiel für die alte, so viel verkannte Wahrheit, daß ächte, ernste, aufrichtige Frömmigkeit, auch wenn sie sich zu außergewöhnlicher Wärme und Begeisterung steigert, doch zur Erfüllung keiner irdischen Lebensaufgabe unfähig oder ungeschickt macht. Eleonora starb im Jahre 1719 während der Regierung ihres Sohnes Karl: ihre letzte Anordnung bezog sich auf eine prunklose Beerdigung, und die selbstverfaßte Aufschrift ihres Sarges lautet: „Eleonora, eine arme Sünderin.“

An der Seite dieser wahrhaft erhabenen Lebensgefährtin konnte Leopold mit wachsender Sicherheit den Pfad einer in seiner Zeit und in seiner Lebensstellung wahrhaft einzigen Sittenreinheit und Frömmigkeit wandeln. Er hat ohne Zweifel als Monarch seine Schwächen, als Staatsmann seine Fehler und Mängel gehabt: seine geistige Begabung, reich und vielseitig wie sie war, kann nicht als glänzend

bezeichnet werden: allein auf dem für das Heil seiner unsterblichen Seele entscheidenden Gebiet, von welchem hier die Rede ist, steht er, auch von seinen Feinden anerkannt, als ein leuchtendes Muster da. Mit Gebet begann, mit Gebet schloß er den Tag: regelmäßig betete er das Priesterbrevier und hörte täglich drei Messen, mit unverwandten Blicken und mit ganzer Seele dem Opferaltar des Herrn zugewendet. An öffentlichen Prozessionen nahm er gerne und häufig Antheil: seine Frömmigkeit und Andacht erbaute das Volk, und er handelte, indem er also that, nicht nur religiöser, sondern auch verständiger und einsichtsvoller, als solche Monarchen, welche ihren Staatsbürgern das Beispiel der Gleichgiltigkeit oder Geringschätzung in Bezug auf positive Religion und Kirchenthum geben. Im nämlichen Geiste suchte Leopold auch seine Söhne zu erziehen. Sehr im Unrecht sind Diejenigen, welche bei ihm von „äußerlichen Andachtsübungen" in einer Weise sprechen, welche zu verstehen gibt, daß das Aeußerliche die Hauptsache gewesen sein dürfte. Es ist dieß die wohlbekannte Sprache Derjenigen, welchen das Wesen der katholischen Kirche und ihrer Lehre entweder von Anfang an unbekannt geblieben, oder in gänzliche Vergessenheit gerathen ist. Leopolds Leben und Handeln war von Andacht erfüllt und getragen: das ist nur möglich, wo die größte Innerlichkeit der äußerlichen Uebung zu Grunde liegt. Daß bei Kaiser Leopold der ganze Mensch mit Leib und Seele von der Religion ergriffen und durchdrungen war, davon waren alle seine Zeitgenossen, Freund und Feind, vollständig überzeugt; sogar Ludwig XIV. gab diesem Gedanken in seiner frivolen Weise Ausdruck, indem er sagte, „er fürchte sich weniger vor Leopolds Armeen, als vor seinen Mirakeln."

In den letzten Tagen der Charwoche pflegte der Kaiser

sich ganz dem Gedanken an den leidenden und sterbenden Erlöser hinzugeben; bei strengstem Fasten besuchte er [illegible] in der rauhesten Witterung und unter den ungünstigsten Gesundheitsverhältnissen die entlegensten Kirchen seiner ausgedehnten Hauptstadt und erwiederte den abmahnenden Aerzten, man möge ihm erlauben, wenigstens an diesen [illegible] Tagen nicht auf seinen Körper Rücksicht zu nehmen.

Ein Hauptmerkmal des aufrichtigen Katholiken, die gläubige Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria, war dem Gemüthsleben Leopolds in besonders hohem Grade aufgeprägt. In den schwersten Bedrängnissen seiner schicksalvollen Regierungszeit, in den wichtigsten Vorfällen seines häuslichen Lebens suchte er Trost und Hilfe, Rath und Stärkung durch Wallfahrten nach Maria-Zell in Steiermark, und mit aufrichtiger Demuth nannte er sich „den größten der Sünder, das geringste der Geschöpfe, einen unwürdigen und schlechten Diener der jungfräulichen Gottesmutter." Auch hat es in Leopolds Leben keineswegs gefehlt an Ereignissen von so wunderbar überraschender Großartigkeit, daß der Glaube seiner Völker an einen besonderen übernatürlichen Schutz, der über dem Haupte ihres Kaisers walte, sehr wohl gerechtfertigt erscheint. Es ist nicht meine Aufgabe, hier diese unerforschlichen Gebiete mit meinen schwachen Vermuthungen zu betreten. Wohl aber sei es mir gestattet, die feststehende Thatsache zu erwähnen, daß, als in den Tagen vor der großen Schlacht bei Höchstädt auf Leopolds Anordnung in Wien *öffentliche Gebete* um eine günstige Wendung des Krieges veranstaltet wurden, schon einige Stunden v o r der Schlacht sich die ganz bestimmte Nachricht von einem errungenen großen Siege auf unerklärliche Weise verbreitete.

Es ist wahr, sehr begreiflich und ganz in der Ordnung,

daß ein so frommer Fürst auch die Diener seiner heiligen Religion ehrte und liebte, und ich scheue mich keineswegs, ihm gerade in der jetzigen Zeit dieß öffentlich und ernstlich nachzurühmen. Ein Katholicismus ohne Ehrfurcht vor dem Priesterthum, ohne Liebe zu dem heiligen Vater und den Bischöfen ist undenkbar. So war denn auch der Kaiser mit der kindlichen Verehrung eines edlen und treuen Sohnes dem Oberhaupt der katholischen Kirche ergeben, und keine Verschiedenheit politischer Ansichten oder Zwecke vermochte ihn in dieser Gesinnung jemals wankend zu machen. Namentlich war es der durch seine hohe sittliche Würde hervorragende Innocenz XI., welcher die Gesinnung des Kaisers würdigte und erwiederte. Dieser Papst verlieh seiner Ueberzeugung von Leopolds Tugenden wie seiner freimüthigen Denkweise über die österreichischen Zustände einen sehr starken Ausdruck, indem er sagte, Nichts würde hindern, den Kaiser noch bei Lebzeiten selig zu sprechen, wenn es in Wien mit der Handhabung der Gerechtigkeit besser bestellt wäre. Allein auch nach dem Tode dieses Papstes, und als dessen Nachfolger eine Politik einschlugen, von welcher der Jesuit Wagner sagt, daß sie dem Kaiser allen Grund gegeben habe, sich für schwer gekränkt zu erachten, blieb Leopold in unwandelbarer Treue und ächtchristlicher Selbstbeherrschung seinen Gesinnungen gegen den heiligen Stuhl und dessen jeweiligen Inhaber getreu. Diese Gesinnungen waren eben ein Bestandtheil seines religiösen Lebens. Leopold war auch, was gleichfalls zu seinem hohen Lobe gesagt werden soll, ein ganz entschiedener Freund und Gönner der Gesellschaft Jesu. Diese Gesellschaft wurde immer verläumdet und verfolgt, auch zu Leopolds Zeiten; schon damals wurden alle Uebel, welche auf den Staat einstürmten, der Türkenkrieg und der Franzosenkrieg, die Pest

und die Theuerung, den Jesuiten zugeschrieben. Indem Kaiser Leopold sie um so mehr beschützte, je mehr der geistige Pöbel sie durch Verläumdung beschmutzte, sprach er es offen und deutlich aus, das sei eben der schönste Beruf des Monarchen, mit seiner Gnade diejenigen zu decken, welche vor allen Anderen die Welt mit ihrem Hasse verfolge. Daß der Kaiser in seiner Politik von Rom und von Loyola gleich unabhängig war, hat uns seine Geschichte sattsam bewiesen. Bei dieser Gelegenheit erscheint es uns als eine wahre Ehrenpflicht, den Mitlebenden die Worte wieder in's Gedächtniß zu rufen, mit welchen der protestantische Geschichtschreiber K. A. Menzel sich ausspricht über Leopolds jesuitischen Geschichtschreiber, den Priester F. Wagner, welchen selbst Häußer als einen „tüchtigen Historiker" im vollen Sinne des Wortes anerkannte. Menzel sagt:

„Der dem Jesuitenorden angehörige Geschichtschreiber Leopolds hat sich als ein offener Gegner der französischen Gewaltthaten und Staatsränke, überhaupt als ein Mann von edler, ächt vaterländischer Gesinnung bezeugt. Seine Geschichte Leopolds ist ein Werk sehr gediegenen Inhalts und klassischer Form mit eigenthümlichem Ausdruck, ausgezeichnet nicht nur durch gründliche Forschung und Kenntniß des Factischen aus guten, gewiß nicht Jedermann zugänglich gewesenen Quellen, sondern auch durch wahrhaft politischen Geist und Unbefangenheit des Urtheils. Wenige Deutsche mögen ahnen, daß in einer Zeit, die für die trübste des deutschen Geistes gilt, ein deutscher Jesuit in Wien ein großes Stück der Geschichte des Jahrhunderts in dieser Weise geschrieben hat."

Die Ausstellung des heiligen Vaters Innocenz XI. in

Bezug auf die Gerechtigkeitspflege mag hinsichtlich mancher Einzelnheiten nicht unbegründet, sie mag vielleicht besonders auf die Unterschleife und sonstigen Nichtsnutzigkeiten in der Finanzverwaltung gemünzt gewesen sein. Dagegen in Bezug auf des Kaisers persönliches Wollen, Streben und Bemühen muß gerade diese Bemängelung als durchaus grundlos bezeichnet werden. Es war Leopolds besonderer Trost auf seinem Sterbebette, daß er niemals mit Wissen das Recht gebeugt habe. Nach der Befreiung Wiens von den Türken erließ er eine Verordnung, worin er „in Betracht des göttlichen Beistandes, welchen er bei der Entsetzung Wiens und dem weiteren Fortschritt seiner Waffen gefunden, aus dankschuldigem Gemüthe seine Gedanken darauf richtet, wie die Ehre der göttlichen Majestät vergrößert und der gerechte Zorn Gottes von ihm und seinen getreuen Erbkönigreichen und Landen abgewendet werden möge.“ Zu diesem Behuf habe er beschlossen, daß bei allen hohen und niederen Gerichten die Justiz mit allem Eifer befördert und durchgehends gleich ohne allen Respekt der Personen, vorzugsweise aber für die armen Wittwen und Waisen schleunig verwaltet, öffentliche Laster aber, namentlich Gotteslästerung, Unzucht und Ehebruch durch obrigkeitliche Hand ohne Connivenz unterbrochen und abgestraft werden sollen.

Leopold war ganz erfüllt von dem gottgesetzten Berufe des Monarchen, und während manche andere Fürsten und Fürstenhäuser aus dem nämlichen Gedankenkreise nur weihrauchschwingende Begeisterung für ihr göttliches Recht abzuleiten vermochten, war ihm stets gegenwärtig die Vorstellung der ihm vor Gott obliegenden Pflicht. In diesem Geiste überwachte er die Rechtspflege und die Verwaltung; der Staat, welchen er sich allein zu denken ver-

mochte, war ein absoluter, aber nichts weniger als ein despotischer. Es kam einmal vor, daß eine Persönlichkeit, die durch einen vom Kaiser bestätigten obersten Richterspruch schwer geschädigt zu sein behauptete, während des Gottesdienstes in die kaiserliche Hofkapelle eindrang und mit großem Geschrei, unter Niederlegung einer Beschwerdeschrift auf den Altar, das Tribunal Gottes anrief. Der Kaiser, stets gelassen und leidenschaftslos, sagte ruhig: „Warum sollte es ihm nicht gestattet sein, an den gemeinsamen obersten Richter unser Aller zu appelliren.“ Die Geduld des Kaisers in Anhörung auch der längsten und verworrensten Vorträge und Gesuche bei seinen regelmäßigen öffentlichen Audienzen war unermüdlich: Stunden lang stand er hinter seinem kleinen Tischchen und ließ nicht ab, vom Größten bis zum Kleinsten Alles zu prüfen, sich um Alles zu kümmern, Alles mit liebender Sorgfalt aufzunehmen. Mit dieser strengen Rechtlichkeit hing es auch zusammen, daß Leopold selbst in den Vorkommnissen des täglichen Hoflebens, im Verkehr mit den Gesandten der auswärtigen Mächte, auch in anscheinend ganz gleichgiltigen Dingen es sich zum Gesetz gemacht hatte, nicht ein einziges unwahres Wort auszusprechen.

Die Grundsätze, von welchen Leopold bei seiner auswärtigen Politik geleitet wurde, lassen sich auf's Beste und Kürzeste bezeichnen durch den schneidenden Gegensatz, in welchem sie zu einem neuerdings berühmt gewordenen Worte stehen. Leopold war entfernt von jeder *politischen Heuchelei*. All' das liberale Gerede von den dunklen Irrgängen der spanisch-jesuitischen Politik ist, sofern dabei an Leopold I. gedacht werden soll, vollständig grundlos. Der Kaiser ging, nachdem er den französischen Einfluß abgeworfen hatte, auf die schlichteste und offenste Weise seinen ge-

raden Weg, und besaß eben deßhalb die hohe Achtung ganz Europa's. Der katholische, conservative, positiv rechtliche Charakter seiner Politik war dem ganzen Erdtheil bekannt; es konnte bei jeder auftauchenden Frage kein vernünftiger Mensch darüber im Zweifel bleiben, was der Kaiser thun werde. Und es hat sich auch bei ihm gezeigt, was sich immer zeigen wird, daß die Politik des Rechtes und der Gerechtigkeit die einzige auf die Dauer ersprießliche und deßhalb auch die einzige wahrhaft kluge Politik ist. Leopold I. war kein genial angelegter Mensch; er mußte den riesigen Aufgaben einer eisernen Zeit mit demjenigen Mittelmaß geistiger und körperlicher Kraft entgegentreten, das ihm nun einmal verliehen war und über das er nicht hinaus konnte; es standen ihm begabtere und rücksichtslose Gegner mit ungleich größerer Macht gegenüber. Und dennoch hat er, kalt und unerschütterlich beharrend bei dem, was er als Recht erkannte, die Macht und Größe seines Hauses und seiner Monarchie nicht nur ungeschädigt erhalten, sondern seinen Nachkommen in einem so glänzenden Zustand hinterlassen, wie die Welt ihn seit Karl V. nicht gesehen hatte. Die einzige Kriegserklärung, welche von ihm ausging, war jene bei Eröffnung des spanischen Erbfolgekrieges. So unbestreitbar Leopold hiebei im Rechte war, ebenso schwer war der innerliche Kampf gewesen, den ihm diese Frage gekostet hatte. Denn er hatte ein weiches und mitleidiges Herz für das Elend und die Leiden seiner Mitgeschöpfe. In allen seinen übrigen Kriegen war er nicht nur gleichfalls im Rechte, sondern auch äußerlich und formell der angegriffene Theil. Man kann deßhalb von seiner auswärtigen Politik mit Fug und Recht und ohne alle Uebertreibung sagen, daß sie reich ist an Unvollkommenheiten, aber frei von Sünde.

Leopold hielt, wie das in den Traditionen seines Hauses lag, große Stücke auf die Beobachtung der Hofetiquette und der äußeren Formen, welche der Majestät des kaiserlichen Amtes gebührten. Dabei war er aber persönlich der anspruchsloseste Mensch, und nie glücklicher, als wenn er nach seiner Ueberzeugung ohne Schädigung des monarchischen Princips allem Pomp und Rang entsagen konnte, wie vor Allem da, wo er gemeinsam mit seinen Menschenbrüdern vor dem Gotte Aller erschien. Denkmale und Verherrlichungen aller Art in Bezug auf seine Person und die Ereignisse seiner Regierung waren ihm zuwider: Dagegen hat er mit fürstlichem Luxus und mit liebender Begeisterung jene Monumente zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit und der unbefleckten Empfängniß der jungfräulichen Gottesmutter errichtet, welche bis auf die heutige Stunde der vielfach entarteten Kaiserstadt an der Donau beredtes Zeugniß ablegen von dem wahrhaft gläubigen Sinn, der in Kaiser Leopold lebte.

Beherrschung aller Leidenschaften, stete Gelassenheit in allen Wechselfällen des Lebens war eines der höchsten Ideale, nach welchen Leopold strebte. Und er hat sich diesem Ziel im Großen und im Kleinen wahrlich sehr genähert. Als er im Jahre 1683 von Wien entfliehen mußte und in der furchtbaren Todesangst des Hofes und der Bevölkerung vor den heranstürmenden Türkenhorden kaum die dürftigste Nahrung für das kaiserliche Ehepaar zu erlangen war, als sogar verzweifelte Landleute die entsetzlichsten Drohungen, Flüche und Verwünschungen in den Wagen hineinriefen, in welchem der Kaiser mit seiner Gemahlin saß, blieb er ebenso unbewegt und ruhig, wie er bei dem Empfang der glänzendsten Siegesnachrichten sich niemals zu einem Ausdruck leidenschaftlicher oder übermüthiger Freude hinreißen ließ.

Die Leiden opferte er Gott, für die Freuden dankte er ihm; das Harte trug er geduldig, das Frohe und Schöne genoß er mäßig.

Um aber auch dem Kleinen und Komischen seine gebührende Stelle nicht zu versagen, mögen bei dieser Gelegenheit ein paar wohlverbürgte Anecdoten nacherzählt werden, welche zeigen, wie der Kaiser bis in's kleinste Detail des alltäglichen Lebens sich von den nämlichen sittlichen Grundsätzen unabänderlich leiten ließ, die auch seinen welthistorischen Handlungen als Leitstern gedient haben.

Ein Hofbeamter eilte einmal in so unvorsichtiger Hast durch mehrere Gemächer der Hofburg, daß er den ihm unerwartet entgegenkommenden Kaiser, der klein und namentlich schwach auf den Füßen war, seiner ganzen unbeträchtlichen Länge nach umrannte und zu Boden warf. Nach den Begriffen österreichisch-spanischer Hofetiquette mochte dieß keine Kleinigkeit sein, und der unglückliche Hofmann lag in Verzweiflung auf seinen Knieen. Leopold stand ruhig auf, sagte ihm, ein andermal möge er sich in Acht nehmen und etwas weniger rennen; dann versicherte er den immer noch Ungläubigen seiner vollsten Verzeihung.

Einst hatte Leopold einen großen Theil der Nacht dazu verwendet, ein eigenhändiges chiffrirtes Schreiben nach Madrid abzufassen, was für ihn nichts Geringes war, da er eine höchst unleserliche Schrift hatte. Ermüdet von der langen Nachtwache und dem mühseligen Geschäft, reichte er dem dienstthuenden Beamten nach beendigter Arbeit das ganze Manuscript hin, um die letzte Seite mit Streusand zu trocknen, und der unselige Mensch schüttete in Schlaftrunkenheit den gesammten Inhalt des Dintenfasses über das Ganze. Leopold sagte: „Für heut ist es freilich zu spät, die Arbeit noch einmal zu besorgen, ich muß sie schon auf den nächsten Tag verschieben", und ging zu Bett.

Leopold hatte schon als Kind die Schmerzen und Leiden wiederholter Krankheitsanfälle, als für den geistlichen Stand bestimmter Erzherzog die Geringschätzung der Höflinge ertragen und verachten gelernt; am Sterbebette einer Mutter und eines Bruders hatte er schon in frühen Jahren dem Tod in's Angesicht geschaut. Im Laufe seines Lebens war er vielfach nicht nur durch politische Ereignisse bedrängt, sondern auch durch sogenannte Zufälligkeiten, Blitzstrahl, Abwerfen vom Pferde, mit dem Tode bedroht: alle diese Wechselfälle des Lebens fanden ihn immer gleich, immer ruhig, immer gottergeben. In den ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges, als von allen Seiten die furchtbarsten Stürme über der österreichischen Monarchie zusammenbrachen, tröstete er die bekümmerte kaiserliche Familie mit dem einzigen Worte: „Es wird noch schlimmer kommen, aber Gott wird helfen.“ Und als man ihm nach der Schlacht bei Höchstädt zur Errettung aus dieser großen Gefahr Glück wünschte, versetzte er ebenso ruhig, er habe von Anfang an Alles gethan, was in der ihm verliehenen Kraft gestanden sei, und habe deßhalb auch ohne Sorge oder gar Angst um den Ausgang alle seine Anliegen ruhig der göttlichen Vorsehung anheimgestellt.

Zum Schlusse dieser Charakterschilderung sei hier noch des Kaisers Mildthätigkeit gegen die Armen erwähnt, ein Zug, der in dem Bilde dieses wahrhaft christlichen Monarchen nicht fehlen darf. Es hat immer viel Elend auf der Welt gegeben, seit wir uns der Sünde in die Arme gelegt haben, und wer die wichtigsten Ereignisse aus Leopolds Regierungszeit an dem geistigen Auge vorüberziehen läßt, der wird sich leicht vorstellen können, daß es auch in jener sturmbewegten Periode an Armen und Unglücklichen nicht gefehlt haben kann. Beim Herannahen der Türken war

man beispielsweise genöthigt, 7000 Bettler aus Wien fortzuschaffen. Mit Allen diesen und noch zahlreichen Andern hatte Kaiser Leopold dasjenige Mitleiden, welches nur auf dem Boden des Christenthums gedeiht; unter sie Alle streute er aus, was er hatte, wo er sie traf. Daß der Kaiser dabei auch mißbraucht wurde, soll nicht geläugnet werden. Denn außer den wirklich Armen, außer den Straßenbettlern und verschämten Hausarmen, gab es auch die zahlreiche Klasse der sogenannten Audienzbrüder, verarmte Leute aus guten Familien oder wirkliche, nichtsnutzige Betrüger, die sich in den Audienzen des Kaisers einfanden und ihm ihre angebliche oder wirkliche Noth klagten. Der Kaiser hatte dabei Goldrollen mit 12, 25, 50 bis 100 Dukaten vor sich auf seinem Tischchen stehen und beschenkte mit verschwenderischer Freigebigkeit die Audienzbrüder. Ihre Frechheit stieg mit des Kaisers Güte, und es wird als bestimmte Thatsache erzählt, daß ein solcher Audienzbruder, als er vor dem Kaiser knieend ein solches „Skarnizel“, wie man in Wien sagte, empfangen hatte, selbst auf den Tisch griff und mit den Worten: „bei Gott und bei dem Kaiser darf man ohne Scheu bitten,“ sich noch ein zweites herabholte, was den frommen Fürsten mehr zum Mitleid mit der Verelendung der Menschen, als zum Zorn über ihre Unverschämtheit bewog. Auch hat es wegen dieser ungemessenen und etwas unterscheidungslosen Freigebigkeit bei Leopolds Zeitgenossen ebenso wenig an Naserümpfen und selbst an Vorstellungen von Seiten der ihm Nahestehenden gefehlt, als an Tadel bei der Nachwelt. Leopold ließ sich aber in diesem Punkte auf Nichts ein, sondern antwortete in bezeichnender Weise: „Andere Fürsten haben Mätressen, man lasse mir meine Armen.“

Die Musterhaftigkeit des kaiserlichen Familienlebens habe

ich schon berührt; bei einem Manne von so hoher Tugend verstand es sich von selbst, daß er ein treuer, zärtlicher Gemahl, ein sorgsamer, liebender und strenger Vater war.

Bei klarem Bewußtsein ohne sinnebetäubende Schmerzen sterbend, konnte dieser Kaiser mit gutem Gewissen auf eine lange Regierung voll schwierigster Aufgaben zurückschauen. Es war ihm ohne Zweifel Vieles nicht gelungen, was er angestrebt hatte. Ungeachtet der geregelten Thronfolge, der Befreiung vom türkischen Joche, der Vereinigung mit Siebenbürgen, war Ungarn dennoch unzufrieden und im Aufstand; trotz der Schlacht bei Höchstädt dauerte der große europäische Krieg mit seinen Wechselfällen fort, und weder das Königreich Preußen, noch das Kurfürstenthum Hanover änderten Etwas daran, daß das deutsche Reich eine in sich selbst zusammenfallende Ruine war. Allein die habsburgische Monarchie stand fest gegründet auf der Politik des positiven Rechts und der positiven Religion, und der Kaiser, welcher diese Politik im Wesentlichen mit folgerichtiger Treue während eines halben Jahrhunderts gehandhabt hatte, konnte sterben mit der Ruhe eines ehrlichen Mannes und eines treuen Dieners Gottes, und gleichzeitig mit dem bei Monarchen etwas seltenen, bei Leopold ganz zweifellosen Troste, daß er in allen Tugenden des Privatlebens für seine Unterthanen ein leuchtendes Vorbild, in katholischer Frömmigkeit eine Zierde der Kirche gewesen. Was er an Thatkraft und politischem Genie nicht besaß, das hatte ihm Gott zur Belohnung seiner Tugend durch die wunderbaren Rathschlüsse seiner Vorsehung hinzugelegt. Sein Reich war größer, blühender und glücklicher, als er es übernommen hatte.

---

# Schlußwort.

Die Geschichte der Vergangenheit kann der Gegenwa
kaum irgend einen größeren Nutzen bringen, als wenn
ihr den Weg zeigt zur Demuth. An dem Gegenth
dieser christlichen Haupttugend leiden wir Alle, im Groß
und Kleinen, im Einzelnen wie im Gesammten. Darı
blicken wir auch mit einem nicht gerechtfertigten Grade v
Geringschätzung auf solche Perioden der Geschichte zurü
wie jene Leopolds I. Es ist wahr: fürstlicher Absolut
mus in einem erst allmälig werdenden Staatsleben, socia
Elend unter vielen und furchtbaren Kriegen, religiöse Glei
giltigkeit unmittelbar nach dem Schluß der wildesten (
geblich religiösen Kämpfe verzerren und verunstalten d
Bild einer Zeit, in welcher insbesondere der deutsche P
triot für seine nationalen Wünsche und Hoffnungen we
ger Trost und Freude findet, als ihm lieb wäre. Allı
gänzlich übertrieben und grundlos ist, wie ich schon
Eingang dieser Arbeit anzudeuten mir erlaubte, und be
Rückblick auf die durchmessene Bahn frohen Muthes zu
haupten wage, die Meinung, daß in jener zweiten Hä
des 17. Jahrhunderts nur wenig Bedeutsames für uns
Nation vorhanden, daß sie für uns eine leere und unfru
bare Epoche sei. Der doppelte Riesenkampf Deutschlar
und Oesterreichs gegen den Mohamedanismus und
Franzosenthum, trotz aller Schwankungen im Großen ı
Ganzen siegreich durchgeführt, der nach dem Sturze
Lobkowitz eingetretene Umschwung der habsburgischen P
tik, ihre dauernde Bekehrung zu den Grundsätzen, we
Oesterreich seither mächtig gemacht und erhalten haben,
Entwicklung Brandenburgs zu einer zweiten großen Rei
macht, welche den Keim Alles bis zur heutigen Stunde

Deutschland Geschehenen fertig in sich trug, die großartige Stellung des heiligen Stuhles als Vermittlers einer christlichen Allianz gegen die Türken und damit gegen Ludwigs' XIV. treulose Selbstsucht, der von Selbstbeherrschung geschärfte politische Blick des Kaisers Leopold bei seinem Bunde mit dem protestantischen Oranier und der niederländischen Republik, die Bloslegung der innersten Charakterzüge des deutschen Particularismus in dem Verrath Maximilian Emmanuels und seines Bruders — das sind, ganz abgesehen von der persönlichen Würdigung des römischen Kaisers deutscher Nation, um welchen die Ereignisse sich gruppiren, und von den ergreifenden Vorgängen im Innern der habsburgischen Monarchie, zweifellos geschichtliche Stoffe von tiefer und ernster Bedeutung.

Allein die Geschichte belehrt den sinnigen und denkenden Leser besser durch sich selbst, als durch weitläufige Betrachtungen des Erzählenden. Ich beschränke mich daher bei diesem Schlußwort auf zwei Gegenstände, welche ich aus der reichen Fülle des vorliegenden Stoffes besonders hervorzuheben durch eine Reihe von Gründen veranlaßt bin.

Der erste Punkt ist die Person Leopolds I. und die Beurtheilung derselben durch die zur Zeit in Deutschland den Markt beherrschende nationalliberale Geschichtschreibung. Wenn man sich in der deßfallsigen Literatur umsieht, so kann man bei jedem Schritte der Behauptung begegnen, das historische Urtheil über diesen Kaiser stehe ein für allemal fest, darüber lasse sich Nichts Neues und Nichts Besseres mehr sagen, er sei ein erträglich braver Privatmann und dabei ein Betbruder, im Uebrigen aber ein vollkommen schwacher Herr, mit andern Worten ein Tropf von einem Monarchen gewesen. Vertieft man sich aber ein wenig in die Geschichtschreiber der leopoldinischen Zeit selbst,

oder tritt man gar den eigentlichen Quellen näher, so überzeugt man sich, daß das besagte nationalliberale Geschichtsurtheil falsch, wo nicht gefälscht ist. Man erkennt, wie Leopolds Person und seine Politik bei den Zeitgenossen mit gutem Grunde in hoher Achtung stand, und man lernt einsehen, daß das Schwankende, Unsichere und Unvollständige in seinen Regierungshandlungen weit weniger Folge seiner Unkenntniß oder Verkehrtheit, als das Ergebniß vorgefundener, zwingender Verhältnisse und das Verschulden ungenügender Vollzugsorgane war. Die unbefangene und parteilose Geschichtsforschung wird Leopold I. nie zu einem politischen Genius stempeln; sie wird immer anerkennen, daß er als öffentlicher, politischer Charakter nicht entfernt die Höhe erreicht hat, auf welcher wir ihn als einzelnen, nach sittlichem Fortschritt und religiöser Erhebung ringenden Menschen erblicken. Sie wird aber sein bewußtes, beharrliches, unerschütterliches Arbeiten nach bestimmten politischen Zielen immer mehr anerkennen, und dieser Gegenstand wird einen neuen Beleg bilden für die schon an so vielen Gegenständen erprobte und noch zu erprobende Wahrheit des Satzes: Wie traurig muß es um eine Wissenschaft bestellt sein, welche so sehr der Unwahrheit, der Entstellung geschichtlicher Thatsachen und Zustände dient, bloß um auf allen Gebieten und bei allen möglichen Veranlassungen dem nämlichen vorgesteckten Ziel und vorgefaßten Gedanken blindlings nachzujagen, nämlich der Bekämpfung des positiv kirchlichen Christenthums und der Unterwerfung Deutschlands unter die Grundsätze der religiösen und politischen Verneinung! —

Die zweite Bemerkung, welche ich hier zum Schlusse anknüpfen muß, bezieht sich auf die **politischen Gedanken und Ziele** selbst, welche Leopold I. verfolgt hat.

In seiner Zeit war die alte, wahre, mittelalterliche Idee vom römischen Kaiserthum deutscher Nation als der über alle Lande der Christenheit sich verbreitenden obersten Schutzmacht des Rechtes auf Erden, die in unzertrennlichem Bunde steht mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche, — diese für ihre Zeit großartige, aber keineswegs für alle Zeiten haltbare Idee war zertrümmert, und die Trümmer lagen in Gestalt des deutschen Reichskörpers mitten auf dem Boden Europa's herum. Die alten Formen bestanden noch, sie hatten auch nicht allen practischen Werth verloren; aber sie hatten ihre wesentliche frühere Bedeutung eingebüßt. Diese Sachlage entging dem damaligen Träger der kaiserlichen Würde keineswegs, und eben deßhalb erkannte er es als seine Aufgabe, ein neues Staatswesen von europäischer Machtstellung zu begründen, das im Stande wäre, auf selbständiger Grundlage und nöthigenfalls auch ohne das Reich seine politischen Zwecke zu erreichen. Leopold I. war in der That der erste Habsburger, der diesen Gedanken gehabt und selbständig verfolgt hat. Denn Karl V. war noch ganz in den alten Vorstellungen vom römischen Kaiserthum befangen, und die Thätigkeit seiner Nachfolger bis auf Ferdinand III. verzehrte sich vollständig im Kampf gegen den Protestantismus und gegen die Territorialsouveränetät. Auch Leopold I. war noch römischer Kaiser der Deutschen, und hielt sogar Viel auf die damit verbundene „grandeur und splendeur." Allein er war der Erste, der sich wesentlich als österreichischer Monarch begriff: er war, anderthalb Jahrhunderte bevor sein Nachkomme Franz II. diesem Gedanken den modernen Ausdruck verliehen hat, der erste Kaiser von Oesterreich. Darin, und in seinem beinahe resignirt nachgiebigen Verhalten gegen Brandenburg, lag aber zugleich da-

mals schon die Möglichkeit eines Ausscheidens d
habsburgischen Monarchie aus dem Reich a
gesprochen.

Dieser neugegründeten österreichischen Monarchie aber h
Leopold, theils bewußt, theils mit instinktmäßiger Berü
sichtigung ihres geschichtlich gewordenen Wesens, einige ga
bestimmte Grundsätze als Leitsterne der Politik vorgeste
von welchen abzuweichen für Oesterreich, so oft es gesche
eine Quelle des Unglücks war, und, sofern es einmal dauer
geschieht, die Ursache des Unterganges sein muß. Die ei
fachsten Dinge enthalten meistens die größten Wahrheite
und die letzteren lassen sich fast immer in einfachen Wort
sagen. So wird auch keine diplomatische Gespreiztheit u
keine staatsmännische Großthuerei, weder dießseits noch je
seits der Leitha, über die Wahrheit hinauskommen, daß Oest
reich seine Bedeutung und seinen Beruf in der Geschich
und damit seine Berechtigung zur Existenz nicht in der orie
talischen und nicht in irgend einer anderen Frage zu such
hat, sondern in der Wahrung des Rechtes und d
conservativen Interessen einerseits, in dem Charakt
eines wesentlich römisch-katholischen Staates and
rerseits. Aufgebaut durch eine Ansammlung einzelner hist
rischer Thatsachen und Rechtsgründe, aus den verschiedenst
Völkern und Stämmen zusammengesetzt und darum a
die schonlichste Beachtung und allmälige Weiterführung d
einzelnen hingewiesen, verläugnet Oesterreich die Bedingu
gen seiner Existenz, sobald es nach abstracten Theorien u
Schablonen handelt. Concret ist dieses Staatsgebilde
der vollsten Bedeutung des Wortes; conservativ m
es sein, wenn es nicht seinen Feinden eine Freude nach d
andern bis zur letzten und größten bereiten will. Und d
katholische Charakter des Ganzen beruht nicht nur a

dem Katholicismus des Herrscherhauses, sondern auf jenem der breiten Masse des Volkes, der Steuern und Armeen liefernden Landbevölkerung. Weder die Juden Wiens und Galiziens, noch die Protestanten Ungarns ändern an dieser Thatsache Etwas, gerade so wenig, wie die französischen Freidenker daran Etwas zu ändern vermögen, daß Frankreich ein katholisches Land ist.

Man mag diese Ansichten bei der augenblicklichen Strömung der Geister reactionär schelten, obwohl sie es nicht sind. Mir fällt nicht ein, zum leopoldinischen Absolutismus auch nur im geringsten Punkte zurückkehren zu wollen. Ich behaupte aber, daß das Wesentliche und dauernd Gesunde der Politik jener Tage auch in den jetzigen und künftigen staatlichen Formen Oesterreichs aufrecht erhalten und angewendet werden kann, und daß, wenn man den Weg hiezu nicht findet, der Staat seinem Untergang zugeführt wird. Die Zukunft mag entscheiden.

Nicht nur für Oesterreich, sondern auch namentlich für unser jetziges deutsches Reich ergibt sich aus der Geschichte Leopolds noch eine Lehre, die ebenfalls so einfach ist, daß man sich fast schämt, sie drucken zu lassen, und der gleichwohl immer von Neuem entgegengehandelt wird. Es ist die alte Wahrheit, daß das Ausland seine Kraft gegen uns in unserer eigenen Uneinigkeit schöpft und daß ihm zur steten Erhaltung dieses deutschen Reichs-Unfriedens nichts besser dienen kann, als wenn man die Deutschen, ein im Ganzen genommen ernsthaft religiöses Volk, in religiösen Gegensätzen an einander hetzt. Die Erkenntniß dieser Wahrheit war in Leopold I. so klar und entschieden vorhanden, daß sie ihn sogar zu dem ewig erfolglosen Versuch bestimmte, die religiösen Gegensätze äußerlich zu vereinigen. Dieser Versuch mißlang; aber friedlich mit einander unter

einem Dache zu leben, das ist keine Unmögl
Soll denn die Leidenschaft und starre Heftigkeit der
schen auch die Erreichung dieses gemäßigten Zieles fo
fort unmöglich machen?

Ich weiß es nicht; ich glaube auch nicht, daß a
religiösen Kämpfen dieser Tage das neue deutsche R
Grunde geht. Solch' eine politische Schöpfung, in
Anfängen bereits unter Leopold I. deutlich sichtbar, g
und gekittet durch furchtbar viel Menschenblut, hat ei
kes und zähes Leben. Aber wenn wir auch nicht vo
zu Grund gehen, so können wir uns doch entsetzli
Unglück und Elend aufladen, das füglich zu sparen
wenn man lernen wollte aus den Geschicken und au
Leiden vergangener Tage.

---



